Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

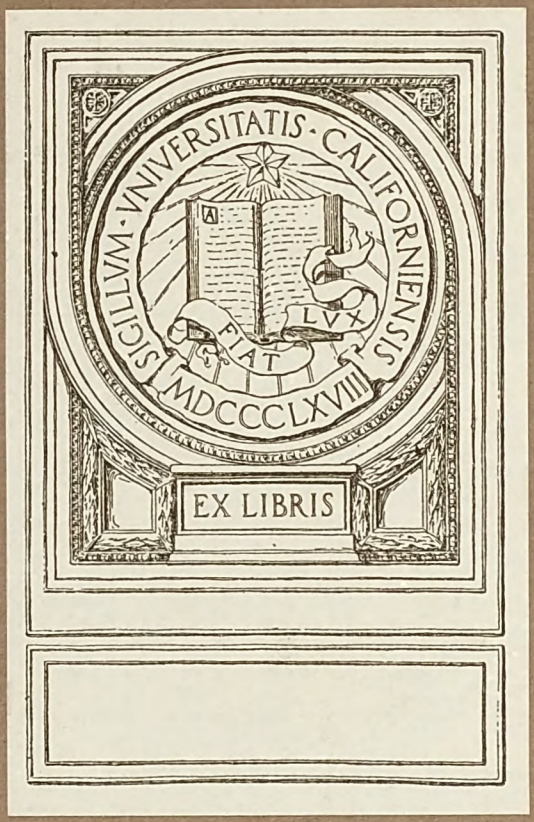
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE HOREN

ZEITSCHRIFT DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEGEBEN

VON

HANNS MARTIN ELSTER

UNIV. OF CALIFORNIA

ERSTER JAHRGANG

HOREN VERLAG / BERLIN

1925

Digitized by Google

AP30
H7
v.1

UNIV. OF
CALIFORNIA

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

ESSAY

Seite

Theodor Däubler: Tinos 297
Kasimir Edschmid: Anatole France 83
Hanns Martin Elster: Der Weg und das Ziel 1
Hanns Martin Elster: Hermann Kesser 58
Hanns Martin Elster: Die neue Generation 104
Hanns Martin Elster: Der Weg zum ewigen Deutschtum 195
Richard von Schaukal: Selbstdarstellung 369
Wilhelm von Scholz: Rede auf Deutschland 97
Richard Sexau: Prometheus oder Thersites 381
Martin Strasser: Das Wunder des Goetheschen Eros 8
Conrad Wandrey: Hölderlins Wanderungshymne 20
Reinhard Weer: Stunden mit Unruh 284
Stefan Zweig: Die heilige Schar, Vorklang zu einem Hölderlin-Bilde 14

EPIK

Hermann Burte: Der Pflasterstein, eine parabolische Erzählung 212
Hermann Burte: Ich denke an Dura 221
Maurice de Guérin: Die Bacchantin ⟨übersetzt von Eckart von Sydow⟩ 176
Victor Curt Habicht: Zauber der Kindheit 318
Carl Hauptmann: Schwermut 48
Edlef Köppen: Willkommen und Abschied 111
Max Krell: Der Henker, Novelle 33

LYRIK

Manfred Berger: Acht Gedichte 184
Hermann Burte: Lied an die Seele 199
Hermann Burte: Gedichte aus »Ursula« 200
Hermann Burte: Große Mutter 220
Hermann Burte: Sterbender Balzac 224
Hermann Burte: Tischgebet 226
Theodor Däubler: Hymne der Liebe 101
Cajetan Maria Freund: Sonette aus dem Italienbuch 278
Victor Curt Habicht: Post Vanitatem 17
Alfred Hein: Gedichte 379
Hermann Kasack: Asiatische Gottheit 110
Ludwig Kricheldorff: Zwölf Gedichte 169
Alexander Lernet-Holenia: Jambische Trimeter 18
Alexander Lernet-Holenia: Der Frühsommer 243

Digitized by Google

Seite

W. H. J. Maaß: An die Geliebte 277
Rudolf Majut: Zwei Sonettreihen 145
Walter von Molo: Bekenntnis 41
Alfons Paquet: Drei Gedichte 24
Heinz Ludwig Raymann: Magischer Mond 366
D. H. Sarnetzki: Zehn Sonette 42
Albrecht Schaeffer. Zehn Gedichte aus zehn Jahren 306
Richard von Schaukal: Flügel 378
Wilhelm von Scholz: Rollender Zug 128
Rudolf Alexander Schröder: Neue Römische Elegien 8
Max Sidow: Gott zu empfangen 109
Max Sidow: Heut wie Gestern 168
Arnold Ulitz: Drei Gedichte 345
Josef Winckler: Paterschwänke 256

DRAMA

Carl Hauptmann: Drei Szenen ⟨Aus dem Nachlaß⟩ 247
Hermann Kesser: Rettung, Drama in einem Aufzug 63
Armin Renker: Abdon, ein Kammerspiel 347
Erik-Ernst Schwabach: Irdische Komödie, Das Vorspiel und der erste Akt 152

KUNST

Hanns Martin Elster: Ludwig Dettmann ⟨mit 15 Abbildungen⟩ 331
Alfred Kuhn: Karl Hofer ⟨mit 16 Abbildungen im Text und einer Kunstbeilage⟩ . . . 131
Hermann Schmitz: Adolf Strübe ⟨mit 16 Abbildungen im Text und einer Kunstbeilage⟩ 229
Julius Zeitler: Georg Alexander Mathéy ⟨mit 19 Abbildungen im Text und einer Kunstbeilage⟩ 49

* * *

Digitized by Google

BÜCHERSCHAU

	Seite
Karl Anton: Hans Thoma	397
L. Achim v. Arnim: Trösteinsamkeit	190
Johannes R. Becher: Drei Hymnen	95
Johannes R. Becher: Hymnen	95
Rolf Berg: Die Beichte des Dritten	387
Ernst Bertram: Nornenbuch	389
Ernst Billinger: Über die Äcker	391
F. W. Bischoff: Gezeiten	391
Max Bittrich: Der Sünder	391
T. Blanckmeister: Goethe und die Kirche seiner Zeit	395
W. v. Bode: Adriaen Brouwer	293
W. v. Bode: Bertoldo und Lorenzo dei Medici	293
Helmut de Boor: Schwedische Literatur	290
Rudolf Borchardt: Vermischte Gedichte	96
Rudolf Borchardt: Altionische Götterlieder	189
Rudolf Borchardt: Tacitus' Deutschland	189
Rudolf Borchardt: Die großen Trobadors	189
Jakob Boßhart: Gedichte	388
Robert Boßhart: Singender Brunnen	392
Hans Brandenburg: Pankraz der Hirtenbub	387
Georg Brandes: Michelangelo Buonarotti	90
Georg Brandes: Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts	291
Felix Braun: Wunderstunden	388
B. Brentano: Briefe an Ophelia	390
Briefe an Cotta	394
Briefe der Elise v. Türckheim geb. Schönemann	394
A. E. Brinckmann: Michelangelos Zeichnungen	396
Leo Bruhns: Die deutsche Seele der rheinischen Gotik	89
Jacob Burckardt: Die Kultur der Renaissance in Italien	89
Jacob Burckardt: Cicerone	89
S. di Casanova: Wald und Elemente	390
H. F. Christians: Der wehende Gott	388
Camille Coror: Briefe aus Italien	294
Charles de Coster: Smetse, der Schmied, mit Bildern von Alfred Kubin	190
P. J. Cremer: Johannes Greferath	400
Hans Curjel: Holzschnitte Hans Baldung Griens	293
Th. Däubler: Päan und Dithyrambos	389
Th. Däubler: Attische Sonette	389
Albert Daudistel: Die lahmen Götter	193
Wilh. Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung	290
Wilh. Dilthey: Die geistige Welt	290
Dostojewski: Brüder Karamasow	296
Annette v. Droste-Hülshoff: Werke ed. Elster	92
Max Dvořák: Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck	395
Walther Eidlitz: Die Laufbahn der jungen Clothilde	387
Erzähler, klassische Deutsche, herausgegeben von Julius Zeitler	192
Konrad Escher: Die Kunst der Renaissance	292
H. Esswein und W. Hausenstein: Das deutsche Bild des XVI. Jahrhunderts	88
Anton Faistauer: Neue Malerei in Österreich	400
Heinrich Federer: Papst und Kaiser im Dorf	193
Hans Feigl: Jahrbuch deutscher Bibliophilen	188
Caesar Flaischlen: Das Buch unserer deutschen Dichtung	291
W. Fraenger: Hercules Seghers	397
W. Fraenger: Callots neu eingerichtetes Zwergenkabinett	397
Hans Franck: Gottgesänge	392
Hans Franck: Eberhard Viegener	400
Gustav Frenssen: Lütte Witt	193
R. Friedenthal: Demeter	390
Max J. Friedländer: Altniederländische Malerei	88
C. D. Friedrich: Bekenntnisse	398
Adele Gerhard: Lorelyn	192
Glaser-Meier-Graefe-Fraenger-Hausenstein: Max Beckmann	399
Goethes Briefe: Auswahl von *Philipp Stein*	91
Goethes Werke: Herausgegeben von *O. Hesslinghaus*	392
Goethe: Von deutscher Baukunst	393
Goethe: Römische Elegien	393
Goethe: Die schönsten Essays	393
Goethe-Kalender auf das Jahr 1925	393
Goethes Briefwechsel mit Zelter: Herausgegeben von *M. Sabia*	393
Goethes Epen: Herausgegeben von *E. A. Boucke*	393
Goethes Faust: Herausgegeben von *Robert Petsch*	393
Goethes Gedichte: Herausgeg. von *E. A. Boucke*	393

Digitized by Google

Seite

Goethes Pandora, mit Holzschnitten von *L. v. Hofmann* 393
Goethes westöstlicher Diwan: Herausgegeben von *R. Richter* 393
Ur-Goethe. Herausgegeben von *Josef Hofmiller* 393
Vincent van Gogh-Mappe, mit Einleitung von *Oskar Hagen* 191
Nikolaus Gogol: Der Revisor, mit Steinzeichnungen von *le Pasetti* 190
Nikolaus Gogol: Ausgewählte Werke *(Meyer)* 295
Nikolaus Gogol: Ausgew. Werke *(A. Langen)* 295
Iwan Goll: Der Eiffelturm 391
Eberhard Gothein: Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation 90
Maxim Gorki: Erlebnisse und Begegnungen . 296
Maxim Gorki: Gesammelte Werke 296
Chr. D. Grabbe: Werke ed. P. Friedrich . . . 92
H. G. Graef: Goethe 394
H. Graumann: Altdeutsche Lyrik 390
Otto Grautoff: Ferd. v. Rayski 398
Ferd. Gregorovius: Lucrezia Borgia 89
W. Grohmann: E. L. Kirchners Zeichnungen . 399
Cornelius Gurlitt: Deutsche Kunst seit 1800 . 292
Ernst Haeckel: Gemeinverständliche Werke . 91
Paul Hambruch: Faraulip, mit Lithographien von Georg A. Mathéy 190
A. von Hatzfeld: Gedichte 391
Gerhart Hauptmann: Insel der großen Mutter 192
Gerhart Hauptmann: Fasching 386
Alfred Hein: Neue Gedichte 392
Franz Hein: Wille und Weg 397
Peter Hille: Leuchtende Tropfen 95
Leopold Hirschberg: Der Taschengoedeke . . 188
Hölderlin: Werke ed. E. Lichtenstein 92
Hölderlin: Hymnen und Elegien 189
August Hoff: Thorn Prikker und die neuere Glasmalerei 400
August Hoff: Die religiöse Kunst J. Th. Prikkers 400
E. T. A. Hoffmann: Werke ed. W. Harich . . 92
H. v. Hofmannsthal: Deutsche Epigramme von Goethe bis Hebbel 189
Walther von Hollander: Gegen Morgen . . . 194
A. Holitscher, Stefan Zweig: Frans Masereel . 400
Karl v. Holtei: Goethe und sein Sohn 394

Seite

Arno Holz: Kindheitsparadies 388
H. H. Houben: Kleine Blumen, kleine Blätter . 292
H. H. Houben: J. P. Eckermann 394
G. F. Jansen: Lieder, Bilder, Balladen . . . 388
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg 393
H. Jobst: Antinoos, Gedichte 390
Carl Justi: Diego Velazquez und sein Jahrhundert 398
Franz Kafka: Ein Hungerkünstler 193
R. Kaulitz-Niedeck: Die Geele Box 394
H. v. Kleist und Adam H. Müller: Phoebus 190
F. G. Klopstock: Gericht und Höllenfahrt, ed. H. Lütcke, mit Bildern von Fritz Beyer . . . 189
F. G. Klopstock: Der Tod Adams 189
Fritz Knapp: Die künstlerische Kultur des Abendlandes 87
A. Koelsch: Gottfried Wind 397
Alfred Kuhn: Aristide Maillol 294
Franz Landsberger: Heinrich Wölfflin . . . 87
Otto Larsen, erster Band der Norddeutschen Graphiker 296
Lavater, Die Sammlung: I. Lavater und die Seinen, herausgegeben von Eduard Castle, II. Goethe und sein Kreis, ausgewählt von R. Payer von Thurn, herausgegeben von Eduard Castle 191
Erich Lechleitner: Bild- und Schnitzwerk . . . 400
Lermontow: Ausgewählte Werke (Meyer) . . 295
H. Lersch: Mensch im Eisen 390
N. S. Lesskow: Gesammelte Werke 295
G. Chr. Lichtenberg: Werke ed. R. K. Goldschmidt. 92
Karl Lieblich: Die Welt erbraust 194
Kurt Liebmann: Kreuzigung 96
Detlev von Liliencron: Adjutantenritte . . . 95
Wilhelm Loew: Goethe als religiöser Charakter 395
Valerian von Loga: Die Malerei in Spanien vom 14.–18. Jahrhundert 88
Emil Ludwig: Rembrandts Schicksal. 293
Eugen Lüthgen: Die romantische Plastik in Deutschland. 88
Arthur Luther: Geschichte der russischen Dichtung 295
Arthur Luther: Tolstoi, Tagebuchblätter und Briefe 295
Konrad Mack: Rudolf Schaefer. 397

Digitized by Google

	Seite
Richard Malß: Goethe—Freundinnen	394
Heinrich Mann: Der Kopf	385
Thomas Mann: Der Zauberberg	192
Thomas Mann: Herr und Hund	386
Ludwig Marcuse: Weltliteratur der Gegenwart	291
Frans Masereel: Die Passion des Menschen	399
Julius Meier-Graefe: Degas	293
Julius Meier-Graefe: Der Zeichner Hans von Marées	398
Meisterwerke der russischen Bühne (Meyer)	295
D. S. Mereschkowski: Peter und Alexej	296
D. S. Mereschkowski: Tut-ench-Amon auf Kreta	296
Victor Meyer-Eckhardt: Die Möbel des Herrn von Berthelémy	387
Walter von Molo: Bobenmatz	388
Walter von Molo: Fugen des Seins	193
Walter von Molo: Auf der rollenden Erde	388
Walter von Molo, Gesammelte Werke	193
Walter von Molo: Der Roman meines Volkes	193
A. Mombert: Ataïr	389
A. Mombert: Thron der Zeit	391
Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart	290
Christoph Netzle: Fräulein Mozart	94
Walter G. Oschilewski: Auf flammender Brücke	96
Ossians Werke ed. Franz Spunda	92
Alfons Paquet: Prophezeiungen	93
A. Frh. von Pastor: Die Fresken der Sixtinischen Kapelle	396
W. Pastor: Das Leben Albrecht Dürers	397
Jean Paul: Flegeljahre, mit Bildern von Herm. Ebers	190
Wilh. Erich Peuckert: Luntroß	193
H. Pfannmüller: Goethe und das Kirchenlied	395
Kurt Pfister: Vincent van Gogh	294
Die Piper-Drucke	191
Otto Pniower: Goethe in Berlin und Potsdam	394
K. Pollhammer: Jacques Callot	397
Puschkin: Ausgewählte Werke (Meyer)	295
Puschkin: Novellen und Romane (Beck)	295
Joh. Reichelt: Josef Hegenbarth	400
B. Reiffenberg, W. Hausenstein: Vermeer van Delft	396
Max Reuschele: Dom der Seele	388
Hans Rhaue: Das Exlibris	188
R. M. Rilke: Duineser Elegien	389
R. M. Rilke: Sonette an Orpheus	389
Joseph Roth: Die Rebellion	193
Joseph Roth: Hotel Savoy	193
Max Rychner: G. G. Gervinus	289
Arthur Sakheim: Das jüdische Element der Weltliteratur	292
Michael Saltykow: Geschichten und Märchen	295
Max Sander: Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts	188
Albrecht Schaeffer: Das Prisma	386
E. L. Schellenberg: Buch der deutschen Romantik	292
F. A. v. Scheltema: Josef Weiß	400
W. und Fr. Schlegel: Das Athenaeum	190
Ernst Schmitt: Die Heimkehrer	94
Friedrich Schnack: Die goldenen Äpfel	386
Friedrich Schnack: Die Hochzeit zu Nobis	386
Friedrich Schnack: Vogel Zeitvorbei	391
Friedrich Schnapp: Heinrich Heine und Robert Schumann	190
F. J. Schneider: Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus	290
Martin Schongauer: Handzeichnungen	397
Albert Schramm: Taschenbuch für Exlibris-Sammler	188
Rudolf Alex. Schröder: M. T. Cicero, Cato der Ältere über das Greisenalter	189
Rudolf Alex. Schröder: Vergils Georgika	189
Paul Schubring: Die Architektur der italienischen Hochrenaissance	89
Rudolf Sieck: Von der Landschaft	397
Max Slevogt: Randzeichnungen zu Mozarts Handschrift der Zauberflöte	189
Max Slevogt: Katalog	398
Martin Sommerfeld: Hebbel und Goethe	395
Carl Spitteler: Prometheus der Dulder	193
Fr. Spunda: Gottesfeuer	392
Fritz Stahl: Max Kruse	294
Wolfg. Stammler: Deutsche Literatur vom Naturalismus	290
Hermann Stehr: Peter Brindeisener	192
Paul Steiner: Römische Landhäuser im Trierer Bezirk	89

Digitized by Google

	Seite
R. Steiner: Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung	395
Carl Sternheim: Gauguin und van Gogh	386
Karl Stirner: Bildermappe	397
Hermann Sudermann: Romane und Novellen	91
Eckart von Sydow: Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit	87
Emil Szittya: Malerschicksale	294
Tarassoff-Rodionoff: Schokolade	94
Frank Thiess: Der Leibhaftige	94
Ludwig Thoma: Gesammelte Werke	90
P. Thun-Hohenstein: Sonette	390
Ernst Toller: Schwalbenbuch	96
A. K. Tolstoi: Iwan der Schreckliche	296
Tolstoi: Gesammelte Novellen	295
Tolstoi: Sewastopol, Polikuschka, Jugenderinnerungen	295
A. N. Tolstoi: Aëlita	296
Turgenew: Novellen	295
Arnold Ulitz: Das Testament	93
Arnold Ulitz: Der Lotse	390
Regina Ullmann: Die Barockkirche	387
A. Ullrich: Wilhelm Meister als Schlüsselroman	395
Erich Walther Unger: Ewig in Versuchung	96
Rudolf Unger: Literaturgeschichte als Problemgeschichte	290
Karl Viëtor: Geschichte der deutschen Ode	292
Julius Vogel: Goethe in Venedig	394
Ambroise Vollard: Degas	294
Ambroise Vollard: Renoir	294
Richard Voss: Ausgewählte Werke	90
Richard Voss: Aus einem phantastischen Leben	90
Heinr. Leop. Wagner: Gesammelte Werke	92
Robert Walter: Jahrbuch deutscher Erzähler	192
Armin T. Wegner: Die Straße mit den tausend Zielen	95
Friedrich Wendel: Hans Baluschek	399
Franz Werfel: Beschwörungen	95
Curt Wesse: Die Himmelstiere	387
F. J. Weinrich: Mittag im Tal	388
Ernst von Wildenbruch: Gesammelte Werke	90
Kurt Wilhelm-Kästner: Die Eisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge	89
J. J. Winckelmann: Werke, eine Auswahl	395
Margarete Windthorst: Der Basilisk	387
Otto Wirz: Gewalten eines Toren	194
Georg Witkowski: Textkritik und Editionstechnik	299
Georg Witkowski: Goethes Faust	392
G. Witkowski: Cornelia	394
V. Wittner: Sprung auf die Straße	391
H. Wölfflin: Dürers Handzeichnungen	396
Eugen Wolff: Entwicklungsgeschichtliche Goethe-Kritik	395
Xenophon: Anabasis: »Die tapferen Zehntausend« mit Federlithographien Max Slevogts	189
Leopold Zahn: Raffael	396
Paul Zech: Das törichte Herz	387
Heinrich Zille: Berliner Geschichten und Bilder	399
F. Zinkernagel: Goethes Ur-Meister und der Typusgedanke	395
Arnold Zweig: Frühe Fährten	388
Stefan Zweig: Gesammelte Gedichte	398

* * *

Für die Schriftleitung verantwortlich: Otto Aug. Ehlers-Berlin.
Die Druck- und Textausstattung leitete Georg Alexander Mathéy-Leipzig

* * *

Digitized by Google

DIE HOREN

v. 1.

VIERTELJÄHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

UNIV. OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER HANNS MARTIN ELSTER

1924/25 HEFT I

HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

DER WEG UND DAS ZIEL

VON HANNS MARTIN ELSTER

INMITTEN POLITISCHER VERSKLAVUNG, INMITTEN MORALISCHEN ABSCHEUS DER VÖLKER MACHT EUCH DIE KUNST ZU FREIEN, ZU DEN WAHRERN DES GÖTTLICHEN GEISTES. DASS IHR DA SEIN KÖNNT IM STURM DES UNTERGANGS WIE GOETHE, ALS IHM EIN PAAR VERZWEIFELTE DIE NIEDERLAGE VON JENA UND AUERSTÄDT DERGESTALT MELDETEN: „HERR GEHEIMRAT, PREUSSEN IST VERLOREN, DEUTSCHLAND IST VERLOREN," UND GOETHE SIE ANBLITZTE: „WIE KÖNNEN SIE ES WAGEN, ZU SAGEN, DEUTSCHLAND SEI VERLOREN, WO ICH VOR IHNEN STEHE".
(FRITZ VON UNRUH, STIRB UND WERDE 1922)

ALS Schiller im Jahre 1794 seine »Horen« ins Werk setzte, handelte er nicht aus einer äußeren, sondern inneren Notwendigkeit, aus dem Erlebnis der Revolutions- und Kriegsjahre seit 1789, aus der Beobachtung des »Dämons der Staatskritik» und der Rückwirkung dieses Dämons auf den geistigen und seelischen Zustand der Menschheit. Dies Erlebnis und diese Beobachtung weckten in ihm die ewige Sehnsucht nach dem Arkadien des Geistes und der Seele, die so alt ist wie der Paradiesgedanke im Menschen, wie der Mensch selbst. Schiller machte den Versuch, mit seiner Zeitschrift diesem nur von Unwahrhaftigkeit bestreitbaren, dem Menschen angeborenen Trieb zu dienen: er wollte »je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht«, »durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinen.« Er schloß darum die Politik im engeren Sinne, den »unreinen Parteigeist« aus und wünschte: »zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge zu sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen« »sowohl spielend wie ernsthaft« »geschäftig zu sein«. Das Ziel war, »wahre Humanität zu befördern«: durch die Schönheit als Vermittlerin der Wahrheit und durch die Wahrheit als Fundament und Würde der Schönheit.

Schiller hat, nach dem anfangs starken Echo, das seine Zeitschrift fand, doch seine Arbeit wegen schnell nachlassender Teilnahme der geistigen Kreise und des Publikums einstellen müssen: im Sommer 1798. Die Politik jener Epoche vernichtete diese Zeitschrift als periodisches Organ. Nicht aber ihren Geist! Er wirkte in Goethes und Schillers Werk mit unvergleichlich mächtigerem Vermögen weiter.

Dies aber ist das Entscheidende: das Ziel blieb aufrecht und gilt ewig weiter. Die wahre Humanität erfuhr in den seit Schillers »Horen« dahingegangenen hundertunddreißig Jahren als

Digitized by Google

Ziel nur Bestätigung und Klärung. Elementarer und endgültiger ist sie die Forderung unserer Zeit. Der Wege dahin sind viele. Auch die Politik ist einer der Wege. Das sei unbeschränkt anerkannt. Ebenso gewiß ist aber auch, daß die Politik nicht der einzige Weg zu diesem Ziele ist. Unsere Gegenwart neigt nur zu sehr dazu, an die Allmächtigkeit der Politik ‹im weitesten Sinne dieses Wortes› zu glauben. Grade deswegen irrt sie. Es gibt auch noch den Weg Schillers: den Weg der Kunst. Und es gibt auch noch den Weg der Religion.

Wir schlagen hier den Weg Schillers, den Weg der Kunst ein: Zur wahren Humanität durch die Schönheit als Vermittlerin der Wahrheit und durch die Wahrheit als Fundament und Würde der Schönheit. Schillers Vorbild folgen, heißt aber nicht, ihn und seine geistige Welt wiederholen. Nicht zeitfremd noch weltfremd gehen wir unsern Weg: sondern in unserer Zeit und in unserer Welt. Der Unterschied ist nur, daß wir nicht Untertanen unserer Zeit, unserer Welt sind. Wir sind nur dem Absoluten untertan: jener inneren Freiheit, die von Ewigkeit her jeden geistigen, jeden wahrhaft schöpferischen Menschen erfüllt und durch die allein Wahrheit, Schönheit möglich ist. Wir machen uns darum frei vom »Dämon der Staatskritik«, weil wir es sind. Wir streben dem reinen Geiste zu, weil die Sehnsucht nach ihm uns Leben heißt. Wahrhafte Sehnsucht kämpft aber. So kämpfen auch wir, fern der Tagespolitik und doch als ihre Kenner und Erlebenden und darum mit gültiger Distanz zu ihr. Kampf hört am Ziel auf. Diese Zeitschrift ist aber noch nicht am Ziel, noch nicht das Ziel, sie kann es nie sein, denn wo ist die Menschheit schon wahre Humanität? Diese Zeitschrift ist nur der Weg zum Ziele, wie jede Zeitschrift nur ein Weg sein kann.

Auf diesem Wege können die Mittel für die Sehnsuchtserfüllung nur die Werke der schöpferischen Geister sein. Niemals die Werke gebundener Geister. Gebunden ist der Geist, der dem Tage dient. Darum kann hier von Tagespolitik in jedem Sinne keine Rede sein. Hier wirkt sich nur die Politik des Absoluten aus: ohne Tendenz noch Willkür. Mit Wille und Bewußtheit. Je vollkommener die Werke der schöpferischen Geister sind, desto stärker wird auch ihre politische Wirkung und das heißt hier: die Kräfteentwicklung zum Ziel hin sein. Vollkommenheit beruht stets auf innerer und äußerer Wahrhaftigkeit, auf Wesenheit und Formnotwendigkeit. Schiller schritt dem in seinen »Horen« angekündigten Ziele nie stärker zu, als er seinem Wesen, d. h. seiner Natur, Persönlichkeit und Zeit sowie seinem Können gemäß Dichtungen als kräftewedkende Werke im Raume absoluter Freiheit vollendete, Wegbereiter dazu war seine Zeitschrift und deren geistiger Gehalt. So sind auch wir Wegbereiter: im Ziel und in der Distanz zur Tagespolitik mit Schiller einig, nicht aber als seine Nachahmer, Neoklassizisten, Neuidealisten, sondern als Menschen unserer Zeit, unserer Welt, als heutige Kämpfer des absoluten Geistes, deren bestes Kampfmittel das so vollkommen wie möglich dargebotene Werk ist.

Diese Wegbereitung wird immer Bewegung sein. Die Antworten, die der Herausgeber auf die Mitarbeitereinladung und die Bitte um grundsätzliche Stellungnahme zur leitenden Idee der

Digitized by Google

Zeitschrift erhielt, sind Beweis dafür. Darum seien sie hier angefügt. Die Fragestellung lautete, ob der einzelne Autor es für richtig und die Stunde für gekommen halte, sich einmal streng in Schillers Sinne von dem politischen Alltage zu emanzipieren und frei im Reich der Kunst und des Geistes zu erheben, da es m. E. darauf ankomme, die Sehnsucht nach Befreiung von den heutigen Alltagslasten zu sammeln, zu einer Kraft und Strömung zu entwickeln, durch die Kenntnis werde, daß das wahre Menschsein unabhängig vom Alltag im Geistigen und in der Kunst möglich sei. »Jene glückvolle Heiterkeit und Harmonie, die das Klassische ausstrahlt, fehlt unserer Zeit, und ist m. E. doch möglich, wenn einmal nicht rein philosophisch, wie in Darmstadt, sondern bewußt aesthetisch-ethisch, wie in den Werken Goethes und Schillers die Zuwendung zum Geistigen und zur Kunst erfolgt.« Es antworteten:

Rudolf G. Binding

»Das Ziel, dem die neuen »Horen« nach Ihrem Briefe dienen wollen, die Darbietungen durch die sie ihm dienen wollen, wird jeder Mensch von Geist loben und freudig anerkennen. Für die Verwirklichung ist damit freilich noch nichts geschehen.

Wenn Sie Männer von Geist und Haltung versammeln, so brauchen Sie ihnen kein Programm zu geben. Von solchen ist alles an seinem Platz und alles wird dem Ziele sich von selber zuneigen.

Daß »das wahre Menschsein unabhängig vom Alltag im Geistigen und in der Kunst möglich sei«, kann bestritten oder zugegeben werden. Die Anerkennung dieses Satzes steht auf der gleichen Höhe wie die ⟨mittelalterliche⟩ Behauptung, das wahre Menschsein sei in der Betrachtung Gottes möglich ⟨wobei allerdings das Geistige und die Kunst den Vorteil auf ihrer Seite haben, insofern sie unmittelbar mit dem Leben zusammenhängen, wogegen Gott nur durch den Glauben Wahrheit ist⟩.

Die »Horen« haben sich eine Aufgabe gesetzt, die keine Zeitschrift gegenwärtig erfüllt. Das ist richtig; aber so manche Zeitschrift hat sich die gleiche Aufgabe gesetzt. Übrigens ist die Aufgabe in dem Ausnahmefall der »Neuen deutschen Beiträge«, die Hugo von Hofmannsthal herausgibt, ganz und köstlich erfüllt. Aber diese Blätter sind selbst dem kleinsten Teil der Gebildeten unbekannt. »Jene glückvolle Heiterkeit und Harmonie, die das Klassische ausstrahlt« fehlt ja wohl; aber es ist sehr die Frage, ob ein bewußtes Hinwenden zum Geistigen und zur Kunst dies bringen werde. Ich würde alles Unbewußte vorziehen.

Daß Sie den Versuch der »Horen« machen wollen, müssen wir Ihnen danken, und Sie müssen ihn wagen. Meine Bedenklichkeit darf Sie nicht beirren. Aber in einer Zeit wo die Tagesschriftstellerei so angesehen, ja so gut ist wie in der heutigen, wird die Ewigkeitsschriftstellerei noch seltener sein als zu anderen Zeiten. Es gibt Zeiten höchster Sterilität. Die Achtung vor dem Schöpferischen im eigentlichen Sinne ist verwechselt mit der Achtung vor großen Zahlen, schnellen Motorumdrehungen, Rekords, Ausnutzung von Naturkräften und nivellierenden Ideen.

Digitized by Google

Mit dieser letzteren Achtung werden alle jungen Geister, die schöpferisch sein könnten, infiziert wie mit der Syphilis, und dann gedeihen sie nicht mehr.

Ich wünsche Ihnen alles Gute zu dem Unternehmen.«

Theodor Däubler

»Zu Ihrem Unternehmen wünsche ich Ihnen das Allerbeste! Es ist wirklich so, wie Sie sagen: es gibt in Deutschland keine Zeitschrift, die etwas höheren Ansprüchen genügt. Ich glaube, Deutschland steht an schöpferischen Menschen keinem Land, auch Frankreich, durchaus nicht nach. Doch das Gegebene ist gar nicht vorhanden. Die Kunstkritik allerdings, obschon auch durchaus nicht sachlich und von gebildeten Menschen geleitet, ist besser als irgendwo, dafür gibt es keine literarische. Heute fehlt sogar jedes Kampfblatt! Ich möchte Ihnen sagen, daß Ihr Brief mich an einem Tage erreichte, als ich mich sehr lebhaft darüber ausließ, daß es keine Mittel gibt, mit einem besseren Publikum Fühlung zu gewinnen. Man druckt, weil man geschrieben hat — und auf den Zufall hin.«

Kasimir Edschmid

»Ich verdanke Ihnen gern Ihre Zuschrift, zu deren Ziel ich mich bekenne. Da ich vermute, daß Sie nicht peginesische Blumen zupfen wollen, will ich Sie gern unterstützen, wenn Sie den Schauplatz der heute ausgeübten Zeitschriften-Literatur mit der Geste verlassen, die keine Flucht sondern Distanz ist. Ich gestehe, daß mir die meisten Bekenntnisse, sei es für, sei es gegen die Politik, sei es für die Erlösung, sei es gegen den Menschen als solche gewöhnlich verhaßt und verdächtig sind. Aber ohne die Politik als Programm werden Sie ohne Zweifel eine Revue erreichen können, wo nicht nur Zeit und die Kunst sondern auch gute Manieren zu Hause sind.«

Ricarda Huch

»Meine Auffassung weicht zu sehr von derjenigen ab, welche den Kerngedanken der von Ihnen geplanten Zeitschrift bilden soll, als daß ich daran teilnehmen könnte. Ich glaube, daß die Deutschen sich gerade mehr dem Alltag zuwenden sollten — wenn auch in höherem Sinne als jetzt — daß es ihnen besser ist, als das Ideale immer nur in der Kunst suchen zu wollen. Sicher auch nicht in der Philosophie, Darmstadt finde ich schrecklich.«

Alfons Paquet

»Da Sie von mir eine Aeußerung über das Prinzipielle Ihrer Zeitschrift zu haben wünschen, so will ich gestehen, daß sich bei mir die Befriedigung über die hohe Absicht der neuen »Horen« mit einer entschiedenen Skepsis gegenüber der Erwartung vermischt, die Zeitschrift werde, als ein verankertes Floß, wie eine Insel in der leidenschaftlich fließenden, uns umgebenden Zeit gleichsam einen schwebenden Ort einnehmen und behalten können. Schillers »Horen« waren ein Unternehmen, der kühnen Vorsätze und Schwankungen des Schillerschen Geistes würdig, die Zeit-

Digitized by Google

schrift lebte, wenn ich mich recht erinnere, nicht lange. Ein Wiederaufleben dieser »Horen« wäre heute wohl eine noch kühnere Ansage als damals, vor allem aber: ich sehe den Geist nicht, dessen dieses neue Unternehmen würdig wäre; dieser müßte sich auf ein kollektives Wollen stützen können, wie es selbst Schiller in seiner Zeit kaum zu wecken vermocht hat. Ich, der ich viel mehr zur Betrachtung als zum Kämpfen neige, empfinde das Quälende, Dämonische der Staatskritik genug; wie aber soll man diesen Dämon aus den Gassen, den Arbeitsstätten, selbst aus dem Denken der Stillen im Lande vertreiben, wo heute das Antlitz der ganzen Welt durch Staatskritik gezeichnet ist, hat sie nicht recht? Europa mit allem, was es an Unsinn des Staatlichen schon ausgeheckt hat, ist heute der Gegenstand dieser Kritik, die Welt reißt sich in großen Komplexen los von unserem unglücklichen Erdteil, der keine Führung mehr zu geben vermag und fremden Völkern ein Spott und ein Abscheu geworden ist. In den Käfigen unseres heutigen europäischen Lebens ist für ein Menschsein, unabhängig von dem politischen oder außerpolitischen Alltag, keine Möglichkeit mehr, und die »glückvolle Heiterkeit und Harmonie, die unserer Zeit fehlt«, fehlt ihr doch aus Gründen, die aufs engste mit der Abwesenheit aller Geisteskraft in den politischen Führungen zusammenhängt, sie scheint mir auch in einer höchsten Steigerung des ästhetisch-ethischen Bewußtseins und selbst in der innigsten Nachfolge Goethes und Schillers nicht erreichbar zu sein.

Wohl glaube ich, daß die neuen »Horen« durch eine von den Tagesdingen abgelöste Pflege der reinen ästhetischen und ethischen Vorstellungen einem Kreise von Menschen eine Hilfe sein könnten, selbst in einer Zeit wie der unseren das Edle leise und gläubig zu behaupten. Deshalb begrüße ich den Versuch und beglückwünsche Sie dazu. Für den Herausgeber aber, scheint es mir, gilt es, die Klippe zu umschiffen, die aus der Zeitschrift einen Anachronismus machen würde, der eine unbewußte Schuld einschließt und sich zuletzt in einer Selbstanklage rächen müßte.«

Wilhelm Schmidtbonn

»Mit großer Freude begrüße ich Ihre Ankündigung der neuen »Horen«, die wirklich zur richtigen Stunde kommen. Der Politik ihr Recht! Allen aufgewühlten Fragen des Tages ihr Recht! Aber auch nicht mehr als ihr Recht! Es gibt höhere Bedürfnisse, also auch höhere Dinge. Und unter den hundert Millionen, die mit jenen Fragen des Tages ihr Leben ausfüllen, wollen wir wenigen Tausend um so bewußter den Menschheitsfragen einer höheren Ebene uns wieder zuwenden. Das heißt nicht, jene Millionen, die einen auch notwendigen Kleinkampf führen, im Stich lassen, sondern Ihnen das höhere Ziel vor Augen halten, das auch das ihre bleiben muß und das aus den Augen zu verlieren, sie immer in Gefahr sind.«

Wilhelm von Scholz

»Ich persönlich halte es immer für an der Zeit, unpolitisch zu sein, — für mich; ob für die Menschen im allgemeinen, das kann ich nicht beurteilen. Ich habe kein Organ für Politik und

Digitized by Google

Partei. Ich möchte dem politischen und ewig wirtschaftlichen Alltag nicht die Beschäftigung mit Kunst und Geist entgegensetzen, sondern die kosmisch-religiöse Einstellung der Seele, welche nun freilich vor allem auch in der Kunst ihre Offenbarungen findet. Ich bin längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß Kunst etwas ganz anderes ist als ein ästhetisches Spielen und Gestalten. Sie muß in der allgemeinen Anschauung erst den Luxus-, den Bildungs- und den Unterhaltungscharakter wieder einmal ganz verloren haben, ehe man erkennen wird, was sie ist. Ob der Zeitpunkt für eine neue Zeitschrift im Sinne der »Horen« jetzt da ist, das kann nur die Zeitschrift selbst durch Güte und Bedeutung ihrer Beiträge dartun. Ich hoffe und wünsche, daß dadurch die Frage bejaht wird.«

Conrad Wandrey

»Ihren Horen-Plan begrüße ich aufs entschiedenste. Wessen Tätigkeit, wie die meine, fernab von den Ebenen der Politik und des staatlichen Wesens sich entfaltet, der muß wohl zustimmen, und ich weiß mich nicht allein mit dem Gefühl, daß man sich oft in einem Rahmen gedruckt findet und wohl oder übel finden muß, der das Letzte nicht auf seine Weise hebt und bejaht, sondern ihm nur zu oft entgegenwirkt. Gewiß wäre Ihre geplante Vierteljahrsschrift eine Sammelstätte für Ähnlichgesinnte. Die einzige Schwierigkeit scheint nur, um an Schiller anzuknüpfen, von dem Sie ja ausgehen, darin zu liegen, daß die richtige Leitlinie getroffen wird zwischen dem nur Heutigen, Zufälligen, das mit dem Alltag verschwindet, und dem von allen drängenden Wirklichkeitsfragen und Nöten so weit entfernten Schweben in einer blauen Nirgendwelt, daß damit ein Organ, wie das geplante notwendig des Besten verlustig ginge, was es gibt: der wahren Wirkung auf die Innerlichkeit der wertvollen Menschen von heut, zu denen zu sprechen sich ja allein lohnt. Sie werden spüren, was ich damit berührt haben möchte, ohne es näher ausführen zu können, wozu es einer Broschüre bedürfte. Fern ist es mir, mich zum Propagator dessen zu machen, was viele unberufene Menschen heute »Verwirklichung« nennen ‹etwa den schon zu Tod geschwatzten Aktivismus›. Aber ohne einen bestimmten Willen zu einer bestimmten Verwirklichung, ohne eine Idee, die mehr und andres in sich fassen müsste ‹schon weil wir andere sind und die Zeit eine andere wie vor reichlich 100 Jahren› als Schillers Horen-Idee, geht es nicht. Wenn ich unsere wertvolleren Revuen im Geiste vorübergleiten lasse, so ist es eben dies, was ich vermisse, das umrissene Profil, das immanente Auswahlprinzip. Gerade dies tut heute not. Wo noch Form ist, ist sie überholt, oder ihr Prinzip wird vom Politischen herangeholt, oder dem was sich in mannigfachsten, meist trüben Spiegelungen für deutsch hält und ausgibt. Immerhin ist das meinem Dafürhalten nach, noch besser als der Ramsch in Bausch und Bogen, das »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«. Beispiele erübrigen sich, Sie kennen sie selbst. — Also um es zusammenzufassen: »rein menschlich« — gewiß, aber nicht allgemein menschlich, denn da sind wir wohl zu schmerzlich belastet durch ein ganzes Jahrhundert, »über allen Einfluß der Zeiten erhaben«

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

— gewiß, wenn die Zeiten Zeitlein sind und das Ewige zu ersticken drohen. Aber dies Ewige, das sich fast in allem regt, fordert auch immer neue Gestaltung und die mit fördern, säen, spüren dies — so lassen Sie mich Ihre Intention verstehen — scheint mir die Aufgabe, die alleinige, einer neuen Zeitschrift zu sein. Es gibt gewiß keine schönere Aufgabe und ich kann Sie nur zu dem Unternehmen beglückwünschen.«

Josef Winckler

»Was nun die prinzipielle Frage der »Horen« betrifft, so bezweifle ich, ob wir überhaupt vom »Dämon der Staatskritik« uns heute gänzlich befreien können, ja dürfen, denn der Generalunterschied zum Jahre 1794, da Schiller seine Horen als »über allen Einfluß der Zeiten erhaben« in wahrer Humanität begründete, springt doch zu furchtbar in die Augen! Gewiß soll der Dichter auf einer höheren Warte stehen als auf den Zinnen der Partei, aber der wahrhaft schöpferische Deutsche wird jenseits ausschließlicher Parteipolitik doch nicht seine geschichtliche Stellungnahme, d. h. seine Schicksalsgemeinschaft mit dem Volksganzen und damit zur Welt, umgehen können! Die Napoleonische Zeit war nur dynastisch bewegt in allen ihren kriegerischen Verwicklungen, während der Weltkrieg in der Tat nur ein nacktes Völkerringen war, in Ursprung, Führung, Beendigung aus Willen und Leidenschaft der Nationen selber. Die Entente hat diese Tatsache auch staatspolitisch sanktioniert, als sie von der Absetzung des Kaisers, der Ausrottung des Militarismus zur ausdrücklichen »Bestrafung« des ganzen deutschen Volkes überging. Somit ist mir nicht klar, wie eine deutsche geistige Gruppierung lebenswahrhaftiger Künstler sich dieser Mitverantwortung programmatisch entziehen könnte, weder ethisch noch selbst wirtschaftlich, im »reinen Osten Patriarchenluft zu kosten«? Die berüchtigte deutsche Weltfremdheit, der wir letztlich Krieg und Revolution verdanken, würde nur ein neues, bengalisch schönes Osterfeuer feiern auf irgendwelchen vortrefflich idealistischen Wolkenkuckucksgipfeln im edlen Niemandsland! Nicht »die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit«, sondern »die Wahrheit zur Vermittlerin der Schönheit«, will heißen, zur »wahren Humanität und höhern Würde«, gilt es zu entdecken — im umgekehrten Schillerschen Sinne! Und das ist ohne Politik, will hier besagen: auf schöpferisch künstlerischem Gebiet ohne innerste, mitfühlsamste, leidenschaftlichste, heftigste Zeitgestaltung nicht zu erreichen! »Das wahre Menschsein unabhängig vom Alltag im Geistigen und in der Kunst«, wie Sie schreiben, ist uns also heute leider als prinzipielle Haltung nicht mehr möglich, da gerade der »wahre Mensch« bis in seine innersten, leidvollsten wie stärksten Organe zwischen die unerbittlichen Pole dieser Gegenwart gespannt ist. Sie im Geist, durch den Geist überwinden, erlösen, befreien helfen — das gilt's! Ich persönlich wenigstens pfeife auf den nur »ästhetisch-ethischen« Bluff!

Ich denke, wenn Sie, mit Gründlichkeit und Treu, alle ehrlichen Anschauungen zur Diskussion stellen wollen, dürfen Sie auch diese meine unverblümte Antwort im Chor der gewiß vielen,

Digitized by Google

sehr begeisterten Zustimmungen der Öffentlichkeit nicht vorenthalten, zumal jene keineswegs die dichterische Mitarbeit, sondern nur die generelle Einstellung der »Horen« ablehnen muß.«

Stefan Zweig

»Eine Zeitschrift, die heute die Deutschen, wenn auch für Stunden nur von der Politik befreit und in parteilose Sphäre des Geistigen erhebt, erfüllt unbewußt die notwendigste Forderung von Tausenden und Zehntausenden. Soll in dem zerstückten, von Willen und Gegenwillen nach rechts und links gerissenen Deutschland allen ein Weg gemeinsam sein, so ist es zweifellos derjenige der Kunst. Es ist den sechzig Millionen Menschen heute kaum mehr irgend etwas gemeinsam geblieben als die Sprache; in dieser Sprache aber lebt schon unsichtbar ein Höheres, eine Idee, das Spezifische und Urtümliche des deutschen Geistes. Ihn in seinen höchsten Bildungen, Formungen und Gestaltungen erkenntlich zu machen, bedeutet Ziel und Verdienst; unbewußt und unbeabsichtigt dient darum eine Zeitschrift, die frei diese Ideale vertritt, besser als durch alle Politik dem heutigen Tage und der Wirklichkeit.«

* * *

NEUE RÖMISCHE ELEGIEN

VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

SERAFINA

Weile noch, weile, bezaubernder Traum! Verschlossene Lider
Haltet die rosigen mir, haltet die Schatten zurück!
Aber umsonst. Schon blinzt das Licht durch Fenster und Laden,
Grau; und der herbere Wind kündet den kommenden Tag.
Wach ich und finde mich wachend allein? Und über dem schwanken
Haupt zerflattert der Dunst? Ah, und den Händen verweht,
Was sie zu halten vermeint, die Sehnlichen? Find ich mich wachend
Einsam? Bin ich allein? Weile, bezaubernder Traum!
Lieblicher, noch umfängst du mich halb, noch lösen sich wohlig
Rückwärts Sinnen und Herz. Aber die Lampe verflackt
Prasselnd am ranzigen Docht und lischt im Wasser. Ein Tor geht
Auf, und der Hammer im Turm dröhnt mir die Stunden ins Ohr.

Digitized by Google

Tag. Und so schwindet ihr denn, holdselige, schwindet Gestalten!
Nur über'm Herzen wohnt schwebend ein leichtes Gefühl,
Abschied oder Gewähr. — Und wär's denn wirklich ein Traumbild,
Das den Gedenkenden noch schaudernd und wonnig bedrängt?
Zärtlich umwittert mich immer ein Duft, als hauchte mit fremder
Wärme das Linnen mich an. Tief in die Kissen gewühlt
Blieb dem Erwachten die selige Spur. Dich, Mädchen, erkenn ich,
Die dem Entschlummernden sanft zwischen den Armen geruht,
Schlafausatmend, und da dich die Scham vor Morgen erweckte,
Schlichst du, Bescheidene, mir still von der Seite hinweg.

Wärst du geblieben! Wär ich, Kind, aus dumpfem Vergessen
Dir in den Armen erwacht! — Meinst du, der strahlende Gott,
Helios, schaut unhold auf Liebende, seit er den Goldschmied,
Seit er den krummen Hephäst neidisch als Späher bedient?
Wohl. 's ist wahr. Geheimnisse sind bei Tage verloren,
Dreist schwatzt jeglicher aus, was ihm die Sonne verriet.
Nachts schleicht mancher Gesell auf heimlichen Spuren und schaut nicht
Rechts oder links, der Schalk, eigener Fehle bewußt,
Nachts— und redet mir nicht vom Ruhm der keuschen Diane,
Weiß es doch jeglich Kind, was mit Endymion war—,
Nachts mit den Dieben zugleich versucht die Pforten Cupido.
Leicht und lose gelehnt fand er die meinige stets.—

Liebe, wie blickt dein Lager mir fremd, wie fröstelt im Frühlicht
Unser Gemach, wie leer starren die Wände, wie trägt
Überdrüssig der Tisch die Last verbrauchter Geräte!
Dort aber schimmert's am Grund. Kirschen? Wir schmeichelten uns
Mund von Mund die saftige Frucht und lachten und seufzten,
Wenn die Lippen im Spiel lieblich die Lippen berührt.
Süße, du sprachst: „die Nacht geht kühl" — Ich sagte: „Die Nacht ist
Warm, wo Liebende ruhn", löste dein leichtes Gewand
Über der Brust und löste vom Haupt die Nadeln. Da rollten
Dir über Schultern und Hals dunkel die Flechten hinab.
Also saßen wir lang, Umschlungene, saßen versunken,
Selig im stummen Gefühl gleichen Besitzes, — es schwamm

Digitized by Google

Über die Gasse von fern Musik durchs Fenster, die Weise,
Die Leichtfüßige, dich immer zum Tanze verführt:
„Serafina". — Zucktest du nicht, du Schelmin? — Doch herrisch
Hielt ich die Strebende, hielt über dem Lager dich fest. —

Herrlich wandeln die Tage der Liebenden! Jeder der Horen
Weiß der beflügelte Gott zierlich mit Bitten zu nah'n,
Daß sie dem Liebling nicht, dem Gottverfallenen Böses
Über die Schwelle herein führe mit feindlichem Fuß.
Aber vor allem beschwätzt er den Freund, der mitten im grellen
Tag aus Schatten und Traum bunte Verwirrungen schafft,
Dichtern und Trunkenen hold und Liebenden, welche der Hoffnung,
Welche der Täuschung, ach, immer Bedürftige sind.
Fordert ihr Schatten vom Meer und Tau vom Mittag? Der Dämon
Spendet's, und, Liebe, zunacht, wenn dem Ermatteten spät,
Amorn, über der Stirn der Kranz aus Rosen verschmachtet,
Rührt er euch Brauen und Schlaf kühl mit berauschendem Mohn.
Tränen und Gram verscheuchen ihn nicht, die Wächterin Sorge
Lullt er, die zänkische selbst sanft in betrüglichen Traum.
Wenn aber jäh dein heischend Herz im Herzen heraufschwoll,
Tritt der gefällige Freund lächelnd ins Dunkel zurück.
Mich auch wecktest du, drängend Herz! — Da eben die Frühe
Keusch mit des Silbergewölks flockichter Feuchte vom Berg
Trunken heraufsteigt, fahr ich empor, des feurigen Schlummers
Rest aus beschatteter Stirn schüttelnd. Ans Fenster, und — ah!
Blühend in Rosen schwimmt der Morgenhimmel. Zutiefst steht
Unter des sterbenden Monds wankender Sichel ein Stern.
Ihr verbleicht im heiligen Tag, und aber im Dunkeln
Tretet ihr freundlich hervor. Mond, und du rundest dein Horn
Immer von neuem, so wächst, so schwillt dem sterblichen Herzen
Freude, so rundet sich ihm immer von neuem das Glück.
Leuchte noch oft den Liebenden, Mond, zu stillem Vertrauen,
Öffne mir oft noch, Tag, goldner, dein blitzendes Tor!
Sonne herauf! Am Tag entscheidet sich Gutes und Böses:
Werde dem liebenden denn, Lebenden Fülle zuteil.

Digitized by Google

DIE MUHME

Hier in Rom ist alles verwandt, vom Herzog hinunter
Bis zum Bettler, der Mann, der mir die Schuhe poliert,
Heißt Altieri und schwört, er sei ein armer Verwandter.
Ja, und ich hatte mir jüngst, weil mich der Hafer gejückt,
Einen Bedienten genommen. — Was tut der Kerl? Über'm Bette
Hängt er ein Schild auf, drei Spannen die Kreuz und die Quer,
Prächtig gemalt und lackiert, Helm, Adler, Leuen und Greifen,
Rauten und Stern. „Was solls, rede!" — „Mein Wappen." „Auch du!
Geh! Hier gibt's Exzellenzen genug, die funkelnden Hände
Reicht manch stolzer Prälat fürstlichen Frauen zum Kuß.
Das sind Herren für dich." — Er ging. Und leider gewahr ich,
Daß ihm aus Kasten und Fach heimlich Verschiednes gefolgt.
Aber nicht nur von oben nach unten, auch in die Breite
Geht die Verwandtschaft, zählt weit bis ins siebente Glied
Vettern und Basen, doch hörst du zumeist im Munde der frommen
Römischen Jugend den Ohm oder die Muhme genannt.

Vater und Mutter — gewiß, sie sind die Sonne des Hauses,
Aber dem freundlichen Mond, der mit verstohlenem Licht
Holde Geheimnisse schaut und gar zweideutigen Lächelns
Schelmen und Schalke beschützt, seid ihr Gepriesenen gleich,
Vaters- und Muttersbrüder und Vaters- und Mutterssschwestern!
Täglich im engen Gelaß sechsen und siebnen und mehr
Immer genug sein, immer gerecht, geht über Vermögen,
Wenn unbändig der Troß wütet und jedes verlangt
Für sich selbst, wes alle bedurft, — so tritt mit Lucinen
Leider die Sorge zugleich grämlich und fordernd ins Haus.

Ferner, wo soll ein weidlicher Sohn, der flügge geworden
Und unter Freunden denn doch dieses und jenes bedarf,
Pfennig und Taler nehmen für Wein und Spiel und Gesellschaft,
Wenn die Geschwister daheim Laden und Kasse geleert?
Wo die erwachsene Maid, die doch nach Kämmen und Spitzen,
Ketten und Spangen und Tuch wahrlich zu Rechte begehrt?

Digitized by Google

Ihr aber helft, ihr tröstet euch schon, glückselige Jugend!
Was ihm der Vater verwehrt, spendet dem Paten der Ohm,
Eigener Söhne behaglich gedenk, die's munter getrieben,
Nun aber fern über See häufen den schönen Verdienst.
Was die Mutter betrübt dem schmollenden Töchterchen weigert,
Weil es ihr selber gebricht, schenkt ihr die Pate gewiß.

Ja noch mehr. — Kaum wendet ein Mägdlein zierlich und mannbar,
Über die Gasse den Schritt, folgt ihr Cupido, der Dieb.
Senke nur schüchtern den Blick, verschlag die Wimpern, und dennoch:
Dein Erröten verrät, daß du geschaut und gehört.
Wieder nach Haus? Und wo vor den forschenden, Vater und Mutter,
Bergen die seufzende Brust, bergen das heiße Gesicht?
Nein du weißt dir besseren Zuspruch, findest Vertrauen
Für Vertrauen, dir wird kluger, erfahrener Rat.
Was er gesagt hat, wie er geschaut hat, wer er gewesen,
Melde getrost; es gibt Mittel und Wege genug,
Auch im geschwätzigen Rom. Und wär' das Ärgste geschehen,
Wär' der verborgene Schatz, der dir zur Ehe verhilft,
Unwiderruflich, Liebchen, dahin, vertraue der Alten.
Hier auch schlichtet sich viel, rettet sich manches. Umsonst
Hat sie nicht selbst so lange gelebt. — O, sei mir gesegnet,
Amor, der du die Not Liebender freundlich begreifst!

Freilich, du schufst sie selber, die Not; denn Brauch und Gewohnheit
Sind dir, Verwegner, ein Spott. Nicht auf die Frauen allein,
Die doch gewißlich hier vor allen herrlich einhergehn,
Flammen gewaltiger Brunst hinter den adligen Braun,
Heftest du kühn den begehrlichen Blick, den äugelnden Dirnlein,
Die dir um klingenden Lohn deine Geschäfte versehn,
Lässest du öfters den Fisch aus schlüpfrigen Garnen entwischen,
Dreister, begünstigst du doch immer den schwierigsten Weg.
Sag, und was schufest du sonst, die schlanken, behenden Geschöpfe,
Schufest der knospenden Form süßen, verschwiegenen Reiz,
Heuchler, und hältst du nicht auch, der neidischen Sitte gehorsam,
Viele der Reizenden ach, Schmachtenden, lange ⟨wie lang!⟩

Digitized by Google

Für den tölpischen Gatten zurück und zwingst die Verdroßnen
Ins gleichgültige Bett jährlicher Wehen hinein?
Doch den Erwählten vergönnst du, den Lieblingen gönnst du die blanke,
Unverdorbene Frucht, schwellend im saftigen Laub.

Mir auch gönntest du sie. O dreimal sei mir gesegnet,
Amor, der du mir nicht ängstliche, heimliche Lust,
Der du mir Schöneres gabst: das sichere, frohe Behagen,
Krone des Glücks! — Du selbst hast mir ins eigene Haus
Die Sybille gesetzt, des Liebchens einzige Muhme,
Die mich befördert und schützt mütterlich weise den Bund.
Leicht spinnt alles sich ab. Denn wer verdenkt es dem Nichtlein,
Wenn sie die kränkliche Frau tags oder nächtens bedient?
Selbst die Eltern — genug! Ich will's euch unter vier Augen
Redliche Freunde, gestehn, Aadle der Wissende mich!
Wenn auch Cupido schmucklos geht, der nackende Schütze
Trägt den gefiederten nicht einzig im Köcher, den Pfeil.
Greif etwas tiefer hinein, da klirrt's von runden Metallen.
Nicht mit Geschossen allein brachte der listige Fürst
Griechische Burgen zu Fall. — Mag sein. Jetzt findet mein Mädchen
Gnädige Mienen daheim. Vater und Mutter verstehn,
Daß der fremde Gesell nicht frech wie die römischen Buben
Jede verstohlene Gunst öffentlich prahlend erzählt. —

Du aber selbst, du gabst freiwillig, ohne Bedingung
Dich dem Liebenden hin, forderst, Geliebteste, nichts,
Weigerst bescheidenen Schmuck aus Furcht, mich ärmer zu machen,
Kuß und Umarmung des Freunds dünkt dich das schönste Geschenk.
Höhnt, ihr Verständigen, mein, verspottet trunkener Liebe
Blindes Vertraun! Wir zwei Glücklichen schwimmen derweil
Achtlos, Herz an Herzen geschmiegt, des strömenden Lebens
Goldene Flut, vorbei lachenden Ufern, hinab. —
Tragt uns, o tragt uns noch lang, Unwissende, innig verschlungen,
Helle Gewässer, als wär ewig der schöne Betrug,
Ewig die Lust! Doch still! Denn wer unsterblicher Wonnen
Über Verhoffen genießt, rechne den Tagen nicht nach.

Digitized by Google

DIE HEILIGE SCHAR

VORKLANG ZU EINEM HÖLDERLIN-BILDE

VON STEFAN ZWEIG

. . . ES WÜRDE NACHT UND KALT
AUF ERDEN, UND IN NOT VERZEHRTE SICH
DIE SEELE, SENDETEN ZU ZEITEN NICHT
DIE GUTEN GÖTTER SOLCHE JÜNGLINGE,
DER MENSCHEN WELKEND LEBEN ZU ERFRISCHEN.
(TOD DES EMPEDOKLES)

DAS neue, das neunzehnte Jahrhundert liebt seine Jugend nicht. Ein glühendes Geschlecht ist erstanden: feurig und kühn drängt es von allen Windrichtungen zugleich aus den aufgelockerten Schollen des alten Europa der Morgenröte neuer Freiheit entgegen. Die Fanfare der Revolution hat die Jünglinge erweckt, ein seliger Frühling des Geistes, eine neue Gläubigkeit entbrennt ihnen die Seele. Das Unmögliche scheint plötzlich nah geworden, die Macht und die Herrlichkeit der Erde jedem Verwegenen zur Beute, seit ein Dreiundzwanzigjähriger, seit Camille Desmoulins mit einer einzigen Rede, einer einzigen kühnen Geste die stärkste Zwingburg überlieferter Herrschaft, die Bastille, zerbrach, seit der knabenhaft schlanke Advokat aus Arras, Robespierre, Könige und Kaiser zittern läßt vor dem Sturm seiner Dekrete, seit der kleine Leutnant aus Korsika mit dem Degen die Grenzen Europas nach seinem Gutdünken zieht und die herrlichste Krone der Welt mit Abenteurerhänden faßt. Nun ist ihre Stunde, die Stunde der Jugend gekommen, sie fühlen, sie spüren es mit einer unendlichen Gläubigkeit, und dieser Ruf reißt sie empor: wie das erste zarte Grün nach dem ersten Frühlingsregen schießt sie plötzlich auf, diese heroische Saat heller begeisterter Jünglinge. In allen Ländern heben sie sich in einer Welle empor, den Blick zu den Sternen und stürmen über die Schwelle des neuen Jahrhunderts als in ihr eigenstes Reich. Das achtzehnte Jahrhundert, so fühlen sie, hat den Greisen und Weisen gehört, Voltaire und Rousseau, Leibniz und Kant, Haydn und Wieland, den Langsamen und Geduldigen, den Großen und Gelehrten: nun aber gilt Jugend und Kühnheit, Leidenschaft und Ungeduld. Mächtig schwillt sie empor, die ekstatische Woge, Jauchzen trägt ihre Jugend und Glaube ihren trunkenen Geist: nie sah Europa einen reineren Aufschwall des Geistes, ein schöneres Geschlecht.

Aber das neue Jahrhundert liebt diese kühne Jugend nicht, es hat Furcht vor ihrer Fülle, einen argwöhnischen Schauer vor der ekstatischen Kraft dieser Jünglinge. Und mit eiserner Sense mäht es unbarmherzig die eigene Frühlingssaat. Zu Hundertausenden zermalmt die Mutigsten der napoleonische Krieg, fünfzehn Jahre lang zerstampft die mörderische Völkermühle die Edelsten, die Kühnsten, die Freudigsten aller Nationen, und die Erde Frankreichs, Deutschlands, Italiens

Digitized by Google

bis hinüber zu den Schneefeldern Rußlands und den Wüsten Ägyptens ist gedüngt und getränkt von ihrem pochenden Blut. Aber als wollte sie nicht bloß die Jugend allein, die wehrhafte, sondern den Geist der Jugend selbst ertöten, hält diese selbstmörderische Wut nicht inne bei den Kriegerischen, bei den Soldaten: auch gegen die Träumer und Sänger, die, halbe Knaben noch, die Schwelle des Jahrhunderts überschritten haben, gegen die Epheben des Geistes, gegen die seligen Sänger, gegen die heiligsten Gestalten hebt sie das Beil. Nie ward in ähnlich kurzer Zeit eine ähnlich herrliche Hekatombe von Dichtern, von Künstlern geopfert als um jene Zeitwende, die Schiller, ahnungslos des eigenen nahen Geschicks, noch mit rauschendem Hymnus gegrüßt, nie hielt das Schicksal verhängnisvollere Lese reiner und früh verklärter Gestalten. Nie netzte den Altar der Götter soviel göttliches Blut.

Vielfältig ist ihr Tod, aber allen verfrüht, allen in der Stunde innerlichster Erhebung verhängt. Den ersten, André Chenier, diesen jungen Apoll, in dem Frankreich ein neues Griechentum wieder geboren war, schleppt der letzte Karren des Terrors zur Guillotine: ein Tag noch, ein einziger Tag, die Nacht vom achten zum neunten Thermidor und er wäre gerettet vom Blutblock und zurückgegeben seinem seligen Gesang. Aber das Schicksal will ihn nicht sparen, nicht ihn und nicht die andern: mit zornigem Hieb fällt es wie eine Hydra immer ein ganzes Geschlecht. England ist nach Jahrhunderten wieder ein lyrischer Genius geboren, ein elegischer schwärmerischer Jüngling, John Keats, dieser selige Sänger des Alls: mit siebenundzwanzig Jahren reißt ihm das Verhängnis den letzten Atem aus der klingenden Brust. Ein Bruder des Geistes beugt sich über sein Grab, Shelley, dieser feurige Schwärmer, den sich die Natur wie keinem zum Boten schönsten Geheimnisses erlesen: ergriffen stimmt er ihm das rauschendste Totenlied an, daß je ein Dichter dem andern gedichtet, die Elegie »Adonais« — aber ein paar Jahre nur und ein sinnloser Sturm wirft seine eigene Leiche an den tyrrhenischen Strand. Lord Byron, sein Freund, Goethes geliebtester Erbe eilt her und entzündet dem Toten wie Achill seinem Patrocles, den Scheiterhaufen am Meer, in Flammen fährt Shelleys sterbliche Hülle in den Himmel Italiens empor — aber er selbst, Lord Byron verbrennt wenige Jahre später im Fieber zu Missolunghi. Ein Jahrzehnt und die edelste lyrische Blüte, die Frankreich, die England gegeben war, ist vernichtet. Aber auch Deutschlands jungem Geschlecht ist diese harte Hand nicht gelinder: Novalis, der mystisch fromm bis ins letzte Geheimnis der Natur gedrungen, löscht frühzeitig aus, vertropfend wie ein Kerzenlicht in dunkler Zelle, Kleist zerschmettert sich den Schädel in jäher Verzweiflung, Raimund folgt ihm bald in gleich gewaltsamen Tod, Georg Büchner rafft als Vierundzwanzigjährigen ein Nervenfieber hinweg, Wilhelm Hauff, den phantasievollsten Erzähler, dies unaufgeblühte Genie, scharren sie als Fünfundzwanzigjährigen ein und Schubert, die liedgewordene Seele aller dieser Sänger strömt vorzeitig aus in die letzte Melodie. Mit allen Keulen und Giften der Krankheit, mit Selbstmord und

Digitized by Google

Fremdmord rotten sie es aus, das junge Geschlecht: Gribojedow, den hellsten Geist des erwachenden Rußland, erdolcht in Tiflis ein Perser, seinem Leichenwagen begegnet zufällig im Kaukasus Alexander Puschkin, dies erste Genie Rußlands, sein geistiges Morgenrot. Doch er hat nicht lange Zeit, den Frühgesunkenen zu beklagen, ein paar Jahre nur und die Kugel trifft ihn tödlich im Duell. Keiner von allen erreicht das vierzigste Jahr, die wenigsten unter ihnen das dreißigste: der herrlichste lyrische Frühling, den Europa jemals gekannt, ist über Nacht geknickt, zerschmettert und versprengt die heilige Schar der Jünglinge, die in allen Sprachen zugleich den Hymnus der Natur und der seligen Welt gesungen. Einsam wie Merlin im verzauberten Wald, unbewußt der Zeit, halb schon vergessen, halb schon Legende, sitzt Goethe, der Weise und Greise, in Weimar: nur von diesen uralten Lippen formt sich noch in seltener Stunde orphischer Gesang. Ahne und Erbe zugleich des neuen Geschlechts, das er staunend überlebt, wahrt er in eherner Urne das klingende Feuer.

Einer nur, ein einziger von der heiligen Schar, der reinste von allen, weilt lange noch auf der entgötterten Erde, Hölderlin, doch an ihm hat das Schicksal am seltsamsten getan. Noch blüht ihm die Lippe, noch tastet sein alternder Leib dumpf über die deutsche Erde, noch gehen seine Blicke blau vom Fenster hin in die geliebte Landschaft des Neckar, noch darf er die Lider frommen Blicks zum »Vater Aether«, zum ewigen Himmel hinaufschlagen: doch sein Sinn ist nicht mehr wach, sondern verwölkt in einen unendlichen Traum. Wie Tiresias, den Seher, haben die eifersüchtigen Götter den, der sie belauschte, nicht getötet, sondern ihm nur den Geist geblendet, wie Iphigenia, das heiligste Opfer, haben sie ihn nicht geschlachtet, sondern in die Wolke gehüllt und hingetragen in den Pontus der Geister, in die kimmerische Dunkelheit des Gefühls. Ein Schleier ist um seine Worte und seine Seele gedunkelt: verworrenen Sinns lebt der »in himmlische Gefangenschaft Verkaufte« noch dumpfe Jahrzehnte dahin, der Welt wie sich selbst verloren und nur der Rhythmus, die dumpfe klingende Welle stürzt in zerstäubten, zerquellenden Lauten von seinem zuckenden Mund. Um ihn blühen und welken seine geliebten Frühlinge, — er zählt sie nicht mehr. Um ihn sinken und sterben die Menschen, — er weiß es nicht mehr. Schiller und Goethe und Kant und Napoleon, die Götter seiner Jugend sind ihm längst vorausgegangen, brausende Bahnen durchqueren sein erträumtes Germanien, Städte ballen, Länder heben sich auf — nichts von all dem erreicht sein versonnenes Herz. Allmählich beginnt das Haar ihm zu grauen, ein scheuer gespenstiger Schatten einstiger Lieblichkeit tappt er hin durch die Straßen Tübingens, verspottet von den Kindern, verhöhnt von den Studenten, die hinter der tragischen Larve den abgestorbenen Geist nicht ahnen und längst denkt kein Lebender seiner mehr. Einmal, in der Mitte des neuen Jahrhunderts hört die Bettina, daß er ‹einst von ihr wie ein Gott gegrüßt› sein »Schlangenleben« noch führe in des braven Tischlers Haus und erschrickt wie vor einem Hadesentsandten, so fremd hängt er hinüber in die Zeit, so ausgeklungen

Digitized by Google

tönt sein Name, so vergessen ist seine Herrlichkeit. Und wie er sich dann eines Tages leise hinlegt und stirbt, rührt dies stille Sinken nicht stärkeren Laut in der deutschen Welt als eines herbstlichen Blattes schwankes Zubodenschweben. Handwerker tragen ihn in verschabtem Gewand hin in die Grube, seine tausende geschriebenen Blätter werden vertan oder lässig bewahrt, stauben dann jahrzehntelang in Bibliotheken. Ungelesen, unempfangen bleibt für ein ganzes Geschlecht die heroische Botschaft dieses Letzten, dieses Reinsten der heiligen Schar.

Wie eine griechische Statue im Schoße der Erde, so verbirgt sich Hölderlins geistiges Bild im Schutt des Vergessens, Jahre, jahrzehntelang. Aber als endlich liebevolle Mühe es aus dem Dunkel gräbt, fühlt mit Erschauern ein neues Geschlecht die unzerstörbare Reinheit dieser marmornen Jünglingsgestalt. In herrlichen Maßen, der letzte Ephebe deutschen Griechentums, steht er wieder auf, Begeisterung blüht heute wie einst auf seiner singenden Lippe, alle Frühlinge, die er verkündet, scheinen gleichsam verewigt in seiner hohen Erscheinung und mit der strahlenden Stirne des Erleuchtenden tritt er aus dem Dunkel wie aus einer geheimnisvollen Heimat zurück in unsere Zeit.

* * *

POST VANITATEM

VON VICTOR CURT HABICHT

Unsagbar fern — und unter Lächelns Güte —
Unendlich fremd und unverstehbar weit,
Was uns zermürbt und alles, was berauscht,

Was rührend vor uns lag wie eine Blüte,
Und unversehens sich mit Aas vertauscht,
Was Liebe schien — und fiel in Haß und Streit,

Was Anmut, Sehnen und verzückte Zeit
Am Elendsmantel ließen, pflichtgebauscht,
Alles — versinkt vor meines Lächelns Güte,

Wenn neuen Augen der Unendlichkeit
Der ganze Spuk zerfließt — und wenn belauscht
Mein Ohr das Spiel, für das ich Gott bemühte.

Digitized by Google

JAMBISCHE TRIMETER

VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

APOLLON UND HYAZINTH

Wie lehnt, vom Gott vor Jugend nicht mehr unterschieden,
der nackte Hirt, fast bäurisch lächelnd, an das Feuer
der Steine, reichen Rock und Blenden ungeheuer
des Heilgenscheins ums Haupt des Hyperioniden!

Des Knaben Fleisch ist roh und prangend, als verhinge
die Röte schwarz ein Schatte von gelöstem Eisen,
er steht bis in die Schultern voll, wie hailes Gleißen,
durch Schleier einer Ohnmacht, rosenroter Dinge.

Nun bebt, wenn ihm am Mund, von Engeln auserkoren,
das wuchernde Gesproß geschürzter Lippen dränget,
an seines bloßer Wucht das schmälere Gepränge,
des ehmals Rosseweidenden, der Fuß in Sporen.

ARTEMIS UND ENDYMION

Wenn in der Bläue aus der höchsten Himmel
unsichtbarm Schneegewitter glänzt ein Feuer,
durch Sommers unbewölkte Nacht stürzt ungeheuer
aus Silber eines Donners blühendes Getümmel.

Wenn dann das Glasgeklirr kristallner Höhn verrollte,
so geben Antwort dem, auf Marmorbergen kreisend,
die Leu'n, und Jäger schleifen durch die Büsche gleißend
die samtnen Säume und, in Spangen an den Fersen hängend, Stachel golden.

Ein schöner Todesengel bleich, fernab, die Ungeübte,
o, eine Rührende in ihrem ersten Brande,
neigt Artemis, die Magd, wie ein Gewölk vorm Mond, die gottverwandte
Gestalt aus braunen Rosen über den Geliebten.

Digitized by Google

DAS SCHACHSPIEL

Es dienet großem Schicksal selbst der Raum ohn' alle Klage.
Dem Blick ist eben, wenn er sieht ein Ungeheures,
doch aufeinander auch in acht Regionen, bis zu der des Feuers,
gestellt das Haus der Schlacht, durchsichtig und geviert, am klarsten Tage.

Ein Dorf, es brennt wie Engel blau im Rauch der Weiten.
Die Bauern stehen klein in ungeheurem Schreien.
Wie Pferd' im Stalle schlagen, tönt der Reitereien
ein hölzern Donnern, auf den glatten Feldern gleitend.

Auch zeigt sich schon, zerhauen wie von Hagelschauer,
geschaukelt auf dem Treffen, eines Prinzen kleines
Geschrei, und hoch, gekrönt wie eines Hirsches oder eines
Martyriers, schmal das blutge Haupt im Turm, noch eines Herzschlags Dauer.

Wenn sich, ein Reichtum, Schwertschäft' starrend und ein knirschendes Gestäng in Händen,
⟨o einsame Drommet', verwelkt im Wind der Hänge!⟩
des Königs Hauf bewegt, so krachet das Gepränge
zerbrechlich wie auf beingeschnitzten Gegenständen.

Wenn dann ein Herr, wo hügelab die Schlacht fällt würfelig in Stufen,
im schlanken Haufen Harnisch stürzt mit elfenbeinernem Geläute,
wie klagende Schalmein, der Hirten windzerstreute,
ertönt noch lang an blauen Abenden sein Rufen.

Digitized by Google

HÖLDERLINS WANDERUNGSHYMNE

VON CONRAD WANDREY

WIE den Rhein einen glücklich Geborenen darf Hölderlin auch das mütterliche Schwaben glückselig preisen, wenn sein Blick vom farbigen Prangen der Fruchtbäume zum Ernst der dunklen Wälder und hinauf zum Haus der Himmlischen, zum nahen Alpengebirge sich hebt: auch der heilige Schoß seines Heimatlandes wird überschattet von günstiger Höhe (»Rhein« Vers 58 bis 60). Und wie der Gotthard-herd die Ströme entläßt, den Tessin zur italischen Schwester, der lichten, leichten, den Rhein zur unfreundlich verschlossenen, schwer zu gewinnenden (Vers 92—96), die Hölderlins Mutter ist, so sind nach Süden und Norden hundert Bäche ausgespendet von der schenkenden Güte der Götter: ewig rührt der Vater Äther die Festen der Erde mit seinem belebenden Hauch, ewig schimmert das strahlende Licht durch Eis und Schnee der obersten Gipfel, daß wie in blinkenden Opferschalen die reinen Kräfte sich mischen und die fruchtende Woge zu Tal schäumt. Und wie der Rhein seiner Herkunft und der lauteren Stimme der Jugend nimmer vergessen kann (»Rhein« Vers 93—95), so rauscht auch den Städten, den Kindern der nordwärts ziehenden Wogen und des Schwabenlandes, den Enkeln des ewigen Vaters und der Mutter Erde, ein Wiegenlied der bewahrenden Treue ins Ohr und mahnt, daß die dem reinen Ursprung benachbarte Wohnstatt die beste sei und ohne Not nicht zu lassen (Vers 1—24).

Der Dichter aber steht in solcher Drangsal. Wenn andre weilen dürfen, ist er der Wanderer, er kann im natürlich Reichsten (Vers 1—24) sich nicht befrieden, weil er ums menschlich Schönste (Vers 58—60) weiß, ihm wird der Tag der Heimat zum Unbild, solange die Götter bloß in ihrer Wirkung erfahren statt lebendig ins Dasein gezogen sind, er hat waches Gedächtnis und ist »wie des Weingotts heilige Priester / Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht« (»Brot und Wein« Vers 123—124). So darf Hölderlin gewiß sein, daß die liebende Sehnsucht nach der Völkerwiege des Kaukasos (»Donauquell« Vers 53—54), obwohl sie der Heimat ihn entrückt, doch schicklich vor den Göttern bleibt, denn von ihnen ist eingegeben, was der »Wanderung« gleichzeitige Verse mit diesen Worten aufzeichnen: »Frei wie die Schwalben

---

Vorbemerkung. Nachdem ich im Aprilheft des Neuen Merkur das neben »Patmos« dichteste und schwerste von Hölderlins mythologischen Spätwerken, den »Rhein«, ausgelegt habe, sollen die folgenden Blätter die Deutung der »Wanderung« bringen: des gelöstesten dieser Gedichte, das freilich nicht so leicht beschwingt ist, daß die eine oder andre Stelle des vermittelnden Hinweises auf den tragenden Grund und den überwölbenden Himmel entbehren könnte, jene zu sphärischem Einklang gestimmte Götter-, Heroen- und Menschenwelt, von der auch diese wie die andren Hymnen nur ein Klang ist und die aus der inneren Schau des Hölderlingeistes und der Hölderlinseele ganz in sinnlich sichtbare Sprachgestalt auszuformen dem deutschen Seher das Schicksal verwehrt hat. Verszählung und Hinweise folgen der kritischen Ausgabe Hellingraths.

Digitized by Google

ist der Gesang, sie fliegen und wandern / Fröhlich von Land zu Land, und ferne suchet den Sommer / Sich das heilge Geschlecht,denn heilig war es den Vätern.«

Der Dichter sucht schöne Menschen-Jahrzeit, er weiß, daß sie wiederkehren muß, denn sie ist vom Mythos verbürgt, in dem Unsterbliches sich aufbewahrt. Mythisch war die Kunde, die dem lauschenden Knaben einst von jenem Sommertage sprach, wo dort am Kaukasos zwei edelste Stämme des Menschengeschlechts sich begegneten: von Westen her, mit Wogen der Donau, die deutschen Ahnen, die allzugeduldigen ⟨Vers 195⟩, schweren, vom Dunkel der mütterlichen Erde befangenen —, von Osten, aus der Urheimat des Adlers und des Wortes ⟨»Donauquell« Vers 12, »Germanien« Vers 42⟩, die indischen Kinder der Sonne, die leichtbeschwingten, himmlischem Verschweben geneigten, ein Geschlecht, das dem göttlichen Strahl des ewigen Vaters allzu nahe, des Schattens bedürftig war, den das gastliche Binnenmeer auf der Grenzscheide der Weltteile gern gewährte ⟨Vers 25—39⟩.

Doch wie stark immer der Drang sein mag, der Stämme getrenntester Länder ihr teilhaftes Wesen zur Schönheit des vollen Menschentums zu runden treibt, weder der Blick des Auges, der Fernes als bloße Erscheinung umfaßt, noch die nahe Berührung, die äußere Hüllen streift ohne zum inneren Kern zu dringen, kann die erwünschte Vermählung schaffen. Nur die Sprache birgt solche Kraft, denn menschliches Wesen wirkt nur in ihr als Einheit von Blut und Geist, Blick und Griff sich aus. So muß die Rede des andern vernommen werden, das Wort sich vertauschen lassen, wenn Fremdes zu Eignem werden soll. Aber wie alles Höchste bleibt diese Anverwandlung im Zeichen der Sprache Göttergeschenk, sie hat ihre bestimmte Stunde, die nicht sich erzwingen läßt und dem Selig-bescheidenen, Einfältig-achtlosen eher schlägt als dem drängenden Willen und der schlauen Gewalt ⟨Vers 113—117 und »Rhein« Vers 130—134⟩.

Den Kindern der Sonne und dem deutschen Geschlecht gewährten die Himmlischen, was aus Eignem zu vollbringen menschliche Kraft nicht hinreicht: die allvermischende, liebende und lindernde Macht der Höhe kam aus den Gipfeln der Bäume herab und sänftigte mit kühlendem Hauche den Zwist, der schon sich regen wollte. Und im Aufsehn erkannten beide den Gott und konnten ihn, die Fremden, mit gleicher Zunge Vater Äther nennen ⟨»Brot und Wein« Vers 65—72⟩. Da schloß sich der liebende Bund und ein neuer Welttag brach an, heraufgeführt vom schönsten der Menschengeschlechter, so viele auch vor und nach ihren Tagen mit Völkernamen sich nennen mochten: der antike Welttag der Griechen ⟨Vers 40—60⟩.

So ging die Sage. Und jäh erhellt Erinnerung an die Kunde der Knabenzeit dem Dichter, was ihn zur Wanderung spornte: nicht der Kaukasos —, Griechenland war gemeint, das Streben zum scheinbar Fremden ist liebender Zug zum wirklich Verwandten, deutsches Wesen will in neuer Werbung sich dem sonnenhaft griechischen verschmelzen, in dem schon

Digitized by Google

Blut von seinem Blute rinnt, schicksalhaft mahnt eine Stimme den späten Enkel, das Bündnis der Urväter neu zu begehn.

Doch nur der Schauplatz des hohen Lebens von einst blüht noch in unvergänglicher Schöne. Mit Namen genannt, deren magischer Klang dem Dichter im nordischen Gau den geliebten Süden wie ein Leibhaftes heraufzaubert, liegen die griechischen Stätten noch immer unter der Bläue des Äthers gebreitet. Doch die im Nennen dankten, die das kunstlos stummgeborne Lied der Wogen, Wälder, Winde zum Klange mit Geist erlöst, den Stimmendreiklang der heiligen Erde, der himmlischen Kräfte und der menschlichen Saitenspiele zum Einklang erhöht, zum ewigen, verewigenden Liede gerundet haben (»Rhein« Vers 109—113 und die Stelle im »Archipelagus«: »Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten / Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen«), sie sanken dahin. Berge und Bäche, Ufer und Ebenen sind, aber die Schönsten waren.

So wird der Dichter im Land des Homer nicht verweilen dürfen. Sollte Liebe zur griechischen Landschaft ihn halten? Aber auch über der deutschen geht jährlich ein Frühling auf: nicht nur die Inseln des Archipelagus sind mit Wein bekränzt und der Hymettos gepriesen ob seinem Honig, auch die schwäbische Heimat prangt mit fruchtbarer Fülle. Mag in Tagen des Mais die Erinnerung ans selige Griechenland so dauernd und drängend werden, daß Hölderlin nun endlich das Ferne als ein Gegenwärtiges anschaun, mit leibhaften Augen sehn will, was der Wahrtraum vordem im Geist ihm zeigte —, er wird wohl »treuesten Sinns hinübergehn«, aber er wird auch »wiederkehren« (»Patmos« Vers 14—15). Denn die Schönsten, mit denen das Bündnis der Ahnen neu zu begehn der Sinn der Wanderung ist, sie wandeln drüben am Lethestrom, allem Sehnen entrückt. Oder sollte der abendländische Sänger die Sage von ihnen nur darum vernommen haben, daß immertrauernd die Seele ihm vor der Zeit zu ihren Schatten entfliehe? (Vers 61—91).

Doch nur wer »der Sonne nicht traut und von der Vaterlandserde das Rauschen nicht liebt« ist den Todesgöttern verfallen. Hölderlin gehört dem Tage (»Brot und Wein« Vers 24), und wenn die schwäbische Mutter schwer zu gewinnen ist, das deutsche Wesen seinen unausgefalteten Reichtum noch herb verschlossen in sich birgt, so wird die Gewißheit trösten, daß das Vaterland am längsten »verbotene Frucht ist, die jeder zuletzt koste«. Hat der Rhein sie nicht vorzeitig und mit Gewalt brechen wollen? Wir ahnen — mag auch der Seher im Rauschen des deutschen Stromes ein Schicksal vernommen haben (»Rhein« v. 10—11), das urbildlich rein die Zukunft eines Volksganzen in sich faßte — warum die Wanderungshymne, dem Tag des Deutschen näher gerückt, nur von jenem jungen Rhein wissen darf, den ungeduldig »nach Asia trieb die königliche Seele« (»Rhein« Vers 36—37). Hat er im fernen Osten, der Heimat der Sonnenkinder, sich verloren (»Der Ister« Vers 47—49, 72—73), »ins All zurück die kürzeste Bahn« genommen, un-

Digitized by Google

eingedenk des Gesetzes, unter dem der Heros steht: das Göttliche dem Irdischen einzuwirken, den deutschen Weg für die Götter zu bereiten?

Gewiß ist, daß die Stunde ihrer Einkehr noch nicht geschlagen hat. Noch zögert der Adler des höchsten Vaters mit seiner Botschaft, noch ist die schlummernde Germania nicht stark genug, ein schweres Glück zu tragen ‹»Germanien« Vers 42ff., 63—64›, noch scheuen die deutschen Augen schüchtern das volle Licht, und sie dem Tag zu gewöhnen, reicht die Kraft des Dichters nicht aus ‹»Patmos« Vers 186—190›. Doch wenn er in Griechenland die rechten Helfer fände? Es sind ja, wie der goldne Rauch der Sage noch über den jonischen Gefilden gebreitet liegt, ein linderes Abbild der starken Wirklichkeit von einst ‹»Germanien« Vers 24—26›, die Grazien zurückgeblieben, die Dienerinnen der Himmlischen, die das starke heischende Wesen der Götter in weiblicher Anmut spiegeln. Sollten sie nicht den Aufgefahrenen im Land der Wilden eine Stätte bereiten können, wo gut zu wohnen ist?

So bringt denn Hölderlin mit heitrem Ernst die Ladung vor, eh er des Weges zurückkehrt, den jährlich die Schwalbe kommt. Es ist ein Lächeln um seinen Mund, das die holden Göttinnen ihm nachziehn wird. Und wieder werden Erwachende staunen über das Strahlen der steigenden Sonne, über die linden Lüfte und das Blühen der Morgenröte wie einst die Voreltern, da aus Zweigen des Ölbaums das kühle Wehen des Vater Äther herabkam und mit Kindern der Sonne liebend das Wort sich tauschte. Wird dann in Germanien eine Hochzeit sich rüsten und ein Geschlecht aufwachsen, den Schönsten in Griechenland gleich?

Hölderlin weiß: »Wie auf Höhen führet die Erde Gott, ungemessene Schritte begrenzt er aber«. Nur im leichten rhythmischen Schweben so gelöster wie gefüllter Verse darf gegen das Ende der Hymne etwas laut werden von der seligen Gewißheit des Sehers. Die Worte selbst bescheiden sich in jener Frommheit, die — hier wie immer — Hölderlins Haltung bestimmt, wo das Göttliche Menschen sich neigt. Auch die Charitinnen, obwohl geladen, werden als freiwillig Schenkende mit ihren Gaben nach Suevien kommen, Liebesbande wird sie fesseln, kein titanischer Zwang, der mit Stricken die Göttlichgeborenen beschleichen oder gewaltsam zu ihrem Range sich heben möchte ‹»Rhein« Vers 97—104›. Wie den Rheinheros das Himmlische umfängt erst als er selig-bescheiden ruht ‹ebenda Vers 130—134›, so wird auch die Einkehr der Grazien wie ein Wunder sein: was der rohen Gewalt so wenig standhält,

wie Träume sich halten lassen, das wird dem Frommen zur glücklichen Stunde
geschenkt sein ohne Vermuten ‹Vers 92—117›.

* * *

Digitized by Google

DREI GEDICHTE

VON ALFONS PAQUET

DIE STADT POSEIDONS

Dies ist, aus Säulen gesehen, das Meer.
Silbergoldglanz, amethystener Bogen.
Hier grüßt ihn das Wasserenten-Geschrei
Und der Wachtelruf und das Sausen des Schilfs
Und der fortstürzenden,
Übereinandersteigenden Disteln Gedräng,
Und das Zucken der Luft, das Juwel, die Libelle,
Smaragdblitz überm erhitzten Stein.
Den zart gekräuselten Sand, den reinlichen,
Faltet immer der Schaum
Aus dem ganz entfalteten Meer, dem verschweigenden
Wunder-Reich, der Gewimmel hegenden
Weide der Segel, Delphinen-Weide,
Wässernen Heimat der stämmigen
Grauen Polypen.
Zeugt nicht das Meer Urkunde, Blatt auf Blatt,
Felsen gebacken aus Sand
Und zarten Muscheln unzerdrückt?
Fels, an die Luft gezogen
Härter als das Beil, in Jahrtausenden
Jedem der brausenden
Stürme zu trotzen
Im Säulen-Tempel.
Ein Jahrtausend jede Säule.

Diese Tempel sind Schiffen gleich, aber irren nicht mehr.
Sind die Arche von allem Getier entleert,
Sind die Truhe gefüllt mit dem Äther-Schatz,
Sind der Reichtum des bunten Volks,
Das dem Meergott opfert, aus allen Schrecken

Digitized by Google

Keck erstanden, ewig gerettet, ewig verloren,
Ewig verwegen, landfroh, Dank sagend, auf Feste hungrig,
Weiber suchend schwanken Schritts, und plötzlich
Betend seiner Knie nicht mächtig.

Soll ich Tränen weinen um nie Gekannte,
Die den Tempel bauten, der nicht verwittert,
Und längst Staub sind, doch des Gedankens
Selig Entledigte, die Göttliches
In den Äther schufen.
Sie gestalteten so den Hauch,
Der auch in uns ist.

Siehe den Tempel gesetzt
Auf die atemraubende hohe Stufe, den Estrich
Zerbrochen, rauh vom Kraut
Das meergeschaffene Gestein, das inwendig klingende
Stumme Werk der aus Wasser und Sonne Gezeugten.
Zerrieben duften die Kräuter zärtlich.
Aber unbetastet, gesammelt, wuchtig
Tragen Säulen den Rahmen
Ohne Inschrift, den Giebel, der Gedanke ist
Über Leibern. Und der Block,
Ob Altar von einst oder Grasraufe
Dornenbrechender Schafe, ist ein Sitz
Dem Fremdling, der alles sieht
Wie einen Rauch: die gewesene Stadt,
Marktlärm, Schwelgerei, Seeschlacht,
Hungersnot, Sibyllen-Wort
Und die Sonnenläufe
Jenes Einen im Raum: Paraklet. Weh
Wenn er kommt, denn auch er muß vorüber
Wie der Pflug, der den Feldern wehtut.
Hinter ihm
Stürzen Flammen grün aus der Saat,

Digitized by Google

Städte beben, die Gärten
Sprengen den Platz
Und begraben Türme und rufen in Wald zurück
Das einst gezähmte Tier.

* * *

Wenn dein Wort fällt, Poseidon,
Rauscht mir das Blut
Wie die ewige Welle der schimmernden Bucht,
Deren Berge, die wolkenfesselnden, rings
Deine geliebte Landschaft hüten, den Hof, die saftige Flur
In Mauern, die längst zu Hügeln wurden, darauf
Veilchen das Grün durchglänzen
Und Gänseblumen
Wie Lämmerwolken schweben durch Frühlingstage,
Und den kühl glänzenden Ölbaum
Vor der Stufe deiner
Löwenjährigen Tempel.

Noch geht Demeter hier
In vielen Töchtern einher
Breit und stille schwarz verschleiert, und zaubert
Den Rausch, der die Schönheit tötet.
O ihr Männer,
Diese sinds, die erpicht sind
Auf Veilchen und auf Küsse: diese schnellen
Den Pfeil, der hinwirft, diese tragen
Auf ihren Häuptern Krüge gefüllt mit Lust.
Euch, ihr Frauen, lehrt die
Unerbittliche Anmut, deren Schleier
Niemals flattert, deren Gürtel
Der Schmied versiegelt.
Dem hinkenden Gott ist die Gattin die
Einzige, die durch sein Leben nicht
Als ein Standbild ging. Ihm entfaltet sie ruhig

Digitized by Google

Das Haar zum Netz und den Arm zur Schranke
Und steigt aus der Perlenmuschel
Weiß umflockt
Im sanft prasselnden Schaumglanz.

Nicht immer warst du ergrimmt, und du hinktest nicht, Mann,
Eh die Schlacht, das Geschoß und die Wunde rasch
Dich hinabwarf aus dem Befehl, der des Befehlenden
Freiheit ist, daß er die Laune der Zahl zwar,
Doch ohne Gefahr das Gefährliche sieht.
Von Götterblicken
Bist du verfolgt, ob in der königlich schaltenden
Kühn entliehenen Macht oder als Bettler, der dachlos
Mit hornigen Füßen schaufelt der Straßen
Steinernes Mehl und mit den Händen
Der Mauer sonnige Hitze spürt und der Nesseln Schmerz.
Sieh, die Frauen gehn und das bäurische Volk
Hier vorbei, und die Männer
Zum Wein in der Laube. Dir tritt im Schatten entgegen
Die Bettlerin.
Nicht Verweilen noch Mitleid
Noch auch Aufstand des ganzen Volks
Wendet das Schicksal, Schwester, ist es dein Los
Hier im Schatten zu gehn. Prometheus selber
Zündet Feuer nicht an, wem als Totenlicht
Die Sonne leuchtet. Auch die Götter
Ändern des Hades Gefild nicht, wenn es die Welt ist.
Sie verlängern das Alter, aber sie kürzen keinem
Das Sorgenmaß der Vergeblichkeit.

Die Zecher nah an Poseidons Garten hier
Trinken Wein, der in des Trunkenen Glas
Schwarz wie Tusche glänzt. Die verfolgte Seele,
Trunken, ähnelt dem Tintenfisch, der in die Schattenwolke
Flugs sich hüllt, ähnelt dem Fuchs,
Der in das Buschwerk taucht und entkommt.

Digitized by Google

Von dem eigenen
Stürmischen Herzschlag entzückt,
Kühn vor Furcht späht sie zurück, lachend dem Häschergriff.
Schwindelnd will auch die winzigste
Den Verfolger schwinden sehn.

* * *

DAS SCHWEIGEN DER MUSEN

Im nassen Grase
Silbernes Labyrinth der Schneckenpfade!
Labyrinth der Gärten für wildernde Hunde!
Labyrinth der Äcker dem wühlenden Eber!
Die Getreidfelder braun von Unkraut
Werden starrkrampf-blau und bluten Mohn.

Faulen die halb gemähten Wiesen?
Seht das Korn am Boden kleben
Wie am Haupt des Ertrunkenen blondes Haar!
Speckgestein wasserperlende Beetfrucht,
Zwerghaft mageres Gesträuch
Voll Essigbeeren.
Wer reißt das Gras
Aus den vergessenen Straßen der Stadt?
Wer tritt Blumen mitten im Feldweg?
Wer hebt den Hut auf, in dem die Wachtel nistet?

Wo ist der Mensch? Zähren
Regnen Tag und Nacht
Von den Dächern der Schlaflosen.
Die Körner der Sanduhr rinnen
Vom Gewicht der Welt.
Wer wälzt sich im Bette?

Der Mensch ist fortgegangen.
Seht ihn fern den Mühlen hauslos

Digitized by Google

Wandern mit Waffen beladen, ins Gras geworfen
Den Gewittermacher, den Donnerer,
Den Hügelstürmer, der auf Sand fällt.
Er sprudelt Blut, er springt auf,
Steigt aus der Wolke und mustert die Erde.
In Maulwurfsgängen
Suchen ihn schreiend Geschosse.
Er führt das Messer
Gegen die fremd glitzernde Brust,
Er wirft die böse Granatfrucht
In wilde Gesichter.
Seine Larve ist schwarz, sein Auge korallenrot,
Sein Kleid ist Borke.

Sind dies Frauen?
Ach, Liebe zu einer völlig Fremden!

Alte Leute essen aus ihrem Napf wie Kinder.
Die Pflegerinnen sind blaß vor Mitleid.
Wo sind die Heckenrosen?
Wo die schön gerungenen Hände?

O Mangel an guten Vorzeichen.
Heiße Wolken ohne Donner,
Aufgerissener Himmel spärlich gestirnt,
Zunder-Bäume, lechzendes Vieh
Und die zu großen Scheunen.
Hört des nachts die Grillen schrecklich laut
Überm Schlaf der Keller, des Menschengewürms.
Das Dorf riecht nach Ärzten. Draußen
Stöhnen Eichwälder.

Nachts plätschern die Wellen am aufwärts getürmten Kiel.
Im treibenden Ring hängt einer
Triefend irr vor Durst und Kälte,
Todkrank in der unendlichen Schaukel

Digitized by Google

Der Nereiden.
Poseidon wirft eine Mütze und
Einen Schiffsnamen an die Küste.
Ein Schwarm von Heringen ganz zerschmettert
Treibt mit weissen Bäuchen
In der Golfstrom-Welle.
Die Sylphen
Geigen im Draht der Flugmaschinen.
Rosa Wölkchen zerflattern im Blauen,
Und die Lerche eilt im Gleitflug
Schrill abwärts.

Rückt auseinander, Skelette,
Die leicht wie Halme da
Auf dem grauen Sand im Meergrund schwanken.
Wer bot Geld für den, der salzig herabtaucht,
Wer mag wiederblicken sein knöchernes Kinn?
Droben tritt einer an seine Stelle
Und spricht für ihn den Befehl.
Auch sein Wappen: die geborstene Erde.

Das Schweigen der Musen aber
Klagt Chorgesang.
Das Schweigen der Musen
Ist die Luft,
Die ohne Himmlisches zittert.

* * *

DIE CHARITINNEN

Daß einmal doch und für immer dann
Die Hand, die den Stift führt,
Nicht um Lohn den Umriß der Berge,
Sammlung der See, Stärke des Walls und Menschenzahl

Digitized by Google

Sanft kochender Städte hinschriebe auf das Papier!
Sondern liehe den Stift dem Gesang
Und dem Tanz der Frauen, der dunkelhäuptigen
Fahnentragenden, welche des Tempels
Gleichgespannte Stufen melodisch
Auf und nieder steigen
Im Liedgesang, der stärker als Schwerter ist,
Wie ja das Wallen des Meeres der Mond bewegt.

Es sei, daß Verzweiflung das Haupt dir streicht
Und am Schopf dich faßt
Und dich hinwirft nachts unter blinzelnden Sternen
Vor Fels und Kastell, das im wässernen Glanz
Wie bleiche Knochen ums Nest des Adlers liegt.
Du bist stumm, doch Menschengesicht,
Dessen nie der Forschende satt wird.
Mit bleiernen Augen schauen die Männer
Und die waffenlosen Frauen furchtbar.

Hier tritt wie ein Schatten
Bleich gestirnt, schwarz umflossen
Eine aus kahlem Gebüsch.
Ihr Aug ist ernst wie der schwärzliche Waldquell
Und ihr Mund verhüllt, als ob nie
Der Schändung schrecklicher Tag vergehe.
Doch ihr Lächeln ist Tanz: die Charitinnen
Schweben auf dem bekränzten Schaft,
Die Charitinnen, leicht gewandet, im Tanze da.
Grünes Blatt heißt die eine, dem Wimpel der Espe gleich,
Der im Frühwind zittert und duldende Herzen beseligt.
Schwarze Blume die andere, der zarten vergleichbar,
Die mit bräunlichem Blau aus Gräsern am Raine emporblickt.
Aber die dritte nenn ich den weißlichen Ölzweig,
Den von allen Zweigen der Flur am schönsten gebogenen
Im Silberschimmer.

Digitized by Google

Ich sehe der Edlen viel im gemeinen Volk.
Unter Vornehmen gehen die Niedergestirnten.
Ruft nicht bald eine Uhr? Sagten die Seher nicht,
Daß Recht und Besitz geändert werden?
Weht nicht ferner Gesang?
Die Berge schlagen ihr Tor auf
Und verhüllen nicht mehr
Die brummende Glut. Es donnern
Unterm rotgesträubten Haar
Die Feueraugen, denen das Lied gilt.
Das Meer wirft Schaum über die
Katzenköpfigen Inseln,
Um die das Segel schnell wie ein Wölkchen flieht.

Da fließt Äthersaft
Um Stirn und Leib euch, ihr spürt,
Was Bäume rauh und Äste krumm macht,
Doch glatt die Tempelsäulen. Drumm ragt der Bau,
Der sterben würde,
Stürben nicht immer die Edlen ihm.

Früh Verstorbene reihen die Alten
Den Siegern zu und schmücken
Tiefgrün ihr Bild. Die Jungen
Widmen einander die Halle der Übungen.
Ihre Stufen sind fünffach,
Und der Tanz der Frauen
Als ein Lied darauf geschrieben.

* * *

Digitized by Google

DER HENKER

NOVELLE VON MAX KRELL

AM Nachmittag kam aus Rom herauf eine Kalesche. Die Pferde, ganz heiß gelaufen, ließen die Zunge hängen; es waren hochbeinige Füchse mit kleinen weißen Zeichnungen an den Fesseln, ihre Schweife peitschten um die Kruppe, und das seidige Fell zitterte nervös. Vor der Vigne des Albarotti, wo sich die Hauptstraße gabelt — links hinauf nach dem Castell Orsini, rechts abschüssig nach Velletri —, sprangen die beiden Vorreiter ab, ganz gleichzeitig und wie Clowns mit einem hübschen Knick in den Knien; sie hatten altgrüne Uniformen an mit goldenen Knöpfen, und aus ihren Dreispitzen wehten weiße Federbüsche.

Ein Haufe Kinder sammelte sich: alles das war unerhört seltsam, der blitzende Lack der Speichen, um gebauchte Fenster die Seidenvorhänge, schließlich das Windspiel, das hinten aufsaß wie ein Lakei und die Vorderpfoten auf das Dach der Kalesche gelegt hielt.

Und dann stieg eine Dame aus.

Den Kindern rutschte der Finger aus der Nase: da war nur Schaum von Flor und Musselinen, die Spitze eines erstaunlich kleinen Fußes, die beim Gehen züngelte; eine weiße Hand führte den Federfächer, und ab und zu war eine Braue zu sehen, die mit dem Stift stark nachgezogen schien. So ging das Ganze vorüber, eine Wolke in Gelb.

Diese Dame stieg nach dem Castell hinauf. Aber sie traf dort niemanden an; der Fürst sei auf Reisen tief in Ägypten, sagte der Diener, während er hastig noch die Livrée über dem bloßen Hemd zuknöpfte; dabei verbeugte er sich unablässig. Das Haus war dicke Mauer und weiter kühler Raum, alle Schritte klangen geradezu brutal: Bänke und Figuren auf Sockeln hockten unförmig da in Überzügen aus Stoff. Sie trat hinaus auf den berühmten runden Turm und atmete wieder. Da lag eiförmig und still vor ihr der Kratersee in einer Verzauberung, die den Spiegel blank und silberschwarz hielt. Zypressen standen dicht um ihn und dazwischen tupfig ein paar graue Gemäuer; weiter weg flossen die albanischen Hügel gelb, wogend von sommerlichem Korn hinaus bis an das Meer, und das rahmte mit stechendem Gold die Küste ein.

Sie saß hier lose entrückt eine gute Stunde, etwas müde und vom Ruf einer Oboe schwermütig erfüllt. Der Fächer glitt ihr aus der Hand und schlug leicht gegen die Steine. Sie vergaß ihre kleinen Eitelkeiten, die wehenden zarten Kleider in Krepp und Seide, dachte kaum etwas und hatte nur noch ganz panische Wünsche in Haut und Nerv. Die Landschaft war unheimlich anziehend, sie wartete auf eine große Erschütterung und gab sich gelöst und einfach und reich

Etwas Röte hatte das Gesicht überzogen, als sie dann das neue Spalier der Gaffer hinunterschritt. Aber ihr Neid auf die Menschen, die hier sein durften, verflog, als sie mit einem schnellen

Digitized by Google

Blick über die Mienen der einzelnen hinstrich. Der Knecht Luigi stand in der Tür der Vigne, wo das Gehäng des Maulbeerbaums grün und träg über die Mauer troff, den Mund halb offen, und die Zunge gelähmt zwischen den Zähnen. Sie bat noch um ein Glas Wasser, während sie den Schirm einrollte. Er hörte sie von weither und hörte sie doch nicht. Die Kinder rundum glotzten nur, durch ihn aber schnitt das Messer zart und herzhaft, der Zuber fiel ihm aus den Fingern, er zitterte heftig wie das Tier, das keine Ursache kennt und nur den wahnsinnigen Schmerz spürt. Da nickte sie unwillig über die Zögerung, stieg ein, und die Speichen blitzten schon auf der Strecke nach Velletri.

* * *

Singend zogen am Abend die Mädchen vorüber. Luigi saß auf seiner Bank und hämmerte ein Faß zurecht, das aus den Dauben zu springen drohte. Er sah noch zart die Wolke in Gelb und wußte nicht recht, was es war, aber ein Nebel zog ihm heiß um die Schläfen. Da bogen die Mädchen vollends nach dem Markt ein, und der letzte Wimpel hellen Kleides verschwand. Die Dunkelheit stieß gegen ihn vor, durch ihn hindurch, er tappte in seinen ungeübten Gedanken herum, die ja nichts anderes kannten als Bottich und Beere, Stier, Kummet und den Schweiß, der bei der Arbeit über die Stirne rinnt. Sein Herz schlug bis hinauf in die Augen.

Luigi lief ein Stück durch den Staub nach Velletri. Da rollte der Mond über den Monte Cavo hoch, blaß und schon nicht mehr sehr groß, die Nacht wurde davon ganz weit. Das Knarren eines Wagens draußen durch die Ebene lockte Luigi. Es kamen Wiesen, die Bäume standen athletisch über den Bächen gespreizt, das lebte alles in sich hinein mit einem Murmeln, aber er fand nicht woran er immerzu dachte. Nun saß er am Straßenrand im Gras, das staubig und verbrannt war, magerer Ginster streifte seine Schuhe, er zog die Kniee ganz dicht hinauf ans Kinn. Jetzt war alles so still, daß er glaubte zu hören, wie das Meer sich an den Küsten rieb. Soviel Besinnlichkeit hatte er noch nie im Leben gehabt. Felder und Bäume strömten auf ihn zu, er hatte sich zu wehren, so ganz alleine stand er da. Er pfiff, er bließ seinen Pfiff vor sich hinaus, um einen Raum in dieses Andrängen zu brechen mit Nüstern, die tierisch dampften. Im Grunde war er ja ein Tier, das fraß, in der Trense ging und nachts im Stall schnaufte. Und dann griff er hinauf gegen die Stirn, dort etwas wegzuwischen, was wie nach Wein sich über die Augengrube senkte und ihn rasend quälte. Die Frau in Musselin und Flor ging wieder vorüber, und zum erstenmal stand die Sehnsucht nach Abenteuer groß in seinem Hirn. Zwar wußte er nicht, was eigentlich mit ihm geschehen sei, ein ganz brutales Greifen suchte in seinen Fingern wilde Auswege. Da riß er Gräser los: als er sie dünn zwischen den Händen spürte, wurde er einen Augenblick ganz sanft, und mit dem Nagel fuhr er langsam ihre Rippen entlang auf und ab. Er lief weiter, die Augen in die Sternbogen gesenkt, mit den Füßen stieß er die Erde, aber kein Straucheln hielt ihn auf. Die Nacht war geflammt vom grünen Halblicht. Niemals hatte Luigi

Digitized by Google

nachgedacht, daß sie mehr war als nichts und als ein tiefes Verlorensein im Schlaf. Jetzt erregte sie ihn sonderbar mit einem Streicheln weicher Winde, das von den Äckern herüberspielte und aus den Ähren reife Hitze mitbrachte. Er hätte sie gerne gerufen, um ein unbegreifliches Ersticken aus der Kehle auszuspeien — aber er hatte einfach solche Worte nicht. Tiefste Betrunkenheit schluchzte in ihm, er packte die Meilensteine an und sagte »Steine«, er sagte »Ölbaum«, sagte mit einer zärtlichen Bewegung in das Feld hinein »Weizen«. Es war das sehr mühsame Sich-Rechenschaft-Geben von einer Welt, in der er fast ohne Sinn gelebt hatte. Masken fielen, aus einer unbestimmten Erinnerung sprang Gehörtes auf und auseinander wie Fruchtschoten: erleuchtete Stadt, Segelfahrt, Weiber, Geld, Zeitung, Trommelschlag der Schlachten. Und verschwand.

Sein Stall war ihm zu eng, und als er tappend gegen die Flanke des Stieres stieß, hieb er ihm vollends die Faust auf die Kruppe, daß das Tier schäumend aus den Knieen hochstieg. Luigi warf sich ins Stroh. Plötzlich tanzten seine Gedanken mit einer spielerischen Leichtigkeit, er bekam sie geradezu in die Hand. Es zerriß etwas in den zähen Wänden seines Hirns. Er sah, er dachte — und das geschah kalt und Schritt für Schritt — wie alles rund um ihn herum wäre, und was er tun könne, weiter hinauszukommen als in die Jahrmärkte seines Fleckens. Dann ging er noch einmal vor nach der Türe mit einem groben Tritt, der sich in die Stallerde eindrückte, und er spähte einen Augenblick auf die Straße hinaus, ob er etwas hören könne von dem, was mit dem Rollen des Wagens und mit der Bitte um ein Glas Wasser gegen ihn gepralIt war. Eine Dehnung in den Achseln und Hüften machte ihn breit, groß, es knaxte in den Gelenken, in Sekunden wuchs er, und die dumpfe Kraft, mit der er bis dahin Arbeit getan hatte, drängte sich etwas anderem entgegen. Es war nur eine Kleinigkeit, die Türe ins Haus einzustoßen.

* * *

Eine kleine Stunde später heulte die Trompete des Feuerwehrmannes Zacco durch den Ort, Die Hunde sprangen an den Hofplanken hoch, gegen die rote Helligkeit an, die den Himmel überzuckte. Da war nicht viel zu retten. Beherzte Menschen zerrten das Vieh aus der Vigne, der Knecht Luigi war nicht da, man schrie mit wunden Kehlen »Luigi« in allen Arten des Bittens und Sich-Entsetzens, sein Skelett knirschte schon in der Phantasie der Leute — bis man Alberotti fand und in seinem Schädel klaffend das Beil.

Da war kein Irrtum mehr möglich. Die beiden Karabinieri luden ihre Flinten und saßen auf sie waren mit einemmal von ungeheurer Wichtigkeit, lugten nach Art der Trapper hinaus in eine durchlärmte Dunkelheit, als könnten sie mit geschärften Instinken den Fliehenden erraten. Auch einige Bauern rissen ihre schweren Gäule aus dem Stall und schwärmten aus. Sie schossen auf Hunde und Schafe, die sich in der Landschaft rührten, knisterten durch den Wald, schnauften am See hin, durch Steinbrüche, von denen das Geröll aufregend niederrieselte, und durch Weingärten.

Digitized by Google

Aber sie bemerkten bald, soweit in dieser Richtung konnte er noch gar nicht sein. Da warfen sie die Pferde wieder herum und schwenkten im Bogen gegen die Campagne hinab. Der Morgen kam schon mit Tau und Nebeln, aus denen die Gräser spitzten.

Auf einem Planwagen, der mit Gemüse nach Rom hinunterrollte, lag er und schlief; der Hut bedeckte nur die obere Hälfte des Gesichtes, in dem eine frische Schmarre mit etwas blutigem Schorf stand, und dann der Mund halboffen, aus dem schwache gurrende Schnarchtöne stiegen. Einen kleinen Blechkasten mit Geld hielt er fest gegen den Bauch gepreßt, die freie Hand war tief hineingegraben in die Kohlblätter. Ja, er schrie einmal, als man ihn aufschüttelte und er die Uniformen dicht an seiner Jacke sah. Aber mit einem Achselzucken ließ er sich zwischen die beiden Reitpferde spannen. Manchmal mußte er einen guten Galopp über die Steine und die riesigen Buchten der Straße machen. Sein Blut pochte schon wieder ganz regelmäßig, er überließ seinen Beinen die Fortbewegung, seine Lider klappten träge, und die Gedanken hatten sich wieder in ihren alten Schlaf hinein verloren.

* * *

Aber Luigi schwieg sich aus, alles war wie weggewischt, die Assisen lockten keine Antwort aus seinen Zähnen, und jedes Motiv blieb verschollen in einem Dunkel, das auch ein Kriminalist gewiegter Art nicht zu durchbrechen vermocht hätte. Man mischte Spione unter die Gefangenen, Zyniker und Taschenspieler, es gab eine vergnügte Trinkerei. Er plauderte dummes Zeug über Albarotti, das auf den ersten Blick hin schon nicht stimmen konnte, schimpfte ihn einen Geizhals, der unsinnig auf seinem Geld gesessen habe. Und als von Frauen die Rede war, lächelte er schlau, ohne daß man es hätte deuten können.

Der Stab wurde gebrochen, aber aus irgendeinem Grunde verschob sich die Vollstreckung. Darüber starb der Henker. Im Gefängnis waren vier Leute, die aufgeknüpft werden sollten, und einer, den man fürs Schwert bestimmt hatte, ein baumlanger Kerl, dem immerzu der rechte Arm zitterte: er saß mit dem Rücken fest gegen die Wand gepreßt, wie jemand, der fürchtete, empor-gerissen zu werden, und nun einen Halt suchte bis ins Verwachsen mit dem Stein. Die anderen hockten hier und dort auf den Fliesen herum, plumpe Säcke, schon ganz ausgeleert von jeglicher Hoffnung, sie würden keinen Widerstand mehr leisten, und man hängte sie eines Tages in die Schlinge als Bündel von fauligem Fleisch, das man aus dem Wege haben will. Und dazwischen Luigi, noch ein Mensch, schlafend in sich, aber warm und mit vieler Kraft in den Muskeln. Das Ringsherum ging ihn überhaupt nichts an, und wenn ihn die Hand des Henkers greifen würde, so war auch das gleichgültig, nicht aus Ergebenheit in ein Schicksal, sondern weil er noch gar nicht so weit gekommen war, darüber nachzudenken. Die Welten konnten sich auf eine furchtbare Art vertauschen, er würde es nicht merken.

Digitized by Google

Der Wärter ließ ihn Holz schleppen, da glich er einem schweren Lasttier, das stumpf und gut seine Arbeit tut. Man brauchte ihn nur anzustellen, und es geschah, wie und was man wollte, er hatte seine festen Griffe von der Kelter her. Niemand, der ihn sah, riet auf einen Mörder; hier war das Böse aus einer wilden Quelle einmal über die Hände geblutet und wieder versickert. Der Gefängnisvorsteher sah ihn so über den Hof steigen und hatte den biblischen Vergleich mit Simson auf den Lippen, wie er in Gaza eherne Ketten trug und ein Mühlpferd sein mußte. Da kam ihm der Gedanke: dieser Mensch könne einen Henker abgeben, wie man ihn brauchte, ruhig, gleichmütig von großen Kräften und doch zahm, und einer, der nichts weiter zu erwarten und zu beanspruchen hätte.

Luigi kniff die Augen ein, der Vorschlag rann nur langsam in sein Bewußtsein hinunter; er spuckte auf die Hände, als wolle er den Gärbottich heben; dachte eine lange Zeit mühsam nach, dann schüttelte er den Kopf. Ganz natürlicher Stolz verbot ihm noch, sich für dieses schmähliche Geschäft herzugeben. Und ohne den Fall vor sich selber zu begründen, bückte er sich nach der Traglast und ging weiter.

Aber wieder in der Zelle sah er die zusammengeschrumpften Maltersäcke von Menschen, die nur noch auf Schlinge und Schwert warteten, und plötzlich strömte der grenzenlose Trieb zu Licht und Atem blutend zurück in sein Herz. Er schob langsam seine Gedanken hin und her, als seien es Bauklötze: daß er Henker sein und nicht sich selber aufknüpfen könne, wurde ihm deutlich, fast lächelte er in einem leichten Vergnügen. Er warf sich herum, und die Pritsche knirschte. Das war schon völlig aus seinem Gedächtnis gewischt, daß er einem Menschen ein Beil in die Stirn geschlagen hatte. Der Hochmut brach aus wie fetter Schweiß; er würde ein Amt bekommen, vor dem andere sich fürchteten, und die blutigsten Instinkte wachten auf, die er damals nicht gehabt hatte.

Das Leben wurde ihm geschenkt, doch behielt man ihn in Haft. Von Zeit zu Zeit holten ihn zwei Soldaten aus der Zelle, und ein wenig sah es nun doch aus, als sei er der Delinquent, der unter bewaffneter Eskorte zum Richtplatz geführt würde. Aber seine Phantasie war geweckt, und er genoß den gewissen Pomp der furchtbaren Feierlichkeit, in der er das Meßopfer zu vollziehen hatte. Soweit war er aufgetan, daß er jetzt die Schauer eines fast Hingerichteten auf der ganzen Haut spürte. Nahm er dann das scharlachrote Hemd, das er über die Brust streifte — er tat es mit Wollust vor den Augen der fiebernden Masse: nicht ich, sondern der dort, Freunde!, und dabei zielte er mit einem priesterlichen Blick in den Himmel der Gerechtigkeit, die Muskeln des nackten Oberarms spielten wie bei den Ringern im Zirkus, und nun lag der Schauer tödlicher Lüste unten beim Volk —, da war er sehr erhaben und fühlte sich den Kardinälen nahe, die unantastbar auf ihren violetten Thronen saßen.

Digitized by Google

Luigi war ein peinlicher und ein guter Henker, der die Methoden schnell beherrschte, einen Verbrecher in den Tod zu schicken, den er verwirkt hatte. Knüpfte er einen auf, was er durchaus für die sanftere, freundlichere Form hielt, so tat er es gelind, sein Atem streifte das Ohr dessen, den er gepackt hielt, und er sagte noch ein paar Dinge, die dem Sterbenden als Vision paradiesisch ans Trommelfell schlugen; dann stieß er plötzlich mit dem Fuß den Schemel weg, auf dem der Geknebelte gestanden hatte, eine mit Stricken gewickelte Mumie, und die Schlinge spannte augenblicks den Adamsapfel ein. Das Beil liebte er nicht, er handhabte es mit einem Fluch und wußte im Grunde doch nicht, was daran ihn ärgerte. Verurteilten, die so endeten, zischte er noch eine feiste Zote zu, daß die Wollust über ihren Körper hinsprang und sich in das aufschießende Blut mischte, um gleich darauf das Haupt am Schopfe hochzuheben vor allen mit der feierlichen Gebärde: Gerichtet!

Aus groß und hager, fett, verschlagen, jämmerlich formte sich ein Totentanz, den er leiblich vorüberziehen sah. Darunter wurde er vollends zum Fatalisten, und das Handwerk hielt ihn bei Kraft. Die Zellengenossen waren die ersten, viele folgten, sein bißchen Schlauheit verkroch sich in die Spannung: zu sehen, wie der oder jener das Ende hinnähme. Da er sonst nichts kostete und für sein Amt mit der Gnade zu leben bezahlt wurde, pflegte man ihn leidlich und schenkte ihm kleine Freiheiten. Er schmeckte Dasein, und insgeheim rührte sich etwas gegen das Amt in seiner Brust. Vom Gerüst aus, über alle aufgereckt, sah er manchmal die ferne Welt vorübergehen. Während der Trommelwirbel aus dem Karree von Soldaten aufschnurrte, streifte der Blick über die Mauer weg das wehende Feld. Luigi hielt einen Augenblick still, ehe er den Leichnam des Gerichteten in die Sägespäne drückte, hielt den Rumpf an der Schulter gepackt, die andere Hand war gegen die eigene Stirn gestemmt, und so ragte er und starrte in den leichten Schaum der Ähren, ohne zu wissen, was er dort suchte. Und ein Falke stieg frei herüber, weich in den schönen Schwingen, als sei er eine Frau, die seidig in den Hüften ruhte.

Er hatte eine Frau zu henken — es ist nur dieses eine Mal vorgekommen — die vierzigjährige Nonne Clelia Gravina, die den Confessor im Beichtstuhl erdolchte. Als sie auf den Stufen zögerte, nicht aus Angst, sondern weil Monate Kerker und giftiger Gewissensquälerei sie geschwächt hatten, hob er sie vollends hinauf; seine Hände rührten hierbei das Weiche an, das ihnen drüben in den freien Jahren nie begegnet war. Da schlug es wie der Vorhang vor einem Prospekt auf und schon wieder zu — und er hatte eine Frau gesehen, die in einen Wagen stieg. Seine Hand glitt weiter, ruhte auf den Brüsten. Da drehte sich ihm ein ganz spöttischer Blick zu, so daß er böse wurde und sie mit einem gewalttätigen Ruck in die Schlinge band.

Jetzt war er nur noch lüstern nach Blut, und er tat hitzig, was er bisher gemessen im Bewußtsein seines starken Armes vollzogen hatte. Er beschimpfte die Gerichte, die ihm zu wenig Arbeit gaben. In die gemeinste Gegenwart ragte er als Denkmal vom Mittelalter der Gefühle,

Digitized by Google

das Rausch empfand für angemaßte Richterschaft und Blut und einen Menschen ins finsterste Tierreich stieß, nur um sich auf erlaubte Weise einen Mord vorexerzieren zu lassen. Seine Verwegenheit machte ihn avancieren, er kam nach Rom, in vergittertem Wagen rollte er durch die Straßen, die blendeten und von mittäglich treibender Menschheit gefüllt waren. Aus seiner Kammer sah er aber nur den dicken, runden Turm der Engelsburg und den Heiligen Michael, der unentwegt sein Schwert in die Scheide stößt. Hier, während er das Raunen der Stadt als einen schweren, gleichmäßigen Wind über sein Ohr röhren hörte, wuchsen die Nöte seines Blutes in einen Ingrimm hinein. Was ihm unter die Hände kam, zerknickte er mit Hochgenuß. Er hielt nun gar nichts mehr vom Henken, es mußte das Beil sein, das die Geheimnisse der weißen Haut auftrennte. So geriet er in eine Ekstase, das Leben war nur noch da, um gerichtet zu werden und sich auszubluten.

* * *

Schließlich kam er frei. Er hatte gut gearbeitet und man schenkte ihm den Rest. Tastend fühlte er in die Stadt vor, die Zeit hatte sich gedreht, eine Bahn fuhr unter hellen Pfeiffen und dampfend nach Rom ein. Er passierte Plätze, über die bunt und schallend die Parade der Soldaten zog, ein Mann voran hob ein Szepter, da brach lärmende Musik los, und das Kalbfell gab den Takt an. In den Fenstern der Palazzi lehnten Frauen, sie hatten Fächer vor den Mund, die gedrehten Frisuren stiegen als kleine Gipfel schwarz in die Gardinen, in bequemen Wagen fuhren welche unter den Pinien und Syringen des Pintio spazieren, sie beugten ihre Kniee im Lateran und rutschten die Scala Santa hinauf. Aber immer hatten sie einen Blick zur Seite, ein halbes Lächeln und ein weiches Vorübergehen mit den Hüften. Luigi wußte nicht wohin mit sich.

Er ging fort. Grauer Dunst bespannte die Campagna. Ein Hund kreiste um die Schafherde, die sich müde zusammendrängte. Unter dem Bogen des großen Aquädukts brannte ein kleines Feuer aus Reisig, und die Fattore mit den spitzen Hüten saßen rund herum wie Zauberlehrlinge, schrien, tranken und fingen, als es ganz dunkel geworden war, noch an, eine wilde Musik zu singen. Luigi schlief zwischen Gras und Eidechsen auf den Fliesen einer kaiserlichen Katakombe.

Am zweiten Tag war er wieder in Genzano, aber niemand kannte ihn. Er verdang sich still und stumpf als Knecht, schirrte die weißen Stiere vor die Fässerwagen, worfelte die Erde auf, und er lernte auch noch, was er früher aus Ungeschicklichkeit nie vermocht hatte, die Setzlinge zu pflegen. Bisweilen, wenn aus der Kelter roter Saft über seine Hände sprang, zuckten seine Adern mit, und in einem mühsamen Marsch zog eine verschwiegene Vergangenheit an ihm hin. Abends saß er vor der verfallenen Vigne des Albarotti. Noch immer sangen hier Mädchen, bogen mit weißem Kleiderwimpel hinüber nach dem Markt, und der Mond kam langsam über den Montte Cavo herauf.

Digitized by Google

Niemand liebte diesen Menschen, es spannen sich aus einer Quelle, die keiner wußte, und die wohl nur vergittert lag unter dumpfem Instinkt und Klatsch, Gerüchte aus, die mit gefährlichem Dunst ihn ganz umwickelten. Niemand konnte sagen, was einer gegen ihn vorzubringen hätte, man redete von der Gettatura, und die Kinder wurden vor seinem Blick gewarnt. Eine Magd wollte wissen, er sei in Blutschande gezeugt, sein Nacken trüge davon ein rotes Beeren-Mal. Alle wußten etwas, und wenn man es auf einen Haufen zusammentat, war es das höllische Grauen. Er aber stand nur scheu und schweigsam unter ihnen, spürte die Luft und konnte sie nicht durchbrechen. Luigi griff einen heraus: was man gegen ihn sage, und zwang ihn mit metallischem Ruck aufs Pflaster. Da setzte die ganze Meute an, er streifte wieder die Ärmel hoch, seine nackten Armmuskeln spielten. Er tat sie ab wie täppische Hunde, und es hatte ihm noch keinen Funken Anstrengung gekostet. Nun wurden die Mägde lüstern nach so vieler Kraft, sie schlichen herum, wo er war, und nahmen ihm Arbeit ab, wenn sie seinen Weg kreutzten. Erst begriff er es nicht recht: er verlor den Atem, lachte, wurde schwach. In seinen Augen flackerte ein Licht auf und es schien, als erwache er. Zum zweiten Male verblaßte eine Vergangenheit.

* * *

Luigi saß im Heu, hoch oben, weich eingebettet und verloren in einer unendlichen Nacht. Der Stiefel rasselte ihm polternd auf die Tenne hinunter. Mit zögernden Finger fuhr er über die Male eines Frauenkörpers, der aufrecht vor ihm saß, von einem Spalt Mondlicht leicht versilbert. Er hatte fast schon graue Haare, und hier war Fleisch, das er so warm noch nie gespürt hatte, und der Rausch der Spitzen aus einem sehr vergessenen Jahr glitt in ihm vorüber.

Er wollte, — und es brannte auf in seinen schweren Lenden, diese Kraft, nie erlebt, aber dunkel oft erlitten, schoß ihm zurück. Was war dies? Er, ein später Mann, hatte dieses Weib und hatte es nicht! Da er es nahm und ergründete, fehlte ihm doch ein Ausklang, den sein Hirn sich nicht erdachte.

Da standen wieder die Gerüste aufgestellt in seinen Gedanken, der Richtblock, auf dem das Fleisch verbrecherischer Leiber zerspalten wurde und das Blut die Bande der Haut endlich zersprengte, gegen die es ein ganzes Leben hindurch rebellisch angepocht hatte, das alles war mehr köstlicher, heißer, endlicher gewesen? Er wühlte in seiner Tasche nach einem Messer.

Da warf sich eine Wolke über den Mond, und das Weiß des Weiberleibes stumpfte ab. Sie barg sich ganz in seinen Arm, lächelte. Luigi konnte das Spiel der Augen und Lippen nicht sehen, aber das Schlingen ihrer Arme entmannte ihn, die Hingebung glitt, ohne daß das Blut die Haut durchbrach, mit den dunklen Schlägen der Pulse von Leib zu Leib. Jetzt hielt er in Händen, was ein Mensch war, was ein Körper, eine Liebe, etwas Lebendiges und ein zitterndes Gefühl war. Die große, brutale Geste der Zerstörung zerging. Stöhnend warf er sich herum

Digitized by Google

über den Mund dieser Frau. Und während der wüste Zug der Toten, beginnend mit Albarotti, durch seine Pupille fortmarschierte, blaß und grau in ein Nichts, brach mit Tränen zum erstenmal ein Schmerz in ihm aus, den er nicht geahnt hatte.

* * *

BEKENNTNIS

VON WALTER VON MOLO

Ihr hebt die Hand zu Gott empor?
Zu GOTT
Empor?

Ich hebe nicht die Hand, Gott ist nicht in der Höhe, die ihr sucht,
Er ist in mir, in dir, um uns und unter mir,
Er ist durch mich, und ich bin Gottes Stück!

Wer hebt die Hand zu Gott empor,
Der lästert Gott!

Ich finde ihn in einer Richtung nicht,
Wie Mann und Frau, in sich gestürzt,
Sich aus dem Hiersein fällt, empor,
Und doch von dieser Erde aufgefangen
Gott findet,
will ich Gott, den Herrn, beschwören, suchen und empfangen!

* * *

Digitized by Google

ZEHN SONETTE

VON D. H. SARNETZKI

WIDMUNG

In diesem Zeichen tret' ich vor dich hin:
Verbunden bin ich dir wie Wurzelerde
Dem Baum, wie die aufglüh'nde Wolkenherde
Der Morgensonne. Dies sein heiliger Sinn:

Du bist's, durch den ich atme, lebe, bin
Im Geist, daß eins im andern sei und werde —
Das dank' ich dir mit seliger Gebärde:
Leben in dir ward köstlichster Gewinn.

In unsers Blutes Pulsen ist ein Klingen,
In dem sich all Verworrnes seltsam eint,
Weltlärm sich löst, Erdfernen sich verschlingen

Zur Himmelsnäh' auf windesweiten Schwingen:
Wir sind, wie ewig Licht den Menschen scheint,
Durch göttlich Licht in uns ewig vereint.

* * *

DAS LYRISCHE GEDICHT

Unsagbares vermagst du auszudrücken,
Das Tiefgefühlte wird in dir Gestalt,
Das Unscheinbare wird zur Urgewalt
Und in das Ewige schlägst du Geistesbrücken.

Du bist die Kraft, lebendiges Entzücken
Zu sammeln, in ein einzig Wort geballt —
Ein Klang und Hauch, in stille Luft verhallt,
Um immer neu, unsterblich zu beglücken.

Digitized by Google

Du blühst im Feld als zeitvergeßne Blume,
Du bist der Odem Gottes, der sie wiegt,
Du bist der Opferrauch im Heiligtume,

Bist Weh und Lust, das überm Herzen liegt,
Bist das Gefühl, das überm Erdenruhme
Von Volk zu Volk sich in die Seelen schmiegt.

* * *

DER SCHATTEN

Vor meinem Fenster weht ein Schatten her
Und, halb erschreckt, heb' ich den Blick sogleich.
Vielleicht war's ein vom Wind berührter Zweig,
Die Schwinge eines Vogels, abendschwer,

Vielleicht im Dämmerrot von ungefähr
Ein Wolkenhäuflein, zart und silberbleich,
Das überdunkelte das Sonnenreich
Und flügelte den großen Himmel leer.

Hauch der Sekunde — wieder ist es hell
Und rot. Doch ist's, als wär' der Schatten nun,
Nicht Ahnung mehr, genährt aus dunklem Quell

Im Zimmer lastendgroß, geschäftig Tun
Einhüllend in ein kühles Traumgewell.
Und alle Pulse fühl' ich schauernd ruhn.

* * *

Digitized by Google

ROSEN IM GLASE

Drei rote Rosen pflückt' ich von dem schwanken
Gezweig des blüh'nden Busches, taubesprüht.
Ganz wundersam erregt ist mein Gemüt,
Wie schwebend stehn im farbigen Duft der schlanken

Aufbrechenden Kronen Sinne und Gedanken:
Die gestern Knospen noch, sind heut erblüht,
Die gestern keusch verschlossen, heut durchglüht
Vom Sonnen-Schauer, den sie atmend tranken.

Sie stehn, wie Mädchenseelen aufgetan,
Ein meisterlich Gebilde der Natur,
Ein unerhörtes Offenbarungswunder —

Ich staune, zage, bebe, bete an:
Und weiß, daß alle Menschenkünste nur
Vor Gottes Kunstwerk eitel Tand und Plunder.

* * *

AUF EINEN SCHÄDEL

Tod, hohlen Auges grinsest du vom hohen
Gesims auf mich herab. Dein starres Schweigen
Aus knöchernem Gebein ist kaltes Drohen.
Wem war der fahle Schädel einst zu eigen,

Dem, kurze Frist, um freien Auges Lohen
Wölbte lebendig Spiel der Muskeln, Reigen
Der roten Ströme Bluts, der sinnenfrohen,
Das Hirn durchstob im Aufundniedersteigen?

Willst du mich mahnen, Tod, daß einst dies Bild
Mein Ebenbild? In grausigem Erschrecken?
Sieh her: mein Auge glüht — Wein glüht im Glase —

Digitized by Google

Es höhnt den stummen Jäger stolz das Wild:
Wo Leben tost mit Saitenspiel und Becken,
Verleugnet dich aufjubelnde Ekstase.

* * *

BEFREIUNG

Die Himmelswand, der blaugespannte Bogen,
Eröffnet sich dem Blick wie aufgeriegelt;
Das All-Geheimnis dämmert wie entsiegelt,
Wenn tiefe-her Sternleuchten kommt gezogen.

Taggeist der Erde ist ins Grau verflogen.
Der Brand der Leidenschaften, aufgewiegelt,
Vom Sonnenfeuer tausendfach bespiegelt,
Verachte: alle Sinnenstürme trogen.

Nun hat das Auge ungetrübten Glanz,
Die Seele ungehemmten Ferne-Flug;
Nun ist der Mensch, befreit, sich selbst genug —

Mit Armen, weitgebreitet, hält er ganz
Die reine stille Welt, den ew'gen Kranz
Der Sterne, den der Götter Stirne trug.

* * *

WANDLUNG

Alles ist Kreislauf, ewige Wiederkehr
Von Anbeginn der Welt im Lauf der Dinge —
Wir stehn in einem ungeheuern Ringe,
Staunend der Lebenswunder um uns her.

Digitized by Google

Von wannen kommen sie? Ein orgelnd Meer
Aus nächtigem Raum, Tag-Lichts gewaltige Schwinge
Durchrauschen Erd' und Himmel, daß es dringe
In unsres Geistes Kammer, ernst und schwer:

Wenn unsre Füße durch den Staub hinschreiten
Der Völker-Asche traumhaft ferner Zeiten,
Ist um uns Glut der Herzen einst wie heute —

Geist wandert um auf windbewegten Flügeln,
Wandelnde Form steigt aus verwehten Hügeln,
Blut kreist und Glanz und heilig Weltgeläute ...

* * *

WEG ZUR ERLÖSUNG

Daß wir die alte Adamsschale spalten,
Uns immer neu und tief von uns erlösen
Zum Licht, zur Kraft, abwendig von dem Bösen
Uns faustisch ins Urewige entfalten:

Sind unsrer Seele innerste Gewalten,
Die zu des Weltalls unmeßbaren Größen
Aufstreben, frei und nackt in Götterblößen,
Unendliches zu fassen und zu halten.

Die tiefste Welt ist dieser Wünsche Tor,
Die Sonne goldner Feuerquell der Klarheit,
Wird je den Menschentraum Erfüllung krönen?

Der Fromme nennt's: Sehnsucht zu Gott empor!
Dem Denker ist es Drang nach ewiger Wahrheit,
Dem Künstler Bild des unerreichbar Schönen.

Digitized by Google

BEETHOVEN

I

Wir treiben in dem Strom von wirren Abenteuern
Windschnellen Lebens, das die leichten Segel bauscht.
Wann hätten wir Unrast im Blute je getauscht
Mit Gottesruh, wenn wir die Erde blind umsteuern?

Da öffnet sich die Welt. Gleich einem ungeheuern
Orkan erbraust Musik. Dürstende Seele lauscht.
Erregtes Atmen von Millionen wogt und rauscht.
Gesichte schwellen auf aus dunkelglüh'nden Feuern.

Uns wird ein Zeichen, ganz aus Klang und Licht gewoben,
Ein goldner Sternenwind, der selig uns umfaßt!
In sich Versenkte, aus der Erde Sein gehoben,

Stehn als Erlöste, frei, wie ohne Leibes Last,
Den keine Leidenschaften stürmend mehr durchtoben.
Ein süßes Himmelswunder! Gottesselige Rast!

II

Not, Not der Seele steigt aus seinen Tönen,
Des Menschenleides Größe und Verzückung,
Der Seele Kampf und reinen Siegs Beglückung,
Mensch-Sein durch Mensch-Befreiung voll zu krönen.

Inbrunst der Einsamkeit! Urmacht des Schönen!
Abwirft der Arm die Fessel der Bedrückung,
Im Weiheklang der Sphären-Überbrückung
Die Erde mit dem Ewigen zu versöhnen.

O du Gewaltiger! Es braust dein Mund!
Groß ruht der Blick im All und glanzumflossen,
Vom Ahnen der Unendlichkeit umweht.

Unirdisches gibst du der Erde kund,
Du tönend Licht, im Raume ausgegossen,
Du Erdentwachsener, riesenhaft erhöht.

Digitized by Google

SCHWERMUT

FRAGMENT VON CARL HAUPTMANN

SIE war kaum auf die Bühne in den Glanz getreten, da zuckten heimlich alle Muskeln an ihr. Und die Tausende aus dem Parkett und den vielen Rängen glitzernder Augen sogen ihre eigenste Drangseligkeit, hineinzuspringen in Freuden schöner Bewegung, sich zu berauschen im Umschwung und mit in sich genossenen Sprüngen, Steigen und Senken, Vergehen und Aufwachsen, die Welt der Geister in Lüften um und um zu rufen und zu verstricken, ganz in die unsichtbare Welt jenseits als Zauberin mitten hineingestellt. Da umfluteten die hingebendsten Herzschläge die innersten Geheimnisse ihres Blutes und Lebens, die immer aus einer höheren Welt in ihr erblühten. Und sie selber wurde stark und gesund aus einem sehnsüchtigen, kranken, zarten, nie erlösten Leben. Und sie selber genoß den Jubel ihres Tanzes und ihrer süßesten Anmut, die sie auf der Schwebe hielt mit ihren Zehen wie das goldene Zauberhäuschen der Babajaga, das sich singend auf einem Hühnerbein drehte. Jubel umflutete die Berauschung des Leibes, daß sie ganz Gefühl und Wert und Kraft und Erkenntnis war, daß sie den Sinn der Welt wußte, wie Gott selber, daß sie die Musik der Lüfte und kreisenden Ringe und sausenden Sterne und leuchtenden Monde ausströmte wie eine in die Welträume hinein jauchzende Schöpferin. Da war sie frei, leicht, Seele, Gebärde des Glücks, ins Weben göttlicher Dinge mitten innegestellt, war aufgelöst in die Ausstrahlung, wie die Blüten im Frühling und Sommer Hummeln und Bienen locken. Konnte austeilen frei in den Raum. Ganz sich austeilen, ohne zu zerfließen. Ganz nur Geschenk sein für den andern Ganz hinströmen. Ganz nur in ewig neuer Geburtsstunde sich selber als Schönheit gebären und mit der Gebärde der blütenstreuenden Frau Frühlingsbringerin und Sängerin sein ohne irdische Laute, gleich nur in Blut und Seele der letzten Musik Töne und Seligkeit überflutend.

Sie tanzte nicht. Sie sang Linien in die Luft. Sie war der Sinn höchster Lebensziele. Sie erfüllte die Räume mit Schöpferkraft. Mit ewigen Mustern. Mit ewig verwehender Vorausschau letzter Verwirklichungen und ewig neu aufquellender Lebensumarmungen und unter den Händen zergehender Träume.

Sage mir, was der selige Blick einer Liebenden ist, die zum ersten Male das Wunder Liebe glaubt und in seinem Zauberkreise tief errötet bis zur Träne, vor dem, den sie wahrhaft liebt.

Die Träne, ein silberner Tropfen Morgentau. Die Sonne steigt. Saugt die Träne. Du wandelst weiter. Es ist kein Halten. Im Tanze wogt ewig Liebe. Im Tanze durchzittert die ewige Liebe des Schöpferwesens Dein leibliches Leben und macht Dich zu einer Rosengirlande um alle Herzen.

* * *

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY·

FRESKO / 1919

Dekorative Wandmalerei / Ausschnitt / 1921

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY

Radierung aus »Satuila«

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

GEORG ALEXANDER MATHÉY

VON JULIUS ZEITLER

MATHÉY *(Radierung)*

WER sich gegen die modernen Kunstströmungen stemmt, wer sich ihnen verschließt, ja stille oder laute Opposition gegen sie treibt, vergißt, daß die Masse des sogenannten Kunstgutes, das in unseren Glaspalästen und Kunstausstellungen zur Schau gebracht wird, noch durchaus in alten Geleisen fährt. Erst neulich wurde festgestellt, daß an mindestens 90 Prozent dieser Aussteller von Kunstproduktionen noch nicht einmal der Impressionismus herangekommen ist. Von der ungeheuren Menge an billiger Heimatkunst, die in unserer Provinz erzeugt wird, haben die wenigsten eine Ahnung. Bei allen diesen Vertretern der Kunst sucht man vergebens nach einer inneren Gesetzmäßigkeit, nach einem Zielstreben aus der Persönlichkeit heraus, nach einer

Digitized by Google

Bemeisterung des ewig Zufälligen. Und dabei ist es noch nicht einmal das Schlimmste, wenn sie aus ihrer inneren Richtungslosigkeit die Natur abmalen, was sie so Natur nennen, zu wahren Orgien der Unkunst erheben sie sich aber, wenn sie dreist genug sind, mit ihrer Talentlosigkeit in Bereiche der Phantasie überzugreifen. Wenn man dieses Chaos der Mittelmäßigkeit im Auge behält, wird man allen Versuchen fortschrittlicher Künstler duldsamer, begreifender, aufgeschlossener gegenüberstehen. In dieser Fortschrittlichkeit der Kunstrichtungen, in der wir seit etwa 20 Jahren stehen, ist aber nun heute zweifellos eine Klärung, eine Beruhigung eingetreten. Rasch und aufregend genug ist es ja gegangen. Die verschiedenen Richtungen sind, obwohl sie sich zu überstürzen schienen, doch stets bis zu Ende gedacht worden. Daß die Bewegung zu Ende ist und einen Weg geht, der nur noch keinen Namen hat ‹man könnte die Bezeichnung konstruktiver Expressionismus wählen›, dafür mag auch als Beweis gelten, daß alle früheren Kunstleistungen aller Jahrhunderte unter dem Gesichtspunkt dieses Gesetzes gemustert, beurteilt und — genossen werden.

In unserer Kunstgegenwart, in der die Gewitter der —ismen schon vergrollen und fern abziehen und auch schon wieder ein bischen Sonne von Lebensheiterkeit, mindestens von Lebensbejahung am Himmel steht, werden uns solche fortgeschrittene Künstler am wertesten sein, die die Extreme in sich überwunden haben und an der beginnenden Klärung mitarbeiten. Wir sind ja der ewigen Probleme und der Problemmalerei recht überdrüssig und haben auch das Sich-zum-Absurden-Führen bei den verschiedensten Individualitäten genügsam erlebt, wir wollen endlich einmal ernten und wollen auch im Technisch-Formalen nicht mehr von einem Exzeß in den andern taumeln. Auch Weltanschauungen hat man uns genug vorgepinselt, so daß man zuletzt Mitleid bekam mit den unsäglich sich mühenden. Selbst das sozial aufpeitschende der Veristen und der radikalen Zyniker, denen ganz besonders die Atomisierung der Kunst aufs Schuldkonto gesetzt wird, dürfte sich dem Ende seiner Wirkungen zuneigen. Wir sind einfach nicht mehr gestimmt, uns diese aufreizende Pädagogik, diese Hetzpropapanda mit dem Zeichenstift gefallen zu lassen, der Glaube der dahinter steht, mag es gut meinen, aber als Kunstleistungen dürften sich diese Tendenzmalereien in Kürze als unsäglich manieristisch entlarven. Man frägt demgegenüber nach den Künstlern, die wahrhaft die Entwicklung tragen, die sicher als Künstler nicht weniger geborene Revolutionäre sind, die uns aber ein Weltbild zeigen, ein Bild ihrer Welt, das zugleich Symbolgehalt hat, das der Welt wieder ihren Wert gibt, in einem Schaffen, das Bedeutung hat. Das allzubillige Weltanschauliche ist in ihnen überwunden, dauerndere Werte gewinnen in ihnen wieder Gestaltung, und so sind es Künstler, die auch als Menschen gefestigte Wesen sind, sowie ihre Kunst sich befestigt hat. Im Künstlertum tritt wieder ein ethisches zutage, eine Verantwortung der Welt und der Mitmenschheit gegenüber, und es wird damit zusammenklingen, was der nicht zu vermeidende Wölfflin bei seinem Abtritt in die Schweiz vielleicht in Erkenntnis seiner Grenzen geäußert hat, daß nämlich die Gegenwart eine neue Kunsthistorikergeneration fordere, nämlich eine ethisch

Digitized by Google

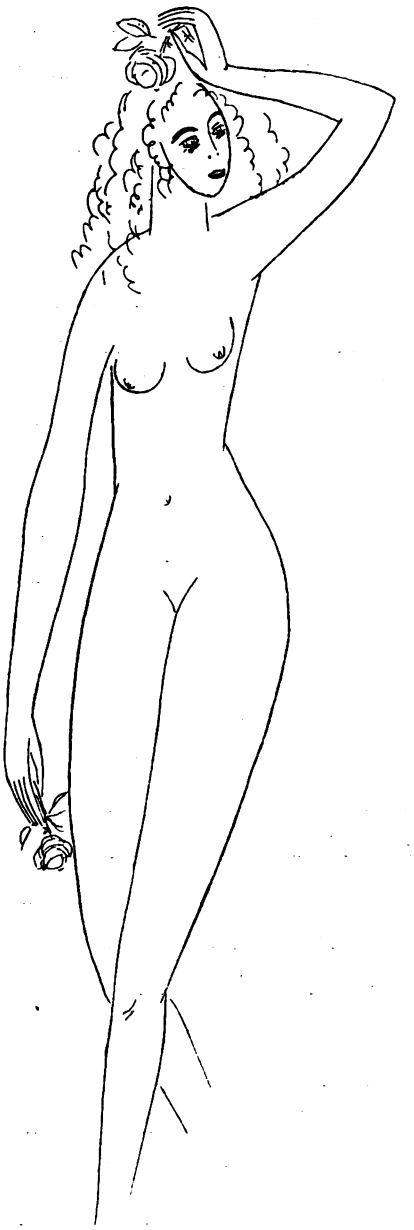
Digitized by Google

gerichtete (gegenüber der formalen). Einem sich Verbohren des Künstlers in ethische Probleme wird freilich damit nicht das Wort geredet sein können, einer gemalten Philosophie gegenüber wird man kühl und skeptisch bleiben können, und sei es selbst die eines Beckmann oder Meidner.

MATHÉY ⟨*Radierung aus Liebesverse*⟩

Es wäre daher ganz falsch, von dem Dekorativen eines Künstlers mit Geringschätzung zu reden. Ganz abgesehen davon, daß in jedem Kunstwerk ein dekorativer Bestandteil ist, daß es sich schmückend in ein Ganzes einordnet, wie es in seiner inneren Struktur einen Akkord von Linien und Farben besitzt. Und auch schon das Dekorative an sich bedeutet heute wieder einen großen Wert. Man darf das Wort nur nicht in seiner vulgären Anwendung, mit dem Tapezierermeistergeschmack, gebrauchen wollen. Man wird es auch in seiner hier gemeinten Bedeutung nicht überbetonen.

Digitized by Google



MATHÉY ‹*Radierung aus Liebesverse*›

Dekorative Kunstwerke solchen Stils sind von einer Aura des Gefühls umspielt, etwas leichtes, graziöses, ein unbestimmbares Weben von Harmonie spricht aus ihnen an, es ist die Vorlust des Kunstgenusses gleichsam, und gerade weil sich solche Werke nicht darin erschöpfen, wirken sie so anziehend. Bei Grazie denkt man ja nur allzuleicht ans 18. Jahrhundert, aber auch das beliebte »Dixhuitième« ‹manche Kunstbonzen sind ja so verliebt in dieses

Digitized by Google

Wort) ist ganz fern, natürliche Anmut, Beweglichkeit, Ausgeglichenheit, Konkordanz — im Sinne unserer Zeit gibt es doch auch Menschen, die darüber verfügen.

Dies gehört zu den ersten Zügen, deren man bei Georg Alexander Mathéy inne wird. Die zärtliche Glut seiner Akte, das Linienspiel dieser Leiber, die vollendete Anmut solcher tänzerischen Bewegungen, ihr Umflossensein wie von weicher milder Luft, die Harmonie, zu der die Gestalten sich gatten, alles ist ein erstes Zeugnis dafür, wie eins sich dieser Künstler mit der Welt fühlt, wie er ihren Rhythmus, einen schönen, gleitenden, biegsamen Rhythmus erkannt hat und ihn ins Werk umzusetzen versteht. Solche Tänzerinnenpaare sind weit entfernt von bloßen Aktzeichnungen, sie sind schon Bild, und künden davon, wie die Anschauung der doch holden Welt sich dem Künstler zum Bilde verfestigt, wie sie sich zu einem rhythmischen Aufbau steigert, wie die Musik der Leiber und des Lebens Gestalt annimmt. Der Parallelismus dieser Glieder in der Paarung fügt sich geheimen Gesetzen, eine unsichtbare Musik hat hier Form gewonnen, wie von einem echten Künstler stets Niegesehenes realisiert wird. Die Aufgeschlossenheit einer Künstleranschauung, das Fließende und Strömende in ihr, ihr Gefülltsein mit Vorstellungen, ihr Verkettetsein mit dem Weltganzen offenbart sich in höherem oder geringerem Grade, schon bei der einfachsten Zeichnung eines Künstlers, und sie tun es in ganz hohem Grade bei Mathéy; solche Akte haben schon das unbedingt Malerische, wie es aus dem Vorhandensein einer Vision resultiert. Zu einem holden Schreiten ist die Welt erhöht und die Bewegtheit, die ihr der Künstler aus seiner Phantasie verliehen hat, beglückt. Etwas lockend Dekoratives atmet aus solchen Zeichnungen.

Dieselbe leicht und froh mit dem Wesen Gottes spielende Schönheit sehen wir in den Radierungen zu den Liebesversen Bethges, in den Lithographien zum hohen Lied aus den Dädalusdrucken, in den ornamental reizvollen Vignetten aus »Satuila«, in den Aquarellen aus der spanischen Reise, die in ihrer bestrickenden Farbigkeit wie Romanzen anmuten, so sehr ist das dekorativfreudige hier umgesetzt ins koloristisch spannende, ja und selbstverständlich auch in reinen dekorativen Malereien, deren eine Mathey einmal Zelt nannte, so angemessen war sie in ihrer Erfindung, in ihren schwebenden Akkorden von Baum und Pflanze und Weib und Schiffer dem leicht beweglichen Bespannungsgrunde. Überall eine Cantilene der Rhythmik, etwas Liedhaftes.

Aus der Gewaltsamkeit und aus dem Theorientaumel dieses Jahrzehnts taucht eine solche Begabung empor.

Sollte es wirklich wenig bedeuten, was ein Künstler wie Mathéy an Lebensheiterkeit, an Lust zum Dasein seinen Zeitgenossen gibt?

Ach, er schenkte schon viel, wenn er sich darin erschöpfte — aber er gibt mehr. Um in den Kern seines Wesens vorzudringen, muß man beobachten, wie er die Erscheinungen zu ordnen vermag. Er tut es schon bei den Tänzerinnenpaaren, deren flutende Bewegung kein Gesetz des Flächenhaftstruktiven verletzt. Das Gesetz der Fläche und des Bildaufbaus in ihr, der gerechten

Digitized by Google

MATHÉY: SINTFLUT *(Aus den zehn Holzschnitten zur Bibel / Insel-Verlag)*

Verteilung der Massen findet sich bei Mathéy immer bewahrt. Mit den Mitteln der Gliederung gestaltet er den Raum, darum haben auch die Tänzerinnen schon dieses räumliche. Dies konstruktive Element bringt etwas gedrängtes, konzentriertes in die Bilder hinein, in den Aquarellen von der Sankt-Martinsbrücke in Toledo oder vom Hafen in Mallorca erscheint es geradezu verdichtet, im Parkstück von St. Cloud wirkt es wie zusammengefaßte Komposition. Es wäre natürlich leicht, gerade bei diesem an Fernand Lèger oder an Braque zu denken, deren Flächenaufbau aus einer ähnlichen Notwendigkeit des Schaffens mit dem Mathéys viel gemeinsames hat, bis zum Schmerzhaften grell tritt das Prinzip in den Holzschnitten zur Bibel zutage — aber von einem pedantisch angewandten Kubismus ist Mathéy dabei weit entfernt. Bei den Holzschnitten interessiert zudem die meisterhafte Verteilung von Schwarz und Weiß mit den Mitteln einer fortgeschrittenen Technik. Wenn man dieses Können Konstruktivismus nennen will, so ist es doch kein nach irgend einem beliebten Rezept gemachter, überhaupt erfreut an diesen Werken das unpädagogische, das unprätentiöse, Mathéy erhält sein Gesetz nur von seinem Geschmack, von seinem Stilwillen und hält sich von der Befolgung billiger Kunstdogmen frei. Auch die Form reguliert nur das innere Gerüst, der Haupteindruck geht

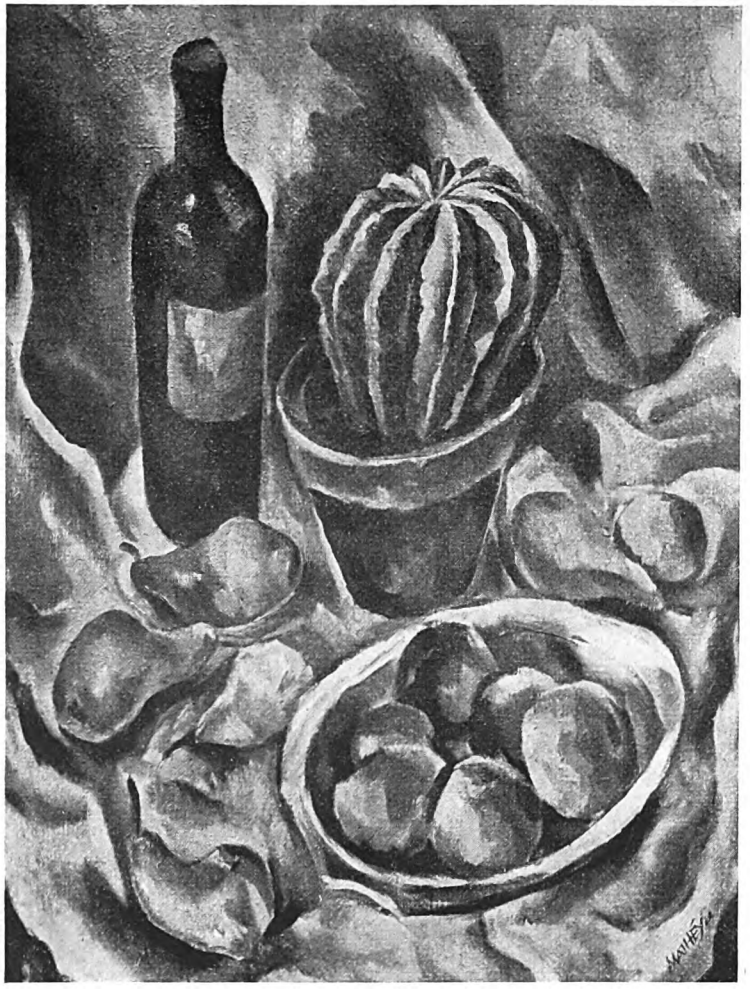
Digitized by Google

dann doch von der Umkleidung in Farbe aus, oder vielmehr, der Farbenkörper eines Bildes von Mathéy blüht organisch aus der wohlverstandenen kultivierten Gliederung der Vision des Natureindrucks hervor. Wenn die Parkbäume körperhafte Ellipsen werden, wenn in dem Fabriksaal die Warenstapel unter der Betondecke kubistisch geformt sind, so dient dies nur der Vereinheitlichung des Bildes und bedeutet nicht die Befolgung eines Schemas. Von hier aus muß nochmals auf jene dekorativen Gemälde zurückgegriffen werden, in denen Mathey souveräne Spielereien an die Wände geworfen zu haben scheint, so daß man sich in einen orientalischen Zaubergarten versetzt glaubt. Und doch braucht man sich nicht lange ihrem Eindruck hinzugeben, um inne zu werden, daß mit dem Begriff des Exotismus diese Malereien nur oberflächlich charakterisiert sind, so sehr sind diese Märchenbäume, die sich neigen und beugen, diese früchtetragenden Mädchen, diese gebogenen Kähne im Schilf einer großzügigen Gesetzlichkeit in der Fläche untertan. Die Gestaltenwelt der Südsee hat es sich gefallen lassen müssen, der Phantasie Mathéys ihren Tribut zu entrichten. Dabei handelt es sich in dem hier gemeinten Beispiel um einen Raum so groß wie ein Renaissancesaal. Die Sicherheit dieses Könnens aber erhellt um so verblüffender, wenn man sich aus dieser Saalgröße in die Zierlichkeit des ‹Block›-»Buchs vom Thee« des Kakuzo Okakura versetzt, das Mathéy für den Inselverlag mit in sieben Farben gedruckten vieltönigen Lithographien durchstrickt hat; anders kann man es nicht nennen angesichts der bunten Mannigfaltigkeit dieser im Vegetativen glücklichen Welt des Ostens, die sich hier auf kleinem Raum mit dem liebenswürdigen Satzbild, das gleichfalls der Regie Mathéys unterstand, zusammengefunden hat. Im farbigen Leuchten zeigt sich hier derselbe Ordnungssinn, der auch die größeren Gemälde durchwaltet, und der auch den Porträts Mathéys das Festgefügte verleiht. Diese bukolisch-polynesischen Bilder sind ebenso sehr schmückendes Ornament, wie sie die neue Perspektive mit den reinen Mitteln der Farbe aufzeigen.

So bekundet auch die ganze Graphik Mathéys die Willensrichtung einer Persönlichkeit, So wollen auch die Radierungen Mathéys nicht mühsam-illusionistische Bearbeitungen und Verätzungen einer Platte sein, sondern wie ein heiteren Traum steigen diese Liniengespinste von Körpern empor, Abbreviaturen paradiesischer Gestalten, deren Lineamente und Kurven etwas Eigenwillig-schönes, Klimthaft-bestrickendes an sich haben. Mit so sparsamen und knappen Mitteln zu wirken, können nur wenige wagen. Erscheint hier die Radiernadel östlich beseelt so täte man aber dem Schneidemesser Mathéys Unrecht, wenn man ihm einen absichtsvollen Primitivismus unterschöbe, das Mythische, das Religiös-mystische der Holzschnitt-Bibelszenen forderte ein solches Untertauchen ins Ursprüngliche, Neolithische. Afrika ist ja nicht weit vom Sinai, und ausgehöhlten Nazarenismus haben wir genug gesehen. Es ist freilich eine Frage, ob das gebändigte Chaos dieser Formen religiös genannt werden darf — zögert man hier und sieht eine Grenze, die gesteckt ist, so haben diese Holzschnitte doch ebenso viel Religiöses wie die

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY



STILLEBEN / 1922

GEORG A. MATHÉY

DAMENBILDNIS / 1923

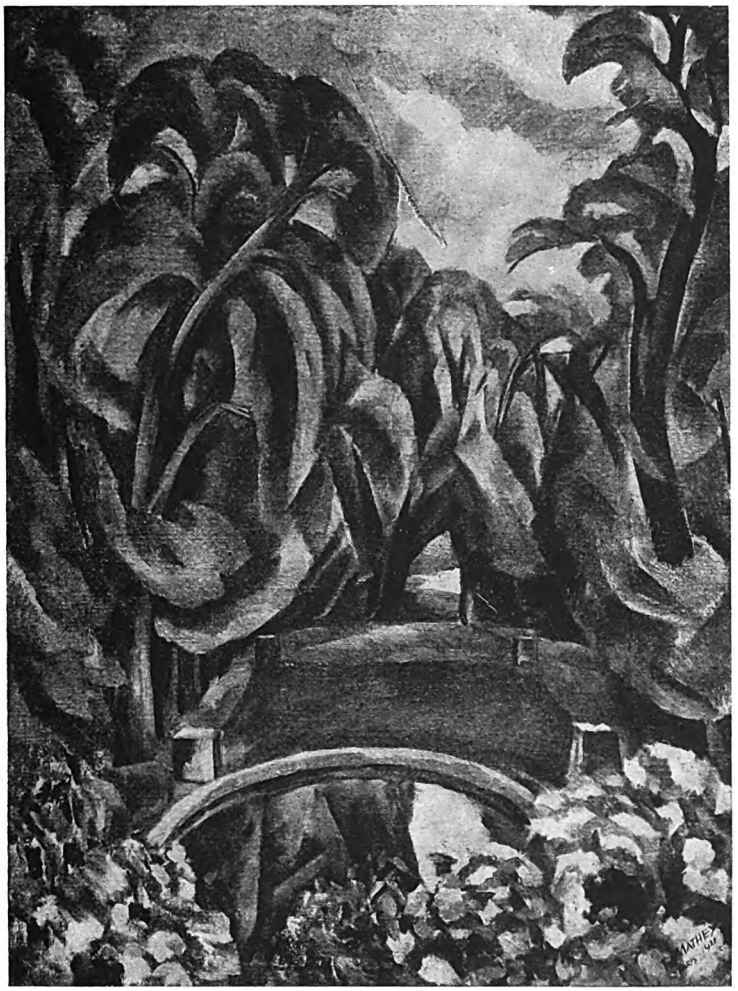
Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY

CIRQUE DE PARIS / *Holzschnitt (Aus den «Schaffenden»)*

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY



PARK VON ST. CLOUD *(Ölgemälde / 1921)*

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

GEORG A. MATHÉY

FABRIKRAUM
(Besitzer N. Brock-Nannestad, Aschersleben)

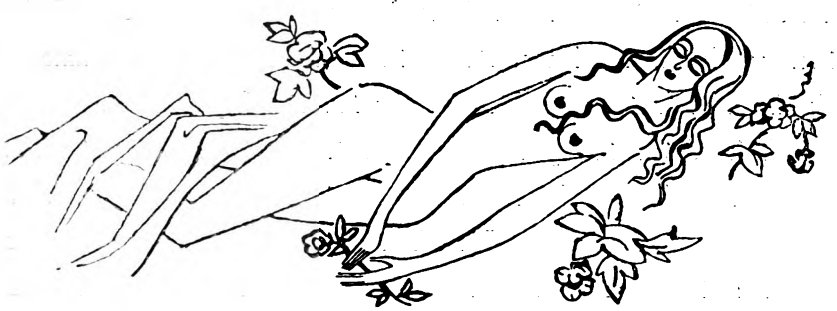
ANBETUNG DER HIRTEN
(aus den Holzschnitten zur Bibel / Inselverlag)

Digitized by Google

Werke der nicht wenigen religiösen Expressionisten unserer Tage. Wie die dumpfe orgelhafte Glut Brucknerscher Chöre dampft es aus diesen Blättern. Ein Äußerstes im Flächenhaften, in dieser Bändigung vieler Eindrücke zur Konzentriertheit hat man im Holzschnitt «Cirque de Paris», der weltanschaulich in einem äußersten Gegensatz zu den Bibelszenen steht, von dem man aber den Weg zu der leicht spielenden harmonischen Gestaltenwelt sonniger Gefilde unschwer findet.

In der Bemeisterung der Fläche durch eine neue Verteilung ihrer Elemente liegt auch die Wurzel zu dem umfangreichen buchkünstlerischen Schaffen Mathéys. Hier erklärt sich, weshalb er, dem in seiner siebenbürgischen Heimat die Lettern nicht an der Wiege gestanden haben, in dessen Kinderstube es nicht nach Druckerschwärze roch, solch ein guter Typograph geworden ist. Von seiner malerischen Kraft her ist der Sinn für den Rhythmus der Buchstaben und Zeilen, das Gefühl für die Gestaltung des Bucheinbands unterzimmert, denen es zu verdanken ist, daß aus den von ihm geleiteten Buchwerkstätten an der Staatlichen Akademie in Leipzig, so gut geartete, nicht nur einwandfreie, sondern einen neuen typographischen Stilwillen zeigende Werke hervorgehen. Von Nichts-als-Setzern wird die Ursache solcher Erfolge immer verkannt, was kümmert sie auch die bildende Kunst! Mathéys Druckwerke sind der beste Beweis dafür, welcher Leistungen eine Typographie, die sich in steter Nachbarschaft mit den andern Künsten hält, fähig ist.

Im künstlerischen Schaffen Mathéys gibt es keine Verzettelung, keine Isolierung, alles ist aus einem Guß, alles ist von derselben Gesetzlichkeit durchströmt. Und so sehr der Künstler das Leben in seiner Gestaltenwelt formt, abstrakt ist es nicht, die Probleme, in die uns sein Schaffen hineinstellt, sind keine quälenden, immer fühlen wir uns nah dem Pulsschlag des Lebens, und diese Lebensnähe und Lebenswärme stimmt ebenso zur Freude an der Welt, wie das Innewerden der geheimen Formkraft, von der dieser Künstler beseelt ist, etwas Befreiendes in sich trägt.



Digitized by Google

HERMANN KESSER

VON HANNS MARTIN ELSTER

IN wieviel Dichtern unserer Zeit schlägt das ewige Gewissen? Wie viele von ihnen wissen um die Mission der Kunst? Und wer unter den Wissenden gibt der Sendung auch den einzig möglichen Sinn? Nur zu sehr verlor das Jahrhundert seit Goethe, Schiller und Kleist den wesenhaften Kern des Lebens und Menschentums im Frieden zwischen Himmel und Erde, nur zu sehr erschlug der Materialismus dieser Jahrzehnte und Generationen das Gefühl für die Möglichkeit persönlicher und menschheitlicher Harmonie, nur zu sehr vergaß man der Botschaft, die unerhört und zeitenfern in der Musik Beethovens aufklang. Gott lag verschüttet: Stoff und Gehirn zertraten ihn fast, zuckend nur brannte die Erinnerung an ihn, in den Worten einzelner Dichter, wenn Ibsen sprach: »Dichten ist Gerichtstag halten über sich selbst«, oder wenn Wedekinds Aktivität im Ringen mit der Triebgebundenheit des Menschen aufbrandete. Unter dem Schutt und der Asche des Materialismus, der epigonenhaften Überlieferung, des Naturalismus mußte die ewige Seele glühen zur Glut der großen Sehnsucht, zur Flamme im Innern einzelner Schaffenden: All jener, die erleben und gestalten, daß wir Gegenwärtigen die wahrhaft Zukünftigen sind, daß nur Überwindung unserer Tage deren Inhalt sein kann, daß wir endlich und endgültig, weil bewußt und willengeführt aus dem Dunklen unserer materiellen Bindung in das Helle unserer Seele, der ewigen Seele, der Einheit von Geist, Welt und Gott, Mensch und All, in die Führung des Menschentums und Seins durch das Ewige, durch die Kraft des Geistes streben.

Hermann Kesser, heute ein Vierundvierzigjähriger, war der Ersten einer, den diese Sehnsucht zwang. Als er mit eigenem Schaffen begann — 1912 mit vier von 1909 bis 1911 geschriebenen »Novellen« ⟨Ausgabe 1916 bei Huber & Co., Frauenfeld⟩ — wohnte er noch in der Tradition und gehörte ihr doch schon nicht mehr an. Seine Form entnahm er wohl dem Vorbilde Kleistscher Novellenmeisterung, doch handhabte er sie bereits so sehr als eigenes Instrument, daß sie überwunden werden konnte mit einmaliger Verwendung in reiner Gipfelschöne. Der Gehalt dagegen brach schon über die Tradition hinweg: er kannte nicht die ästhetische Nuance jener Tage in psychologischer Analyse, er strebte zur Lebensbewältigung in einem zentrifugalen und zentripetalen Ereignis. Wundervoll gerundet und ins Menschliche emporwachsend innerhalb der ersten Novelle »Lukas Langkofler«: ein junger Scholar erwacht in der Liebe zur Geliebten des französischen Königs zum Sein und verloht während der Bartholomäusnacht sich, sein Leben selig in einem Gefühl der Bejahung und Verneinung. Erste Ahnung oder Mission erstand: Abrechnung mit einer Epoche um des Menschlichen willen. Und weiter: dies Menschliche rechnet in der zweiten großen Novelle — ein reines Mädchen fällt unreiner Sinnengier zum Opfer — mit einem Typus, dem Typus des materialistischen Zeitgenossen ab. Noch nicht bewußt mit dem Willen zur

Digitized by Google

Mission: noch ganz mit dem Willen zur Objektivation, aber doch bereits Glut des inneren Konflikts und hinwachsend zur elementaren Aktivität. Schon zog sich in der kleinen Novelle «Der Fremde« ein Riß durch die Existenz, schon blitzte die Vision der »Himmelserscheinung« auf, aber noch mangelte die letzte Freiheit, die Selbstschau der Wesenheit. Noch war der Richter nicht ganz außer sich, ganz Ekstase des Geistes.

Kesser wurzelte ja von Haus aus tief in der bürgerlichen Kultur, sie ganz beherrschend. Diese Kultur trieb seine ersten Novellen zu solcher Reife und Vollendung empor, daß sie edelste Gebilde des Schaffens der Zeit wurden. Rückblickenden verraten sie die Anfänge der urtümlichen Kesserschen Persönlichkeit, wenn sie selbst freilich auch noch Werke der objektiven Kunst sind.

Wie das erste Drama: »Die Kaiserin Messalina« ⟨Berlin, Hyperionverlag 1914⟩. Kesser erlag hier der Kultur noch so sehr, daß es ihn zum Versuch einer Erneuerung des großen klassischen Dramas trieb, um auf dem Gipfelpunkte einer Geist- und Kunstentwicklung Erlösung von seiner Sehnsucht zu finden. Die Tragödie der Sinnlichkeit wurde in edler Versfassung gegeben: mit der Architektur und dem Milieu der zum Untergang geweihten römischen Kaiserwelt. Messalina sucht im Genuß vieler Männer Überwindung des Ekels der ersten Liebesnacht, des alles Leben verneinenden Gefühls: Überwindung ist nur möglich durch die wahre Liebe, die allein die Lust zur sinnvollen Lebensbejahung erhebt, ihre wahllose Körperhingabe an viele hat sie aber schuldig gemacht, so daß sie in der Stunde der wahren Liebe, als ihr Geliebter sie um ihrer körperlichen Unreinheit willen verwerfen muß, zerbricht: sie erwürgt sich selbst. Sozialaufbrandendes Volkstum, materialistisch verkommenes Zäsarentum umgibt mit allen Begleiterscheinungen dies tragische Geschick. Der Rückblickende sieht eine Epoche: die Vorkriegszeit in diesem Drama gespiegelt. Aber noch ganz objektiviert im Bild der Antike. Nur halb bewußt meldet sich die Kraft des Kommenden: im Typus des jungen Mannes, der keine andere Bestimmung kennt, als nur Liebender zu sein, im Typus des Menschen, der ganz einem Gefühl, der Kraft seiner Seele gehört. . .

Die Situation Kessers in diesem Augenblick: ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges war bestimmt von der widerspruchserfüllten Kenntnis des Wesens der Zeit. Der Konflikt war geboren: der völlige Besitz jener materialistischen »Kultur« und die Wesenheit der subjektiven Natur, die zu ihrer Selbsterfüllung drängte, traten in Kampf miteinander. Trieb dieses Kampfes war die Liebe zum Geiste, zum wesenhaften Menschentum, zur reinen Menschheit, war die Absage an jede Unterwerfung des Menschen unter Ungeistiges, Seelenfremdes. Kesser war nicht der Literat, der sich ästhetisch aus dem Zwiespalt rettete, wie so viele. Er war Mensch und Mann, der zur Tat strebte. Zur Tat der Verantwortung vor dem ewigen Gewissen. Er nahm den Kampf auf, um das Absolute gegen allen Relativismus, gegen allen Schein. Als Journalist, also in der für

Digitized by Google

alle Kampfmöglichkeiten besonders geschaffenen Wirklichkeit in seinen späteren glänzenden Essais »Vorbereitung« (1918, Ernst Rowohlt, Berlin). Zu einer Zeit, 1916, als nur wenige an die Wende dachten, trat er, ein Führer des geistigen, kulturpolitischen Essais in eine originale Auseinandersetzung über »den Journalismus und die politische Seele«.

Den Weg zu dieser Geist-Mission aller Wortschöpfer gestaltete er dichterisch. Der Roman: »Die Stunde des Martin Jochner« (Ausgabe 1921 bei Ernst Rowohlt) zu gleicher Zeit wie die Monolognovelle »Unteroffizier Hartmann« (1916, Zürich, Rascher & Cie.) abgeschlossen, ging in seinen Anfängen bis in den Winter 1913/14 zurück. Der Typus des Journalisten, der sich Gott allein verantwortlich fühlt, unerhört für jene Zeiten und heute bereits selbstverständlich, ward geschaffen und gestaltet. Was die Essais »Vorbereitung« später ergebnisklar formulierten, ward hier lebendige Wandlung, und Entwicklung in einem Stirb- und Werdemenschen, für den nicht so sehr das mehr anekdotische Liebesereignis seiner Welt wichtig sein kann, als vielmehr die durch Bekennen vollbrachte, mitschaffende, werbende Tat, die restlose und handelnde Hingabe an das ewige Ethos über Zeit und Raum hinaus, in Zeit und Raum gespannt. Der Journalist der Geistsendung war hier geboren. Nicht mit den Mitteln herkömmlicher Romantechnik, sondern aus letztwilliger Konzentration durch aufs schärfste formulierte Darbietung der Kräfte, die diesen Typus subjektiv und objektiv, real und absolut bestimmen. Gleiche Kräfte wurden dadurch in jedem Erlebnisfähigen frei. Unser deutscher Roman versandete damals noch in der Tradition. Kesser brach ihn heraus aus der Materie und formte ihn elementar zu einer Forderung der Seele, deren Echo Aktivität und Verantwortungsbekenntnis zur zwangsläufigen Folge hat. Kesser blieb in dieser elementaren Neuheit und Wandlung immer reiner Künstler: nie aus Tendenz, stets aus dem Erleben um des Ewigen willen. Die Novelle »Unteroffizier Hartmann«, die die übliche Kriegs- und Schützengrabenliteratur (schon im November 1914!) klarsinnig beiseite stieß, bewies die Mission abermals in bleibender Form: auf dem Sterbebett erwacht ein Schwerverwundeter aus innerlicher Besinnung zu persönlichem Verantwortungsgefühl für die Tat, mit der er «einen kleinen Soldatenbuben mit der blauen Mütze» erschlug und sich selbst vernichtete, er erwacht zur erlösenden Erkenntnis des menschlichen Einheitsgefühls: was tat ich dir, was tatest du mir, warum töteten wir uns? Die Stimme Gottes erhob sich mitten im furchtbarsten Kriegslärm. Von dieser Zeit an schwieg sie nicht mehr. Der wesenhafte Mensch stand auf. Kessers kleine Novelle wurde bleibendes Zeugnis für diese Stunden der Scheidung zwischen zwei Zeitaltern.

Die Wendung der Innenwelt rief in Kesser, seiner männlichen Natur entsprechend, die Tat ans Licht. Vorerst noch die Tat der Abrechnung mit dem Vergangenen, »die Vorbereitung« des Kommenden: in Essai und Dichtung. Wundervoll zu einzigartigem Meisterwerk: in der Rapsodie »die Peitsche« (Ausgabe 1922 der Bücherstube am Museum, Wiesbaden), voll stürmender Gewalt, voll expressionistischer Gespanntheit und voll sprengender Energien. Die Notwendigkeit

Digitized by Google

der Revolution in einer Gestalt und einer Szene mit organischem, großartigem, epischem Können zusammengefaßt: Anschauung und Kraft zugleich, Ewigkeit und Gegenwart, Distanz und Unmittelbarkeit. Der Wagenlenker Maro rächt seines Bruders Sklaverei durch einen Peitschenhieb in das Gesicht des Caesars, durch den er sich selbst zwar vernichtet, aber zugleich den Sturm des Volkes gegen die Gewalthaber entfesselt. Die revolutionäre Kraft wurde hier Erleben und Tat: in einer für alle Zeiten gültigen Fassung, in einer das bleibende Element jeder Revolution packenden Gestalt.

Im Drama ging Kesser den gleichen Weg. · Die 1917 geschriebene Tragikomödie »Summa Summarum« ⟨Ernst Rowohlt, Berlin⟩ beleuchtete mit tiefer Ironie die letzte Phase veralteter Systeme, das Bild eines ehemaligen Diplomaten, der, wohl im Besitze der Erkenntnis und der Wahrheit, sich doch nicht zu ihrem Bekenntnis und ihrer Tat durchzuringen vermag und über diese letzte Verlogenheit gegen sich und die Welt fällt. Scharfer, funkelnder Realismus schlug mit Härte Geist aus zerfallender Verkalkung. Er scheidet zwei Epochen mit glattem Schnitt, eine typische »Summa Summarum«. Nicht um der Kritik, der Negation des Alten willen, gegen das durchaus Gerechtigkeit geübt wird, denn Kesser ist trotz seines aktivistischen, revolutionären Furors immer Dichter, Künstler, das heißt Diener der ewigen Objektivität, sondern um des Schöpferischen, Notwendigen willen. Es klingt hier bereits an und tritt schon im nächsten Stück: »Die Brüder« ⟨ebda. 1921⟩, nach der »Revolution der Erlösung«, der Rede vom Jahre 1919 ⟨Rheinverlag, Basel u. Leipzig⟩, durchaus in den Vordergrund. Zwei Welten in zwei Brüdern gegeneinander gestellt: die der kapitalistisch-industriellen Gewalt des materialistischen Zeitalters, die der liebenden Gewaltlosigkeit, der Geisterfülltheit der neuen Epoche. Christus erhebt sein Haupt mit erschütternder Tragik: noch siegt scheinbar die brutale Gewalt, nicht durch sich selbst, sondern weil die Gewaltlosigkeit sich opfert, sich zum Opfer bekennt, alle wachsenden Kräfte gehören fortan dem Opfer, Gewalt verwandelt sich in Niederlage. Urchristentum wird lebendig. Noch zeitpolitisch gebunden, wie mir scheint, aber auf dem Wege zur reinen Erlösung. Wie im letzten Abendfüllenden Werk, der dreiaktigen Komödie »Die Reisenden« ⟨Rowohlt-Verlag 1923⟩ in dem die Ironie bereits über die Enge der Zeit hinausstrahlt. Das Erlebnis eingeschneiter Tage in einem einsamen Alpen- und Paßhotel — schon in der frühen Novelle »der Fremde« verwandt — wird aufs neue Mittel für einen Querschnitt durch die Gegenwartsmenschheit, die in prägnanten Typen versammelt ist und einem geistklaren Techniker zum Opfer fällt. Mit Ausnahme eines Mann-Weib-Paares, die einander gehören, die Zeugen neues Menschentums. Kessers Geistesschärfe bricht hier dem heutigen Europa die Brust auf: die Mechanik dieser verkommenen Welt liegt bloß vor jedem Blick. . . Ironie erhebt sich über diese Welt.

Die Abrechnung, die Vorbereitung war damit beendet. Kesser war in das positiv schöpferische Zentrum seines Dichtertums gedrungen, das längst erlebte und auch in den Dramen, im

Digitized by Google

»Unteroffizier Hartmann« Gestalt in der Zeit und mit den Essais von der »Vorbereitung« bis zu den »Zügen Ferdinand Hodlers« (Rheinverlag, Basel, 1921) intellektuelle Formel gewordene. Ihm gehört er fortan ausschließlich, um es erhaben über alle Zeitbindung zu entwickeln und zu offenbaren. Außer sich war er ganz in sich.

Mit zwei kleinen Dramen »Beate« (1924 bei Oskar Wöhrle in Konstanz) und »die Rettung« (1924) setzt dieser neue, und wie mir scheint, endgültige Höhenweg Kessers ein. Er ist versammelt auf sein ureigenstes Wesen, auf seine Individualität, die in ihrem letzten Grunde musikalisch im Sinne Bachs und Beethovens, musikalische Meisterlyrik ist. Kesser gestaltet fortan nicht mehr die Zeit und deren Verhältnis zum wesenhaften Menschen oder den wesenhaften Menschen und dessen Verhältnis zur Zeit, sondern den wesenhaften Menschen an sich, aus eigener Innerlichkeit aufgebaut.

Kesser erfaßt den wahren Menschen in den Ereignissen, die die Seele des Menschen erschüttern: mit unausweichlicher Nemesis in »Beate«, mit schöpferischer Energie, mit menschheitlichen Tatwillen in der »Rettung«. Hier im Zentrum und dem eigentlichen Gegenstand der Dichtung, in der Seele des Menschen, deren Tragik und Aktion in den Dramen offenbar werden, erschafft Kesser den Menschen neu durch die Manifestation der Kraft des Guten, des Geistes, Gottes. Eine Sprachgewalt von seltener Präzision und Durchleuchtung wirkt mit musikalischer Intensität, ohne Lyrismus, nur ganz Rhythmus und Sinnhaftigkeit des Menschseins an sich, nur Sehnsucht zur Heimkehr in den ewigen Sinn und Wert, in die ewige Gestalt und Kraft.

»Der Dichter ist der einzige wahre Mensch«, dies Wort Schillers erfüllt Kesser in Werk und Persönlichkeit mit bewußter Gipfelklarheit wie wenige in der Gegenwartsliteratur als ein Führer, Wegbahner und Vollender. Das Zeitpolitische ist überwunden, das Ewige allein bestimmt. Die Dichtung ist, hier in der Sphäre der reinen Musik, der reinen Mathematik, des absoluten Geistes, Gottes. Der Wahrheit ist ein musikalisches Herz eingesetzt in diesem Werk. Mit einem Idealismus, der Deutschlands größte Geistesepoche kennzeichnet. Mit jener Unmittelbarkeit, die eigentlichstes Eigentum der Moderne ist, und mit jener kämpferischen Wahrhaftigkeit die aus dem Gegensatz zum Materialismus stammt und die Kräfte des Ewigen enthüllt, aufsucht und entwickelt in der Sphäre absoluter Freiheit.

* * *

Digitized by Google

HERMANN KESSER
RETTUNG / DRAMA IN EINEM AUFZUG

MOTTO: DIE RETTUNG FÄHRT EIN AUS DEM BLAUEN HIMMEL

PERSONEN:
Der Mann, von Beruf Ingenieur, seine Frau, der Sohn, die Tochter,
ein Agent namens Erich Müller, Dienstmädchen

Das große Arbeitszimmer des Eisenbahningenieurs mit Karten und Brückenmodellen. In einer Ecke eine Farbenskizze
Es wird Nacht.

Der Mann ⟨erregt hin und her.⟩

Der Sohn ⟨tritt ein⟩ Nicht angetroffen.

Mann: Du hast ihn übersehen.

Sohn: Ich bin am Steg gestanden, bis der letzte Passagier ausgestiegen war. Das Schiff hatte Verspätung. Seit einer halben Stunde stürmt es.

Mann: Auch noch Sturm!

Sohn: Kann ich etwas tun? —

Mann: Wo ist Hanna?

Sohn: Soeben nach Hause gekommen.

Mann: War sie fort?

Sohn: Ja.

Mann: Wohin?

Sohn: Ihren Spaziergang.

Mann: Allein?

Sohn: Wie immer in der letzten Zeit. — Soll ich Hanna rufen?

Mann: Nein!

Sohn: Kann ich mich nicht mit Herrn Müller in Verbindung setzen?

Mann: Bestelle mir sofort die Zentralbank ans Telephon!

Sohn: Es ist ja keine Geschäftszeit mehr.

Mann: Ich fahre sofort selbst in die Stadt.

Sohn: Dein Besuch kann noch mit der Eisenbahn kommen. Seit gestern gibt es einen Abendzug.

Mann: Einen Abendzug? Ist das wahr?

Sohn: Er muß bald hier sein.

Mann: Dann will ich noch solange warten. ⟨Setzt sich. Pause.⟩

Sohn ⟨mit Anlauf⟩ Sag mir, ist es Deine indische Bahn?

Digitized by Google

Mann: Schließ die Fenster! Der Sturm kommt näher. — Die Bahn — nein.

Sohn ⟨überhörend, noch näher⟩ Laß mich doch teilnehmen! Es kann von Nutzen sein — für mich.

Mann: Nein, das kann es nicht. Du sollst Dich nicht mit solchen Geschäften befassen. — Du bist Ingenieur —

Sohn: Wie Du —

Mann: Dem ohnehin klar sein sollte, warum der Ingenieur dort aufhört, wo der Bankfachmann, der Spekulant beginnt! — Du kennst alle meine Ansichten. ⟨Pause.⟩

Sohn: Trotzdem: — Wäre es nicht besser, ich würde mich ausschließlich mit der Technik des Geldverdienens beschäftigen?

Mann: Wie kommst Du darauf?

Sohn: Es wäre vielleicht ein Mittel, um das Vertrauen eines berühmten Ingenieurs zu erobern, der zwar Bauformen für alle Bahnen der Welt ausgedacht hat, aber sich schließlich auf die Person des Agenten Müller angewiesen sieht!

Mann ⟨bewegt auf und ab⟩ Es wird wohl noch einmal eine Welt für uns Ingenieure kommen, die meinem Willen ganz entspricht! Eine Zeit, in der wir für unsere letzte Leistung leben können!

Sohn: Und bis dahin sollen wir uns selber gefangen setzen? Zuschauen, bis sich das Gitter um uns geschlossen hat?

Mann: Höre! Du bist doch ein gewissenhafter Mathematiker. Du weißt, daß wir nur Tatsachen in eine Rechnung einstellen dürfen. Besser dem unfreundlichsten Resultat ins Auge sehen, als mit unsicheren Werten arbeiten! Zeit und Raum stürzen dann über uns zusammen, und reißen uns hinein in den Wirbel. — Das ist alles, was ich Dir für den Augenblick zu sagen habe. — — Schließ endlich die Fenster! Der Wind nimmt zu. Vorgestern hat er mir den ganzen Schreibtisch weggefegt. Ich saß im Zimmer und merkte es viel zu spät.

Sohn ⟨will es tun, bleibt hinausspähend am offnen Fenster stehen⟩ Da draußen ein Segelboot, nimmt der Wind!

Mann ⟨hinzutretend⟩ Ja, das hält sich nicht lange mehr über Wasser! Die Segel in Fetzen, alle Stricke gerissen — —

Sohn: Es treibt auf uns zu. Das müssen wir holen!

Mann: Das kentert, bevor Du kommst. Es wird ihm nichts nützen —

Sohn: Den hol ich noch!

Mann: Was kümmern mich fremde Menschen! — Die Station wird ihn holen.

Sohn: Unser Boot liegt näher — Ah — im Bootshaus ist Licht! — Da kommt die Schwester! —

Mann: Das ganze Haus in Bewegung!

Tochter ⟨herein⟩ Wer kommt mit? Es muß schon Wasser im Schiff sein. Wer kommt mit?

Digitized by Google

Der Hafen von Sollér / Mallorca (Aquarell)

ST. MARTINSBRÜCKE IN TOLEDO *(Aquarell)*

Digitized by Google

Vignette aus »Satuila«

Alhambra in Granada (Aquarell) 1923

Digitized by Google

Sohn: Ich! ⟨stürzt hinaus⟩

Tochter ⟨auffordernd⟩ Vater?

Mann: Heute nicht. — Ist das Boot flott? —

Tochter: Hat Hanna herabgewunden!

Mann: Brennen die Laternen?

Tochter: Die Laternen brennen, der Scheinwerfer strahlt, der Motor ist angedreht! Aber wenn wir nicht sofort fahren, müssen wir tauchen, um den Segler zu holen?

Mann: Wißt Ihr, wer es ist?

Tochter: Nach den Namen fragen wir nicht! — Drei Schüsse, wenn wir ihn haben!

Mann ⟨sieht ihnen durchs Fenster nach, schlägt dann die Fenster zu.⟩

Die Frau ⟨tritt auf, ans Fenster⟩ Da fahren sie. —

Mann: Findest Du sie wirklich so angebracht, diese Rettungsaktion? Ein fremder Mensch im Hause? Es ist ohnehin Lärm genug um mich her —

Frau: Jemehr Du hinhörst, desto größer wird er.

Mann: Es ist kein bloßer Lärm —

Frau ⟨rasch⟩ Ich frage nicht mehr. — Das müssen große Dinge sein, die Dich hindern, Deinen Kindern auch nur einen Blick nachzusenden. Von mir spreche ich gar nicht. Ich will hinaufgehen. Von oben sehe ich weiter hinaus. — Du bekommst ja Besuch, und der Mann, den die Kinder bringen werden, will auch empfangen sein. — Das Eine noch: Erwartest Du — Georgi?

Mann: Georgi? — Niemand weniger als ihn. Ich würde heute nach einer anderen Welt ausweichen, um ihm nicht zu begegnen. Aber diese Gefälligkeit, und es ist wohl die einzige, für die ich ihm dankbar sein muß, hat er mir seinerseits erwiesen. Er ist weit fort.

Frau ⟨einfach⟩ Er ist zurückgekehrt. — Ich habe ihn heute gesehen. —

Mann ⟨ungläubig⟩ Hanna, Du hast diesen Namen wohl von mir in diesen Nächten im Schlaf gehört? Ich habe ihn vielleicht in einem Traum aus mir herausgeschleudert, wie einen Bazillus aus einer Wunde. — Das kann sein.

Frau: Du bist also krank.

Mann: Ja, das bin ich, und mit diesem Menschen hat meine Krankheit begonnen. — Aber Du tust nicht recht, mich heimlich zu beobachten! Es ist eine furchtbare Leistung, die ich vollbringen muß. Ich bin ein überheizter Kessel — und schweige.

Frau: Du willst schweigen.

Mann: Ich bin beschäftigt. Ich habe noch eine Rechnung zu lösen und finde die Formel nicht. Das ist es. — Der Tag muß kommen, an dem sich alles auflöst. — Ich habe einmal in meinem Leben einen Fehler begangen. Ich habe es zu büßen —

Digitized by Google

Frau: Wann war das?

Mann: Vor fünf Jahren —

Frau: Als Du mich kennen lerntest?

Mann: Nein! Als ich mich mit Georgi in Unternehmungen einließ —

Frau: Das war ja zu ein- und derselben Zeit —

Mann: Es hing nicht mit einander zusammen —

Frau: Und wenn es so wäre?

Mann: Das kann außer mir niemand wissen. Nicht einmal Du —

Frau: Vielleicht weiß ich es doch —

Mann: Du täuschest Dich. Im Spiegel Deiner geliebten Augen ist Dir ein Bild, ein verhaßtes Gesicht erschienen. — Ein Grund mehr! Es wird eine trübe Summe! Der an allem schuld ist, steht immer noch unter der blitzenden Sonne! Streckt in Australien oder in der Südsee die Hände aus! Und ist nie zu strafen, nie zu fassen, mit seiner glatten Stirne, in der keine Falten sind! — Ich rechne mit Georgi ab, wo er auch sein mag.

Frau: Georgi ist in unserer Nähe.

Mann: Fehlt noch, daß er mit einem Flugzeug auf dem Dache unseres Hauses landet, aus dem Boot steigt, im Garten tappt, die Treppe heraufschleicht — und zerstört, was noch übrig geblieben ist!

Frau: Georgi ist vor kaum drei Stunden auf der Landstraße an mir vorbeigefahren.

Mann ⟨Pause, dann⟩ Wo hast Du ihn gesehen?

Frau: Auf der Landstraße. — Unhörbar kam ein Wagen näher und streifte mich. Der Mann am Steuer, das Gesicht wie aus der Ferne, schaute um, grüßte mir zu, rief etwas, fuhr davon —

Mann: Grüßte?!

Frau: Er war es. — Es ist auch kein Zufall gewesen. —

Mann: Nein, mich und Dich sucht sein Wagen, um uns zu überfahren. — Aber ich werfe mich noch lange nicht auf seine Geleise!

Frau: Ich hatte also recht. Du wartest auf ihn.

Mann: Jaja ich warte. — Ich warte. — Er fährt schon Kreise um unser Haus. Er wird immer kleinere Kreise fahren, bis er mein Herz zugeschnürt hat —

Frau: Und Du denkst nicht an mich? Du schweigst, rufst mich nicht zu Dir? — Ich soll warten und zusehen, bis Dein Herz aufhört zu schlagen?

Mann: Dieser unreine Mensch gehört mir? — Da kannst Du nichts tun? Diese verwickelten Dinge mußt Du mir allein überlassen.

Frau: Ich fürchte nichts. Auch diesen Menschen fürchte ich nicht. — Freund und Feind haben

Digitized by Google

das gleiche Gesicht, und es kommt nur auf uns an. — Du hast Georgi doch früher nicht so gehaßt, als er noch da war?

Mann: Seither habe ich manches eingesehen —

Frau: Hast Du auch eingesehen, daß Du es gewesen bist, der sich mit ihm verbunden hat?

Mann: Das kann man nicht so nennen, Hanna. — Es gab sich so. — Warum das jetzt? ⟨Will ablenken⟩

Frau: Ich weiß, wann Du zuerst seinen Namen nanntest! Das, wäre der Mann für Dich. — Es war auf unserer großen Reise —

Mann: Diese Monate mit Dir, nach den trostlosen Jahren mit der sterbenden armen Frau das sind die ersten Ferien in meinem Leben gewesen —

Frau: Die Frau hat Dir das Leben zurückgelassen, ihr Leben — in den Kindern. — Denk jetzt nicht an das Andere!

Mann: Das muß ich. Das alles gehört dazu. — Auch dieses Vergangene! Das ist meine Rechtfertigung, dieses Haus mit der Kranken. Es war alles so lastend.

Frau: Wozu dieses dunkle Erinnern?

Mann: Als Du nachher kamst, da war auf einmal ein lebendiger Schritt im Hause. Deine Stimme war ein Licht. Ich ging ihr immer nach, wenn Du die Kinder unterrichtetest. Deine Stimme, die liebte ich zuerst. Das kam so von weit her an mich heran. Ich wußte nicht mehr, daß es so etwas gab. Ich habe mich durch das Leben geschaufelt, und zählte die Jahre nach Kilometern ab. Es war ein kalter Raum um mich, in allen diesen Jahren, wenn auch kein wütender Raum wie heute! — Ich wollte Licht, und Du bist dann mein Durchbruch zum Licht geworden.

Frau: Aber es blieb nicht lange so. Mitten im Glück überfiel es Dich! Das Rasen von Zahl zu Zahl!

Mann ⟨greift unwillkürlich nach seinem Rechenschieber⟩

Frau ⟨sieht es nicht⟩ Du zähltest und zähltest ohne Pause! Nicht Kilometer, nein, Dein Leben! Unser Leben! — Nach Stunden, Minuten, Sekunden! Es war eine wahnsinnige Ziffer!

Mann: Ich rechnete damals mit der besten Wahrscheinlichkeit aus, ich hätte noch fünfundzwanzig Jahre vor mir! ⟨Schiebt heimlich eine Zahl⟩ Neuntausendeinhundertfünfundzwanzig Tage!

Frau: Sag das nicht wieder! Zähle nie mehr die Jahre zwischen uns! —

Mann: Damals wollte ich mich wehren gegen die Zeit. Es war alles so herrlich um uns. — Ich wollte einen langen, unendlichen Feiertag! — Da kam ein Plan zu mir — aus deiner strahlenden Wärme. — Schon sind fünf Jahre vergangen —

Frau: Willst Du wieder mit dieser Rechnung beginnen? Zahlen türmen die ganze Nacht? —

Digitized by Google

Du weißt nicht, was in jener Nacht in mir vorgegangen ist. Ich schlief nicht, ich hörte alles. Du sprachst Zahl um Zahl, und bei jeder klopfte mein Herz.

Mann: Einen Bogen wollte ich bauen aus dem Paradies, hinein in unsere Wirklichkeit. War das so vermessen?

Frau Dein Blick ging von mir weg. Unser Paradies verlor seinen Glanz. Als am nächsten Tage die Sonne über den Palmen aufging, sahst Du keine Zauberberge mehr, nur noch Geländeberechnungen, nur noch Geleise und Brücken! —

Mann: Ich sah ein gewaltiges Werk in der Luft schweben —

Frau: Du hättest am liebsten die Zeit gesprengt, um vorwärts zu kommen. Nichts ging Dir schnell genug —

Mann: Ich suchte nach tausend raschen Armen, nach betriebsamen Menschen —

Frau: Und dann riefst Du Georgi. —

Mann: Fünf Jahre sind schon vergangen —

Frau: Ich weiß es nicht —

Mann: Fünf Jahre — ⟨Schiebt wieder eine Zahl, die Frau sieht es⟩

Mann: Mehr als vierzigtausend Stunden!

Frau ⟨umhält seinen Kopf mit den Händen⟩ Könnte ich doch alle quälenden Zahlen zum Schweigen bringen!

Mann: Ich kann nicht ruhig sein, Hanna, sonst wachsen mir die Dinge über den Kopf!

Frau ⟨berührt seinen Scheitel mit den Lippen und legt den Arm um ihn⟩ Und jetzt? — Ist das nicht die Ruhe?

Mann: Ja! Das könnte die Ruhe sein! Das zählt sich nicht — das hat keine Grenzen.

Frau ⟨nimmt ihm den Rechenschieber aus der Hand, umfaßt seine Hände⟩ Und was kann sein zwischen diesen Händen?

Mann: Ja — wir sind eins. Wir brauchen keinen rechnenden Verstand. — — ⟨Schmerzlich⟩ Aber mein Plan war so klar wie die Sonne.

Frau: Und dennoch hat er Dir graue Zeiten gebracht!

Mann: Und das muß ich allein auf mich nehmen.

Frau: Warum ohne mich? ⟨Aufhorchend⟩ Hast Du die Schüsse gehört? Die Kinder! Sie geben das Signal! ⟨Groß, hoffend⟩ Ihnen ist es gelungen!!

Dienstmädchen ⟨anmeldend, in der Türe⟩ Ein Mann ist da. Er sagt, er heißt Müller!

Mann: Das ist mein Signal!

Frau: Ich glaube, Du hörst die Signale noch nicht richtig!

Ein Agent ⟨erscheint unter der Türe⟩.

Digitized by Google

Dienstmädchen ⟨schaltet Licht, gleichzeitig⟩ Sie haben den Herrn und das Boot! Sie sind vom andern Ufer!

Frau ⟨ohne Blick für den Agenten⟩ Ich muß helfen! — ⟨Zum Dienstmädchen⟩ Kommen Sie! An den Steg! ⟨Ab mit dem Dienstmädchen⟩.

Agent: Schiffbruch? Unglücksfall?

Mann ⟨unwillig⟩ Im Gegenteil, ein Mensch ist aus dem Wasser gezogen! — Dieser Versuch glückte! — Müller, wenn ich am Telephon den Namen richtig verstanden habe?

Agent ⟨mit Verbeugung, auf die Abgehenden weisend⟩: Es war keine Neugier. Im Nebenamt bin ich früher Sanitätsgehilfe gewesen. Daher immer noch alle Zeit bereit. — Sogar bei der berittenen Sanität. Bitte nicht mißzuverstehen!

Mann: Wer ich bin, werden Sie vom Direktorium erfahren haben —

Agent: Ich bin unterrichtet. Auch ist mir vergönnt gewesen, Sie einige Stunden zu sehen und sprechen zu hören —

Mann: Wann?

Agent: Unbemerkt Ihrerseits! — Das Fest vor zwei Jahren vom Magistrat zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag! Mit dem Ehrenbürgerrecht und dem Ehrendoktor! So etwas vergißt sich nicht! Der prachtvolle Eindruck Ihrer Rede! Ich war begeistert! Die ideale Aufgabe der Technik! Ich besitze noch den Zeitungsbericht —

Mann ⟨wie von weither⟩ Auch mir ist es, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen. — Kann auch Täuschung sein. — — Sie werden würdigen können, was es für mich heißt, auf einer Liste mit Spekulanten zu stehen, die der Konkurs erwartet. Denn daß Sie im Hauptberuf Finanzmann sind, wird anzunehmen sein, nachdem Sie im Auftrag der Zentralbank erscheinen!

Agent: In meinem Hauptberuf war ich bis vor einem Jahr Friseur, und bin stolz genug, dies nicht zu verschweigen. Das Geschäft gegenüber der Börse! Führt auch jetzt noch, obzwar für meine heutigen Zwecke umgebaut, meinen guten Namen: Erich Müller —

Mann ⟨abschneidend⟩ Darf ich um einen unverhüllten Bericht bitten?

Agent: Sie sollen wissen, mit wem Sie zu tun haben. — Ich habe mich nämlich um die Mission, mit Ihnen zu verhandeln, persönlich beworben, und erhielt sie selbstverständlich sofort —

Mann: Was — bedeutet das?

Agent: Das Resultat des heutigen Vormittags an der Börse, besonders in den Effekten, die bis heute als Deckung Ihrerseits betrachtet worden sind, ist — Jenun, es war ein Gewitter, daß selbst die ältesten Makler zweimal frühstücken gingen! — Zu Ihrem Trost: Sie sind nicht der Einzige!

Mann: Klare Sprache!

Agent: Das Klarste — der Kurszettel! ⟨Übergibt ihn⟩

Mann ⟨liest, zerreißt ihn langsam⟩ Todes-Anzeige —

Digitized by Google

Agent: Es ist nach dieser Sachlage niemand bereit gewesen, an die Sanierung Ihres Kontos zu gehen. — Ich, aus eigener Neigung, erklärte die Bereitschaft —

Mann ⟨fragender Blick⟩

Agent: Trotzdem gegen Sie, offenbar von einflußreicher Stelle, gearbeitet wird!

Mann: Auch das! — Nur weiter! Draußen kommt ein Ertrinkender an — und hier trifft der längst erwartete Eisenbahnzug mit Schreckgespenstern ein. — Aber Sie sind ein äußerst freundlicher Zugführer, und ich habe alle bis auf den letzten Passagier willkommen zu heißen! —

Agent: Ein Sanitätswagen ist auch dabei! — Ohne ihn pflege ich in meinen Spezialangelegenheiten nie zu erscheinen. Davon später!

Mann ⟨unbeweglich⟩

Agent ⟨fährt fort⟩ Wie gesagt, sind vorläufig Einflüsse im Spiel, die Ihnen nicht förderlich sind. Ich ließ mir Material vorlegen. Geheime Auskunft: Der unbegreifliche Erwerb von Aktien einer Bahn-Gesellschaft. Sie haben sich als Beteiligter die Mehrheit der Gründeranteile verschafft, um die Ausführung zu hintertreiben —

Mann: Ja, mein Herr, und diese Aktien ⟨zieht eine Schublade und wirft ein verschnürtes Bündel auf den Tisch⟩, die an Ihrer Börse nicht mehr notiert werden, haben für mich einen unbezahlbaren Kurs! Ich habe mir mein Gewissen, meinen wissenschaftlichen Namen damit zurückgekauft! Er wäre durch einen Betrüger, einen Lieferungsschwindler von Beruf geschändet worden! Ich wollte aus seinen Händen sein! Ich hätte nicht mehr eine Stunde länger arbeiten können! Mir war, als müßten alle meine Tunnels verschüttet werden! Jede Zahl wurde Lüge! Jeder Entwurf Betrug! Lieber hätte ich für immer den Bleistift weggeworfen! — —

Agent: Ein Kopf wie Sie, ein Name von diesem Glanz muß gerettet werden!

Mann: Wäre ich der Erste der, zugrunde ginge? — Im Nachruf mit dem berühmten Satz von „unglücklichen Börsenspekulationen"? — Die Welt ist so dankbar nicht! Man hat Beispiele —

Agent: Sogar vor einer — vergitterten Zukunft ist niemand sicher. Man mag sich noch so peinlich ans Gesetzbuch halten —

Mann: Ich weiß wohl, ich habe nicht aufgehört, ein Schuldner zu bleiben! Ja, meine Schulden fahren allem, was ich mir seither erarbeitet habe, mit zehnfacher Geschwindigkeit voraus! — Das ist die seltsame, die „höhere Mathematik" einer Schuld!

Agent: Hm — mit dieser Bahn wollte die Finanzierungsgesellschaft, wenn ich recht gehört habe ⟨Gebärde⟩, sehr hoch hinauf? Eine Art von Höhenrekord?

Mann: Der kühnsten Bauwerke eines aus unserer Zeit! Höher als die kordillerische Amdenbahn! Getrennte Länder in Asien sollen zusammengeschlossen werden!

Agent ⟨bewundernd⟩ Ein weltbewegendes Unternehmen!

Digitized by Google

Mann ⟨öffnet eine Schublade, nimmt wie ein Geheimnis enthüllend Mineralien heraus, betrachtet sie, plötzlich hingerissen⟩ Hier, der rote Fels bis zu dreitausend Meter schließt um die Rampen, dann schwarzer Granit, und dann unter blauem Eis dieser edle Stein, wie Marmor! In herrlicherem Material hätten noch niemals meine Bohrmaschinen gestampft! — Eine ewige Eisenbahn! Die Paßstation, eine königliche Galerie in Felsen hätte den Namen meiner Frau getragen —

Agent: Dies zu verhindern, haben Sie Ihr Vermögen gewagt?

Mann: Die Gier eines Ausbeuters hätte die wundervollste technische Dichtung zerstört! — ⟨Entzündet einen kleinen Reflektor und leuchtet die dunkle Wand an, die Hand auf Plänen, Agent blickt ihm gierig über die Schultern⟩: Sehen Sie! Welch ein Profil! ⟨Mit dem Reflektor Konturen zeichnend⟩ In Stufen durch die Täler bergan, über Tropenwäldern und indischen Zauberschlössern, Felsentürme werden umfahren in tanzenden Kurven, zu Gipfeln und Sternbildern dreht sich im Innern der Berge der elektrische Zug in die unerreichbarsten Höhen!

Agent ⟨wie besitzergreifend, auf ein farbiges Bild über den Plänen⟩ Und dieser Felsentempel gehört dazu?

Mann: Hanna-Barbara-Kulm! Im Herzen der Berge! — Heute — Station Größenwahn! — In Wolken und Nebel! Sie allein ist fertig! Nur sieht sie niemand. Das Nebelmeer ist dazwischen.

Agent: Blendend!

Mann: Das alles wird — nicht sein!

Agent: Es wird sein! — Wozu bin ich da?

Mann: Das Werk ist schon gemordet. — Einer lauerte im Hintergrund, blickte mir über die Schultern am Zeichentisch, und rechnete auf seine Art die Maße und Längen nach! Ich flog nach oben, er in die Tiefe, wo die Schmutzgeschäfte gekocht werden! Er zerrte mir die Kraft aus dem Gehirn. — Wissen Sie, was ein entleerter Akkumulator ist? — So wurde mein Kopf, wenn er da war! Kein Licht mehr auf den Augen! Auf dem Reißbrett schlug er mir die Linien krumm. Er saugte den Schwung aus Geleisen und Brückenbogen, noch ehe sie gebaut waren! Er wollte kranken Stein und kranken Stahl an die Baustellen heranschleppen! Er wollte Gold. Das Gold war sein Gipfel! Weg über alle Stationen, weg über die Gräber der Arbeiter und Ingenieure! — Und ich — Kamerad und Genosse, bis ich den Bund mit der Stichflamme zertrennte!

Agent: Bravo!

Mann: Immer noch ist er unermüdlich und gefährlich —

Agent: Wird Ihnen die längste Zeit gefährlich gewesen sein!

Mann: Hilfe? ⟨Zweifel, Kopfschütteln⟩

Agent: Für ungewöhnliches Vertrauen die ungewöhnliche Hilfe! Wir wollen menschlich be-

Digitized by Google

raten — ‹Ausholend› Paragraph — eins! — Sie müssen versprechen, in der Wahl Ihrer Feinde vorsichtiger zu sein! Sie haben da auch manche eigenartigen, wohl philosophischen Ansichten, wie man sagt. Schon darum ist man Ihnen nicht grün. Ich bin in diesen Sachen ganz unparteiisch. — Geht mich nichts an. — Aber — und dies muß unter uns bleiben! — bei der Zentralbank steht ein hochangesehener Geldmann von tadellosem Ruf im Wege. Interessengemeinschaft mit seinem Finanzkonzern — das erklärt alles! Nach andern Gründen wird dann nicht gefragt! — Sie haben doch bemerkt, das Ihr Kredit in der heißesten Zeit verkürzt worden ist?

Mann: Das war also Absicht?

Agent: Ich habe es oft kaum mitansehen können. — Aber der Wink eines Mannes, auf dessen Briefkopf nichts geringeres steht, als Richard Georgi —

Mann: Schuft!

Agent ‹beißt die Lippen, gespielt› Verstehe. — ‹Pause, komödiantisch› Wo hatte ich meinen Verstand?

Mann: Das Gespenst ist wahrhaftig wieder Fleisch und Blut geworden, neue greifbare Niedertracht — taucht mit letzter Teufelei auch in meinem allerdunkelsten Tunnel auf — Das Gespenst hat viele Köpfe — schiebt sich mir immer näher auf die Brust. — — Jetzt wünsche ich Herrn Georgi zu begegnen! — ‹Zum Agenten› Ihnen mute ich nichts mehr zu. Wir haben einander kaum etwas zu sagen. — ‹Pause› Wissen Sie übrigens, daß Sie — ihm ähnlich sehen?

Agent ‹wie ertappt› Ja, woher sollte mir das bekannt sein? Wie meinen Sie das?

Mann: Ich irre mich wohl —

Agent: Nicht in mir! — Was würden Sie tun, wenn Erich Müller Ihnen über alle Hindernisse hinweg die Hand böte? Trotz Herrn Richard Georgi!

Mann: Einschlagen würde ich selbstverständlich, und den höchsten Punkt meiner Bahn Erich Müller taufen!

Agent: Sie sind — für eine Ungeschicklichkeit über Gebühr mitgenommen worden. — Wem wird nicht gelegentlich der Orden vom schwarzen Pechvogel umgehangen? — Sie haben alles eingesehen! Das genügt. Und die Reue wurde ein hübsches Pöstchen in Ihren Passiven. — Die Kunst, den Kopf aus dieser Schlinge herauszukriegen, nun das ist meine Spezialität — und zwar bin ich dafür, auch über diese ‹groß› Zentralbank zur Tagesordnung überzugehen. — Gefälligkeiten von dieser Seite haben wir nicht nötig.

Mann: Sie — würden selbst?

Agent: Ich selbst! — Mit einigen Vertrauensmännern, die längst auf eine gute Gelegenheit warten. — Dieser erste Schritt nach dem Prinzip: Wir lassen uns nicht schneiden! Wir schneiden selbst!

Mann: Paragraph Richard Georgi wäre glatt! Was weiter?

Digitized by Google

Agent: Jawohl, Georgi wird sauber ausrasiert! Das ist sogar Voraussetzung. — — Diese Leute kennt man. — — ⟨Macht sich breit, raucht⟩ Ich wusste, der Ausflug zu Ihnen würde sich lohnen. Ich habe so mein Talent, mit — verzeihen Sie! — etwas unpraktischen grossen Herren auszukommen. ⟨Geht im Zimmer umher⟩ Kalte Füsse! Von dem elenden Regenwetter! — Tja! — Jetzt ist schönste Sommernacht! Mondlandschaft! Und zunehmender Mond! — Bei zunehmendem Mond gibt es nämlich die besten Abschlüsse! — Nebenbei: kann man hier im Ort übernachten?

Mann ⟨mit Widerstand⟩ Unser Fremdenzimmer stünde zur Verfügung. Augenblicklich wohl nicht, da es dem verunglückten Segler — Aber ich werde nachsehen —

Agent: Oh, keine Eile! Wir haben lange zu tun. — Ein vertrauliches Wort voraus! Ihre Finanzlage hat sich eigentümlich herumgesprochen, man behauptet, Sie hätten persönlich nicht dicht gehalten, da und dort ein Wort fallen lassen! — Wozu?

Mann: Ja, das habe ich getan. Ich fühlte mich nicht verpflichtet zu schweigen. — Nur die eigene Familie weiß nichts.

Agent: Es ist vor allem in Kreisen von Privatkapitalisten ruchbar geworden. Das war nicht diplomatisch, wenn Sie gestatten! —

Mann: Eine Dampfpfeife wäre mir nicht zu laut! Mir ist, als ob einer nur hören müßte, wie es um mich steht, um mir beizuspringen — so eingebildet ist man zuweilen!

Agent: Beispringen — wer denn? Solche Sonderlinge sind mir bis jetzt nicht untergekommen! — Sowas tut keiner!

Mann ⟨Ausbruch⟩ Mein Hilferuf sollte alle Ohren treffen! Freunde hätten sich im Geheimen versammeln müssen, mir zum Beistand! Hilfe beraten! Mich entführen in einem sechsspännigen Triumphwagen! — Draußen die Kinder fahren ein sinkendes Boot zu holen! Holt mich keiner?

Agent: Heute haben die Leute kaum Zeit, die Achseln zu zucken. — Die einzige Wirkung: Quittierte Rechnungen klingeln an der Haustüre. Die kleinen Gläubiger bekommen es mit der Angst!

Mann: Es gibt noch andere Welten! Es gibt den Sieg guter Taten und edler Menschen! — Auch Sonderlinge gibt es! Die kennen Sie nicht!

Agent: Ich kenne das große und kleine Einmaleins und meine Taschenuhr. Der Bruchteil von Sekunden und Ziffern kann uns den Kopf kosten. Alles nach dem Gesetz: Zwei mal zwei ist vier! Das gilt in allen Welten! Das ist das einzige unumstößliche Ereignis!

Mann ⟨greift den Rechenschieber und wirft ihn von sich⟩ Nein, nein und abermals nein! Es gibt noch zahllose ungeahnte Dinge!

Digitized by Google

Agent ⟨lacht herzlich⟩ Hoffnung auf den großen Unbekannten mit dem Füllhorn der Fortuna? — Aber das ist ja wie die Hoffnung, daß den Gerichtsvollzieher der Schlag trifft! Daß die Bank mit den Wechseln abbrennt, die zum Protest gehen sollen! Oder daß hier draußen ein Koffer mit Goldsäcken an Ihren Strand geschwemmt wird, von anonymen Spendern gestiftet! —

Mann ⟨unberührt⟩ Das alles ereignet sich! Nichts ist unmöglich! Die Rettung fährt ein aus dem blauen Himmel! !

Agent ⟨nochmals lachend⟩ Im arabischen Märchen! Wo Käuze im Hemdkostüm zur Nacht den Bankrotteuren Geld in die Tasche stecken!

Mann: Auch die arabischen Märchen können wahr werden! Was ist Ihnen davon geläufig? Wissen Sie denn wer Sie selber sind? Haben Sie schon Ihren wirklichen Namen erfahren?

Agent ⟨verwandelt⟩ Sie meinen es ernst?! — ⟨Abweisende Handbewegung und Zeigefingerschlag an die Brust⟩ Ich bin schlichter Tatsachenmensch. Mein Ressort!

Mann ⟨auf ihn zu⟩ Jetzt sprechen Sie wie — Georgi? — So winkte er ab — nach oben! Und das ⟨den Zeigefingerschlag auf die Brust nachahmend⟩ war seine beliebte Unterschrift unter sich selbst. — Dann schneite es auf die strahlende Sonne.

Agent: Wir vom Geschlecht der Brieftasche haben wohl alle den gleichen Jargon! — Ihre Ansichten in Ehren! Aber nicht laut! Das verschlechtert den Kredit! — Jetzt müssen wir starten! Darum besser mit einem Sprung aus Felsenschlössern und Arabien auf den Boden der Zahlen!

Mann: Weiter — Herr Georgi!

Agent: Mit falschen Hoffnungen kann man nämlich sterben —

Mann ⟨wie Worte zitierend, deren er sich persönlich entsinnt⟩ Und mit Bedenken im Straßengraben beerdigt werden! ⟨Ironisch⟩ Heißt es nicht so?

Agent: Sehr gut! — Ich war gewiß, Sie würden mit sich reden lassen! — Der Weisheit Schluß! In bewegten Zeiten genügen an der Weste auch drei blanke Knöpfe! Das Dutzend muß nicht immer voll sein!

Mann ⟨blickt scharf auf⟩

Agent: Neulich war ich bei einem Rittergutsbesitzer, Landwirt und Name von großem Format, aber das Wasser geht ihm bis zur Halsbinde —

Mann ⟨kritzelt auf einem Blatt⟩ Ich höre —

Agent: Mit einem kleinen Entgegenkommen hätte er sich wieder gesund machen können — Verwaltungsrat einer einwandfreien Gesellschaft, die großstädtische Amüsiertheater finanziert. — Ausstattung mit klingendem Namen — Sie kennen das ja! — Er bestellt mich wieder. Ich komme — der Mann mir, was soll ich Ihnen sagen? — mit einer Reitgerte entgegen, vollkommen verrückt, haut noch auf seine steinernen Dinger, Löwen oder so etwas am Gartentor und

Digitized by Google

ruft: Fasst an! — Alles weil da zufällig ein Mitglied des Verwaltungsrates wegen Mädchenhandels kleine Reibereien gehabt hat! — Unser Fall liegt Gottseidank einfach! Schlichter Vertrag mit Rechts und Links, und in der Mitte — unsere privaten Geschäftchen!

Mann: Was für private Geschäfte?

Agent: Na, was die Lieferungsprovisionen anbetrifft, so können Sie versichert sein, daß ich Herrn Richard Georgi, wenn es sein muß, über bin. — Die Herren Lieferanten werden auch mit mir abschließen! — Noch kann alles auf das einzig wahre Geleise geschoben werden! Fünf Minuten vor zwölf kommt ein Unternehmen in Fluß, dessen Vorbereitung allein uns Beide mit Kindern und Kindeskindern flott macht — aber mit einem Unterschied!

Mann: Mit dem Unterschied zwischen Feuer und Wasser, zwischen Weiß und Schwarz —

Agent: Sie haben Recht! Genau genommen sind zwei Punkte! Erstens: Sie werden Ihre Ansprüche an die Ausführung der Bahn gemäß vernünftigen Möglichkeiten zurückschrauben, niemehr in Ihre alten Fehler zurückfallen, und —

Mann: Auf meine Prinzipienreitereien als Techniker verzichten, bei den Lieferungen ein Auge zu- und eine Hand aufmachen, weitherzige Finanzpolitik bewilligen —

Agent ⟨triumphierend⟩ Halt! — Schlußparagraph!

Mann: Ja, Schluß!

Agent ⟨unbeirrt⟩ Wir teilen alle Provisionen! ⟨Pause⟩

Mann ⟨heiser, leise⟩ Gehen Sie!

Agent ⟨versteht nicht, hält es für Vorsicht, ebenfalls leise⟩ Ihre persönliche Lage verträgt leider keinen Aufschub. Die Aufstellung — ⟨zieht Papiere⟩ hier!

Mann ⟨wie vorher⟩ Gehen Sie!

Agent: Wa—? ⟨Begreift⟩

Mann: Ich habe keine Hunde, keine steinernen Löwen und keine Peitsche —

Agent ⟨getroffen⟩ Ah!

Mann: Jawohl! — Schreiben Sie Ihren Vertrag in den Sand, in den Straßenkot! Ich wische ihn aus — mit diesen Stiefeln!

Agent ⟨wirft die Papiere auf den Tisch, setzt seinen steifen Hut auf⟩ Aber auf Ihre Schulden werden Sie nicht treten! ⟨Entrüstet⟩ Beliebt mir gegenüber in Distanz zu machen? — Der Gerichtsvollzieher wird Ihre Kanonenstiefel pfänden! Und das gehört Ihnen! — Statt Margareten Kulm! Ziehen Sie sich nun selbst aus dem Wasser! Erich Müller verzichtet! ⟨Ab⟩.

Mann ⟨steht zuerst wie ins Herz getroffen. Pause. Geht an die Wand. Nimmt die Farbenskizze ab, rollt sie zusammen. Aufreißen der Fenster. Aufatmen. Rufen⟩ Hanna!

Tochter ⟨stürzt auf die Szene⟩ Wo bleibt Ihr? — Hanna läuft weg von uns am Landungssteg, als ob sie ein schreckliches Gesicht gesehen hätte! Niemand kommt entgegen! — Der Fremde —

Digitized by Google

Mann: Welcher Fremde?

Tochter: Sieh ihn doch an! — Er liegt noch starr! Aber er fängt wieder zu atmen an! Sein Herz schlägt! Er lebt!!

Mann: Ein fremder Mensch ist im Hause! — Das hatte ich vergessen. In diese Ohren wird eine Neuigkeit an die andere hineingehämmert. Ich weiß wohl die letzte noch nicht. — Was will dieser Mensch?

Tochter: Was ist Dir, Vater? Wie frägst Du? Wir haben einen Ertrinkenden aus dem Wasser gerissen und Du rührst Dich nicht von der Stelle!

Mann: Es gibt noch viele, denen die Luft ausgeht! Vielleicht habt ihr einen Anderen übersehen, dem das Wasser viel höher über dem Kopfe steht! Wer sagt euch, daß es der Rechte gewesen ist?

Tochter: Ich wollte, Du wärest mit uns gefahren! Es war nicht leicht! Er war so schwer zu erreichen. Der Bruder mußte ins Wasser springen. Das wehte und klatschte —

Mann: Aber ihr habt es vollbracht! Dem Fremden, dem geht es gut! Dem hat es der Zufall geschenkt! — Oh, die Engel der Güte, sie haben soeben die Runde gemacht in der Welt, und wo brave Menschen in Not waren, da sind sie rettend niedergeflogen!

Tochter: Ja, es war eine herrliche Rettung aus höchster Not! Aus kalten Schleiern und Peitschen hinein in ein farbiges Licht!

Mann: Du kannst es nicht schöner denken —

Tochter: Sturm und Wind standen still, als wir ihn endlich geborgen hatten. Es kam wie zum Lohne. — Jetzt ist ein Regenbogen um den Mond! Leuchtende Farben am Himmel! Hoch über dem See!

Mann: Wer ist dieser Mensch, der einen Mund voll Wasser gehabt hat? Was steht auf seinem Gesicht?

Tochter: Nichts Böses, nichts Gutes — ich weiß es nicht! Er ist durch den Tod gegangen. So kann es wohl ein trübes Gesicht sein.

Mann: Wie heißt er?

Tochter: Er kann nicht sprechen. Er liegt in den Decken und hat die Augen geschlossen. Schau ihn doch an! Der Bruder und ich sind glücklich und wir wollten, Du wärest es auch!

Mann: Ich — will ihn nicht sehen! — ⟨Stürzt hinaus⟩

Tochter ⟨nicht begreifend⟩ Vater?!

Sohn ⟨von der entgegengesetzten Seite⟩ Wo ist der Vater? Wo ist Hanna? Was sagt der Vater?

Tochter: Er will nichts hören. Er ging und ließ mich — wie Du mich siehst.

Sohn: Auch der Vater! — Ich muß wissen, was hier geschehen ist! — Da kommt Hanna!

Frau ⟨tritt ein⟩ Wo ist der Fremde? Seid ihr allein?

Digitized by Google

Sohn: Viel zu lange allein! — Der Fremde liegt still für sich.

Frau: Ihr habt ihn gebracht. Ich möchte nichts für ihn tun. ⟨Zur Tochter⟩ Geh zu ihm, er ist unser Gast. Er wird Wache und Pflege brauchen.

Tochter: Wir haben ihn ins Leben zurückgeholt. Er ist in unserer Sorge. ⟨Ab, große Pause⟩

Sohn: Ich glaube, ich muß heute zum zweiten Male ins Wasser springen.

Frau: Ja, die nächste Stunde hat viel mit uns vor.

Sohn: Der Vater ist außer sich. Und Du bist blaß geworden. — War das Vaters Besuch?

Frau: Ja, er rannte wütend an mir vorbei und schlug die Türe hinter sich zu!

Sohn: Hat er das? — Dann ist es Zeit, um mit Vater zu sprechen! — Und warum bist Du unten am Steg mit einmal wortlos verschwunden? — Kennst Du diesen Fremden? —

Frau: Ich sah ihn an — und es war mir plötzlich, als sollte man nicht so voreilig in das Schicksal eines — Fremden eingreifen.

Sohn: Wenn es mit rechten Dingen zugeht, muß er uns helfen, daß der Vater aus seiner Höhle ins Freie fährt!

Frau: Das wird schwerer sein als Du ahnst.

Sohn: Sind wir nicht klar? Du, und die Schwester und ich? Seit Tagen und Wochen?

Frau: Es kommt heute zuviel auf den Vater zu.

Sohn: Immer warten und warten wir, sitzen stundenlang zusammen, und hören, wie Vater ruhelos zwischen Reißbrett und Schreibtisch auf- und abgeht, und sucht und sucht, und eine Wand nach der anderen um sich baut, damit wir ja nichts von seinen Geheimnissen erfahren! Ich ersticke, wenn ich nicht den Mund auftun darf! — Seit Monaten wissen wir fast mehr als Vater selbst weiß, und sehen immer noch zu, — Hanna, gibst Du Dir Rechenschaft, daß verlorene Zeit unwiderbringlich verloren ist?

Frau: Ja, das ist wahr, unser Dasein hier ist ein Leben unter der Erde! Aber wie wird er alles aufnehmen? Er läßt sich nicht beschämen. Er hält ja Mißerfolge für eine Schande.

Sohn: Und wenn er erst weiß, wie wir hier alle denken? Wird er auch dann noch verheimlichen wollen, daß es schlimm um ihn steht?

Frau: Es ist schwer für ihn. Er erträgt nun einmal den Gedanken nicht, daß alles einstürzen soll, ohne daß er es aufhalten kann. Er hängt an dem, was er sich erworben hat, an dem Haus hier, freilich nur um unsertwillen! Oh, es wird nicht zu ändern sein! Mit der letzten Kraft wird er sich entgegenstemmen. Und es wird vergeblich sein.

Sohn: Mögen die Herren Gläubiger das Haus nehmen! Ehe sie die Güte haben, uns ein letztes Zimmer mit einem kleinen Fenster zu überlassen, stellen wir uns unter den großen freien Himmel! Da ist Luft genug! Das alte klebrige Zeug schütteln wir ab! Wir sind unerreichbar! Vaters letzte Kraft gehört für eine würdigere Tat aufgespart! Der Kampf, den

Digitized by Google

er führen will, lohnt den Einsatz nicht! Der würde immer mit einem Kniefall vor einer goldenen Ziffer enden! Es wäre die einzige Unehre, deren ich mich schämen würde! Nicht wahr, Hanna: Wir alle, in uns ist kein Tropfen verhockten Blutes! Wir stehen auf, wie wir hier sind, ehe man uns die Stühle wegreißt!

Frau: Jaja, das habe ich mir schon hundertmal gesagt, mir jedes Wort zurechtgelegt. Aber wenn ich bei ihm davon anfangen will, geht er nach der entgegengesetzten Seite davon. — Jetzt ist trotz allem eine Hoffnung bei mir. Jetzt muß es dazu kommen. Es ist gut so. Das Neue fliegt uns von selber zu. Ich weiß es, ich weiß es. — Aber — laß mich zuerst sprechen!

Sohn: Nein Hanna! Nicht ohne mich! —

Frau: Du sollst mir beistehen! Aber nicht in dieser Minute!

Sohn: Weiß ich nicht alles? — Verschweigst Du mir etwas?

Frau: Ja, es ist etwas geschehen, das Du nicht weißt —

Sohn: Dann sag es!

Mann ⟨tritt ein⟩ Ich habe mit Dir zu sprechen, Hanna! ⟨Zum Sohn⟩: Laß uns allein! — Nein — es geht auch euch Kinder an! Ihr alle müßt es hören! — Ruf Deine Schwester!

Sohn: Sie ist bei dem Fremden.

Mann: Sie wird noch früh genug erfahren, daß das Leben ein seltsamer Tanz ist. Ich fürchte, das Tanzen wird ihr vergehen. ⟨Winkt ab.⟩ Wir werden nämlich noch mehr fremden Besuch bekommen, von Menschen, die weder anklopfen, noch den Hut vor uns abnehmen. Für uns wird dann schwerlich Platz sein. Uns geleitet man auf die Straße hinaus. So ist es beschlossen. — Ich habe noch mehr! — Ob ihr den Rock am Leibe behalten dürft, das hängt von anderer Leute Gnaden ab. Nur die eigene Haut bleibt euer Eigentum. Wer Hand an uns legt, ist im Recht. Wir dürfen auch dem größten Schurken keinen Fußtritt geben. Ich habe mir heute Abend dergleichen erlaubt, und eben das wird uns schlecht bekommen.

Sohn: Sag uns alles, Vater!

Mann: Gebt mir die Hand! Ich muß ein paar Hände halten. Unter mir der Boden spielt Berg und Tal! Ich stehe nicht fest auf den Beinen. — Was meint ihr zu eurem traurigen Vater? Hat er euch nicht eine prachtvolle Überraschung zur lieben Nacht auf den Tisch gestellt?

Frau: Ich bin Deine Frau. Kannst Du glauben, daß ich einen Teppich unter den Füßen brauche, um es zu sein?

Sohn: Ich bin Dein Sohn, wie ich es noch niemals gewesen bin! Wo unsere Arbeit ist, haben wir unser Haus!

Mann: Ihr nehmt es leicht. — Habt ihr noch nichts von einem ausgepfändeten Schuldner gehört? Da die Lampe, die uns leuchtet, steckt der Gerichtsdiener in seinen Sack! Sie wird

Digitized by Google

versteigert! Wer bietet? Zum ersten, zweiten und dritten Mal! Die Nachbarn fischen die besten Sachen! Zur Besichtigung wird ins Haus geladen. Sie kommen und stieren in jeden Wäscheschrank. (Zur Frau) Du darfst ihnen nicht auf die Finger klopfen, wenn sie mit schmutzigen Händen zufassen! — Da der abgewetzte Schreibtisch, auf den meine Schweißtropfen gefallen sind! Nußbaum mit sechs Schubladen! Wird nicht begehrt! Nur eichene Tische gehen hoch weg! Trödel zum Einfeuern! Lohnt das Aufpolieren nicht! — Und so weiter! Ja — die Galle darf uns nicht platzen! Wir haben gehorsamst das Maul zu halten! — Alles wird auf den Wagen geladen und wir, wir packen mit auf, damit es billiger kommt!

Sohn: Einverstanden! Eigenhändig legst Du vor allen Augen ein Ehrenbürgerdiplom und einen Doktorbrief auf den Hausrat, weil sie weniger Zinsen der Achtung tragen als ein solides Bankkonto! — Aber ich werfe dem Wagen unser Gelächter nach! Hand in Hand begleiten wir die Fuhre, bis allen Zuschauern die Schamröte ins Gesicht steigt! — Dann lassen wir sie laufen, die Leute und den Wagen, und biegen ab auf eine gebahnte Straße! Sie wartet auf uns! Gefällt Dir das, Vater?

Mann: Du junger Mensch — glaubst Du an das, was Du sagst? — Mir geht der Verstand im Kreis. Wenn der Wind aus allen Richtungen bläst, fliegt Staub! — Weg — der Schmutz! — Ein reiner Luftstrom bläst — aus einer einzigen Himmelsgegend. Du bist mein Fleisch und Blut! Ich muß Dich wohl blasen lassen. — Es hört sich nicht schlecht an. Ich habe bis heute nicht gewußt, daß so etwas möglich ist. — Aber Dir kommt es zu einfach vor. Wir haben ja nichts mehr unter den Arm zu nehmen! Hast Du das überlegt?

Sohn: Wir nehmen nicht wenig mit! Deinen Namen! Den sie nicht versteigern können! Die Pläne in Deinen Kopf! Niemand kann die Hand darauf legen! Und alle unsere kommenden Jahre, nach denen keiner greifen kann! Das ist unser Besitz! Ein herrliches leichtes Gepäck! — Unsere Taschen wollen wir gründlich umkehren, ehe wir aufbrechen! Sie sollen die Hände aufhalten! Die Verachtung leeren wir aus! — Bist Du es so zufrieden? —

Mann: Halt ein! — Ich sehe noch nicht gerade. Ich muß erst Ordnung machen in meiner Vernunft. Am Ende könntest Du recht haben! — So könnte sich doch das Leben noch lohnen. Es braucht ja nur einige unerwartete — Lichtstrahlen —

Sohn: Nimm deinen Hut, Vater! Wir leben in einer trostlosen und herrlichen Zeit! Es stehen gemeine Kerle und ganze Männer unter derselben Sonne! Wir können die Reise nicht aufschieben, bis auch noch der Lichterhimmel aufgeteilt wird! Wer ist sicher? Morgen schon werden sie ein Mittel erfinden, um die Sonnenstrahlen aufzufangen! Kann einer den Preis nicht bezahlen, sitzt er fest in Kälte und Nacht! Zugegangen, solange noch nicht das letzte Licht abgedreht ist! — Oh, ich möchte überall im Hause die Leuchter aufbrennen lassen! Musik sollte spielen! Die Schwester tanzen! Ein Nachtfest müßte sein mit bunten Lampen

Digitized by Google

und Feuerwerk! Wenn es am heißesten rauscht, machen wir leise hinter uns die Türe zu — ⟨Plötzlich zur Frau, die abgewandt zugehört⟩ Aber Hanna, warum sagst Du nichts?

Frau ⟨zum Sohn⟩ Weil Du mir es abnimmst, schweige ich still. — Soll ich mich zwischen euch drängen? —

Sohn ⟨zum Mann⟩ Sind wir zusammen nicht stärker als alle Gerichtsdiener im Lande? Haben wir nicht eine tolle Freude auf der Brust? — Es reicht für den längsten Weg!

Mann ⟨stark berührt⟩ In Dir steht auf, was ich immer gedacht habe! Du hast den Mut, Schluß zu machen! Ich bin daran mich zu fügen. Ich will dir folgen. In der Ferne baut es sich auf. Hanna, ich habe ja immer an eine solche Zukunft, an eine solche Welt geglaubt! Daß ich noch selber den Anlauf nehmen könnte, um in diese Zukunft hineinzuspringen, das habe ich nicht gewittert. Aber für Dich ist das schlechter Trost! Was bleibt Dir, Du arme Hanna!

Frau ⟨getroffen⟩ Jetzt sagst Du es! Oh ich zitterte, daß Du so sprechen würdest —

Mann: Was man sich und anderen versprochen hat, das sollte man halten können. Sonst wird man klein — vor sich selbst!

Frau: Habe ich solche Versprechungen gefordert?

Mann: Ich habe mir das Wort gegeben, meine Frau auf dieser Welt zur glücklichsten, ja ich sage es offen, zur beneidetsten Frau zu machen — Was ist jetzt wahr geworden? — Eine Enttäuschung, für die es keinen Namen gibt! Ein Schatten von Hoffnung, den ich nicht greifen kann.

Frau: Ein Bild will wahr werden, das mir in vielen Nächten erschienen ist, immer wieder erschienen, wenn Du blind und verschlossen an mir vorübergingest. Ich träumte dann immer, ich irrte suchend durch viele Zimmer. Kalt und dunkel waren die Zimmer und ohne Ausgang! Ich suchte Dich. Meine Hand hielt ich auf, Du solltest sie halten. Ausgestreckt war meine Hand, bis sie matt an mir niederfiel. Denn niemals kamst Du. Immer blieb ich allein — So will es sich nun erfüllen.

Sohn: Hörst Du, Vater, was Hanna sagt? Hör es für Hanna, für die Schwester und mich!

Frau: Ich will nicht weiterleben mit Dir, um sinnloser zu werden als ich es jemals gewesen bin. — Oh, widersprich nicht! Hast Du mich nicht schuldig gemacht? An allem, was uns zerstört? — — Oh Dein Stolz, oh Dein eitler Stolz! — Ohne mich hättest Du niemals diese Bahn ausgedacht, nie diese rasenden Zahlen, nie diesen Aufstieg in Nichts. Alles bringe ich über Dich! Du hast geglüht, etwas Unerhörtes zu vollbringen. — Heute ist im Unglück der zweite, der größte Tag. Es hätte ein Augenblick werden müssen, daß für mich nichts mehr zu wünschen gewesen wäre. Und wieder bin ich schuld, daß Du nicht zuschreiten willst. Du kannst die Füße nicht heben, wenn Du mich ansiehst. — Ich muß Dich verlassen —

Mann ⟨zum Sohn⟩ Hörst Du, was Hanna sagt — Deinem Vater?

Tochter ⟨tritt ein⟩.

Digitized by Google

Frau: Soll ich mich immer noch tragen lassen? — Mit verbundenen Augen? Auch in eine neue Welt hinein? Nenne es meinen Stolz, wenn ich nicht blind sein will! Ich bin es niemals gewesen, weder ich noch die Kinder. Eine lange Unwahrheit hast Du mit angesehen. Kein Stoß gegen Dich, der nicht auch uns getroffen hätte! — Das Leben ist viel zu laut. Es verschweigt nichts. Da hilft kein Schlüssel und keine Türe. — Alles bewegt sich! Alles verändert sich! Du blickst weit hinaus! In Deinen Augen ist keine Trauer über eine lächerliche verlorene Ehre! Über alles kommst Du hinweg, wirst Du hinweg kommen! Nur ich soll die kraftlose Dame bleiben, und warten, bis man ihr aus Eigenliebe eines Tages wieder ein Königreich schenken will! — So kann ich nicht mehr hinter Dir hergehen.

Mann: Hanna, hört dieser Tag nicht auf? Wände und Decken krachen zusammen. Hört es nicht auf? — Ich sehe schon! Ich sehe meine Sonne, ich sehe die Sterne! Ich bin nicht arm, und schaue zahm und dankbar nach oben! Das Licht kommt nicht zu mir her, um mich zu erschlagen! Da sind meine Schultern! Da ist mein eigensinniger Kopf! — Ich bin oft mit einer kleinen Laterne durch finstere Schächte gekrochen, die Steine hagelten dicht auf mich herab. Ich kam immer wieder heil hinaus in den Tag. Das muß wohl Bestimmung sein. Ich bin mit Knochen gegen den Steinschlag auf die Erde abgesetzt worden. Kann sein, daß ich ihn manchmal verdiene! Und wäre es auch nur, weil ich vielleicht nicht Zeit genug hatte, um veraltete untaugliche Märchen von Königsfrauen gegen eine brauchbare Weisheit zu tauschen. — Meine Hand! Nimm sie zum zweiten Male, die harte Hand und gehe trotzalledem — neben mir!

Sohn: Und mit uns!

Frau: Du hast die Kinder, Du hast Deinen Weg.

Mann: Hanna! Fallen, hinunterfallen ist schlimm. Da war ich allein. Es ist wahr. Aber das Aufstehen ist das Schwerste! Das kann ich nicht ohne Dich.

Frau: Versprich mir! —

Mann: Alles, wenn Du die Hand nimmst! —

Frau: Lege mir nichts mehr zu Füßen! Baue mir keine Schlösser! Wir beide, wir schaffen es gemeinsam! Keiner für sich! Jedem sein Teil an Arbeit und Alltag! Das ist die Schönheit! Die Höhe, der letzte Gipfel, der kommt von selbst auf uns zu!

Mann: Jeder Schritt auf den Gipfel! Ein Aufstieg! So wollen wir wandern!

Frau: Und Kameraden sein!

Tochter: Und ich darf tanzen, im Takt eurer Schritte! Niemals werdet ihr müde! Tanzen für euch und für alle, hinauf in die Höhe!

Frau: Ja, das sollst Du, damit wir immerzu aufstehn und gehen, bis es endlich erreicht ist!

Digitized by Google

Tochter: Es soll ein strahlender Tanz werden! Aus hundert Farbenklängen und neuen Namen!

Sohn: Ein Tanz wie ein Sieg!

Mann: Wirf Dir ein Tuch um den Hals! Auf! Keine Nacht gewartet auf den ersten gemeinsamen Schritt! — Sind wir Menschen nicht ein Geschlecht von fertigen Narren? Ein Sturm muß aufspielen, damit wir hören! Ein Teufel von Weichensteller muß mich entgleisen lassen, damit ich endlich auf meinem Geleise fahre! — Es fehlte ein schmales Stück Boden und ich wäre hineingestürzt, wo es am schwärzesten ist — um eines Georgi willen — Deine Augen haben Dich nicht belogen. Er ist da. — Er war es, der die Meute über uns hergejagt hat.

Frau: Was tätest Du, wenn Du ihn sähest?

Mann: Ich ginge vorbei.

Frau ⟨zur Tochter⟩ Schläft der Fremde?

Tochter: Er schläft wie ein Toter!

Frau ⟨zum Mann⟩ So laß Du ihn schlafen wie tot, und gehe an ihm vorbei!

Mann ⟨langes, stummes Verstehen⟩

Sohn: Haben wir einen Schurken aus dem Wasser geholt?

Mann: Nur einen von denen, die hungrig zupacken, wenn andere erschlagen am Boden liegen! Es sind ihrer soviele, wie die Fliegen! Sie sterben nicht aus! Sie fahren dahin auf den Straßen, dringen ein in jede Wohnung, tauchen noch auf — aus dem Wasser! Überall das gleiche Gesicht! Es ist, wenn Du willst, der Profit! Im Augenblick nennt es sich — Richard Georgi! — Komm Hanna! Der Mond scheint hell auf dem Weg! ⟨zum Sohne⟩: Du mein Sohn, folgst mir nach! Sperre in diesem Hause den künftigen Besitzern die Zimmer und Schubladen auf! Ich weiß, Du wirst es gründlich machen. Ich verlasse mich auf Dich. Wohltaten von den neuen Herren werden nicht angenommen. Lieber gehst Du, ohne Dich zu schämen, splitternackt auf die Straße hinaus. — — Bin ich nicht ein glücklicher Bettler geworden? Ich nehme meine Hände und meine Schädel mit. Wer die Frechheit gehabt hat, bis an die Wolken zu bauen, dem wird auf dieser seltsamen Erde wieder ein Dach über dem Kopf wachsen. — Es geht ein scharfer Zug über die Welt! Wir stellen uns in den Wind! Ich baue eine Bahn nach der Station, die Gerechtigkeit heißt! Hinter uns stehen Tausende! In einer ungeheueren Halle werden sich Menschen aus allen Ländern zusammenfinden! Wenn das gewaltige Werk vollendet ist, weht meine Fahne hoch über alle Gerichtstage und Schuldziffern hinweg. — Hanna komm! Wir wollen die Ersten sein! Der Weg ist frei!

⟨Vorhang.⟩

Digitized by Google

ANATOLE FRANCE

VON KASIMIR EDSCHMID

WENN Anatole France den Ruhm entgegennimmt, den ihm zu seinem Eintritt in das biblische Alter unwidersprochen die ganze Welt überreicht, wird er es mit der Gelassenheit tun, die beinahe Verachtung ist. Dieser Greis ist der überlegenste Kopf in Europa und einer der wenigen großen Geister, die auf dem Kontinent noch atmen. Er ist offenbar der größte Romancier, den das Abendland im Augenblick besitzt.

D'Annunzio, dieser besessen schöne Dichter, bleibt neben France immer ein begrenzter Italiener, weil er nicht hoch über den Traditionen, sondern vollständig in zeitlichen Kämpfen steht. D'Annunzio hat manches von einem italienischen Gott, aber nichts von einem Engel, und wer nicht zwischen Alpen und Sizilien atmet, wird seine Flamme nicht weiter glühen sehen, als das Mittelmeer reicht. Gorki, der die russische und slawische Rasse vertritt, ist ebenfalls völlig an seine Heimat gebunden. Er streitet, ebenso wie der große Däne Nexö für die Befreiung seiner Arbeiter- und Bauernklasse. Gorki besitzt eine weiche und schöne Humanität, jene Liebe zu den Menschen, welche das Eigentum aller Propheten ist, aber er besitzt nicht jene letzte Größe, welche die Gegenwart schon überwunden hat. Gorki predigt und kämpft noch in den Straßen, statt wie die Heiligen des Testamentes über den Wolken zu stehen. Der Engländer Kipling ist eine Persönlichkeit von gewaltigem Format, aber er verkörpert lediglich die gepanzerte Faust mit dem Schwert, welche England groß machte. Vergleichbar mit France ist in Europa heute nur der irische Stückeschreiber Bernhard Shaw und der norwegische Romancier Knut Hamsun. Der Norweger, der ohne Zweifel auch für deutsche Literatur der repräsentative Romanschriftsteller ist, zieht alle zeitlichen Probleme in jene geheimnisvollen ewig-menschlichen Schmerzen und Begeisterungen, die das Eigentümliche des unruhvollen germanischen Menschen sind. Der Ire zeigt seinen englischen Landsleuten ihre Probleme und Schwächen in einer Weise, die ihnen den Mut nimmt, vor soviel letzter Ironie sie ernst zu nehmen.

Es mag sein, daß der eine oder der andere dieser großen Dichter, die der Stolz Europas heute sind, mehr Talent, mehr Wucht und mehr Erfolg hat als France. Man kann sagen, in seinen Büchern fehle die Handlung, und die Hand, die diese Werke schreibe, sei die eines schwachen Schöngeistes. Man kann die Fülle vermissen, jene unsterbliche Ansammlung von glühenden Menschen, die Balzac in seine Bücher gehäuft hat oder die gewaltige Strenge, mit der Stendhal seine »Kartause von Parma« geschrieben oder die Marmorhärte, zu welcher Flaubert den fran-

---

Geschrieben im Frühjahr zum achtzigsten Geburtstag des Dichters für die »Nacion« in Buenos Aires. Dieselben Worte werden hier seine Totenrede sein. Der Musarion-Verlag in München brachte des Dichters Werke in einer deutschen Gesamtausgabe heraus.

Digitized by Google

zösischen Roman gehämmert hat. Aber man kann nicht sagen, sie hätten Frankreich mehr repräsentiert als France.

Darin liegt das Geheimnis der Schönheit des Franceschen Romans: Er ist so vollendet Franzose, daß er ganz vollendet Europäer ist. Alle anderen sind große Künstler, Anatole France aber vollendet sie erst. Er ist der Geist Frankreichs, während sie nur die einzelnen Glieder sind. Anatole France ist die letzte Abgeklärtheit des französischen Romans. Er ist die zarteste Spitze jener Pyramide von Geist und Könnerschaft, mit der der französische Roman sich die Welt eroberte. Er verkörpert Frankreich so ganz und gar, wie es Voltaire tat, dessen nächster Bruder er ist. Nur hat sich der Spott und die Angriffslust Voltaires bei ihm in zarte Ironie gewandelt. Anatole France hat es erreicht, mit so ungeheurer innerer Distanz zu allen Dingen der Welt zu stehen, daß er jene furchtbare Objektivität erreicht, die Shakespeare hatte. Anatole France nimmt nicht Partei, will nicht überzeugen, bestrebt sich nicht mit seinen Figuren verwechselt zu werden, sondern er gibt allen recht und erzeugt damit jene grauenhaft schöne Überlegenheit, die er mit jener französischen Anmut mildert, welche so human wirkt. Er stellt wohl alles in Frage, was unsere Welt ausmacht, aber sein Geist ist so leicht und großartig, daß er der Liebe nicht entbehren kann. France hat es fertig gebracht, positiv zu sein und zu bejahen, was die meisten Satiriker nicht können, und was selbst Swift Schwierigkeiten machte. Er spottet nicht aus Haß, sondern um seinen weißen gallischen Spitzbart schwebt jenes Lächeln, das bereits alles durchschaut, alles verachtet hat, und nun angefangen hat, zu verzeihen. In Anatole France ist ein Funke jener Weisheit, um derentwillen die Griechen nach Delphi zogen, Moses den Berg bestieg und welche sich alle hundert Jahre in der Literatur zeigt. Anatole France hat dem französischen Roman jene Vollendung, jene heitere Ironie und jene wundervolle Geste der Schwäche gegeben, welche anzeigt, daß hier etwas zu Ende ist. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß über ihn hinaus der französische Roman sich weiter entwickeln kann.

In der Tat: mit Anatole France scheint der französische Roman zu sterben, weil eine Zeit, die über die ungeheuren Tatsachen der technischen Erfindungen herrscht, eines anderen Ausdrucksmittels bedarf. Man darf nicht vergessen, daß der Roman ein Kunstmittel ist, das noch nicht allzu lange dominiert. Das Mittelalter hat sich durch die gigantischen Epen des Krestien von Troies, des Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue und ihrer Freunde ausgedrückt. Die großen Epen wurden abgelöst durch die Dramen der Shakespeare, Calderon, Racine, Molière. Dann erst drückte sich die europäische Gesellschaft in Romanen aus ‹von denen besonders die englischen der Fielding, Swift, Dickens, Sterne, Bulwer, Scott die bürgerliche Welt eroberten›, bis zu dem Italiener Manzoni, dem Portugiesen Queiroz, dem großen Spanier Cervantes, bis zu dem Schweizer Keller, Zola, dem Balten Keyserlingk, dem Russen Dostojewski, dem Deutschen Heinrich Mann.

Digitized by Google

Es ist keineswegs unmöglich, daß der Roman stirbt. In Europa ist kaum ein Nachwuchs von Größe und jenem Glanz, der eine Sache und eine Nation zugleich repräsentiert.

Anatole France hat dies alles aber unvergleichlich in seinen schmalen Büchern. Von der Urmenschenzeit seiner »Insel der Pinguine« bis zu seinem Kriegsbuch von der »Revolte des anges« zeigt er das ganze Gesicht Frankreichs. Er ist der gebildetste Mann seiner Nation, der klügste Mann Frankreichs und sein zartestes Gewissen. In seiner Sprache zittert die jahrhundertfache Tradition der lateinischen Tradition, jene Galerie wundervoller Schilderungen einer jahrhundertalten Gesellschaft, mit der die französischen Schriftsteller sich an die Spitze der Romanliteratur gestellt haben. Während der englische Roman bürgerlich blieb, war der französische aristokratisch oder revolutionär. Anatole France vereinigt selbst diese beiden Pole, welche das zwiefache Schicksal Frankreichs darstellen. Er trägt die Haltung des vierzehnten Ludwig und die Überzeugungskraft Gambettas, den Geist der höfischen Fontenelle und die leis gewordene rebellische Art Rousseaus. In Anatole Frances Orchester ist die ganze Stimmkraft der französischen Literatur. Er ist keusch wie die Sprache Villehardouins, jenes Chronikschreibers, der den Kreuzzug schilderte. Er hat die Phantasie des Dichters von »Paul et Virginie«, er durchschaut die Schwächen des Staates und der Menschen, die ihn lenken wie jener Baron Montesquieu, der 1721 die »Lettres persanes« schrieb. Er hat das eiskühle Denken eines Descartes und die unbekümmerte wollüstige, nur unendlich verfeinerte Gebärde des titanischen Rabelais. Er kennt die ganz große Welt wie Marguerite von Valois, die das Heptameron schrieb, diese seltsamste Frau der französischen Literatur, die nicht nur die Schwester, sondern die Geliebte ihres königlichen Bruders Franz I. war. Er hat etwas von der Lieblichkeit Ronsards, der seine Gedichte wie mit Vogelstimmen sang und die duftige Anmut der Rosenromane der Ritterzeit. Mit Racine und Corneille verbindet diesen Schriftsteller die Würde, welche die große lateinische Tradition verleiht.

Ohne Zweifel, Anatole France ist der letzte Lateiner. Viele seiner Figuren sind raffinierte Kenner und Genießer der römischen Kultur, auf der die gallische erwuchs, ja sie fühlen sich mehr als Römer als die Beherrscher des Kapitols. Viele seiner Figuren sind mit jener Überlegenheit ausgerüstet, die nur die tiefste Bildung verleiht. Sie kennen die entlegensten antiken Schriftsteller, die eigenartigsten Sitten und die vollkommensten Kunstwerke. Es ist wundervoll, wie France diese Kenntnisse benutzt, die Probleme des Augenblicks in ein Nichts zu verwandeln. Er lächelt eigentlich immer durch alle seine Bücher sich durch und weist auf tausend Beispiele der Vergangenheit, unter deren ewiger Gesetzmäßigkeit die Gegenwart verblaßt. Anatole France ist ein großer Mensch. Er erläutert das Leben und schenkt sich das Prophezeien, mit dem die sozialistischen Dichter sich ausdrücken. Sein Lächeln ist ein wenig das der Resignation, dieses eigentümliche halb schmerzliche Heitersein, dessen Falten die Züge aller sterbenden Kulturen tragen. Wenn Balzac dem französischen Roman die riesenhafte Kraft von tausend titanischen Figuren gab, Stendhal die

Digitized by Google

strenge Objektivität, unter der eine Leidenschaft raste und Flaubert den metallenen Klang des Monumentalen, so gab ihm France, indem er sie alle vollendete und umfaßte, den zarten Schein der Vollendung und des Untergangs. Die Hand, die diese Bücher schrieb, ist nicht mehr robust wie die des Baron Balzac, sie ist müde wie jene der Legendenschreiber, die über eine Epoche reden, welche mit allen Schönheiten schon hinter ihnen liegt. Es ist nicht ohne Sinn, daß gerade dieser Aristokrat, dieser gepflegteste unter den Gentlemen der französischen Literatur, seine Neigung zu den Kommunisten bekanntgab. Es beweist, daß er nicht nur ein Desillusionierer und Verneiner, sondern ein spöttisch Verzeihender und liebender Ironiker ist. Es beweist aber auch, daß er, welcher die durch die bürgerliche französische Revolution hochgekommene Gesellschaftsschicht geschildert hat in ihren letzten Ausläufern, das Gewitter der sozialen Revolten deutlich sieht und scheinbar als Ablösung der seitherigen Welt wünscht. Doch die Franzosen haben die proletarische Revolte nicht erlebt und Anatole France kann irren. Er ist ein alter Mann und ein Aristokrat. Er sieht die Korruption seiner Klasse und die Ideale der Opposition. Er braucht ja in seinem Alter die Enttäuschungen nicht zu erleben, die jede Revolution bringt, von denen noch jede ihre Ideale umgedreht hat, wenn sie an die Macht kam.

Die französische und die deutsche Literatur haben sich ewig befruchtet. Die Mauren lehrten die Spanier den schönen Gesang, diese gaben es den Italienern und den Franzosen und diese reichten es hinüber über den Rhein zu den Germanen. Wenn, wie hier, ein deutscher Dichter so große Worte der Bewunderung für einen französischen Dichter hergibt, so setzt er nur eine Tradition fort, welche unter den Besten beider Nationen immer Sitte war. Die deutsche Nation hat nicht jene geschlossene Gesellschaft, welche den französischen Dichtern die Schilderung im Roman so erleichterte, sie hat also auch nicht den Gesellschaftsroman. Die deutsche Nation, die im Herzen Europas liegt, hat die Unruhen des Kontinents am härtesten zu tragen gehabt und verfügt über wundervolle Geister, aber nicht über jene Harmonie der Sitten und Gesetze wie die Franzosen. Das Volk, das Goethe, Novalis, Eichendorff, Grimmelshausen, Lessing, Heine, Jean Paul, Grabbe, Hölderlin, Nietzsche hervorgebracht hat, hat einen ganz anderen Weg. Sie ist in einigen ihrer Dichter tiefer und dunkler, als je ein Franzose war, aber sie besitzt niemals jene durch Tradition erlangte Vollkommenheit wie die westlichen Nachbarn. Es ist die edelste Pflicht eines Deutschen, diese mit Größe gemischte Erlesenheit restlos in einer Figur zu bewundern, die, wie Anatole France, als vollendeter Franzose und als großer Europäer, zu den besten Geistern gehört, welche diese Welt heute bewohnen.

* * *

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

KUNSTGESCHICHTE

J. J. Winckelmann, der Ahnherr der deutschen kunsthistorischen Wissenschaft, hat einmal den bleibenden Grundsatz zusammengefaßt: »Es ist nicht genug zu sagen, daß etwas schön ist, man soll auch wissen, in welchem Grad und warum es schön sei.« Seit mehr als hundertfünfzig Jahren hat man diesem Wissen nachgeforscht. Die Gegenwart scheint nun endlich die Früchte dieser Arbeit zu ernten: in großangelegten Publikationen, die nach Vollständigkeit der Dokumente drängen. Wohl sind die umfangreichen kunsthistorischen Buchwerke zum Teil auch nur möglich gewesen durch die zuschüssige Kaufkraft der Inflation, aber sie werden nach deren Versiegen doch ihre Fortsetzung finden, weil nicht materielles, sondern geistiges Bedürfnis sie ruft. Materielles Bedürfnis bestimmte die Kunstwissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert: man sammelte den Stoff. Heutiges Bedürfnis verlangt das Verarbeiten und Erleben des Stoffes. Man fragt heute nicht mehr allein nach dem Wissen um die Kunstwerke und -entwicklungen, sondern man fragt auch nach der Art, wie dieses Wissen dargestellt wird. Es ist der Weg, den wir von Winckelmann über Jakob Buschhardt zu *Heinrich Wölfflin* gegangen sind: der Kunsthistoriker soll nicht mehr ausschließlich das Was und Warum der Kunst darstellen, er soll es auch gestalten als Künstler des Wortes, um das Kunsterlebnis zu vermitteln, zu wecken. Man kennt Wölfflins Art, die *Franz Landsberger* in seinem sympathisch klugen, von Kritik gegen den Meister glücklicherweise nicht freien Büchlein über den Sechzigjährigen ⟨Elena Gottschalk, Berlin⟩ mit sicherem Griffel aufgezeichnet hat, zur Genüge, um zu wissen, daß mit Anerkennung der Kunstwissenschaft als Wesensentwicklung zu einer künstlerisch arbeitenden Gelehrtenproduktion keiner poetisierenden Schwärmerei das Wort geredet wird.

»Es ist das Geheimnis des großen Stils, mit wenigem viel zu sagen«; so haben wir denn auch bei allen wertvolleren Erscheinungen aus der Kunstwissenschaft heute eine wohltuende, aber um so eindringlichere Textknappheit, neben die sich die Reproduktion der Kunstwerke mit den besten technischen Mitteln unserer Tage stellt. Der Propyläenverlag, Berlin, baut auf dieser Erkenntnis eine ganze Kunstgeschichte auf, deren erster Band: »*Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit*« von *Eckart von Sydow* mir vorliegt. Auf wenig mehr als 75 Lexikonseiten gibt Sydow eine glänzend geschriebene synthetische Darstellung der Kunstcharaktere in den verschiedenen großen Gebieten der Primitivität sowie ihres unterscheidenden Vergleichs; — der Hauptakzent wird auf das für die Naturvölkerkunst wertvollste Afrika gelegt, aber auch Ozeanien, Australien, Indonesien, Altamerika erfahren besondere Berücksichtigung für Baukunst, Plastik, Gebrauchs- und Zeichenkunst; schließlich wird noch die europäische Urgeschichte mit ihrer Kunst bis zur Völkerwanderungs- und Wikingerzeit querschnittartig, doch umfassend geschildert. Sydows die Völkerkunde wertende Ästhetik, beschreibende und entwickelnde Betrachtungsweise scharf zusammenfassende Art erhält durch ein in solcher Fülle und Wertigkeit noch nie vereintes Abbildungsmaterial auf fast 400 vorbildlich reproduzierenden Tafeln, deren genauen Katalog mit Quellenverzeichnis und Register nicht nur eine einzigartige Illustrierung, sondern die bleibende Bedeutung, daß hier zum ersten Male jene primitive Kunst fast vollständig in ihren Typen jedermann für Auge und Geist zugänglich wird. Keine Kunstgeschichte älteren oder heutigen Datums kann sich gleicher Behandlung der Urzeit und primitiven Kunst erfreuen.

Fritz Knapp hat sich in seiner dreibändigen Behandlung der »*künstlerischen Kultur des Abendlandes*« ⟨Kurt Schroeder, Bonn⟩ auf die Zeit seit dem Untergange der Alten Welt beschränkt. Mittelalter, Frührenaissance, Hochrenaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus bis Expressionismus gliedern sich bei seiner Betrachtung der Kunst unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Weltanschauungen als die Entwicklung vom architektonischen Raum zur plastischen Form, als der Sieg der malerischen Anschauung und als die malerische Problematik der Moderne: indem Knapp diese synthetisierende Richtschnur für die einzelnen Epochen aufrechterhalten kann, erleben wir bei breiter, von begeisterndem, begeistertem Erleben durchglühter, gefühlsbewegter Darstellung die einzelnen Kunstabschnitte, wie der Autor sie einst im Angesicht ihrer Schöpfungen mit der Seele ergriff. Man wird warm bei der Lektüre dieses wundervollen Werkes, das von einer innerlichen, deutschen Persönlichkeit mit romantisch-universalem Wollen geschaffen wurde: nicht so sehr zu gelehrten Zwekken, obwohl es der Wissenschaft genügend Neues bringt,

Digitized by Google

als vielmehr für die Heimkehr zum wahren Kulturbesitz, der alles Kunsterleben und -schaffen als kraftvolle Lebensbejahung verarbeitet. Knapp hat uns eine wirklich lesbare, innerlich fesselnde Kunstgeschichte gegeben, neben Lübke-Semrau und Springer mit ihrer trockenen Chronikenart ist Knapps Gestaltung unentbehrlich und selbständig. Das Abbildungsmaterial, auf Tafeln eingefügt, greift über das Herkömmliche hinaus, kann aber hoffentlich bei steigender Auflagenziffer noch erweitert werden. Ebenso gebe man dem Werke künftig einen geschmackvolleren Einband.

Ein für jede Kunstgeschichtsbetrachtung unvergleichliches Hilfswerk von auch selbständiger Bedeutung schafft *Wilhelm Hausenstein* mit seinen *Atlanten zur Kunst* »*Das Bild*«, deren 8. und 9. Band »*Das deutsche Bild des XVI. Jahrhunderts*« von *Hermann Esswein* und *W. Hausenstein* ausgewählt darbieten. (R. Piper & Co, München). Zu den 147 vorzüglich reproduzierten Tafeln, die viel wenig Bekanntes bringen, schrieb H. Esswein ein mit falschen Vorstellungen aufräumendes, die Tafeln im Einzelnen stilistisch-historisch behandelndes Nachwort, eine Geschichte der deutschen Malerei jener Zeit im Kleinen, Literaturangaben, Tafelregister, biographische Notizen über die Maler vervollständigen diese uns Deutschen leider noch immer nicht ebenso wie die italienische Renaissance bekannte deutsche Bilderauswahl, in der unser Blut wie sonst nirgends schwingt. Man wünscht nur, es möge Herausgeber und Verlag ermöglicht werden, die Zahl der Abbildungen nach Vollständigkeit der Wiedergaben für jede Epoche streben zu lassen. Ausführung und Einband erfüllen, wie stets bei diesem Verlage, alle ästhetischen Anforderungen, die man bei diesen praktischen Werken stellen kann.

Der bekannte, leider zu früh verstorbene Goya-Biograph *Valerian von Loga* konnte seine Lebensarbeit »*Die Malerei in Spanien*« vom 14. bis zum 18. Jahrhundert (mit 212 zum Teil sehr seltenen, erstmaligen Abbildungen in reicher Ausstattung bei G. Grote, Berlin) nicht mehr so abrunden, wie er es geplant hatte. Wir erhalten jetzt aus seinem Nachlaß durch Ernst Kühnel und Oskar Fischel das Werk in letztmöglicher Redaktion: ein Werk der Persönlichkeit Logas, die mit Justischer Art dem Forschen gewidmet war und also den Nachdruck auf die Beibringung neuen, endgültigen Materials legte. Infolgedessen ist diese als wissenschaftliche Leistung unvergleichliche Arbeit stilistisch etwas spröde geraten. Das Werk wird zu einem in die Schilderung der Zeitereignisse hineingestellten großen Katalog der spanischen Maler jener fünf Jahrhunderte, einem Katalog freilich, den niemand, der sich mit Spaniens Kunst und Kultur beschäftigt, missen kann. Bei sorgsamer Vertiefung in die Einzelheiten des Textes wird man durch Logas Art eine Vertrautheit mit Spaniens Malerei wie durch kein zweites deutsches Werk erhalten. So ist es die Basis jeder spanischen Kunst- und Kulturgeschichtsbetrachtung überhaupt: Basis und zugleich auch Bau, denn deutsche Kunstwissenschaft erforschte Spaniens Malerei noch nirgends so eindringlich und zuverlässig ins einzelne.

Gleicher Wil'e zur wahrheitsliebenden, kritischen Forschungsmethode bestimmt *Max J. Friedländers* groß angelegte »*Altniederländische Malerei*«, deren erster Band (bei Paul Cassirer, Berlin, in würdiger Ausstattung mit 71 Tafeln) die Van Eyck und Petrus Christus behandelt. Man muß bereits Kenner und Liebhaber dieser Epoche sein, wenn man die ganze Köstlichkeit und Liebe von Friedländers Art zu den Altniederländern genießen will. Auch dies Werk wächst aus der Arbeit eines Lebens heraus: aus immer neu forschender, sammelnder Arbeit, die mit wissenschaftlicher Akribie die dokumentarische Wahrheit und die dieser gleichwertige Beobachtung feststellt. Nicht die großen Ideen und Zusammenhänge, nicht spekulativ-psychologisch-philosophische Ausdeutung des Materials werden gesucht, sondern die reale Tatsächlichkeit, die der nüchterne, stets zweifelnde Erkenntnissinn gelten läßt. Friedländer bietet so in biographischer, deskriptiver, historischer Hinsicht *die* Darstellung jener Malerei: auf ihr fußt fortan alle Wahrheitsversenkung in die Van Eyck und Petrus Christus. Wundervoll leuchtet nun in dieser Atmosphäre kritischer Erkenntnis Eycks Tat aus der Zeit heraus, in die Ewigkeit hinein. Der Fortsetzung von Friedländers Arbeit wird die Teilnahme aller Freunde dieser Epoche gehören.

Ein noch nicht nach allen Richtungen erforschtes Schaffen, »*Die romanische Plastik in Deutschland*«, faßt *Eugen Lüthgen* in einem hervorragenden Werk (mit 178 Abbildungen bei Kurt Schroeder, Bonn, in großem Format) sowohl für die Wissenschaft wie für den Laien auf das Ergebnisreichste zusammen. Lüthgen hat sich die Aufgabe gestellt, »Formaufbau und Formwandel der deutschen romanischen Plastik im Hinblick auf die gesetzlichen Beziehungen, die zwischen Rohstoff, handwerklicher Herstellung, seelischem Ausdruck und den sinnlichen Gegebenheiten von Fläche, Körper und Raum bestehen, begrifflich zu umgrenzen« und »die plastischen Einzelwerke entwicklungsgeschichtlich in die Kette der Geschehnisse ein-

Digitized by Google

zugliedern«. Er löst seine Aufgabe nach dem Vorbild »der beneidenswert klaren Forschungsweise der Archäologie« und erreicht dadurch eine bisher noch nicht geschaffene Gliederung und Übersicht über die Kunst des 11. bis 13. Jahrhunderts von hoher Vollendung. Das mit Anmerkungen, Katalog, Verzeichnissen streng wissenschaftlich gearbeitete, in einem lebendigen Stil gehaltene Werk wird vielen eine Entdeckungsreise durch die Kunst jener Zeit in Deutschland bedeuten, wie man sie nur selten unternehmen kann. So dient auch dies Werk mit den ausgezeichneten Abbildungen der Erkenntnis deutschen Schöpfertums.

Eine Spezialarbeit schließt sich hier unmittelbar an: *Richard Hamanns und Kurt Wilhelm-Kästners* aus dem Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Marburg an der Lahn hervorgegangene Darstellung: »*Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge*« (Rütten & Loening, Frankfurt a.M.). Der vorliegende erste Band bringt Kurt Wilhelm-Kästners Behandlung der Architektur mit 205 Abbildungen. Die Marburger Elisabethkirche ist Deutschlands erster rein gotischer Bau und als solcher von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der gotischen Architektur bei uns. Die schulbildende Wirkung dieser Kirche ist zum Thema dieser bedeutsamen Arbeit geworden: sie nimmt von der Elisabethkirche ihren Ausgang und legt den Nachdruck auf die Darstellung der Auswirkung der Bauideen, die in der Elisabethkirche erstmalig reine Gestalt wurden. Aus dieser Aufgabe des Buches entwickelt sich nun, bei mangelnden Vorarbeiten, eine umfassende Baugeschichte Hessens und darüber hinaus: das Hallenproblem erfährt besondere Beachtung, über Hessen wird nach dem Rheinland (Trier, Mainz usw.) und Westfalen (Paderborn usw.) hinübergegriffen. Ein überaus reiches Forschungsergebnis bietet sich dar. Die Architekturgeschichte Deutschlands ist von der Kunstwissenschaft bisher mehr als nötig im Hintergrund gehalten worden: Kästners umfassendes Werk zeigt in fundamentaler Weise den Weg, wie wir endlich einmal zu einer Geschichte der deutschen Baukunst kommen müssen. Seit Kuglers (1859) und Dohmes (1887) Baugeschichte haben wir kein zusammenfassendes Werk mehr erhalten. Vielleicht schafft das Marburger kunsthistorische Seminar uns diese notwendige Arbeit. Kästners Buch ist ein verheißungsvoller Anfang dafür. Die deutsche Baugeschichte reicht ja bis in die Antike zurück, wie *Paul Steiners* fesselnde Untersuchung »*Römische Landhäuser im Trierer Bezirk*« (Deutscher Kunstverlag, Berlin, mit mehreren Tafeln und Textbildern) erweist. Den besonderen Zusammenhang zwischen den Bauten einer Landschaft und ihrer Bevölkerung offenbart *Leo Bruhns* durchgeistigtes Büchlein »*Die deutsche Seele der rheinischen Gotik*« (Urban-Verlag, Freiburg i.Br.), das schon im Zusammenhang mit den Marburger Arbeiten entstanden ist.

Die italienische Kunst kann nicht über die gleiche Mißachtung ihrer Baugeschichte klagen. Sogar Popularisierungsarbeit im besten Sinne des Wortes nimmt Rücksicht darauf. So behandelt *Paul Schubring* in des Münchener Verlages Hugo Schmidt »Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen« »*die Architektur der italienischen Hochrenaissance*«: ein fesselnder, reich illustrierter kleiner Band, der sich um Rom, um Michelangelo, Bramante und Raffael gruppiert und jedem Italienfahrer sehr willkommen sein wird. Die Bevorzugung der italienischen Kunst liegt im deutschen Wesen begründet, sie rief denn auch hier die ersten größeren unvergänglichen Leistungen der Kunst- und Kulturgeschichte hervor. *Jakob Burckhardts* »Versuch« »*die Kultur der Renaissance in Italien*« u. der »*Cicerone*« sind die ragenden Denkmäler und Vorbilder dieser deutschen Eigenart. Burckhardts Renaissancekultur war uns seit Jahren nur in L. Geigers in Text und Wesenart sehr veränderter Bearbeitung zugänglich. *Walter Goetz* schenkt uns jetzt die *Urausgabe* (bei Alfred Kröner, Leipzig) neu: durch sparsame Anmerkungen genügt Goetz dem heutigen Wissenschaftsstand, Burckhardts Text bietet sich ohne jede Änderung: es tut wohl, nun wieder unmittelbar mit diesem großen Geist umzugehen, der seit 1860 unser Führer durch Italien ist und bleiben wird. Auch seinen klassischen »*Cicerone*«, jene nie zu übertreffende »Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens«, bietet der gleiche Verlag uns nach der Urausgabe auf Dünndruckpapier als handliches Reisebuch neu, wofür man nur seinen Dank aussprechen kann. Die Persönlichkeit des Autors und deren Ausstrahlung sind hier das wichtige und nicht die seit dem Erscheinen der Urausgabe (1855) ergrabenen Einzelergebnisse der Forschung. Das gleiche könnte man gegenüber *Ferd. Gregorovius* erstmalig 1874 erschienener Biographie »*Lucrezia Borgia*« behaupten, aber da Gregorovius hier den Versuch einer Ehrenrettung der berüchtigten Frau machte, wünschte man für die schöne Neuausgabe der Allgemeinen Verlagsanstalt in München doch ein Vorwort, das den heutigen Stand der Borgiaforschung vermittelt. Wie die Forschung hier weiterkam, zeigt

Digitized by Google

Eberhard Gotheins, dieses Justi- und Burckhardt-Schülers, Lebenswerk, aus dem Edgar Salin jetzt in zwei Bänden »*Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation*« mit einer Biographie des kürzlich Verstorbenen bietet ⟨Duncker u. Humblot, München⟩. Der erste Band behandelt mit zwei Abhandlungen die »*Renaissance in Süditalien*«: Hier ist Gothein der örtliche und sachliche Erweiterer Burckhardts, dem er sich geistig mit feiner Einstellungskunst einfügt. Der zweite Band behandelt die politischen und religiösen Volksbewegungen vor der Reformation, Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation und den christlich-sozialen Staat der Jesuiten in Paraguay; auch diese drei Arbeiten enthüllen, wie fruchtbar Jacob Burckhardts Schule sich auch auf anderem als italienischem Gebiet fortentwickelt hat. Gotheins Renaissance-, Reformations- und Gegenreformationsstudien sind die besten Ergänzungen zu Burckhardts »Kultur der Renaissance in Italien« und werden es durch die Buchausgabe nun auch im Bewußtsein breiterer Kreise werden können.

Im Mittelpunkt jeder Betrachtung der italienischen Hochrenaissance wird stets *Michelangelo Buonarotti* stehen Deswegen wendet biographische, kulturhistorische Kunst sich ihm immer wieder zu. Der dänische Historiker *Georg Brandes* widmete ihm ein groß angelegtes Werk, das, zusammen mit seinen anderen Schriften soeben deutsch bei Erich Reiß, Berlin, gut bebildert erscheint. Man kennt die den ganzen Stoff nicht nur eines Lebens, sondern auch der Epoche dieses Lebens in sich saugende Darstellungsart, die darin gerade ihren besonderen Wert hat. So ist es auch nicht anders in dem Michelangelo-Buch: wer alles Material, das sich um dies Genie persönlich und zeitlich sammelt, in glänzender Erzählung, kluger Gruppierung, verstandesklarer Beurteilung und psychologischer Auswertung kennenlernen will, wird von Brandes entzückt sein. Er wird allerdings gleichwohl die Sehnsucht unbefriedigt lassen müssen, das mystische Dunkel von Michelangelos Wesen und Werk durchdrungen zu sehen. Unter den großen Michelangelobiographien behauptet Brandes' Arbeit trotzdem ihren Platz in erster Reihe.

GESAMTAUSGABEN

GESAMTAUSGABEN sind seit einigen Jahren in Mode. In recht erfreulicher Mode. Selbst wenn sie sich auf die Werke von Autoren erstreckt, die nur eine zeitgenössische Bedeutung haben. Ich habe ganz entschieden *Ludwig Thomas* »*Gesammelte Werke*« lieber in vier gleich starken auf Dünndruckpapier anständig gedruckten und gebundenen Bänden vom Autobiographischen bis zum Nachlaß mit den Simplizissimusversen, Aufsätzen, Romanen, Novellen, Satiren, Bühnenstücken und den Lausbubengeschichten einheitlich zusammen ⟨Albert Langen, München⟩, als in soundso viel verschiedenen, im Format ungleichen, in Papier, Druck und Ausstattung sehr voneinander abweichenden Bänden und Bänddchen. Auch die Raumfrage ist hierbei zu bedenken: eine Bibliothek will schließlich untergebracht sein, und die wenigsten Menschen können sich ein oder mehrere Sonderzimmer für ihre Bücherei halten. Schließlich will man auch nicht jeden guten Erzähler von größerer Schaffenskraft ausschalten. Die Anschauungen sind hier zwar verschieden. Ich liebe z. B. *Richard Voß*, auch wenn ich mir der Grenzen seiner epischen Kunst sehr bewußt bin. Aber sein Werk stellt als Ganzes stets eine Persönlichkeit vor uns hin, wie wir sie nicht ein zweites Mal haben. Soll ich mir nun seine zum großen Teil sehr schludrig hergestellten Einzelbände sammeln, in zerfallenden Massendrucken, in geschmacklosen Einbänden? Wie gerne greife ich grade in solchem Fall zu den geschmackvollen vierbändigen »*Ausgewählten Werken*« des Verlags J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart, der gleichsam ⟨als unbezeichneten fünften Band⟩ Voß' kulturhistorisch wertvolle Erinnerungen »*Aus einem phantastischen Leben*« in gleicher Ausstattung herausbrachte. Ein grün-weiß gehaltener Einband mit schwarz-goldenem Rückenschild, ein sauberer Druck in gut gewählter Fraktur auf schneeweißem, holzfreiem Papier: in dieser Fassung liest man »Villa Falconieri«, diese hinreißende Geschichte einer Leidenschaft, oder »Zwei Menschen«, ja selbst das eine oder andere der Dramen oder Novellenstücke noch einmal so gerne. Ein Bedauern hat man nur dieser ein Lebenswerk abschließenden Ausgabe gegenüber, daß ihr Herausgeber *Fr. von der Leyen* nur ein Nachwort und nicht eine endgültige Biographie beifügte. Man kann unseren Verlegern auch der vergänglicheren Autoren nicht dringend genug empfehlen, daß sie die literarhistorische Pflicht nicht vernachlässigen, wenn sie schon einmal Gesamtausgaben veranstalten, besonders wenn dies nach dem Tode des Autors geschieht. In dieser Hinsicht wird die bei G. Grote, Berlin, erscheinende große Gesamtausgabe der Werke *Ernst von Wildenbruchs*, eines nicht vergänglichen und

Digitized by Google

für immer mit der Kaiserzeit verbundenen Dichters, stets Vorbild sein dürfen: *Berthold Litzmann*, hat die jetzt abgeschlossenen 16 Bände in Großoktav mit seltener Sorgfalt für Textgestaltung, Einleitungen, Anmerkungen betreut und zusammen mit des Verlages Opferwilligkeit für die Ausstattung das Denkmal eines Dichters errichtet, wie es nur wenigen Schaffenden zuteil wird. Lebenden Autoren gegenüber wird man vielleicht über die Beigabe einer literarhistorisch-biographischen Einleitung streiten können, ich würde mich stets dafür entscheiden, weil damit Gelegenheit geschaffen wird, einem vielfach verkannten oder unterschätzten Autor im Urteil des Publikums Gerechtigkeit zu verschaffen, eine Gerechtigkeit, die schließlich auch die allgemeine literarische Meinung und Wissenschaft zur Revision ihrer Vorurteile zwingt. *Hermann Sudermann* gegenüber ist diese Gelegenheit leider wieder versäumt worden. Seine jetzt in sechs Bänden gesammelten »*Romane und Novellen*«, denen J. G. Cotta, Stuttgart, leider die bei diesem Verlage vorherrschende schematische Maschinenmassenherstellung auf mäßigem Papier und mit dem Druck der Einzelausgaben zuteil werden ließ, erweisen nämlich von »Frau Sorge« (1887) bis zu den »Litauischen Geschichten« (1917), daß Sudermann einer unserer bedeutendsten realistischen Epiker großen Stils aus dem letzten halben Jahrhundert ist. Hier müssen Kritik und Literaturwissenschaft eine Neueinstellung ihres Urteils von Grund auf vornehmen: den Anfang dazu hätte eine literarhistorische Einleitung dieser Ausgabe machen müssen. Man lege den Gesamtausgaben ganz bewußt eine Pionieraufgabe bei und man wird ihnen, auch nachdem die Papiermarkkonjunktur, die ihren Absatz beschleunigte, vorüber ist, Bedeutung, Wirkung und Existenzmöglichkeit verschaffen. Eine anschauliche Stütze für diese Auffassung bietet die Gesamtausgabe, die Alfred Kröner, Leipzig, und Carl Henschel, Berlin, als Verleger mit den »*gemeinverständlichen Werken*« *Ernst Haeckels* mit sechs sauber in Antiqua gedruckten Bänden, deren schwarzer Halbledereinband mit grün-goldenem Rückenschild in seiner Schlichtheit sehr angenehm wirkt, veranstalten. *Heinrich Schmidt-Jena*, Haeckels Nachfolger auf dem Lehrstuhl, ist der Herausgeber: er gibt in einer Biographie die notwendige Einstellung zum Gelehrten und Menschen, leider dann aber nicht zu den Einzelwerken Einzeleinführungen und Anmerkungen, die man besonders für die »Natürliche Schöpfungsgeschichte«, die »Welträtsel«, die monistischen Religionsstudien, die biologische Philosophie und manche der Vorträge und Abhandlungen (aus den Jahren 1863 bis 1904) vermißt. Der Künstler und Mensch Haeckel tritt am unmittelbarsten in den indischen und malaiischen Reisebriefen hervor; hier hätte man reichlich Bilder beisteuern sollen, um das Erlebnis Haeckels in der Tropenwelt noch mächtiger erblühen zu lassen. Haeckels Persönlichkeit und Werk unterliegen vielfach noch der falschesten und schiefsten Beurteilung: diese schöne Gesamtausgabe seiner klassischen Forschungsergebnisse wird auch hier viel Nebel und Gehirndunst vertreiben. Haeckels Wirken läßt sich aus der geistigen Menschheitsgeschichte nicht mehr herausnehmen: der Entwicklungsgedanke lebt in uns und wird ewig leben, weil die Sehnsucht zur Entwicklung in jedem wahren Menschen Naturtrieb ist. Den Anschluß hierfür ans All zu finden, ermöglicht Haeckel, auch wenn man ihm nicht bis in seine Irrtümer Gefolgschaft leistet. Sein Gesamtwerk verdient mit dieser Ausgabe unter uns zu leben. Haeckel gehört zu den Klassikern der Nation. Wer Goethe nicht nur als Dichter, sondern auch als Naturwissenschaftler wahrhaft kennt, wird gleicher Meinung sein.

Ich griff während meiner Haeckel-Lektüre wiederholt zu »*Goethes Briefen*«, die jetzt in einer achtbändigen Auswahlausgabe von *Philipp Stein* (Wertbuchhandel, Berlin) auch zugänglich werden, wer die Weimarer Sophienausgabe zu kaufen nicht in der Lage ist. Goethe und Haeckel waren Verwandte: als Naturwissenschaftler, man wird diese Verwandtschaft noch einmal nach jeder Richtung hin klären müssen. Über die Notwendigkeit einer Briefauswahl Goethes in einer Ausgabe für breiteste Kreise zu sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Genug ist gesagt, wenn man feststellt, daß Philipp Stein mit kurzen biographischen Einleitungen zu jedem Band, mit sparsamen, doch ausreichenden Anmerkungen das Bestmögliche geleistet hat. Seine Auswahl richtete sich nach dem Bedeutenden und Charakteristischen, seine im ganzen chronologische Anordnung wurde nur dort unterbrochen, wo um des Inhalts willen (z. B. Brief an Kestner und Lotte) geschlossene Briefreihen gegeben wurden. Stein hat recht: man kennt Goethe nicht, wenn man seine Briefe nicht kennt. Dies Wort wird genügen, um jeden gebildeten Deutschen zu veranlassen, diese Briefauswahl neben seiner Goetheausgabe nicht nur zu besitzen, sondern auch zu lesen.

Digitized by Google

In den Ausgaben der Klassiker wird gegenwärtig buchtechnisch sowohl wie wissenschaftlich so Ausgezeichnetes geleistet, daß man hoffen darf, von dieser Erneuerung unserer Klassikerausgaben werde auch schließlich die Erneuerung des Drucks aller modernen Literatur beschleunigt werden. Daß man es müde ist, sich die Massenarbeiten der großen Klassikerbibliotheken von Bong, Hesse & Becker usw. aufzubewahren, versteht jeder, der Klassiker wirklich liest und häufig liest. Es geht eben auch auf geschmackvolle Weise, ohne daß sich darum der Preis solches »Klassikers« fühlbar erhöhen müßte. Man greife nur zu der vorbildlichen Ausgabe von »*Ossians Werken*« im Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig; *Franz Spunda* hat Fingal und die kleinen Epen in rhythmisches Deutsch mit feinem Sprachgefühl übertragen; man kennt die Bedeutung der Ossian-Dichtungen für Goethes Jugend und Werther und weiß, daß die ganze Sturm- und Drangzeit von ihnen bestimmt wurde. Trotzdem fehlte bisher eine Ossianausgabe! Um so erfreulicher ist es, daß der neue Verlag dem Werk eine so geschmackvolle Ausstattung gab. Der zweite Schlußband bringt hoffentlich auch alles literarhistorische Rüstzeug bei. Neben diesem in Antiqua gedruckten Ossian behauptet sich *Leopold Hirschbergs* Ausgabe der *gesammelten Werke Heinrich Leopold Wagners* (Hadernverlag, Potsdam) durchaus. Der bisher erschienene erste Band der auf fünf berechneten Ausgabe bringt die Dramen »Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten«, »Der wohltätige Unbekannte«, »Die Reue nach der Tat«, »Der Schubkarn des Essighändlers« in einer guten Schwabacher; der Pappband ist in Rotbraun-Blau mit gelbem Rückenschild gehalten. Hirschberg strebt die erste vollständige Ausgabe an und man darf von diesem Herausgeber die Erfüllung seines Versprechens erwarten. Für die Zeit des jungen Goethe werden wir dann um eine der interessantesten Produktionen reicher sein. Wie durch *Rudolf K. Goldschmits* einbändige Auswahl von »*Lichtenbergs Werken*« (Walter Haedecke, Stuttgart). Daß die üblichen Klassikerbibliotheken G. Chr. Lichtenberg (1742 bis 1799), den Göttinger Satiriker und Naturwissenschaftler, nie berücksichtigen, ist Schuld der herkömmlichen Literaturwissenschaft, die allen Geist haßt. Goldschmit füllt die oft empfundene Lücke mit eindringender Kenntnis von Lichtenbergs zerstreutem Gesamtwerk so feinsinnig aus, daß man auf den 430 Seiten den ganzen Lichtenberg erhält; eine kluge, gedrängte Biographie und knappe Anmerkungen erhöhen den Wert der in Tiemann-Fraktur gedruckten Ausgabe, die den bekannt blaugrauen Einband mit weißem Halbleinenrücken und grün-goldenem Rückenschild der »Diotima-Klassiker« trägt. Diese »Diotima-Klassiker« brachten auch noch, mit *Wilhelm von Scholz* als Herausgeber, einen schönen *Eichendorff* in vier Bänden heraus, darin nicht nur die Gedichte, Romane und Novellen, sondern auch das Epos »Julian« und die biographischen Schriften aufgenommen wurden. Scholz's kurzes Nachwort gehört zum Schönsten, was übe Eichendorff je geschrieben wurde.

Zu gleicher Zeit entwickelte ein anderer Verlag, Erich Lichtenstein in Weimar, eine Meisterschaft in Klassikerausgaben, die bisher noch von keinem andern Verleger übertroffen wurde. Ich sage das nicht etwa, weil ich hier eine endgültige Auswahlausgabe der *Annette von Droste-Hülshoff* in drei bei Poeschel & Trepte gedruckten Bänden mit einer Biographie herausgebracht habe, sondern weil dieser Verlag, wie schon sein erstes Werk, eine unvergleichlich schöne *Hölderlin*-Ausgabe, bewies, Klassikerausgaben nicht nach einem buchhändlerischen Schema herausbringt, sondern nach einem inneren Verhältnis von Verleger, Publikum, Herausgeber zu dem Dichter. Wie etwa bei Goldschmit-Lichtenberg, nur daß Haedecke alle Klassiker verlegt. So erhielten wir denn von Lichtenstein Klassiker, die unbeachtet geblieben waren, plötzlich im vollen Erlebnisglanze unserer Gegenwart. Mit Hölderlin und der Droste-Hülshoff die *gesammelten Werke Chr. Dietr. Grabbes*, die *Paul Friedrich* aus alter, tiefer Liebe pfleglich behandelt, die vier schönen Kleinoktavbände umschließen Grabbes gesamtes schöpferisches Schaffen. Und dazu die große Gesamtausgabe der »Dichtungen und Schriften sowie Briefe und Tagebücher *E. T. A. Hoffmanns*«, die *Walter Harich* in fünfzehn Großoktavbänden veranstaltet. Harich hat sich mit einer guten E. T. A.-Hoffmann-Biographie vor einigen Jahren einen Namen gemacht. Die Ausgabe der Werke seines Dichters bezeugt in allen Teilen die große Kenntnis dieses überreichen Opus. In fünfzehn Bänden, von denen dreizehn vorliegen, bauen sich die Meistererzählungen, Musikdichtungen, der kosmische Mythos, die Elixiere des Teufels, der Kater Murr, die Kreislerbiographie, die Spukdichtungen, die Märchen, die Künstlergeschichten, die Unheimlichen und sonstigen Geschichten und Aufsätze zur schönsten Hoffmann-Ausgabe auf. Jeden Band beschließt ein kurzes Nachwort des Herausgebers. Gedruckt ist die Ausgabe in Original-Unger-Fraktur. Wir werden

Digitized by Google

nach dem Erscheinen sämtlicher fünfzehn Bände noch davon zu sprechen haben. Schon heute können wir sagen, daß wir, wenn der Erich-Lichtenstein-Verlag in dieser seiner besonderen Weise seine Klassikerarbeit fortsetzt, eine Erneuerung durch die Klassiker erfahren werden wie nie zuvor, denn Lichtensteins Ausgabenart führt durch ihren auf die Gegenwart eingestellten Charakter unmittelbar zur Versenkung in die Werke. Kein schöneres Ziel kann ein Neudruck erreichen.

NEUE EPIK

SINNLOS ist alle Epik, die nicht der Wahrheit und Schönheit dient. Wahrheit ist hier und immer der reine Geist. Schönheit ist hier und immer die Freiheit in der Erscheinung. Welch Makulaturberg ist unter dieser Bestrahlung des Geistes und der Gestalt die heutige Romanproduktion im allgemeinen. Sie, die trübe und verlogen dem »Unterhaltungsbedürfnis« der Masse »dient«, erdrückt mit ihrem materiellen Übergewicht noch immer die sinnvolle Epik. Diese herauszuheben, in den Vordergrund zu stellen, bleibt drum Zeit- und Ewigkeitsnotwendigkeit.

Schiller und Goethe bezeichneten Epos und Drama als pragmatische, W. von Humboldt als plastische Dichtungsarten. Sie trafen damit das Wesen der Epik, die nach Objektivität strebt. Alle dichterische Objektivität ruht aber auf dem inneren und äußeren Erleben eines Subjektes, das die Fähigkeit besitzt, sein Erleben, den Stoff, in die wesensnotwendige Form zu bringen. Der Epiker wird darum, ebenso wie der Dramatiker, in erster Linie der Dichter der Wirklichkeit sein: nicht, wie der konsequente Naturalismus glaubt, als Untertan der Realität, sondern — dies ist das Erlebnis und Ergebnis derletzten zehn Jahre — als Beherrscher des Seins durch den Geist um des Geistes willen. Wie diese Herrschaft zum Ausdruck kommt, bleibt Vermögen und Eigenart des Schaffenden.

Wenn der Epiker heute weniger denn je von seiner Zeit loskommt, so handelt er also dem Wesen seiner Kunst entsprechend. Nur in den seltensten Fällen vermag das Gebilde der Phantasie so sehr objektive Realität zu werden, daß es Erlebnisgrundlage sein kann: der phantastische Roman scheitert immer neu an seiner inneren Unwahrhaftigkeit, Unwahrscheinlichkeit, die die Übertragung der Erlebnisse des Autors in die Erlebniskräfte des Lesers verhindert. Typisches Beispiel dafür ist *Alfons Paquets* Roman »*Die Prophezeiungen*« (München, Drei-Masken-Verlag). Der Autor, über dessen dichterische Beherrschung der Wirklichkeit im höchsten Sinne nach den wundervollen »*Erzählungen an Bord*« (ebenda) keine Zweifel aufkommen können, glaubt das wilde Geschehen im russischen Osten nur durch Umhüllung und Einkleidung in Zeitfremdheit, durch Basierung der Ereignisse auf die Ebene der Phantasie gestalten zu können. Das Ergebnis dieser Geschichte vom Matrosen Granka Umnitsch, der das Zarenreich in zwei kurzen Jahren ruiniert, und der schwedischen Komtesse Rune Lewenclau ist nicht so sehr Gestaltung und Beherrschung der Zeit vom Geiste her, als vielmehr Bericht eines halb wirklichen, halb phantastischen Vorganges und aus Betrachtung geborener Beweis ewiger menschlich-allzumenschlicher Begrenztheit. Man wird nirgends in den Erlebniskern dieses Buches gerissen: es bleibt uns trotz seiner edlen stilistischen Schönheit, trotz vieler prachtvoller Szenen, trotz manchen überraschend gehaltvollen Aufschwungs der Phantasie fern und fremd, ein Spiel, aber keine Wirklichkeit des Stoffes und des Geistes, ein Traum, der den Nihilismus bestätigt, aber keine innere Notwendigkeit des Seins, die Kraft gebiert.

Der Zeitroman als Spiel geformt wird zur Sinnlosigkeit. Nur wer sich der Zeit ganz ergibt, kann sie auch bezwingen. Beispiel dafür ist *Arnold Ulitz,* dessen Roman »*Das Testament*« (Albert Langen, München) auch nicht auf das Mittel der Phantasie verzichtet: aber hier ist die Phantasie nicht spielerischer Selbstzweck, sondern Mittel der Konzentration auf das Geistige der Lebenserfahrung, der Erlebensergebnisse. So läuft dieses in einem warmen Rhythmus geschriebene, der Dämonie des Menschlichen unbedingt ergebene Buch denn auch in einem wundervollen Fruchtbarmachen des Leids und in einer elementaren Lebensbejahung aus: Ulitz läßt uns die Hölle schauen, damit unsere Augen für den Himmel klar werden. Ulitz kann nach seinen großen Visionen des Bolschewismus im »Ararat«, der Inflationszeit im »Testament« *der* große Epiker unserer Zeit werden, weil seine Visionen stets aus der Gefühlsgewalt seiner Erlebnisse geboren sind. Vorerst waren seine lyrisch unterbauten Erlebnisse noch gebunden an die Forderung der inneren Überwindung aller zerstörenden Elemente und Vorgänge. Wie wird seine Vision aussehen, wenn sie sich nicht an den vorübergehenden Erscheinungen der Gegenwart, sondern an deren ewigen Sehnsüchten entzündet?

Digitized by Google

Vielleicht überholt *Frank Thieß* ihn auf diesem Wege. Thieß ist bereits Beherrscher der Zeit vom Geist her. Wo aber Ulitz von innen her aufbaut, da ist Thieß vorerst nur Urteil und Distanz. Ein mit bester epischer Kunst auf die Realität der Verkommenheitsjahre seit 1918 hin geschriebenes Buch »*Der Leibhaftige*« ⟨J. Engelhorns Nachf., Stuttgart⟩ packt die Versunkenheit unserer Gegenwart im Dreck und Schmutz nicht lyrisch, sondern mit dem Intellekt. Nicht aber mit einem in heutiger Literatur häufig zu beobachtenden Intellekt, der nach Sensationen zur Selbstbetäubung sucht, sondern mit dem Intellekt einer Persönlichkeit, die fest in der edelsten deutschen Bildung wurzelt und darum einen unbeirrbaren Maßstab für alles taumelnde Geschehen besitzt. Thieß *ist* im Besitze der Wahrheit und Schönheit, ein Geistiger und ein Gegenwärtiger, ein Mann, der die Realität restlos anerkennt, um mit ihr zu ringen und um sie zu erkennen, zu beherrschen, schließlich zu führen. Thieß strebt in diesem Roman vom sog. »fixen Kerl«, der in jedem Wasser zu schwimmen vermag, nach unerbittlicher Enthüllung heutiger deutscher Lebensart, und mit dieser Enthüllung spricht er — immer Künstler, nie Tendenzschriftsteller — dieser Menschensorte, die heute in Deutschland obenauf ist, das Urteil. Er weckt durch die Art der Darstellung seiner glänzend erzählten, stoffreichen Höllenfahrt die Kräfte der Erkenntnis und Abwehr. Sein Buch ist, auch wenn es sich nur auf einer Ebene und in einer Richtung bewegt, eine geistige und seelische Notwendigkeit in unserer Zeit. Es wird seine Wirkung tun, weil Thieß als Epiker mit den besten Formmitteln arbeitet, die die unverkünstelte Epik der Deutschen geschaffen und entwickelt hat. Es wird seine Wirkung noch stärker tun, wenn Thieß neben diese Bewältigung der negativen Elemente unserer Zeit auch die der positiven stellt.

Wie in kleinerem Rahmen, doch mit typischer Geltung *Ernst Schmitt* in seinem Roman »*Die Heimkehrer*« ⟨Eugen Diederichs, Jena⟩. Das Motiv: ein Haufe arbeitsloser Heimkehrer wird durch eine verantwortungsbewußte Führerpersönlichkeit, die ihr Lebensglück der Aufgabe, die Heimkehrer wieder der Heimat zurückzugewinnen, zu Schaffen und Leistung gebracht — dies Motiv wird nicht anekdotisch-stofflich von außen, sondern von innen her gestaltet. Es ergibt sich in einem Ausschnitt ein Querschnitt durch das Wesen deutschen Wiederaufbaus, deutscher Erneuerung, deutschen Führertums. Schmitt steht für dieses sowohl reale wie auch geistige Ziel eine dem Volkstum entwachsene, warm durchblutete Sprache zur Verfügung, die zu belebender Ergriffenheit mitfortreißt Der Wert des Schmittschen Buches tritt noch stärker in Erscheinung, wenn man des Russen *Tarassoff-Rodionoff* Erzählung »*Schokolade*« ⟨Die Aktion, Franz Pfemfert, Berlin⟩ daneben hält. Hier wird mit einer an französische Epik angelehnten Spannungstechnik entwickelt, wie der Führer einer Tscheka durch eine kleine Nachlässigkeit — ein unbedachtes Nachgeben gegen eine Herzensregung — zu Falle kommt. Wilder Fanatismus schrieb dies Buch. Asiatische Grausamkeit schuf seine Atmosphäre. Sicher echt für heutige russische Verhältnisse: insofern aufklärend und ein gutes Warnungszeichen für alle, die der Humanität zustreben. Ein nicht von innen, sondern von außen her geformtes Buch: mechanistisch und geist- und seelentötend. Der Deutsche steht dieser Art Russentum fremd gegenüber! Für ihn ist g'eiches Aufgeben der Individualität unmöglich.

Der Deutsche kann nicht vom Kollektivismus, kann nur vom Individualismus seine Erneuerung in jedem Sinne erwarten. *Christoph Netzles* erster Roman mit dem wenig schönen Titel »*Fräulein Mozart*« ⟨H. Haessel, Leipzig⟩ ist hier Weg und Beispiel. Der Held des Romans liegt in ewigem Kampfe zwischen Trieb und Geist. Dieser Kampf wirkt sich religiös und real aus. Religiös in der klaren Erkenntnis der ewigen Werte im Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus, in dem Streben nach einem erneuerten Protestantismus, dessen Stütze die katholische Kirche sein soll. Real in der Überwindung des Mann-Weibproblems durch die Bejahung des Mann-Weibtums und der Reinheit. Netzle, der noch zu den Gärenden, Ringenden gehört, überwindet die religiöse Notwendigkeit geistig durch Ideen und Einfälle, die reale durch die Gestaltung eines Mädchens, so sauber und kräftig wie selten. Hier ist Jungmannstumm wundervoll lebendig: noch mit der Problematik der Jünglingszeit, doch schon mit dem Willen zur Klarheit des Mannes. Netzle schuf ein Bekenntnis vom Geiste und Wesen unserer Zeit aus der Seele des jungen Mannes dieser Zeit heraus, jenes jungen Mannes, auf dem unsere ganze Hoffnung liegt. Formal ist er gewiß noch kein Meister, aber was tut dies, da es ihm vor allem auf den Gehalt ankommen muß.

Digitized by Google

NEUE LYRIK

WENN man sich an Hand des hübschen Neudrucks der Urausgabe von *Detlev von Liliencrons »Adjutantenritten«*, die Heinrich Spiero mit einer wohlunterrichteten, -unterrichtenden Einführung versah, und der *Peter-Hille*-Auswahl »Leuchtende Tropfen«, die Hermann Josef Berger veranstaltete (beide Bändchen in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart) die Mühe macht, festzustellen, an welchem Punkte unsere Gegenwartslyrik steht, wird man erkennen, daß sie mit jener Generation zwischen 1880 und 1900 so gut wie gar nichts mehr zu tun hat. Wir stehen formal wie geistig in einem völlig anderen Lager. Formal haben wir ein doppeltes Streben: das nach der endgültigen Form im Anschluß an die große, ewige Klassik wie der Antike und der Goethe-Schiller-Hölderlin-Vollendung und das nach dem ekstatischen, allein von der absoluten Wahrhaftigkeit bestimmten Ausdruck. Das seelisch-geistige Erleben aber lebt nirgends mehr von der Impression gleichviel welcher Art und Herkunft, sondern steht überall auf dem Boden des Absoluten oder wird zum mindesten überall von der Sehnsucht nach dem Urgrund alles Seins bestimmt. Heutige Lyrik ist irgendwie immer Weltanschauung, Persönlichkeitslyrik im Banne des Ewigen, des Religiösen, Gottes.

Ganz elementar, bis in die Form hinein, offenbart *Johannes R. Becher* sich so. Man hat einmal über seine Versform ästhetisch hin und her gestritten, Becher hat die Auflösung seines Rhythmus schließlich parteipolitisch, mit der Notwendigkeit kommunistischen Klassenkampfes begründet, und objektive Kritik hat ihm nachgewiesen, daß sein Rhythmus der alte, »bürgerliche« Sprachrhythmus ist und er nur das Satzbild, die Druckanordnung zerreißt. Nun, dieser ganze Streit ist letzten Endes überflüssig für beide Teile. Becher ist bei jeder Verstandesäußerung hoffnungslos fanatisiert für seine kommunistischen Parteianschauungen. Er ist es, wie sowohl die *»Drei Hymnen«* (bei Oskar Wöhrle, Konstanz) als auch die *»Hymnen«* (im Inselverlag, Leipzig) beweisen, glücklicherweise nicht als Dichter. Er wird als Dichter auch nie politisiert werden, weil er elementarer Ekstatiker ist: als solcher ist er dem Absoluten überantwortet. Kein Dichter unserer Tage ist so besessen von seiner Innenwelt im Augenblick des Schaffens wie Becher. Hier ist er ganz über sich und seinen Verstand hinausgehoben, ein Dionysos, zwar mit negativen Vorzeichen, aber doch für seinen Pessimismus und Nihilismus von einer pindarischen Größe und Gewalt, daß alles Verstandesreden über das Alogische seiner Form und Offenbarungen sinnlos wirkt gegen die unmittelbare Wahrheit dieser herausgeschleuderten Ekstase. Prophetisches Sängertum wirkt sich hier aus: man kommt um die Erhabenheit und Echtheit dieser seelischen Gewalt um so weniger hinweg, als für jeden, der Bechers Werke seit Jahren aufnimmt, die Entwicklung dieses Dichters zu Gott hin klar in Erscheinung tritt. Auch die *»Hymnen«*, die sprachlich ein weiteres Fortschreiten zum großen klaren Ausdruck bedeuten, enden wieder in der Beschwörung Gottes aus einer Not der Seele heraus, aus einer Hingabe, daß wir Deutschen nur zu sehr allen Anlaß haben, der Stimme, den Stimmen dieses Dichters uns hinzugeben. Und warum will man Becher sein Recht nicht gönnen, das man doch einen Werfel oder Armin T. Wegner ohne weiteres zuspricht.

Auch *Franz Werfel* findet den Weg durch die Wirrnis der Welt zum Stern Gottes hin nur noch mit Hymnen, Bildern und Sängen, mit *»Beschwörungen«* (Kurt Wolff-Verlag, München). Gewiß, formal bleibt er nicht nur in der Ekstase, formal gelangt er schon in eine Harmonie von großer Sprachschönheit und -erglänzung. Werfel erreichte bereits klassische Reinheit. Während Becher durch seine Hingabe an den Großstadtpessimismus noch nicht zur Klärung und Verklärung dringen kann, ist Werfel hier eingekehrt, weil er den Weg zur Natur, zum Kindsein fand. Deswegen ist er schließlich, auch wenn er sich selber unverständlich hinschwebt »durch aller Wesen Unverständlichkeit«, doch zur Gelassenheit in der Vereinung mit der Natur hindurchgedrungen. So überläßt er sich denn mit Hirn und Herz dem »Licht ist Licht«, dem »Nest blauen Lichts«, das ihm im Haare glimmt, seiner inneren Stimme, seinem Dämon voll gläubigen Vertrauens. Und hier kommt er als Dichter zu Gebilden von edelster Erhöhung.

Erdgebundener noch ist *Armin T. Wegner*. Seine Dämonie trieb ihn über die Erde hin: Überall das Leid erspürend, um es zu überwinden durch die Selbstbehauptung der Erde. Wegner ist in dem schön gedruckten Bande *»Die Straße mit den tausend Zielen«* (Sibyllen-Verlag, Dresden) ein so mächtiger Künder der dunkelsten Landschaften der Seele und der Welt, daß man sich darüber wundert, warum dieser Dichter nicht viel stärker im Bewußtseinsvordergrunde heutiger Generation lebt.

Digitized by Google

Wegner marschiert in gleicher Front mit Becher und Werfel. Dabei ganz ein Eigener. Er umarmt die Erde in Holland, Italien, der Schweiz, der Türkei und Asien mit einer solchen Inbrunst der Augen und liebenden, leidenden Glut der Seele, daß ein Päan eines Wanderlebens während der letzten fünfzehn Jahre von unerhörter Wundergewalt daraus hervorbricht. Wegners Sprach- und Rhythmusvermögen ist von seltener Eigenart in Farbe, Pracht, Musik, Geruch und Leidenschaft. Zugleich aber auch von einer Beseelung, wie nur die Unruhe, die nach der Heimat in Gott sucht, die Unrast des Leidend-Mitleidenden, des Liebend-Geistigen sie erzeugt. Wir haben kein ähnliches Gedichtwerk, das über so weiten Raum hin, ihn bezwingend, die entsetzlichen und herrlichen Mächte der Zeit in solchen Bann zwang.

Ach, wie viel müssen alle jüngeren Talente noch lernen, reifen, wenn man ihr Schaffen einmal neben diese Lyriker hält. Gewiß, *Walter G. Oschilewski,* ein junger Arbeiter, hat die eigene Sehnsucht und die eigene Stimme, aber seine kleine Sammlung »*Auf flammender Brücke*« ⟨Karl Rauch, Dessau⟩ verrät außer Heynicke-Nachfolge doch nur das Talent, aber noch nicht den Weg zum Absoluten. Auch *Erich Walther Unger* bleibt mit seiner Hymne »*Ewig in Versuchung*« ⟨Wir-Verlag, Berlin⟩ noch zu sehr im Banne seiner körperlichen Erotik; er ist gewiß oft köstlich im Rokokospiel mit der Venus, in der Comedia erotica, aber er sollte uns doch noch mehr sagen von dem, was er in dem sehr schönen Schlußgedicht »Doch, du fühlst es tiefer . . .« anklingen läßt. Unger ist sicher ein Lyriker, den man herausheben, zur größeren Entwicklung veranlassen muß. *Ernst Toller,* der durch politisches Schicksal und die diesem entsprossenen Dramen Berühmtgewordene, ist aber ganz gewiß kein Lyriker. Das Motiv, daß zwei Schwalben einen Sommer lang in des Dichters Festungszelle nisteten, wird in dem kleinen »*Schwalbenbuch*« ⟨Potsdam, Gustav Kiepenheuer⟩ pedantisch-schlicht durchgeführt: Verstandespoesie, hier blüht nichts aus dem Blute, trotz aller liebenden Zartheit des Herzens, hier predigt nur ein liebenswerter Mensch. Daß die Formforderung nicht an der Unmusikalität dieses Büchleins Schuld trägt, weiß jeder, der auch in strengster Form Musik zu hören vermag.

Wie bei *Rudolf Borchardt,* in dessen »Schriften« jetzt die *Vermischten Gedichte 1906-1916* ⟨Ernst Rowohlt, Berlin⟩ erschienen sind. Borchardt ist der Führer all der Antipoden Bechers, Werfels, Wegners und all derer, die ihre ekstatische Innenwelt zur klassischen Klarheit in Form und Gehalt reifen lassen und erst dann offenbaren. Borchardt selbst hat seine Form in einer trächtig-konzentrierten Geschlossenheit aus Volkstumssprachblut und antik-statuarischer Endgültigkeit gefunden. Diese Gedrängtheit umspannte mit ungeheurer Plastik einen Rhythmus und eine Geistigkeit von heute seltener Persönlichkeitswucht. Wundervoll schließen sich die »Vermischten Gedichte« zu einem Statuenreigen aus dem Garten der Liebe zusammen: Dieser Marmor klingt von innen her und in seinem Geäder rauscht heißes Blut, aber Rausch und Musik sind gebändigt zum Kunstwerk von zeitüberdauernder Gipfelschöne, von bleibender, bildender Wirkung ewigen Gehaltes.

KREUZIGUNG / VON KURT LIEBMANN

DIESE kurze Prosadichtung von 25 Druckseiten ⟨Verlag Karl Rauch, Dessau, 1924⟩ hebt sich aus Ähnlichscheinendem heraus als Erstrebtes und Geleistetes. Ihre Stilform — die man expressionistisch nennen würde — ist über das Konstruierte und Intensität gegen Intensität Abschwächende dieses Typus um eine Stufe hinausgeschritten: sie hat wirklichen Rhythmus wiedergewonnen und eine geraffte Form fast erreicht. Dies nicht ästhetischer Weise, sondern aus dem Blut und der Gabe. Hier nämlich ist nicht nur Kultur, die auch das Grausen nicht zum faden Ekel werden läßt, sondern eine furchtbare Dämonie, die, anstatt sinnlich mit dem Wahnsinn zu spielen, geistig ihn zu beherrschen strebt, ohne auf seine übermenschlichen Geschenke verzichten zu müssen. Es ist ein Naturton, ein durchaus wahrer, auf das äußerste gespannt. Es ist eine Seele, dionysisch gefordert, die mit der Erfüllung Ernst macht, nicht in Gefühlen schweben bleibt, sondern bis zum Untergange in allen Martyrien die ausführende Erlebbarkeit versucht, in den Leidenschaften der Liebe und der Kunst. Weil das maßlos ist, dämmert hier, wie fast nie heute, aus den verzerrtesten Mienen ein Augstrahl des neuen Apollon herauf. Es wird die Sache derer sein, die zu jenem Stile sich bekennen, seine Entwicklung auf höhere Stufe nicht zu verkennen, und die Sache derer, die ihm nicht zugehören, das Echte und Starke auch in unwillkommener Gestalt dankbar zu empfangen. Möge soviel Unterscheidung der heiligen Not von der spielenden Willkür dasein, daß eine erschütternde Dichtung nicht übersehen und vor allem nicht befleckt werde. *Rudolf Pannwitz*

Digitized by Google

IM HORENVERLAG / BERLIN

erschienen:

ALOIS KOLB

RICHARD STRAUSS

Einmalige Porträtradierung
Bildgröße 48:30 cm
I bis L numerierte, vom Künstler signierte Japandrucke je Gm. 65.—
1 bis 100 numerierte, vom Künstler signierte Büttendrucke je Gm. 40.—

GEORG A. MATHÉY

TÄNZERINNEN

Originalradierung
Bildgröße 11½:17 cm
25 vom Künstler signierte Chinadrucke Gm. 20.—
75 vom Künstler signierte Büttendrucke Gm. 10.—

IM EIGENBRÖDLER-VERLAG / BERLIN

wurden

von der Kleiststiftung

herausgegeben:

HERMANN STRUCK

HEINRICH VON KLEIST

Einmalige Porträtradierung

Bildgröße 13½:16 cm

1 bis 100 numerierte, vom Künstler signierte Büttendrucke je Gm. 22.—

Zu beziehen durch die

Kleiststiftung / Berlin W 30

vom Künstlerdank

herausgegeben:

in einmaliger Auflage
von 350 numerierten Exemplaren

ALBRECHT SCHAEFFER

HÖLDERLINS HEIMGANG

In Seide ..... vom Dichter signiert Gm. 21.—
In Halbleder .. „ „ „ Gm. 27.—
In Ganzleder .. „ „ „ Gm. 40.—

In einmaliger Auflage
von 550 numerierten Exemplaren:

WALTER VON MOLO

FUGEN DES SEINS

Mit 8 Radierungen
von Willi Jaeckel

In Halbleder vom Dichter und Künstler signiert Gm. 50.—
In Ganzleder vom Dichter und Künstler signiert Gm. 80.—

Zu beziehen durch den

Künstlerdank / Berlin W 30

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE HOREN

VIERTELJAHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1924/25 HEFT II

HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

REDE AUF DEUTSCHLAND

VON WILHELM VON SCHOLZ

DEUTSCHLAND — was ist es uns heute, was ist es heute jedem von uns, gleichviel, zu welcher politischen Partei er gehören mag? Ein Schmerz, ein Weh, eine Erschütterung und, durch dies Leiden an ihm, mehr, als es ehedem je war: eine Liebe.

Deutschland — ein Gewohntes, Alltägliches war es uns vordem, dem wir anhingen, das wir liebten, an das wir uns irgendwie gebunden fühlten, auf das wir stolz und selbst eitel waren, das wir priesen, um uns, unsere eigene Vortrefflichkeit, schon als Deutsche, zu fühlen — und von dem wir doch im letzten Grunde nichts wußten: von dem wir romantisch träumten, ohne ihm ganz nahe zu werden —

Und das wir nun in dem schwersten Jahrzehnt, das uns heute Lebenden bisher aufgelegt ward, zu erleben gezwungen worden sind, bis zum Grunde, zur Tiefe und hinauf bis zur Idee, dessen ganze jahrtausendalte Geschichte mit all ihrem Schwanken, mit Wechsel, Höhe und Niedergang, Schwäche, Zerrissenheit, Hilflosigkeit uns als bitterste Erkenntnis in diese Jahre der Wende hinein geschleudert wird, in dessen geistige Schatzkammern, weil die irdischen Reichtümer geschwunden sind, jetzt jeder und mancher hineintappt, der nie von ihnen wußte, in dessen nächste Landschaft und Natur wir Fernesüchtigen uns versenken müssen — und das als Land nun lebendig wie noch nie uns seine Seele offenbart, uns beglückt und belohnt: die deutsche Landschaft uns gibt, die liebliche, milde, die immer bewohnte Menschenlandschaft, die allen unseren Dichtern und Malern längst zur Lebenslandschaft geworden ist.

Deutschland — wie hat sich unser Bild, unsere Anschauung von ihm gewandelt! Wie ist es aus dem klaren Begriff der politischen, genau umschriebenen Großmacht, aus dem achtunggebietenden Staate mit klaren, zweifellosen Zielen jetzt in seiner Niederlage, seiner Erniedrigung, Verelendung und seinem Verfall etwas zwar Aufgelöstes, fast schon Gestaltloses und doch in seiner Verschwommenheit Größeres, Gewaltigeres geworden, etwas, das sich mächtig nicht nur in Zeit und Raum, sondern in die Ewigkeit dehnt, das die engen, fesselnden Grenzen, in die man es schmiedete, zersprengt und ungeheuer, unvernichtbar, unaustilgbar wächst, einer undurchdringlichen Wolke gleich, die breit sich lagert. Chaos, Raum, Wogen der Kräfte, in dem noch kein Blick Weg und Ziel sieht, aber von dem jeder fühlt, daß es weltträchtig ist und wieder Geschichte gebären wird. Es ist wirklich fast, als sei das neue Deutschland, das Deutschland von 1871, erst jetzt durch sein Unglück ganz zum Erben des großen, alten, vielfältigen Deutschlands geworden, jenes Deutschlands, das der Franzose Gérard de Nerval noch nannte: »L'Allemagne, notre mère à tous!« Das ist das Deutschland, das die Heldensänge und die Minnesänger, die christlichen Mystiker und die

Mit dieser Ansprache eröffnete Wilhelm von Scholz am Stuttgarter Landestheater eine Reihe von Morgenfeiern, die den einzelnen deutschen Stämmen und Gauen gewidmet waren.

Digitized by Google

Reformatoren, das gewaltige Kaiser wie kraftvolle Aufrührer, Stadtrepubliken und Monarchien gebar, das Deutschland Luthers wie Meister Eckards, Bachs, Glucks wie Schillers, Goethes, Karls des Großen wie der Reichsstadt Nürnberg, der Hansa wie der Demokraten von 1848.

Ist es nicht fast, als sei der politisch glanzvolle Staat, das Deutschland Bismarcks, der Staat, dessen Herz in Norddeutschland schlug, nur eine etwas gewaltsame, vorübergehende, wenn auch stolze Bindung und Ballung dieses geistig fruchtbarsten Landes und Volkes gewesen, aus dessen Schoß unendliches Menschheitsgut hervorgehen, das aber nicht gleichzeitig, eben deshalb nicht gleichzeitig und dauernd, eine äußerlich, politisch klar und zielbewußt wirkende Macht sein kann? — »L'Allemagne, notre mère à tous!« Deutschland, unser aller, aller mitteleuropäischen Völker Mutter, wie China, wie Indien ein Land und Volk, das in deutlichem Gegensatz zu den klar gefaßten Staaten, zu England und Frankreich, vielfältig zeugend, gebärend, schöpferisch ist und in seiner großen Unbewußtheit jede Erstarrung zu einer politisch klaren Form selbst abschüttelt oder sie sich vom Schicksal entreißen läßt, um wieder zu sein, was seine Idee und Bestimmung ist: dunkle, gebärende Mutter vieler Dinge!

Als wir den ersten wehen Schmerz über die willkürliche Zerreißung, Zerschneidung, Zerstückelung Deutschlands, in und mit dem wir aufwuchsen, des Reiches Deutschland ein wenig zu überwinden anfingen, da mochten wir keine Landkarte mehr ansehen, auf welcher die jeder Gerechtigkeit hohnsprechenden Veränderungen des Versailler Friedens verzeichnet waren, und konnten doch auch die alten Karten nicht vor Augen leiden. Da kam denn mancher von uns dazu, nur noch die Karte vor sich hinzubreiten, in die keine politischen Grenzen, in die nur Meer und Land, Gebirge und Ebenen, Ströme und Seen, Städte und Straßen eingezeichnet sind, die Karte der ungeteilten, von Menschen bewohnten Erde, auf deren weiter Fläche die kleinen politischen Trennungslinien rasch wechselnd schwinden und vorübergehen, in deren dauerndem Grunde aber die Stämme und Völker sich fest verwurzeln.

Wir haben unstreitig zur Zeit der politischen Macht dieses grenzenlose Deutschland viel zu wenig im Geiste gehabt. Jetzt wird es uns neu fruchtbar werden. Und Deutschland wird bald vor unserem Blick größer sein als das jetzt zerstörte, zerstückelte politische Gebilde, das uns einstmals der Inbegriff von Deutschland schien.

Das grenzenlose Deutschland ist ein Land, hingelagert im Geiste, in der Seele der Menschheit — wirklicher fast im Bewußtsein der Völker als in seiner Sichtbarkeit auf der Erde — eine Sehnsucht mehr als eine Erfüllung und darum reicher und schöner, ein Traum mehr als eine Wachheit und darum farbiger, weiter, schwebender, zauberischer.

Wie der einzelne Mensch in seinem Leben, jedenfalls in allem Leid, das ihm widerfährt, nach einem Verstehen, einem Sinn sucht und ringt, und dann am meisten, wenn das Geschick besonders lichte Hoffnungen und beginnende Erfüllungen wieder zerstört, wenn es scheinbar ganz sinnlos,

Digitized by Google

sich selbst, seinem bisherigen Tun widersprechend erscheint, so kommt auch ein Volk dazu, immer drängender, immer stürmischer nach dem Sinn seines Unglücks zu fragen. So fragt heute Deutschland, so fragen wir alle nach dem Sinn von Deutschlands Fall. Auch Antworten sind schon manche gegeben worden und vor allem immer wieder die: daß unsere Veräußerlichung, unser ungeistiger Materialismus in der Wilhelmschen Ära notwendig zu unserer Katastrophe habe führen müssen. Diese Antwort könnte doch aber nur dann richtig sein, wenn die Siegerstaaten weniger äußerlich, weniger materialistisch gewesen wären als wir, was gewiß niemand zu behaupten wagen wird.

Oder ist dies Leid, das auf unsere Veräußerlichung, auf unsern Materialismus folgt, ein Geschenk mehr als eine Strafe? Ist sein geschichtlicher Sinn der, daß wir die ganze Tiefe des Dunkels durchschreiten müssen, um wieder Licht zu gebären, Licht zu tragen? Daß gerade wir, nur wir, die Strafe für Veräußerlichung und Materialismus auf uns nehmen müssen, weil die hohle, leere Zivilisation um die Jahrhundertwende nur für uns, nicht für die anderen Sünde war? Wie immer man diese Dinge deuten mag, dies ist gewiß: der beste Sinn, in dem ein Volk sein Schicksal sieht, ist sein Entschluß und Willen, aus dem, was ihm widerfahren und begegnet ist, zu seiner eigensten tiefsten Wesenheit zurückzukehren, sich auf sich selber zu besinnen. Und dieses große Besinnen Deutschlands auf sich, auf seine jahrtausendalte Wesenheit, hat überall eingesetzt.

Da entdeckt der Blick des Geistes, daß Deutschlands Aufstieg im 19. Jahrhundert, der Krieg und der Niedergang, jetzt tief bedeutsam verknüpft sind, daß die Jahrzehnte des äußeren Glückes und der Krieg vielleicht nur die Aufgabe hatten, alle deutschen Stämme so ineinander zu mischen, so eng miteinander zu verbinden, sie durch soviel gemeinsame Interessen zu einen, daß sie eins bleiben, auch wenn Deutschland sollte noch mehr zerstückt und zerrissen werden als es schon ist, damit es nun ohne Lebensgefahr aus dem klaren politischen Verstandesstaat und seinem Handeln sich wieder in das schöpferische Sein einer weiten Seele, eines duldenden Volkes verwandeln kann — wenn ihm dieser schwere und große Weg zu neuem Leben bestimmt ist. Denn zu neuem Leben kommt Deutschland, daran zweifelt keiner von uns, und wohl auch nicht die anderen Völker.

Als Deutschland noch der prunkvolle Kaiserstaat war, da war es eigentlich kleiner als jetzt, da war es vor allem staatlich bestimmt und also fühlbar abgeschlossen gegen die Deutschen im Auslande, gegen die deutschen, deutschsprechenden Stämme in anderen Staaten, anderen politischen Gemeinschaften. Jetzt ist es vor allem die große unpolitische Gemeinsamkeit alles dessen, was deutsch ist, Deutsch spricht auf der Erde, sei es im Elsaß oder in Polen, in der Tschechoslowakei oder im Freistaat Danzig, in Südtirol, in der Schweiz oder in den ehemals russischen Randstaaten.

Diese große unpolitische Gemeinsamkeit alles dessen, was deutsch ist auf der Erde, zu pflegen, uns ihrer in jedem Augenblick bewußt zu sein, ist unser aller Pflicht.

Denen, die politische Fähigkeiten und Führerbegabung in sich fühlen und auch zu leitender Stellung in Regierung oder Reichstag kommen, sei es überlassen, uns allmählich wieder in eine

Digitized by Google

politisch würdige Lage zu bringen, uns aus der Machtlosigkeit wieder zu erheben und, soweit möglich, unser Recht wiederherzustellen.

Wir alle aber haben die tiefe Pflicht, das heilige unvergängliche Deutschland so mit unserem Leben, unserem Willen, unserer Liebe und Sehnsucht, mit allem Guten und Großen in uns zu füllen, uns ihm so zu weihen, daß es — ob mit, ob ohne politische Macht — wieder das herrliche wird, das es durch etwa ein Jahrtausend war. Nicht, um die Achtung der Menschheit, die wir zum geringen Teil durch eigene Schuld, zum großen durch fremde Lüge und Verleumdung verloren haben, zu gewinnen oder wiederzugewinnen, was dann freilich von selbst kommen wird, sondern nur um der großen Sache willen, um der Vorfahren wert zu sein, die durch so viele Jahrhunderte dieses Kulturgut, diesen Reichtum Deutschland schufen!

Was ist in diesem Deutschland — von Schwaben bis zum Meer, vom Rhein bis zur Weichsel — an größtem Menschheitsbesitz geschaffen worden! Welches Land kann sich so vieler, so großer schöpferischer Geister auf allen Gebieten rühmen, wie unser armes, geschmähtes Deutschland?! Wenn wir nur die Männer nennen wollen, die für die ganze Menschheit Bedeutung gewannen, — wie gewaltig ist ihre Zahl in unserer Geistesgeschichte!

Nehmen Sie nur die Musiker Bach, Gluck, Beethoven, Mozart, Schubert, Wagner! ohne die die Welt stumm und ohne Melodie wäre!

Nehmen Sie die Dichter von Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach bis zu Goethe, dem Größten, den die Neuzeit auf diesem Erdstern gebar!

Nehmen Sie von den Malern nur Matthias Grünewald, Dürer, Holbein, von den religiösen Genies Meister Eckard und Luther, von den Philosophen Kant, Schopenhauer, Nietzsche, von den großen Erforschern der Sonne und ihres Systems Kopernikus und Kepler!

Weht es uns nicht wie Geisteratem schon aus dieser trockenen Aufzählung an? Faßt unsere armen, von Not und Sorgen zermürbten und bedrückten, noch immer unter den Schwierigkeiten des täglichen Lebens seufzenden Seelen nicht bei diesen Namen, beim Denken an diese Fülle, beim Überblicken dieses Reichtums an unvergänglichen Männern und ihren ewigen Werken Unbekümmertheit, Freude, Glück?

Schauen Sie zurück durch die deutsche Geschichte, soweit Ihr Auge reicht: immer wieder wird Ihnen neben Gedeihen und Blühen dasselbe begegnen, was Sie heute erleben: Feinde im Land, Not und Gefahr, Hunger und Elend. Und immer wieder das Freiwerden und Überwinden, das Sichaufrichten und das gläubige Weiterleben, Weiterwirken, Weiterfruchtbarsein. Und immer wieder das Auftreten großer, führender Männer, wenn die Zeit erfüllt ist! So können wir aus allem Traurigen, was unserem Lande schon begegnet ist, als Bestes schöpfen: Ein unendliches, tiefes Vertrauen, einen unerschütterlichen Glauben an Deutschland!

* * *

Digitized by Google

HYMNE DER LIEBE

VON THEODOR DÄUBLER

MIT Flügelschlägen schäum ich schräg durch hohes Wogen:
Athena, stehe seeäugig dem Abenteurer bei!
Ermuntere, mich Schwebhaften, zum Schwimmentschlusse,
In hellen Möwen streift dein Schreckschrei breit zum Nachen,
Dem Segel bleich entwolkten hart die Ruder brachen,
Drum Funkelflut, nun hab du mich, auf herzhaftes Geheiß!
Umhalst den Freudigen, verwegne Böen trauter Buchten,
Erbraust, zwischen den Inseln, mir, dem Schwimmenden um Wahn,
Wie schwere Leiber, die ihr Blutblitz sich entkettet,
Zerfleischt euch rasend, euern Windgespielen zum Gefallen!
Ich hasche, Hastende, die leichteste von allen.

Mein Hellas-Meer, wie wohl auf deinen weichen Brüsten,
Mit heißem Haupt, der starke Nacken hinstürzt!
Von einem Weib zum andern, das mir hergekräuselt
Dem Arm entsaust, ersehne ich der Küsse
Bestürmungen von meiner Maid, auf gutem Fels:
Geliebter Mund, dich muß mein Wunsch erreichen,
Bald rag ich aus der Brandung weit zerschellter Leichen!

Mein Blut erträumt dich lang im Schwung des schweren Schwimmens:
Durchblitztes Flüssig-sich-Erfühlen schwärmt in Brunst
Von Goldtropfen aus deinen unstillbaren Blicken,
Die wonnig in mir eingefallen, hold im Busen
Erschauderungen aus den straffen Tiefen lockern,
Wie greller Bernstein drückt dein Fordern mir zum Herzen
— Und doch, wir wollen spaßhaft spielen, lieblich scherzen!
Auf steiler Sturzsee schmiegt sich Aphrodite,
Aus morgendem Gewölk, zu nackter Mittagspracht,
Ich flehe hin zu ihr, daß sie mir hehr gebiete,
An Hero mich zu beugen, wo das Bild mir lacht.

Digitized by Google

Du bückst erfreudigt deine gischtbestäubte Büste,
In morgen-rosem Reiz, zum Schwimmenden herab.
Wie wallt mein Ungestüm um deine Flatterhaare,
Mir traut gelobtes Weib, das zauberfeinste Lächeln
Aus beider Glück vereint mich dir vor unserm Küssen.
Genuß funkt zu Umarmungen der kluge Blick:
Wir wissen heiß von Fülle unsrer Freudengaben,
Erschwomm ich dich? Schon faßt, dich Blasse, meine Hand.
Was stürzt hernieder? Schwarzes Wasser? Schwarzer Brand?

* ⁘ *

Gelebte Sonne durch den Menschen, Dionysos-Osiris,
Gelob dich Eros' Gluten, durch des Hermes Hauch in Psyche!

Den Abend preist das holde Weib in goldnem Bette,
Mit Purpurflügeln kommt der Gatte in die Stube
Der lieblichen Vertrautheiten, bei großem Glücke.
Durch ihrer Wonne ungezählte Schwingenschläge,
Erschaut sie ihn, wie einen Vogel, Boten Gottes.
Doch ist er Feuer bloß, erfreut durch ihre Blicke,
Verknüpft er sich befreundet strahlende Geschicke.

Ich fühle, flüstert die verliebte Frau, das Flammen
Aus deiner Herzenskunft, so Holder, wenn du fliehst,
Als ich ein Mädchen war, erkannt ich bloß ein Bangen,
Nun ist die Brache voll von deiner Gunst in Glut.
Du bleibst in mir, nicht bloß als Sohn, den ich bekäme,
Vor dem ich tief, doch nicht vor deinem Strahl, mich schäme.

Ich sterbe bald, dann sind wir urerruhigt unser:
Im Hades klammert sich mein Hang an deinen Hang
Zu guter Buhlschaft Lust: und wir erglasten beide.
Ach, meine sachte Flamme glimmt unter den Flügeln
So hohen Sonnens, das mich zaubernd wonnig hält,
Wie rauschlos wird die Rast — und weit ein wenig Welt!

Digitized by Google

Gemahl, ich habe mich aus deiner Pracht erhalten:
Du gabst mir den Granatapfel, erbrachst die Frucht,
Der Kerne kaltes Glasten ist in mich gefahren,
Nun hat der Hades Halt: barg je ein Glanz Gefahren?

Persephonen gewahren wir an ewigen Haaren:
Den Kranz aus Flammen hält die fahle Frauenhand,
Wie eine Ampel blakt er über Hades kalten Sand
Und sammelt aus der Angst im All verlassne Schaaren.

Geliebte Psyche, lispelt ihr umblaßter Gatte:
Ich komme bloß durch deiner Leichtigkeit Beseelung,
Zu unsrer Wonnigkeiten zarten Zitterschwingen:
So Wolke mir, verfächle Kühlung uns beim Kuß!
Du Atemlustigkeit am Mund, weich über Brüsten,
Bescherst mit Menschen Stündlein freier Glanz-Erfülltheit,
Die Liebe in das Walten unsrer Welten weht.
Wie, Finsterkeiten euch, aus Freude doch und Feuer,
Gewähren Flüchtigkeiten Sterblicher den Reiz:
Erkennt das Glutsein bloß im Blut, als die Gefühltheit
Ergoldeter Umflügelungen eines Gottes!

Da unsre Schwingen, Herzlicher, so leicht zerflittern,
Wo ich, Gepriesener, dem Gatten nicht verbliebe,
Erkundet Psyche sich von frohgeliebten Lippen:
So sage freundlich, wie die hingestobne Flamme
Der Sterblichen im Hades dich erhimmeln wird!
Vertrauter mir, bloß im Geheimnis meiner Wonne,
Daß ich das Glück bewahre, dich aus Dunkel rufe,
Erhalte deinen Namen unter unsern Flammen:
Du heißt? — Dein Eros, doch du mußt den Menschen missen!
Erdrückt ein Gott die Braut, in ihren Tod gerissen.

Athen, im Oktober 1924

Digitized by Google

DIE NEUE GENERATION

VON HANNS MARTIN ELSTER

JENE GÖTTLICHE ERLEUCHTUNG, WODURCH DAS AUSSERORDENTLICHE ENTSTEHT, WERDEN WIR IMMER MIT DER JUGEND UND DER PRODUKTIVITÄT IM BUNDE FINDEN... FREILICH MUSS MAN JUNG SEIN, UM GROSSE DINGE ZU TUN (GOETHE)

MAN nennt sie die junge Generation. Nicht etwa, weil sie jung im Sinne der Lebensjahre wäre, die Zwanzig- bis Dreißigjährigen allein umfaßte. Sondern weil eine alte Generation da ist, die ebenso stark wie die junge den Gegensatz zwischen beiden Menschenschichten spürt. Die alte Generation umfaßt zumeist die bereits vor dem Kriege Arrivierten, zur breiten Anerkennung Gelangten, ihr kam der Krieg zum Teil ins Dasein, ehe sie ihre Anerkennung breit und voll hatte ausbeuten können. Sie spricht gerne von der »jungen«, um ihre Überlegenheit zu wahren, um ihren Rang und ihre Distanz zu präzisieren. Sie bezweifelt und bekämpft die junge gerne, sie traut ihr nichts zu, spricht auch bisweilen, bei engem Horizont, weil sie über ihren Alterskreis nicht herauszublicken vermag, davon, daß kein Nachwuchs auf geistigem, epischem, künstlerischem Gebiete da sei . . ., kurzum, ringt mit allen Mitteln um ihre Stellung. Sie sollte aber lieber, statt Wohlwollen zu heucheln, sachlich mitarbeiten, zusammenarbeiten und, wo Zusammenarbeit nicht möglich ist, schweigen.

Denn nicht um eine »junge«, sondern um eine neue Generation handelt es sich. Nicht der Altersunterschied ist das Ausschlaggebende, sondern die innere Einstellung, die im wesentlichen auf einer schon vor dem Kriege einsetzenden, durch den Krieg und seine Folgen verschärften und beschleunigten Erneuerung der geistig-seelischen Lebens- und Weltanschauung beruht. Der Streit um die Zahl der Lebensjahre ist müßig, wenn auch im allgemeinen die jüngeren Alter in der neuen Generation überwiegen. Jüngere Alter sind aber hier, im Vergleich zur alten Generation, Menschen zwischen dreißig und fünfundvierzig Jahren, Menschen also in der Mitte ihrer Schaffenskraft. Wie alt sind die Unruh, Gundolf, Döblin, Däubler, Borchardt, Bertram, Carossa, Schaeffer, Edschmid, Binding, Burte, Scholz, Winckler, Werfel, Lasker-Schüler, Steffen, Becher, Hausenstein, Johst, Klabund, Musil, Kornfeld, Toller, Hasenclever, Barlach, Schnacks, Blunck, Barlach, Georg Kaiser, Armin T. Wegner, Pannwitz, Ponten, Flake, Paquet, Molo, Kolbenheyer, Bronnen, Brecht, Brust, um nur eine Reihe Namen aus der Dichtung zu nennen? Schlagt doch nach im Literaturkalender. Ihr werdet entdecken, daß einige das fünfte Lebensjahrzehnt schon beendet, andere darin stehen oder sich ihm nähern. Bedenkt doch endlich, daß die 1890 Geborenen heute bereits lebensklare Männer sind. Besinnt euch endlich darauf, daß die um 1860 Geborenen ins Greisenalter eintreten. Nur diesen freilich können jene zwischen 1870 und 1900 Geborenen jung im Sinne des begönnernden Wohlwollens dünken, weil sie ihr

Digitized by Google

Mannesleben im Zeitalter des Friedens verbrachten. Die neue Generation aber war Mann oder wurde es in den Jahren, da der Krieg und seine Folgen Schicksale schufen, wie die alte Generation sie im gleichen Alter nie geahnt, geschweige denn erlebt hat. Jetzt ist aber die Stunde gekommen, da sich das Schwergewicht der geistigen Weltentwicklung zur neuen Generation verschiebt, wenn auch die alte Generation noch im Besitz der bedeutendsten Machtstellungen des öffentlichen Lebens ist (man denke nur einmal an die Kunst- und Theaterkritik oder an die Inhaber der größten Verlage) und sie zum Teil bewußt gegen die neue Generation besetzt hält, wenn auch die wirtschaftlichen Verhältnisse im Verlagswesen zusammen mit dem Rückgang der Publikumsbildung und -teilnahme es der neuen Generation erschweren, sich in jedem Sinne durchzusetzen, da die Verleger nur an „Namen" Kapital wagen, das Publikum nur nach „Namen" (und welchen!) verlangt und beide sich durch die Flut der in der Kriegszeit zurückgehaltenen, in der Inflationszeit massenhaft empordrängenden neuen Namen mit den jeweils selbstverständlichen Enttäuschungen vor den Kopf gestoßen fühlen. Trotz allem: Die neue Generation ist schon naturgesetzlich nicht aufzuhalten: sie beginnt das geistige, künstlerische Leben der Gegenwart zu beherrschen. Weil die alte Generation sich ausgegeben hat, die neue aber im Vollbesitze schöpferischen Urvermögens auf einer wesenhaft neuen Erlebnis- und Geistgrundlage mitten im Schaffen steht.

Dies ist das Entscheidende: das Schöpferische. Dies ist es, was von der alten Generation in jedem Sinne trennt. Die alte Generation wird es nicht zugeben, weil sie es nicht sieht. Sie sieht nicht, wie sehr Gerhart Hauptmann, Arthur Schnitzler, Hofmannsthal, Halbe, Holz, Schlaf, um einige Beispiele zu geben, bereits »historisch« geworden sind, das heißt die schöpferischen Vertreter einer vergangenen Zeit; sie sieht dies nicht, weil sie es nicht zu fühlen vermag. Die neue Generation sieht und fühlt die Trennung aber nur zu deutlich und bekennt sie darum offen, nicht, um die alte Generation herabzusetzen, sondern aus Wahrhaftigkeit gegen sie und gegen sich selbst, aus innerer Notwendigkeit.

Die Wandlung von der alten zur jungen Generation ist nicht eine Wandlung der Namen, der Personen. Was liegt letzten Endes an Namen, an Personen? Sie ist eine Wandlung von innen her, die sich ihre Form sucht. Die neue Generation hat wohl die Wandlung, hat aber noch nicht die Form: daher ist nun stetes Wachsen, Sichverändern und Entwickeln in ihr, ein Fortströmen, das sie der alten Generation mit deren festem Programm und deren festen Formen unheimlich, unverständlich macht. Ihr Suchen, ihre Bewegung bedeutet in Ernst und Notwendigkeit die Überwindung der Vergangenheit, die Erfüllung der Gegenwart und das Hineinwachsen in die Zukunft. Darum schließen sich ihr unmittelbar die auch im Lebensalter Jungen an und es ergibt sich die Hoffnung auf eine organische Weiterentwicklung des geistigen, künstlerischen Schaffens über mehrere Generationen hinweg. Das ist deswegen möglich, weil die Wandlung nicht geboren wurde auf Grund eines „Programms": ein Programm besaß die alte Generation im Naturalismus,

Digitized by Google

im materialistischen Denken der analytischen Wissenschaft. Sie überwand selbst dieses Programm durch einzelne Persönlichkeiten ⟨z. B. Gerhart Hauptmann⟩ oder durch neuklassizistische, symbolistische Versuche, ohne freilich die wesentliche Überwindung endgültig zustande zu bringen, weil sie sie nur im Formalen versucht. Die neue Generation ward aber nur in den ersten Anfängen ⟨wie bei Wilhelm von Scholz⟩ aus dem Gegensatz zum alten Geiste geboren, im wesentlichen war es das Leben, das ihre Wandlung schuf. Das Leben, das im Materialistischen jeder Art ertrank und dadurch jene Geistsehnsucht erweckte, die mit dem Paroxysmus der Materie im Krieg und Nachkrieg zusammenprallte: die Sehnsucht des Menschen zu sich selbst, zum Ethos, zum Mythos, die Vision Gott.

* * *

So ward das Kennzeichen der neuen Generation die Erweckung zum wesenhaften Leben, zum wesenhaften Menschentum, zu Gott. Die ältere Generation schuf um irgendwelcher Einzelzwecke willen, sei es artistischer im Ringen um die ästhetische Schönheit ⟨Hofmannsthal⟩, sei es um teil-ethischer im Ringen um das Mitleid ⟨Gerhart Hauptmann⟩, sei es stofflicher Ziele wegen wie im Naturalismus. Die neue Generation kennt aber keine Teilung, sie kennt nur das Eine, das zugleich das Ganze ist: den Menschen, das Leben an sich, und sie kennt nur das Streben nach Vollendung dieses Menschen, dieses Leben an sich. Wie es Fritz von Unruh in den «Flügeln der Nike» ausspricht: »Warum wir schaffen? Damit unsere sehnsüchtigen Arme in der Bläue der Vollendung zu Flügeln werden, mit denen wir Himmel und Meere umfassend leben«. Es gibt für die neue Generation keinerlei Trennung, weder zwischen Kopf und Herz noch zwischen Leben und Tod, noch zwischen Kunstwerk und Leben, noch Kosmos und Individuum. Es gibt für sie nur die Einheit beider, wie in der Musik, wie in dem Kunstwerk an sich, in dem der Mensch sich vergißt, sich auflöst, wie in der Liebe, die das Leben ist, wie in der Erde, die zugleich das Paradies ist, wie im Menschentum, das zugleich Gott ist, wie in Gott, der zugleich einzig Mensch, Leben, Wirklichkeit ist. Es gibt nur die eigentliche, die innere Existenz, aus der alle Vitalität quillt und zur großen und einzigen, zur mystischen Harmonie aufwächst. Hier finden sich das Horizontale, das Erde und Weib ist, und das Vertikale, das Geist und Mann ist, in der Kreuzung: im Schnittpunkt des Kreuzes nach Platons Wort: »der Leib der Erde muß am Kreuze sterben«. Hier loht die Flamme im Herzen der neuen Generation, hier lebt die neue Generation einzig um des Geistes willen dem Lebendigen, dem wahrhaft Lebendigen, dem ewig Lebendigen, das außer in der Religion sich nur noch in der Kunst offenbart.

* * *

Dies Erwecktsein zum Bewußtsein des Lebens, des Menschentums an sich ward schon einige Jahre vor dem Kriege vorbereitet und in einzelnen schöpferischen Menschen wie W. v. Scholz, Lehmbruck Seins- und Schaffensinhalt. Sinn einer ganzen Generation ward es erst durch den

Digitized by Google

Krieg. Er erweckte die ganze Schicht der wahrhaft Kämpfenden, all jener, die den Krieg im Schützengraben mit voller Verantwortlichkeit vor Gott, vor dem Unendlichen und Ewigen kämpften. Da brach durch, was der alten Generation mangelte, das Gewissen, nicht das Zeitgewissen, sondern das Gewissen Gottes, der Ewigkeit, der Unendlichkeit, das Gewissen, das um die Vollendung, die Harmonie weiß und für die Vollendung alle Verantwortung auf sich nimmt vor sich selbst, vor der Zeit, vor der Zukunft, vor dem Volke, der Menschheit, vor Gott. Nun erwuchs der neuen Generation als Halt für das Gewissen das Symbol im Jüngling Hölderlin, im Jüngling Novalis und in der Natur Goethe. Jetzt schloß sich der Weg artistischer Vollendung mit dem Weg ethischer Vollendung in eine Einheit zusammen. Der Weg des Ethos und des Mythos ward ein Weg, der Weg der neuen Generation, der Weg des Logos, der Humanität und der Harmonie.

* * *

Selten war eine Generation sich im Querschnitt ihres Wesens und Willens so klar. Selten ward eine Generation von der mit ihr lebenden, dem vergangenen Sein verhafteten Schicht so mißverstanden wie diese. Zum Teil aus Unvermögen zur gleichen Klarheit, zum andern Teil aber auch aus Mangel an ehrlicher Hingabe. Dieser Mangel verhinderte die Erkenntnis des sinnbildlichen Wirkens in allem Schaffen der neuen Generation, wie die Ermangelnden gewohnt waren, sich an das Drum und Dran zu hängen, nicht aber das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, die Mittel für die Ziele zu halten, anstatt sie als Mittel zu nehmen. Mittel aber ist der neuen Generation jede Stufe der Entwicklung und jede Ausdrucksart ihres Innern: Mittel ist der Glaube an das Chaos wie an die Organisation; Chaos wie Organisation sollen helfen, die aus der neuen Aufgeschlossenheit der Geister und Seelen neu emporstrebenden Kräfte, Gesetze, Bewegungen zum ewigeinen, alleinen Ziele wahrer Humanität zu führen; Spracherneuerung vom Stammeln bis zum Anklammern an uralten Instinktrhythmus sollte helfen; Stile vom Expressionismus, Impressionismus bis zum Ueberrealismus, Uebernationalismus in gleicher Weise; Extase, Verinnerlichung, Stille, Sammlung, Kampfzusammenprall, Hirndiskussion, Daseinsopferung, Ichaufgabe, Ichzüchtung, Ueberindividualismus, Kommunismus, Gemeinschaftsglaube, Kommunionismus, Sexualismus, Abstraction, Tiefe und Oberfläche, Religion und Philosophie, Fanatismus und Leidenschaften — alle Mittel werden herangeholt, benutzt, gewandelt, erneuert, verbraucht, beiseitegestoßen, nur um des Einen, um des Logos, um des Zieles vollendeter Humanität, um des erwachten Daimonion willen, das im Bild der ewigen Jugend, in der Gestalt des Hölderlinschen Jünglings Anschauung der Harmonie ward. Hierin ist die neue Generation, mögen auch alle Formen und Stoffe vom Kriegserleben bis zur Freudschen Psychoanalyse, von der Autoritätsanerkennung bis zur heftigsten Erotik, von der zügellosesten Revolution bis zum ideellen Kosmopolitismus, von der Hingabe an die Politik bis zum schrankenlosen

Digitized by Google

Aufgehen im Abenteuer, von wildester Phantastik bis zur phänomalsten Vermischung von Wirklichkeit und Traum benutzt, erschöpft und verworfen werden, unwandelbar: in der Gewißheit der Sinnhaftigkeit allen Seins, in der Gewißheit der Notwendigkeit, alles Sein mit der Kraft des Herzens zu gestalten, in der Gewißheit der Ueberwindung alles Dualismus. Die neue Generation kennt darum weder diese noch jene Materie oder Motive, sie kennt nur alle Materien, alle Motive und ebenso alle Formen, sie kennt nicht diese noch jene „Kultur", etwa die bürgerliche, sondern nur die eine: der Einheit von Herz und Hirn, Geist und Leben, Seele und Wirklichkeit, sie kennt darum keine Autoritäten, sondern nur eine Autorität, die des Logos, der Humanität und sie kennt keinerlei Relativismus noch Analyse, sondern nur die Relation, nur die Synthese, die Harmonie. Sie lebt und schafft aus innerster, mächtigster, glühendster Glut heraus mit Drangabe all ihrer Mittel an Nerven, Intellekt, Herz und Körper, und sie wird geführt und gehalten vom Erlebnis des Wunders und der Weihe, der überwirklichen Gegenwart, die wirkliche Gegenwart werden will und soll. Sie ist im wissendem, verantwortungsklaren Banne des Gottes in der Menschen Brust und läßt von ihm auf keine Weise mehr los, sondern kann nur sein, solange Gott in ihr lebt. Gott ist ihr aber kein Begriff noch ein Bekenntnis, sondern einzig eine Kraft, die Kraft, die das Leben allein immer sinnvoll erscheinen läßt, die Kraft der großen, allumfassenden Liebe, deren Erscheinungsart sich von Franz von Assisi bis zu Michelangelo, von der reinen Versenkung bis zur grossen Tat erstreckt.

* * *

Die neue Generation ist noch nicht fertig und abgeschlossen wie die alte. Diese können wir überschauen und fest umgrenzen, sie tritt bereits in das geschichtliche Bewußtsein, es ist kein Zufall, daß gerade jetzt zahlreiche Literatur- und Kunstgeschichten der »Gegenwart« erscheinen: sie fangen immer nur die »Gegenwart« ein, die schon Vergangenheit ist, die »Gegenwart« der Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Liebermann. Die wahre Gegenwart ist aber immer ausschließlich die, die fortwährend die Zukunft gebärt. Diese Gegenwart ist die neue Generation. Sie ist in nie stillstehender Bewegung und Entwicklung, weil sie »geöffnet und herzensbereit« ist, weil sie über alle Vergangenheit hinweg ist und nur dem zukunftsträchtigen Gegenwärtigen in Kunst und Tat gehört. Die alte Generation lebt heute rückwärts, zurückschauend, die neue aber in sich schauend, vorwärtsschauend, gegenwartschaffend, zukunftbewußt, voll Verantwortung für die Zukunft.

Ein Strom aus unerschöpflichem Quell — denn unerschöpflich ist des Menschen Innerlichkeit — ist aufgebrochen. Er läßt sich nicht aufhalten auf seinem Wege zum Meere Gottes. Manche Hindernisse, Felsen, Sandbänke mögen sich ihm noch in den Weg werfen, sein Flußbett abdrängen, verstopfen, Umwege erzwingen. Die Kraft des Stromes ist aber so elementar, daß er doch immer vorwärtsdringt, bald rascher, bald langsamer, mit Stauungen und Zeitverlusten, doch unaufhaltsam

Digitized by Google

im Sinne der Ewigkeit und Unendlichkeit. Man kann diesen Strom nicht durch allerlei Manöver zerstreuen: er ist die Geburt des Krieges, ein Kind des menschlichen Herzens und Geistes, das ewig lebendig ist und das durch das ungeheure Leid des Krieges zu sich selbst erwachte. Unbeirrbar geht drum diese neue Generation ihren Weg: keine Kritik noch Mißgunst, kein Mißverstehen noch falsche Auslegung, keine offene noch versteckte Feindschaft wird sie schwächen können. Sie ist da in der Vollkraft ihres jungen Mannestums. Gewiß hat sie ihre Reife noch nicht erreicht, aber sie blüht schon in der wundervollen Schönheit ihres Jünglingswesens, ihrer jungen Mannhaftigkeit.

Nehmt sie hin als ein Erlebnis, als ein Schaffen und als eine werdende Erfüllung des Besten, was in Euch, der alten Generation, schlummert; tragt Ihr, die alte Generation, doch mit an dieser Entwicklung zur Höhe, da sie durch das Gesetz des Gegensatzes aus Euch hervorbrach. Gebt es endlich auf, diese neue Generation in Eure alten ausgefahrenen Gleise zurücklenken zu wollen, sondern überlaßt sie sich selbst, ja helft ihr. Ihr könnt ihr helfen, denn Ihr Alten seid noch im Besitz all der materiellen Mittel, Ihr könnt damit all die Hemmungen und Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, die die neue Generation am Schaffen, in ihrer Entwicklung und Reife aufhalten, ja, die oft das neue Kunstwerk zum stummen Tod, zur Unmöglichkeit verurteilen. Was hätte Euer Leben, liebe alte Generation, noch für einen Sinn, wenn nicht den, der neuen Generation stark in den Sattel zu verhelfen? Reiten kann sie gewiß, und ein Ziel, das Ziel von Ewigkeit zu Ewigkeit, hat sie, wie nur die Generation Goethes und Hölderlins.

* * *

GOTT ZU EMPFANGEN...

VON MAX SIDOW

Was wir auch sind, die Vergängnis
birgt der Empfängnisse Kraft.
Nicht schon im grauen Verhängnis
liegt, was Bedrängnis dir schafft.

Breitest du weit dich und innen,
Gott zu empfangen gewillt,
kann dir nicht ungeschöpft rinnen,
was unerschöpflich dir quillt.

* * *

Digitized by Google

ASIATISCHE GOTTHEIT

VON HERMANN KASACK

Mit Wind, von donnernden Seilen getragen,
Treibt es heran, aus Wolken ein Floß.
Sonne erdunkelt, Meervögel schlagen.
Erde zittert im Mutterschoß.

Doch an die Mauer gelehnt, was träumst du,
In deinen Händen zerbrach längst das Rohr,
Verlöscht alle Zeichen. Vergessen träumst du —
Dein Wort knickt wie Rohr.

Bäume erbleichen. Mit grinsenden Fratzen
Volk drängt in Angst aus der Stadt heraus.
O Jokohama! Mit sengenden Tatzen
Greift Wolkenbrand nach jedem Haus.

So stürzt deine Mauer, von Gott verlassen — ?
Dein Lächeln wird dünn, deine Lippe schweigt.
Du liebtest mich und hast mich doch verlassen — ?
Ich frage dich —, die Lippe schweigt.

Schwebende Trauer! Im wolkigen Kessel
Schmilzt dein Leben um in Gesang.
Wieder spürst du des Gottes Fessel,
Aber du siedelst am alten Hang.

Fließendes Wasser! Last von tausend Nöten
Bricht dein Eis, bricht der Erde Rund.
Die Peitschenschläge der Morgenröten
Erschließen des Himmels starren Mund.

* * *

Digitized by Google

WILLKOMMEN UND ABSCHIED

VON EDLEF KÖPPEN

I

DER Herbst begann mit Schmerzen, die Norellen nicht kannte. Nach einem August voll leuchtender Chrysanthemen setzte pünktlich mit den ersten Tagen des Septembers der Fall der Blätter ein. Die Wege feuchteten sich des Morgens, lagen des Abends im Nebel. Die Schwalben waren abgezogen, gestern schrie die erste heisere Krähe auf der Pappel vor dem Haus. Alle Geräusche wurden härter, bekamen schneidendes Echo, zerfielen in einzelne Strähnen, begannen zu frieren. Norellen hat ein Dreivierteljahr hinter sich, dessen Gedenken er in diesen Tagen mit gesteigerter Intensität verfällt. Der Vater stirbt im Januar, die Mutter, ein Leben lang gewohnt, dem strengen und stillen Gatten aufs Wort zu gehorchen und, wie es einer Offiziersfrau geziemt, auf jeden Wunsch zur Stelle zu sein, folgt ihm nach wenigen Tagen. Norellen erhält das nicht unbeträchtliche Vermögen als Erbschaft und versucht, im Süden seine Wege zu glätten. Neapel fordert seine Begeisterung, das unbegangene Capri zwingt ihn und gibt ihm den Wunsch, die kurze Überfahrt zu wagen, um an den Pyramiden Ägyptens den Sommer zu halten. Schon träumt er sich in die Erfüllung dieser Hoffnung, die ihn seit Knabentagen bewegt, da befällt ihn die Unrast. Wie einsam bin ich unter den vielen Menschen, die dieses Land begehen! Wie wenig kann ich die Süße vertragen, die aus diesen Wäldern strömt! Wie verzweifelt macht mich die ewige Bläue dieses Himmels! Und: wie lebe ich, ohne Pflicht, ohne Norm, ohne Sinn und Verstand! Mit zweiunddreissig Jahren — darf man noch lässig bleiben?

Norellen fährt am nächsten Morgen ab und erreicht ohne Stationen das väterliche Haus, in dem Diener und Hund auf ihn warten.

Es hätte noch Blumen im Garten gegeben, die ein Heimatgruß im Zimmer gewesen wären. Aber wer hätte sie bringen sollen? — Er erschrak, als er am Tag der Ankunft sie auf dem Eßtisch vermißte. Wer hätte sie bringen können? Freunde? Die waren im Krieg geblieben. Also wer? — Der erste Abend legte eine Beklommenheit über Norellen, die bis in den Schlaf sickerte.

Der Haushalt sollte unverändert bleiben wie zu der Eltern Zeiten. Norellen übernahm gern jenen früheren Tag.

Und ob man an den Zimmern etwas ändern sollte? Vielleicht würde er lieber seine Räume von der Hinterfront des Hauses zur Straße hin verlegen? Dort sei mehr Sonne, und zum Beispiel das Arbeitszimmer des Herrn General hätte doch den Blick über das Wasser, das Turmzimmer der Frau General sei wesentlich größer und heller? — Nein. Alles blieb beim alten. Man dürfe ruhig tags die Rouleaus in diesen Räumen aufziehen, Norellen würde zwar nicht in ihnen leben,

Digitized by Google

aber es sei freundlicher, und man habe mehr den Eindruck von Lebendigkeit. Und dann wünsche er sein Wohnzimmer etwas ruhiger zu halten. Kein Klavier — das könne auf den Boden —, ein größerer Tisch und zwei Sessel statt des einen. Und mehr Licht, auch an der Wand einige Leuchter, denn er gedenke zu arbeiten und würde die Nächte ausnutzen und dafür lieber des Tages zuweilen schlafen.

Das blieben die einzigen Sorgen der ersten Zeit. Wie gut sie waren: man hatte sie wenigstens. Jetzt stand alles am gewünschten Ort — und Norellen war um nichts ruhiger als auf den letzten Stationen seiner Reise.

Einige Wochen vor Weihnachten meldete sich Besuch an. Norellen las das Telegramm und brauchte Zeit, sich auf den Namen des Schreibers zu besinnen. Schließlich erinnerte er sich, daß ihm beim Durchblättern seiner Tagebücher, die er während seines Aufenthaltes im Krieg mit Peinlichkeit geführt hatte, ein Satz aufgefallen war, der ihn manchmal berührt hatte. Er suchte die Stelle nach. »Dr. Kr. von Marianne — ohne den Namen zu nennen — erzählt. Warum ihm gerade? Er ist augenblicklich der einzige, der überhaupt fühlen kann. Ich hätte lieber Georg davon gebeichtet, aber er liegt in Ostende, und wann kann ich je zu ihm kommen!« Das war also der Dr. Kron? Und der wollte ihn also aufsuchen. Was wußte er schließlich von Norellen! Mag er kommen. Man soll Menschen nicht abweisen, die irgendwann einmal einem zur Seite standen. Die Nähe mag noch so zufällig gewesen sein: sie war sicherlich begründet. Jeder muß seine Kurve ja doch in Unerbittlichkeit gehen — seien wir dankbar, wenn der Weg eines anderen sich nähert.

Alle Befangenheit wich. Dr. Kron, der als Regimentsarzt mit Norellen vier lange Jahre durch den Krieg gezogen war, klärte am Abend seiner Ankunft das Telegramm auf: Obwohl er ja bedeutend älter sei, habe er bei dem gänzlich unerwarteten Tod seiner Frau sofort ein instinktives Verlangen gefühlt, Norellen aufzusuchen.

»Es ist wirklich nicht so, daß ich Sie mit lamentablen Klagen belästigen will oder Kraft von Ihnen erpresse. Ich habe gar keine Illusionen über derartigen Trost, und glauben Sie mir sans phrase, natürlich auch keinerlei Vorhaben, mich mit meinem Unglück bei Ihnen als dem, wie ich weiß, wohlhabenden unabhängigen Herren gleichsam wie im Sanatorium festzusetzen. Aber ich fühle etwas wie Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir durch Ihre Stille und Sachlichkeit wohltun können.«

»Glauben Sie, daß ich wirklich so sachlich bin?«

»Nun, zum mindesten haben Sie das an sich, was mir im Felde bei unseren spärlichen Zusammenkünften wirklich wie ein Trost zufiel, wenn wir uns sprachen: diese, ich muß es so nennen: gottergebene Gefaßtheit, mit der Sie all unsere Schrecknisse hinnahmen. Ich denke gerade an eins —«

Norellen wagte nicht, ihn anzusehen. Denkt er an die Beichte? Spricht er jetzt von Marianne?

»— Wie Ihr Freund starb —«

Digitized by Google

»Herr Doktor — Sie kannten ihn ja nur von den Bildern, die ich zeigte, und von dem wenigen, das ich Ihnen einmal sagte. Er war mir so nahe.«

Dr. Kron erhob sich und ging durch das Zimmer.

»Und wie nahmen Sie den Tod? Darf ich Sie erinnern? Sie zeigten mir das Telegramm und sagten: Halten kann man nichts. — Sehen Sie, deshalb kam ich. Lehren Sie mich, den Älteren, dieses: Halten kann man nichts.«

Norellen fror. Wie kann ich so etwas lehren? Wie kann ich so etwas lehren? — Es muß sehr schwer sein, einen Menschen zu durchschauen. Sonst könnte er nicht annehmen, daß ich diese hohe Weisheit kenne: Halten kann man nichts. — Oder? — Oder es muß bitter leicht sein, einem Menschen mehr zu gelten als man wirklich vermag.

»Herr Doktor, Sie hätten tiefer sehen sollen. Dann hätten Sie gemerkt, wie schwach ich damals war.«

»Nein. Sie taten Ihren Dienst mit gleichmäßiger Verläßlichkeit. Sie standen. Alle haben Sie damals bewundert. Und wir waren doch wahrhaftig nicht gerade sentimental. — Gleichgültig auch: auf mich haben Sie so gewirkt. Ich kann es nicht ändern.«

Er setzte sich wieder und reichte Norellen die Hand.

»Oder zürnen Sie mir nun und heißen mich aufdringlich?«

Norellen ergriff die Hand.

»Wie sollte ich?«

»Sehen Sie, Sie haben Ihren Freund verloren. Das ist sehr schlimm. Ich habe meine Frau geben müssen: auch meinen Freund —«

Norellen zuckte.

»Das ist — vielleicht — noch schlimmer. — Sie standen Ihrer Gattin sehr nahe?«

Dr. Kron erhob sich wieder.

»Diese Frau war das zärtlichste, das rührendste an Hingabe und bewußter Auflösung, was ich denken kann. Ich glaube auch nicht, daß man solchen Frauen öfter begegnet. Frau ist ein ganz festgelegter Begriff für mich, etwas ganz Klares, Eindeutiges. Es besagt eine Fülle von Güte, zu der ein Mann niemals fähig wäre. Nicht, daß meine Frau in weicher, unselbständiger Haltung lebte. — Güte und Schwäche gehen ja oft ineinander über. — Nein: sie war ganz stark. Aber sie war ganz offen. Fünfzehn Jahr jünger als ich — aber niemals geringer. Ein wahrer Freund. Sie verstand mich, sie wog mich, sie nahm mich mit allen Fehlern, sie duldete mein Wesen neben sich. Sehen Sie, eine Frau dieser Art kommt so leicht dahin, sich allein gelten zu lassen — oder ausschließlich den andern gelten zu lassen. Das war bei uns nicht so. Wir wußten, daß jeder sein Leben leben muß — das hat uns frei gehalten und verbunden. Sie haben so Recht: halten kann man nichts. — Ich habe um sie gerungen, als Mann, als Arzt —: es war nichts zu halten.«

Digitized by Google

Dr. Kron steht am Fenster.

Norellen schweigt.

Nach dem schweigen wendet sich Dr. Kron zu Norellen.

»Sie müssen mir glauben, wie Sie mir helfen. Daß ich dieses alles zu Ihnen sagen darf, hat mir schon wohlgetan. Wir lernen beim reden: ich danke Ihnen, daß Sie mich glauben machen, was ich nicht allein begreifen wollte — das nicht-halten-können. Wie glücklich Sie sein müssen, daß Sie diese Weisheit leben! Dann kann Ihnen ja nichts, nichts geschehen.«

Er geht auf Norellen zu und legt ihm die Hände auf die Schultern.

»Ich danke Ihnen. Sie sind ein starker Freund.«

Und Norellen sieht ihn groß an. Es hat gar keinen Sinn, daß ich ihm antworte. Es hat alles gar keinen Sinn. Es hat alles gar keinen Sinn.

»Gute Nacht, Herr Doktor. Sie sind gewiß auch müde. Bis Morgen.«

Er läutet dem Diener.

»Führen Sie Herrn Doktor zu seinem Zimmer und dann kommen Sie noch einmal zu mir.«

— Der Diener kommt und steht wartend an der Tür. Norellen sitzt am Tisch.

Es hat alles gar keinen Sinn. Es hat alles gar keinen Sinn . . . .

Norellen schreibt einen Brief.

»Bitte, verehrter Herr Doktor Kron, entschuldigen Sie mich. Der Tod meiner Eltern greift mich trotz der langen Zwischenzeit doch mehr an, als ich glaubte. — Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Morgen abzureisen. Es ist keine Böswilligkeit, wenn ich das bitte. Es geht um mehr, als Sie ahnen können. Wollen Sie mein Freund werden? Wir sprechen uns bald. Aber Morgen früh fahren Sie bitte ab.«

— »Legen Sie den Brief morgen früh Herrn Doktor Kron auf den Tisch. Und helfen Sie ihm zur Bahn. Er muß seiner Praxis wegen dringend abreisen. Mich wecken Sie nicht. Ich bin nicht wohl. — Gute Nacht.«

Der Diener geht. Norellen ruft ihn zurück.

»Oder sagen Sie Herrn Doktor Kron, ich sei schon sehr früh mit dem Zug abgefahren. Ich hätte ein Telegramm bekommen.«

II

Norellen konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Er brannte seine Augen in das Dunkel des Zimmers und suchte Besinnung. Da vor ihm stand das Fensterkreuz, weiß und gereckt gegen den Himmel. Die Vertikale machte einen scharfen Schnitt durch diesen Himmel, daß er auseinanderbrach: links hing der Mond im Nebel, auf der rechten Seite war alles Schwarz.

Digitized by Google

Norellen konnte von diesem Schwarz nicht loskommen und fühlte sich bedrückt. Um einzuschlafen, zählte er leise vor sich hin. Die Monotonie dieses zählens wirkte denn auch wie die gleichmäßigen Töne, die Kranke vor einer Operation in die Narkose flüstern. Er verfiel in einen Halbschlaf und atmete ruhiger. Aber dann erhob er mit einem plötzlichen Ruck seinen Oberkörper. Ihm fiel ein, daß man ihm als Kind einmal von dem seltsamen Vorgang erzählt hatte, der manchen Sterbenden kurz vor ihrem Ende angeblich zustößt: daß ihnen nämlich der Ablauf ihres Lebens wie auf einem Filmstreifen noch einmal mit magischer Klarheit vor Augen kommt, und daß daher wohl auch das lächeln zu erklären ist, das sie über den Tod hinaus auf den Lippen tragen: sie mögen durch diese unerbittliche Vision wissend geworden sein.

Einer ähnlichen Vision war er offenbar soeben erlegen.

Er wußte! Er wußte nun, was ihm trotz angestrengtem grübeln gestern nicht ins erinnern kommen wollte und wonach er so gesucht hatte. Er wußte nun die Beichte, von der im Tagebuch geschrieben war.

— Das Infanterieregiment, in dessen Stab er die Stelle eines Ordonnanzoffiziers bekleidete lag vor V. Es war Spätsommer, und die hellen Nächte, in denen das kalkige Gelände noch vor kurzem wie ein sanfter Trost geleuchtet hatte, waren durch brüchigen Regenhimmel verdrängt.

Er war vom Urlaub an die Front zurückgekehrt und hatte bei seiner Meldung sogleich Befehl bekommen, trotzdem er sich — offenbar infolge einer tiefsitzenden Erkältung — nicht wohl fühlte mit dem Stabsarzt Kron im vorderen Graben die Nacht zu verbringen, um bei einem Angriff der gegen Morgen erwartet wurde, die notwendige Verbindung zum Regimentsgefechtsstand aufnehmen zu können.

Müde und zerschlagen war er im Unterstand angekommen, die Begrüßung mit Kron war bemerkenswert eintönig und deprimiert, das Gespräch, das sonst so oft die Unruhe vor Angriffen in erträgliche Bahnen gezwängt hatte, war zuerst auffallend lahm gewesen. Kron hatte dann nach seinem ergehen während des Heimataufenthaltes gefragt, man hatte die Chancen des kommenden Morgen erwogen, man war schließlich, wie immer vor unbekannten Ereignissen, darauf gekommen das »Schicksal« zu untersuchen und Ahnungen zu kontrollieren, die man selbst oder Bekannte gehabt hatten.

— Norellen wußte jetzt fast die wörtlichen Gespräche. —

Kron: »Ahnungen haben ganz sicherlich ihre tiefere Bedeutung. Oder ist Ihnen, Herr Leutnant, etwa noch nie derartiges begegnet?«

Norellen: »Ich habe mich bisher nie mit solchen Geheimnissen abgegeben. Es existieren in meiner Auffassung vom Leben bestimmte Grenzen, die ich mir gesetzt habe, und über sie habe ich mich nie geführt. Sicherlich glaube ich an Bestimmung, aber ich wich bisher dem Glauben aus.«

»Bisher? — Ist Ihnen neuerlich eine andere Erkenntnis gekommen?«

Digitized by Google

— Norellen mußte lächeln. Wie genau er selbst der Kleinigkeiten sich heute abend erinnert.

Ich zog meine Uhr und sah nach, wie spät es ist. Ja, und dann habe ich Kron alles erzählt.

»Ich fürchte, Herr Doktor, habe ich gesagt, daß mir jetzt diese neue Erkenntnis kam. — Ich werde morgen früh einer der ersten Verwundeten sein, mit dem Sie Ihre Mühe haben .....«

Dr. Kron war ein wenig verlegen gewesen. Wie er das denn deuten solle? Ob er, Norellen, davon etwa auf der Fahrt in der Bahn geträumt habe?

Nein, etwas viel entscheidenderes sei geschehen.

»Ich habe in der Heimat eine Bekannte. Sie ist in nichts das, was man gemeiniglich eine visionäre Natur nennt, im Gegenteil — sie ist ein lebhafter, mutiger Mensch. Jung verheiratet übrigens, der Mann natürlich auch an der Front. — Ich bin ihr mit vielen Gefühlen verbunden und habe jeden Urlaub dazu benutzt, sie zu besuchen, wobei dann stets einige Stunden in unbetonter, aber sehr naher Gemeinschaft verliefen. Und ich bin immer mit einem beglückenden Gefühl wieder an die Front gegangen: hier ist ein Mensch, der dich hält, und der dir Kraft gibt. — Vorgestern, also am letzten Tage der Urlaubszeit, war ich wieder bei dieser Dame, um mich zu verabschieden. Sie sah sehr elend aus. Ich fürchtete schlechte Nachrichten, die ihr Mann ihr geschickt haben könnte. Nein, ihr Mann sei in der Etappe, nun endgültig, und da er ja weder Ambitionen soldatischer Art noch etwa gar große private geistige Regsamkeit besitze, ginge es ihm also glänzend, ja, sie habe manchmal das Gefühl, der Krieg müßte, wenn er wünschen sollte, eine Ewigkeit dauern, so wohl schiene er sich zu fühlen. — Dann mußte also etwas anderes geschehen sein. Ich fragte sie geradeheraus. Sie lächelte, und mir war mit einemmal ganz klar, daß bestimmt etwas geschehen sei, etwas sehr schlimmes. Kennen Sie solche Zustände? So etwas ist grauenhaft, Herr Doktor. Man faßt den Blick seines Gegenüber, aber man gleitet an den Wölbungen der Augen machtlos ab, man fällt mit seinem Blick, die Wangen entlang, zum Mundbogen, über das Kinn, über den Körper, ins Dunkle, Bodenlose, Gähnende ... Und wie die Wangen waren! Ganz blaß und schlaff. — Früher standen sie wie Wälle, die das Feuer der Augen hüteten. Jetzt schienen sie gänzlich ohne Widerstand, sanken ab zum Mund, ohne Energie und ohne Zusammenhang. — Und der Mund versagte auch seine Hilfe. Er war eine farblose schmale Linie, das lächeln saß auf ihr wie ein Vogel auf dem letzten Zweig eines Baumes, schwankte, zirpte einen mageren Ton, schwieg, schwankte, konnte sich nicht halten, flog abwärts, zerschellte an der Starre des vorgebogenen, Stein gewordenen Kinnes ... — Ich hatte Angst. Ich nannte sie zum erstenmal mit ihrem Vornamen, ich fing an zu betteln, zu flehen, sie solle mir sagen, was sie bedrückte. —

Da stand die Frau auf, riß aus der Vase vor ihr eine Tulpe heraus, drückte sie mir mit Gewalt in die Hand und schob mich mit Gewalt aus der Tür: »Gehen Sie, lieber Freund. Es ist sehr schrecklich. — Ich fürchte, wir sehen uns nicht gesund wieder.« —

Digitized by Google

Ich bin sehr deprimiert am nächsten Morgen zum Zug gegangen und, wie Sie merken werden, ich fühle mich jämmerlich.« —

— Dr. Kron hatte dann nach einer Weile gefragt: »Und daraus schließen Sie also, daß man Sie morgen früh anschießt?«

»Ja.«

Da war Dr. Kron aufgestanden und wortlos hinausgegangen. Fünf Uhr fünfzehn war der feindliche Angriff losgebrochen, fünf Uhr siebzehn hatte Norellen mit aufgerissener Brust keuchend im Graben gelegen und war erst wieder zur Besinnung gekommen, als am Abend Dr. Kron an seinem Strohlager ihm die Hände streichelte und ihm sagte, daß ein Lungenschuß, auch wenn der eine Flügel wohl nicht mehr zu retten wäre, durchaus keinen Grund zur Hoffnungslosigkeit geben dürfe.

... Norellen erhob sich und ging ans Fenster.

Warum lebe ich! Warum lebe ich! Wer hat mein Leben in seinen Händen gehalten!? Wer hat mich mit Sorge geführt? Wer hat mich gerettet? — Marianne. Sie hätte damals genau so gut sagen können: »Lieber Freund, ich fürchte, wir sehen uns nicht wieder« —: dann läge ich jetzt vermodert und zertreten dort draußen. — Das habe ich dem Doktor Kron bisher nicht verraten. Das soll er noch hören.

Dabei fiel ihm ein, daß die Klingelleitung zum Diener seit einigen Tagen nicht in Ordnung war. Er beschloß, einen neuen Brief zu schreiben und Dr. Kron zu sagen, wie wenig freundlich seine Aufforderung war, ihn zu so unmotivierter Abreise aufzufordern. »Bleiben Sie nur bei mir. Wir werden noch manches zu bereden haben, und ich glaube, Sie, Herr Doktor, können mir mindestens soviel helfen, wie ich Ihnen angeblich Hilfe bin.«

Den Brief legte Norellen vor die Tür zu seinen Stiefeln. Dort mußte der Diener ihn finden und konnte, falls er selbst jetzt schlafen durfte, die Abreise Dr. Krons verhüten.

Dann überkam Norellen eine tiefe Heiterkeit.

Er griff mit Sehnsucht gegen den Himmel und fühlte den neuen Tag schon durch die Wolken.

III

Wer führt unsere Wege? Wie kann ich sagen: ich will? Wie kannst Du mehr tun als Dich treiben lassen? — Unser atmen unterliegt den Strömen der Jahreszeiten: Frühling und Herbst, Sommer und Winter — und wenn wir die Hände in den Schooß legen: immer leben die Wellen.

Norellens Tage bekamen lange keine Gestalt. Vor seinem besinnen standen festgefügte Bilder, die mit Unerbittlichkeit Halt geboten und vor deren Befehl selbst der Lauf der Stunden stagnierte.

Infolge eines Zufalls war die Abreise Dr. Krons nicht aufgehalten worden.

Als Norellen damals erwacht war, schien die Mittagssonne.

Digitized by Google

Norellen hatte bedauert, aber nichts unternommen, den verjagten Gast nachträglich mit Wahrhaftigkeit aufzuklären oder bereuend zurückzubitten. Kron hatte freundliche, verstehende Zeilen geschrieben — wie lange lag das alles schon zurück! Wie weit war Norellen seit damals getrieben!

Die Bilder vor seinem Auge verdichteten sich. Er begann mit einfachen Mitteln, sie zu zerteilen und ihrer Herr zu werden. Er benutzte alle Erfahrungen seiner Kriegsjahre, um zum Ziele zu kommen. Der Diener hatte längst Befehle bekommen, wie sie präziser von keinem Soldaten entgegengenommen werden können: noch wenn es dämmerig war, ließ Norellen sich wecken. An die Zeiger der Uhr klammerte er seinen Lauf. Mit Pünktlichkeit wurden die Mahlzeiten serviert, mit Pünktlichkeit begann der abendliche einsame Spaziergang durch den Garten, mit Pünktlichkeit fing die Arbeit an, vormittags vier Stunden, nachmittags zwei Stunden, abends von neun Uhr bis gegen Mitternacht.

Alle Memoiren und Aktensammlungen, die der alte General, Norellens Vater, im Laufe einer an Ereignissen höchst komplizierten und bedeutsamen Zeit mit sichtlicher Lust an konkreten Belegen zusammengetragen hatte, waren zu Konvoluten verarbeitet, alle eigenen Kriegsaufzeichnungen hatten ihre ausführliche Niederschrift gefunden. Mit krankhaft gesteigerter Gier hatte Norellen Material gesammelt, das bereits als Buch oder im Zeitschriftenbeitrag ihm zugänglich gewesen war.

Nun die Abende länger wurden, sanken Norellens Hände wieder in Betäubung. Er konnte nicht an das Produktive seines Schaffens glauben. Alles verlief, alles wurde schal. —

Er begann neue Wege zu suchen.

Aber alle Wege versagten sich ihm am ersten Wegweiser.

Alle Wegweiser trugen einen Namen: Marianne.

Er ging wie ein Blinder. So, glaubte er, ließe sich auf freiem Felde wandern.

Aber über das freie Feld zog der Sturm.

Jeder Sturmschrei schrie einen Namen: Marianne.

Er schlug sich seinen Willen wie Pflöcke in die Ohren: ich will nicht hören. Ich — will — nicht hören!

In ihm hub das sausen an, schwoll wie das klingen einer schweren Glocke.

Jeder Schlag schlug einen Namen: Marianne.

Wenn ich durch meinen Garten gehe, dachte Norellen, kann ich ihr Haus sehen. Ich kann sie besuchen. Ich kann zu ihr gehen und niemand stört uns. Ihr Mann ist gefallen. Sie ist eine Witwe. Sie ist allein, wie ich allein bin. Warum gehe ich nicht? Warum, um Gotteswillen, gehe ich nicht!

Diese Frage stand auf und übertönte Wind und Glocken.

Norellen erhebt sich des Morgens, wenn es noch dunkel ist: Warum gehe ich nicht?

Norellen beginnt seine Tage: Warum gehe ich nicht?

Norellen legt sich des Abends zur Ruhe: Warum gehe ich nicht!

Digitized by Google

Norellen erwacht des Nachts: Warum gehe ich nicht!

Norellen fragt und fragt, bis die Bogen seines Herzens einbrechen und es den Schlag verweigern will.

Es spaltet in zwei Teile, langsam, täglich, bis beinahe zur Mitte.

Da stößt der Riß auf Widerstand: Norellen, geh!

Norellen nickt: Ja.

Das Herz schlägt weiter.

IV

Norellen stand lange in der Halle und versuchte, sich zu bedenken.

Mariannes Dienstmädchen hatte ihm seine Karte abgenommen: die gnädige Frau sei im Hause und würde sogleich erscheinen.

Er sah nach Gegenständen, die ihm Mariannes Gegenwart hätten vorbereiten können. Nicht, daß er im Zweifel war, wie ihr Angesicht, ihre Gestalt sich darstellen würden: er war bemüht, vorzufassen, um Sicherheit zu erlangen. Aber die Halle lag kühl und ohne sinnliche Merkmale.

Er besann sich, daß dort die Tür war, durch die er damals taumeln mußte, doch selbst sie entbehrte aller Greifbarkeit.

War alles wirklich vergangen? Oder war alles so im Leben, daß es im gleichmäßigen Fluß lag und man darin schwamm, ohne Anfang und Ende zu denken? Norellen entschied unschwer: alles ist selbstverständlich. Er hatte die Monate vergessen, die zurücklagen, und streifte die vergangene Nacht wie einen leichten Schleier ab.

Nichts von Unruhe blieb hängen.

Als Marianne endlich zu ihm trat, küßte er ihr die Hand und ging wortlos hinter ihr her in das Zimmer, in das sie ihn führte.

Sie nahmen Platz und Marianne begann ein Gespräch.

»Es ist gut, daß Sie kommen. Ich habe oft an Sie gedacht. Es hat mich erschüttert, wie recht ich damals prophezeite. Die Nachricht von Ihrer Verwundung traf mich. Ich war sehr in Sorge. Die Zeit war so bitter. Und dann der Todesfall im eigenen Hause. Mein Mann hatte wahrhaftig als letzter ans sterben gedacht. Aber man muß überwinden. Sie haben ja auch viel gelitten. Beide Eltern, so schnell hintereinander. Sie werden sehr allein sein. Ich denke manchmal, daß es den Menschen doch nicht gegeben ist, allein zu sein. Sie können dann so wenig leben. Die Ausdehnung fehlt — die Resonanz. Ja. Aber immer, wenn ich dann an Sie dachte, war mir leichter, Norellen.«

Norellen nickte.

»Lieber Norellen, vielleicht ist es besser, wenn Sie mir von Ihrem ergehen erzählen?«

Norellen nickte.

Digitized by Google

»Es geht mir ganz gut, oh, danke. Gewiß, ich bin auch allein, viel allein, aber —«

Norellen versuchte mehrmals, Marianne anzusehen. Aber sie saß mit dem Gesicht halb von ihm abgekehrt, und seine Augen strichen über ihr Haar. Sie kauerte tief im Sessel und ihre Stimme war leise:

»Ich glaube doch, daß Sie es besonders schwer haben. Wenn ich die Briefe lese, die Sie mir aus dem Felde schickten, bin ich oft jetzt erschrocken, was man Ihnen alles zumutete. — Waren Sie eigentlich traurig, daß ich Ihnen nie antwortete? Ich konnte nicht. Ich hätte mich hinsetzen und Ihnen dieses und jenes erzählen können, aber dann dachte ich, dazu ist Norellen zu schade. Ich habe mir schon manchmal ausgemalt, wie Sie vielleicht auf Antwort von mir warteten — mein Mann hatte mir so viel davon erzählt, wie wichtig alle im Feld die heimatliche Post nahmen — aber ich hätte Ihnen vermutlich mit meinen beiläufigen Berichten das Herz kaum leichter gemacht. — Einmal habe ich Ihnen einen ernsthaften Brief geschrieben . . .«

Norellen schüttelte sich.

»Ich habe nie eine Zeile von Ihnen bekommen —«

Marianne legte ihre Handflächen zusammen, als zerpresse sie in ihnen ein denken.

»Ich habe den Brief nicht abgeschickt. Er hätte Sie auch kaum erreicht. Ich schrieb an dem Tag, an dem Sie den Schuß bekamen —«

»Was stand in dem Brief, gnädige Frau? — Oder wissen Sie es nicht mehr?«

Marianne öffnete ihre Handflächen wieder und entließ die gekrampften Finger, die über das Leder des Sessels griffen.

»In dem Brief stand natürlich: Norellen, Sie müssen bald zurückkehren. — Es war eine heillose Zeit. Ich war zerquält, gehetzt, beunruhigt von jedem Geräusch. Ich konnte nicht schlafen. Ich konnte den Tag nicht erwarten in der Nacht und konnte das Licht nicht ertragen am Tage. Und in diese Hetze hineinverwoben all das geschehen, das so schwer zu ordnen war. Der Abschied von Ihnen, bei dem ich so bestimmt wußte, daß Sie Schaden nehmen sollten. Ihre Verwundung — und am Abend, ohne daß ich schon davon Nachricht hatte, mein Brief. Unruhe — Unruhe. — Schließlich nahm ich die Photographie, die Sie mir geschenkt hatten, und hängte sie dort über meinem Schreibtisch auf. Und am Abend dieses Tages das Telegramm: mein Mann sei tot. — — — Niemand hätte sich zurechtgefunden in diesem Rätselhaften. —«

Norellen konnte nicht mehr sitzen. Er erhob sich und ging durch das Zimmer. Ja, über dem Schreibtisch hing sein Bild. — Was hatte Marianne alles gesagt? Daß sie es schwer damals hatte und daß niemand sich zurechtgefunden hätte. Man hätte Trost gebraucht. — Ja, über dem Schreibtisch hängt mein Bild.

»Gnädige Frau? —«

»Norellen?«

Digitized by Google

»Gnädige Frau — was haben Sie mir alles gesagt? —«

Mariannes Finger nahmen den Weg über das Leder des Sessels wieder auf. Sie liefen Kreise und schienen die Tangenten zu suchen. Marianne biß die Lippen aufeinander und schwieg. Die Kreise liefen bald näher zusammen, entfernten sich, liefen näher und wurden schließlich ganz klein.

»Norellen — das ist alles nichts Neues.«

»Und über dem Schreibtisch hängt seit damals mein Bild?«

»Ja. — Ich habe es gern. Es gibt viel von Ihnen. Uniform entstellt nicht immer. Es ist im Ausdruck viel von dem darin, was ich Norellen nenne.«

Norellen trat leiser auf. Aus dem Dunkel der Zimmerecke wehte ihm etwas entgegen, das ihn warm machte. Alles erschien ihm wie ein weicher Strom, der sich gegen ihn ergoß, dem er sich hingab, und dem er, mit geöffneten Händen, die Deutung abpreßte: Norellen, wie warm ist das Leben. Du mußt nun froh sein. — Dann fiel ihm ein, daß niemand im Zimmer redete. Wie er Marianne suchte, kauerte sie im Sessel, den Kopf auf die Arme gelegt, und in einer Reglosigkeit, die ihn streichelte.

»Gnädige Frau — wenn Sie sagen, daß das alles nichts Neues ist, was Sie mir erzählten — wie war es möglich, daß ich vier Jahre im Felde stand? Wie konnte ich denn leben — wenn Sie — —«

Marianne antwortete nicht mit Wort oder Gebärde. Norellen fühlte, wie das Warme, das ihn jetzt ganz umfloß, Macht bekam, und schwieg auch. Aber die Stille war nun keine Last mehr, und die Ängstlichkeit, die so oft aus schweigenden Zimmern plötzlich aufschreit, begann ein singen, hob sich und formte den Himmel, der in Sternen blüht.

Norellen, der zweiunddreißig Jahre dazu gebraucht hatte, Form zu finden und seinen Inhalt zu messen, wurde unter diesen Himmel gerissen.

Er begann seine Wanderung durch das Zimmer von neuem und erlebte die Unendlichkeit, die ein einziger Schritt währen kann, vom heben eines Fußes bis zum senken: eine unmeßbare Ebene.

Drei solcher Schritte beschied ihm das Schicksal.

Dann fiel er vor Marianne in die Knie, und sie küßte ihm Haar und Hände.

»Norellen —«

»Marianne — Du hast mein Leben in Deinen Händen.«

»Norellen — ich schenke unser Leben an Dich.«

Norellen trug Marianne auf seinen Armen und legte sie dann nieder.

Sein Körper fiel über sie und sie gaben sich ganz ineinander.

V

Über Norellen war der große Hunger gekommen, wie er einen Mann befallen kann, der Zeit seines Lebens keinen Weg zu einer Frau gefunden hatte. Er verbrachte nur sehr wenige Stunden noch in seinem Hause, und nichts wollte ihm in seinen Zimmern mehr genügen.

Digitized by Google

Da seit mehreren Tagen Schnee fiel, wie man ihn an Dichte kaum kannte, erhielten alle Geräusche einen fernen Klang, wurde das Laute leise und alles Erdhafte begann sich in Schwingungen zu lösen —, Grund genug, um die inneren Regungen Norellens in sich zu begreifen und aus ihm zu saugen.

Alles wollen begann wach zu werden.

Aus dem Fluß jeder Ader kam ein Kristall, wuchs hoch und fand Verbindung mit dem zweiten. Ketten bildeten sich, begannen Wanderungen, trieben einander, lagerten zusammen und türmten sich höher und höher. Ein Berg erwuchs, seine Spitze ging über alles, und auf ihm stand Norellen, übersah die Weltebene und wurde geöffnet von der Weite des Ausblicks. So war ihm das Leben bisher nicht erschienen, und es packte ihn ganz.

Er teilte den Herzschlag mit Marianne. Es waren keine Süßigkeiten eines ersten Rausches, die sie kosteten. Sie belauerten sich genug, um zu spüren, daß sie Raum übersprungen hatten, den andere Menschen mit Wohlgefallen, am liebsten auf allen vieren, durchkriechen. Sie lebten zu stark, um sich in Geruhsamkeit zu verhaften, und Norellen war zu wach, um im Schooß der geliebten Frau zu träumen.

Immer schrie sein wissen.

Einmal sagte er zu Marianne: »Du kannst nicht ermessen, wie es mich treibt. Ich bin mit allen Fasern gefangen. Ich kann nichts, nichts, nichts denken, ohne daß Du zwischen meine Vorstellungen trittst.«

Und ein andermal, als ein abendlicher Spaziergang sie an die Ufer des Sees führte, der in Mond und Schnee alle Grenzen aufgegeben hatte, sagte er:

»Siehst Du, diese Landschaft ist mein Teil. Alles ist Eins.«

Marianne fragte lächelnd: »Und wo bin ich in dieser Landschaft?«

Norellen, mit großem Ernst: »Marianne, dann wirst Du mein Auge sein, das alles dieses aufsaugt.«

Marianne schwieg und zog Norellen am Arm, daß sie nach Hause gehen wollten. Dazu schlug sie den Kragen ihres Pelzes am Hals zusammen, und Norellen empfand, wie kalt ihr war.

— Mehrere Tage vergingen, und obwohl Norellen das Gefühl behauptete, keine Ungleichheit auf der gemeinsamen Ebene zu spüren, fand er Anlässe zur Unruhe. Ihm war jener Abend am See eine Erinnerung, die ihn benagte.

Marianne trug eine Scheu an sich. Das blieb.

Er sann nach dem Grunde, er fragte, Marianne schüttelte den Kopf in einem kühlen lächeln: es sei nichts geschehen und er müsse glauben.

Aber Norellen erhob sich aus ihren Umarmungen nicht mehr ganz befreit und trug an der Last eines plötzlichen erschreckens: Wie willenlos gibt sie sich mir hin! Wie sehr duldet sie mich, mit gelösten Gliedern, ohne Griff und halten — —

Digitized by Google

Da schrie eine Angst in ihm auf.

Wie sie des Abends in Mariannes Zimmer saßen, fügte sich ein Gespräch. Norellens Augen bekamen einen Funken, der aus schwarzem Grund aufsprang und zuckte.

»Marianne, Du mußt mir sagen, was Dich quält.«

Marianne sah ihn groß an und konnte die Traurigkeit nicht verschlucken, die in ihr wuchs.

»Lieber, frag mich nicht. Du bist so unsicher. Es quält mich nichts, als wenn Du Dich um mich besorgst. — Nicht wahr, wir sind empfindsam und können uns nicht immer gegen Stimmungen wehren. Es ist eine Stimmung, etwas Momentanes, ganz ungreifbar, — es vergeht.«

Norellens Angst wurde nicht kleiner.

»Es gibt doch nichts, das nicht in uns wäre. Also auch Stimmungen haben ihre Quelle und ihr Gewicht. Sag mir, was Dich bedrückt.«

Marianne spürte das nachdrückliche bitten in Norellens Stimme. Sie wehrte sich mit lächeln. Aber wie sie den Mund verzog, erkannte sie schon das Unzulängliche solcher Wehr. — Sie wog — vielleicht hatte Norellen das richtige Gefühl, daß die Last, die sie wußte, größer war als sie es bis jetzt hatte glauben mögen. — Sie überlegte, was sie sagen wollte und sprach in sich hinein. Sie sammelte eine Reihe von Worten, legte sie, begann zu ordnen . . . aber dann schüttelte sie hart ihre Schultern.

»Nein. Lieber, es ist bestimmt falsch, wenn ich jetzt rede. Es ist Nacht, und nachts soll ein Mann nicht mit einer Frau Gespräche beginnen. Ich glaube nicht daran, daß die Dunkelheit uns ehrlich macht. Sie überfällt uns und peinigt, sie gibt vor, behutsam die Wahrheit aus uns zu nehmen — und läßt uns in Gelächter sitzen, wenn wir ihr verfallen sind: weil wir falsche Dinge sagen mußten.«

Norellen atmete offener. Gott sei Dank, sie wehrt sich. Also lebt sie.

»Wirst Du mir Morgen am Tage sagen, was Dich bedrückt?«

»Norellen, Morgen ist ja längst alles gut.«

Norellens Blick fiel in den Spiegel an der Wand. Er sah sein Bild und erschrak vor der Sorge, die in sein Gesicht gelegt war.

»Ach Liebe — aber gestern und vorgestern — — ?«

Mariannes Hände falteten sich.

»So fern bin ich Dir? — Halte mich doch, Norellen, halte mich doch!«

Norellen starrte fassungslos den Spiegel an. Das Gesicht da oben lacht schmerzlich. Es zeigt einen schrecklichen Riß: den gepreßten Mund. — Wie aufgezerrt die Augen sind. Und wie die Brust flackert. Ein Lungenschuß? — Es blutet fast weiß. Kleine Bläschen zerspringen. Der Mann da oben liegt im Dreck eines zertrampelten Schützengrabens und möchte so gern sterben . . . Norellen sprang auf, daß Marianne ihn entsetzt ansah und einen Schrei ausstieß.

Digitized by Google

»Lieber — Lieber —«

Norellen taumelte und warf seinen Kopf Marianne in den Schoß. Er wollte sich in die Dunkelheit flüchten und nicht mehr denken müssen heute nacht. Marianne zitterte in unbekannten Ängsten. Sie strich ihm über den Kopf. Mein Gott, mein Gott, was ist geschehen.

»Lieber Norellen, ich will Dich doch nur erfreuen. Lieber Norellen, sei ruhig. Ich bin ja bei Dir. Lieber Norellen, höre mich doch an.«

Norellen sah mit geschlossenen Augen an ihr empor und schlug die Hände um ihren Hals.

»Lieber Norellen, sei ruhig. — Siehst Du, wie recht ich habe? Man darf sich nicht von der Nacht mißbrauchen lassen. Sie ist eine Bestie, ein Tier. Siehst Du, wie recht ich habe? Wir wollen so etwas nie wieder tun.«

Sie lächelte wie eine müde Mutter.

»Lieber — die Nacht ist nicht für die Sprache unserer Worte geschaffen. Die Nacht ist — für das Ja unserer Körper. — — Nimm mich. — — —«

Norellen öffnete die Augen und riß Marianne in seine Küsse.

»Lieber Norellen, halte mich!«

Da fiel Norellen zusammen wie ein geschlagener Baum. Seine Finger entließen ihren Griff, seine Augen wurden blind, über seinen Körper deckte sich Eis. Er konnte kein Glied regen, und alle Worte waren erfroren.

VI

Am nächsten Morgen kam ein Brief von Dr. Kron. Er hätte bis jetzt vergeblich auf Nachrichten gewartet und oft an Norellens versprechen gedacht, ihn auch einmal zu besuchen. Nun sei es wirklich an der Zeit, daß Norellen käme. »Sie werden überrascht sein und sich hoffentlich mit mir freuen: denken Sie, ich habe mich vor einigen Wochen wieder verheiratet. Ich bin restlos glücklich und habe nur den einen Wunsch, Sie, lieber Freund, davon zu überzeugen, wie wenig zuträglich Ihre Lebensweisheit ist. Glauben Sie mir: man kann halten! Man muß halten! Ich möchte mich nicht dem Verdacht der Indiskretion aussetzen — aber wenn Ihnen je eine Frau begegnen sollte: halten Sie mit allen Kräften zu ihr, halten Sie sie! Das Leben ist so, daß es gezwungen werden will, wenigstens von uns Männern. Eine Frau soll nur geben — aber ein Mann muß nehmen und nehmen ... Sie sollten auch heiraten: es würde Sie in manchem belehren und müßte Ihnen viel Freude bringen.«

Norellen empfand diesen Brief wie eine Drohung. Er war außerstande, das freundliche und gut gemeinte aus den Zeilen zu spüren — er ließ sich fast zu Haß gegen Kron treiben und fand keine andere Stellung als trotzige Defensive: was geht diesen Mann mein Leben an!

Er beschloß, nicht zu antworten, und zerriß den Brief.

Digitized by Google

Aber dann fiel ihn eine Scham an, er flüchte ja gleichsam, er wiche aus – und er setzte sich, um doch zu schreiben.

Er vermochte keine Zeile zusammenzutragen und verfiel an seinem Schreibtisch einer schweren Depression.

Der Diener servierte das Mittagmahl. Als er nach geraumer Zeit wieder ins Zimmer trat, saß Norellen noch reglos, und die Speisen waren erkaltet. Norellen bedeutete ihm, daß er erst am Abend zu essen gedenke, und der Diener entfernte sich.

Nun der Tag im Dickicht einer mondlosen schweren Dunkelheit versunken war, gab Norellen es auf, an Kron schreiben zu wollen.

Seine Gedanken fingen sich wieder: – Marianne.

Es kann nichts zerstört sein, dachte er. Ich werde zu ihr gehen – ach Gott, wie konnte ich den Tag über hier sitzen, statt zu ihr zu gehen! Was mag sie von mir denken – ich bin heute Nacht nach Hause getaumelt, ja, ich war nicht bei Besinnung. Ich bin ihr fortgelaufen, so unbesonnen konnte ich sein. – Ich werde jetzt lange bei ihr bleiben.

Er läutete dem Diener.

»Hüten Sie das Haus. Ich verreise auf einige Tage.«

»Ist der Herr am Heiligabend hier?«

Norellen überkam eine Heiterkeit. Er hatte nie daran gedacht, daß Weihnachten nahte.

»Ja, dann bin ich zurück. Besorgen Sie einen großen Tannenbaum. Und viele Lichter. Wir werden alles schön und feierlich machen.«

Auf dem Wege zu Marianne stieg die Freude in ihm höher. Es kam ihm in den Sinn, daß Weihnachten für ihn Zeit seines Lebens das liebste Fest gewesen war. – Nun wollte er Marianne zu sich ins Haus bitten.

Wie er das dachte, ging er langsamer. – Ich möchte Marianne heiraten. – Es ist ja auch selbstverständlich, daß ich das bald tue. – – –

Marianne war blaß, und ihr Gesicht schwieg in müden Flächen. Vor ihr auf dem Tisch lag ein Buch. Aber Norellen fühlte, wie wenig sie damit beschäftigt gewesen war.

Er nahm alle Befangenheit aus seinem Ton und bemühte sich, sorglos zu scheinen.

Marianne küßte ihn, ehe er viel sprechen konnte. Da stand die Angst wieder in ihm auf. Ihr Kuß war kalt und er sog einen Geschmack von Blut aus ihren Lippen.

»Verzeih, liebe Marianne, daß ich nicht eher kam.«

Marianne schlug das Buch zu.

»Ich sorge mich um Dich.«

Er warf von neuem alle Kraft gegen die Angst, die an ihm kroch.

»Es gibt keinen Grund zur Sorge.«

Digitized by Google

Er hörte seinen Ton wie eine Siegesfanfare und ließ sich aus den Fesseln, daß seine Worte wie Strahlen schossen.

»Ach, was gibt es Sorge, Marianne! Es ist lächerlich, sich so gehen zu lassen, wie ich es in der Nacht tat! Ach, Du geliebtes Leben, was kümmere ich mich dauernd! Ich muß mich schämen. Verzeih mir. Ich falle wirklich in jeden Brunnen meiner Seele und denke zu ersticken, statt daraus zu trinken und stark zu werden und weiter zu wandern. — Wir wollen nicht mehr von all dem sprechen. Wir wollen leben und vernünftig sein. Es hängt wirklich nur von einem selbst ab, ob man glücklich ist oder unglücklich sein muß. Ich verspreche Dir, mich immer jetzt zu wehren, daß nichts mehr an mir frißt.«

Sein Blick traf auf Mariannes Hände. Er schwieg.

Mariannes Finger lagen gestreckt und schmal. Er bemerkte kein leben, kein zucken in ihnen. Sie erschienen ihm wie die Rippen eines herbstlichen Blattes, durchsichtig und gestorben, und der Gedanke erschütterte ihn, ein Wind käme und trüge sie in die Nacht.

»Meine Liebe Du . . . «

Marianne sah ihn an.

»Meine liebe Marianne, — wenn Du nur zu mir hältst, dann ist alles gut. Du wirst zu mir halten, ja? — Es wird gut sein, wenn wir heiraten. Es ist sicherlich nötig, daß wir mehr bei einander sind, um uns zu verstehen.«

Marianne rührte sich nicht.

»Ich glaube Dich zu verstehen, Norellen. — Es wird nicht gehen.«

Norellen drängte näher an sie.

»Ja. Ja, es wird gehen. Ganz bestimmt wird es gehen. Ich glaube an Schicksal, Liebe. Und dieses Schicksal hat Dich für mich befohlen.«

Er überfiel sie mit seinem Atem und brannte sie mit seinen Worten:

»Ich liebe Dich, Marianne. Ich liebe Dich, Marianne — ich liebe Dich. Halte zu mir, meine Geliebte . . . .«

Marianne wich vor ihm.

»Ich will alles für Dich sein, Norellen. Aber das wird Dir nicht genügen.«

Norellen: «Was könnte ich mehr wünschen!»

Marianne schob Norellen von sich und ging ans Fenster. Sie legte den Kopf gegen die Arme, daß er ihr Gesicht nicht zu sehen vermochte.

»Norellen — ich weiß, was Dich gestern Nacht befiel. Ich werde Dir bald eine Last sein. Ich bin eine Frau, die zu sehr Frau ist, um Dir für das Leben gutes zu bedeuten. Ich muß ganz ausgeschöpft werden — — und Du brauchst einen Menschen, der gibt, auch wenn Du ihn nicht zwingst noch bittest. — Ist es so? — Du bist nicht hart genug, Führer zu sein. — Ich soll das

Digitized by Google

Auge sein, das Deine Landschaft aufnimmt, erinnerst Du? Ich soll halten — und Du glaubst nicht daran, daß Du es kannst, ach, daß man überhaupt es kann. — Ich bin eine Frau, Norellen: eine Frau nimmt man. . . . . Ich rede nicht von all den äußeren Dingen, die das belegen könnten — aber auch sie sind Ausdruck für inneres geschehen — — Norellen, wie weh tut mir alles, was ich sagen muß. So verliere ich mein Leben . . .«

Norellen vermochte nicht, sich zu erheben.

»Du mußt gehen und sie an Dich reißen,« sagten seine Arme.

»Du mußt sie in Dich aufsaugen,« flehte sein Mund.

»Du mußt wie eine Welle über sie fallen,« bettelte sein Leib.

Aber alles schrie aus einer Erstarrung, und das Blut konnte nichts zersprengen.

Zwischen ihm und Marianne lag winterliches Feld. Und das Eis wuchs. Norellen wollte rufen: »Hilf mir doch, Marianne!« — Aber wie ihm einfiel, daß dort, am Horizont des unendlichen Feldes, eine Frau stand, schämte er sich und entließ keinen Laut. Sie ist ja selber arm und sieht keine Wege mehr. Man muß ihr Hilfe bringen.

»Marianne . . .«

Die Frau am Horizont des unendlichen Feldes dreht ihr Gesicht gegen seinen Ruf und er sieht sie die Arme ausbreiten und sieht, daß sie sich wieder schließen.

»Marianne . . .!«

Die Frau weint und er sieht, wie sie in den Schnee sinkt.

Er reißt sich hoch: ich muß sie halten.

Er fällt vor ihr in die Knie.

»Marianne — ich schwöre Dir — —«

Marianne legt ihre Augen auf ihn.

»Norellen, Du darfst nicht lügen. Brich nicht mit Dir, sonst wirst Du es nicht ertragen können.«

Norellen faltet seine Hände.

»Aber ich verstehe das alles nicht —«

Marianne hebt ihn behutsam auf.

»Norellen, wie vieles verstehen wir nicht.«

Sie legt ihren Mund gegen seine Stirn.

»Du mußt nun gehen.«

VII

Die Tage begannen länger zu werden, und an den Wegrändern des Gartens blühte der Krokus.

Norellen, durch viele Monate gewohnt, seine Zimmer nicht zu verlassen, und darauf bedacht, die Fenster mit strengster Sorgfalt vor jedem Geräusch der Umwelt geschlossen zu halten, höret eines Morgens die ersten Staare pfeifen, und eine Dankbarkeit ging in seinem Herzen auf.

Digitized by Google

Nun wurde es also doch wieder Frühling.

Er schlich sich an das Fenster und wagte einen Blick, den er bisher so gehütet hatte —: Dort schimmerte weiß und in strengen, gebändigten Linien ein Haus.

Dort hinter verhangenen Fenstern schläft eine Frau.

Sie ist der schönste und reinste Mensch, den ich weiß. Wie gern hätte ich sie gehalten! —

— Norellen kleidete sich an und ging in den Garten. Die ersten Sonnenstrahlen befielen ihn, und er ließ sie wie Wunder durch die Hände gleiten, er fühlte sich aus einer Haft entlassen und atmete.

Schmerzliche Erkenntnisse zogen Messer über seine Brust. Aber wie das Blut aufbrach, blitzschnell und stürmend, so tauchte es wieder in die Adern und begann den geregelten Lauf zu seinem Herzen.

Norellen lehnte sich an einen Baum. Wie er im Rhythmus dieser glatten, verhaltenen Äste mit seinem Blick entlangstrich und das rührende Bemühen erkannte, mit dem dieser Baum den Himmel einzufangen trachtete, beugte er sich.

Wie hoch ist der Himmel! Wie unerbittlich wölbt sich sein Glanz! — Dieser Baum hier schreit zu ihm und unzählige Bäume beten, daß er sich ihnen nahen möge. —

— Nicht Eine Wolke — nicht Einen Stern werden sie je streicheln dürfen.

Aber sie stehen und wachsen.

Norellen begriff seinen Sinn.

* * *

ROLLENDER ZUG

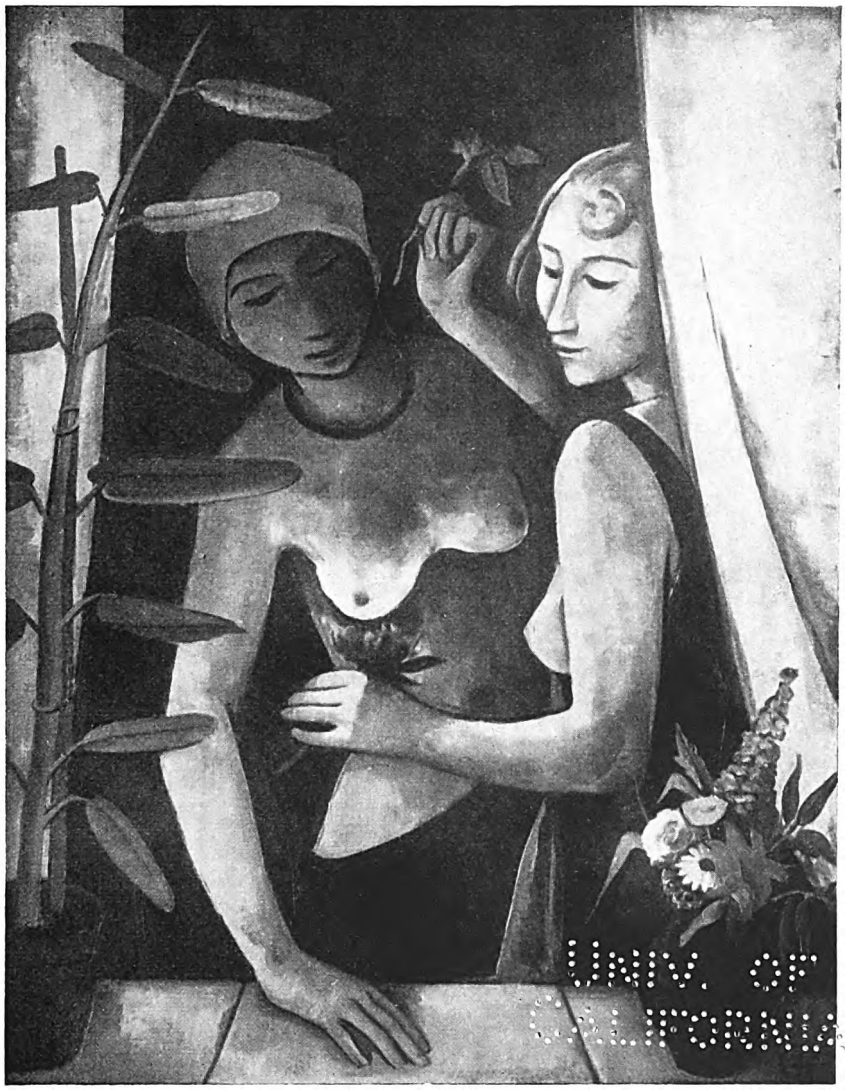
VON WILHELM VON SCHOLZ

Der Zug rollt unsichtbar, rollt wie im Ufer,
das reglos liegend dröhnt, sich dröhnend hinzieht —
ein ungeheurer Schall im Abendruhn
des stillen Sees und Landes, als ob tief
in dunkler Erde überm Wasser drüben
der Groll der Berge nahe — dröhne — schwinde. —

* * *

Digitized by Google

KARL HOFER


UNIV. OF
CALIFORNIA

Mädchen am Fenster

Digitized by Google

Zeichnung

Digitized by Google

KARL HOFER: *Kleines Städtchen*

KARL HOFER

VON ALFRED KUHN

KARL HOFER ist im Jahre 1878 zu Karlsruhe geboren. Den Vater hat er nicht gekannt, der im Jahre seiner Geburt starb. Es war ein Militärmusiker, ein Mann mit einem weichen sensitiven Mund. Die Mutter blieb arm zurück. Die geringe Pension reichte nicht weit, und so wurde das Kind bald aus dem Hause gegeben in eine Waisenanstalt, wo es die harte unpersönliche Fürsorge des Staates genoß.

Mit dem bisher Gesagten ist vielleicht das letzte schon ausgesprochen, was für die menschliche und künstlerische Wesensart Hofers entscheidend geblieben ist: ein zartes, verletzliches Gemüt, eine harmlose vegetative Sinnlichkeit, umgeben von einer schwer durchdringlichen harten Schale.

Dazu kommt das volkshafte Erbe der Rasse, die da unten im badischen Oberlande sitzt, früh

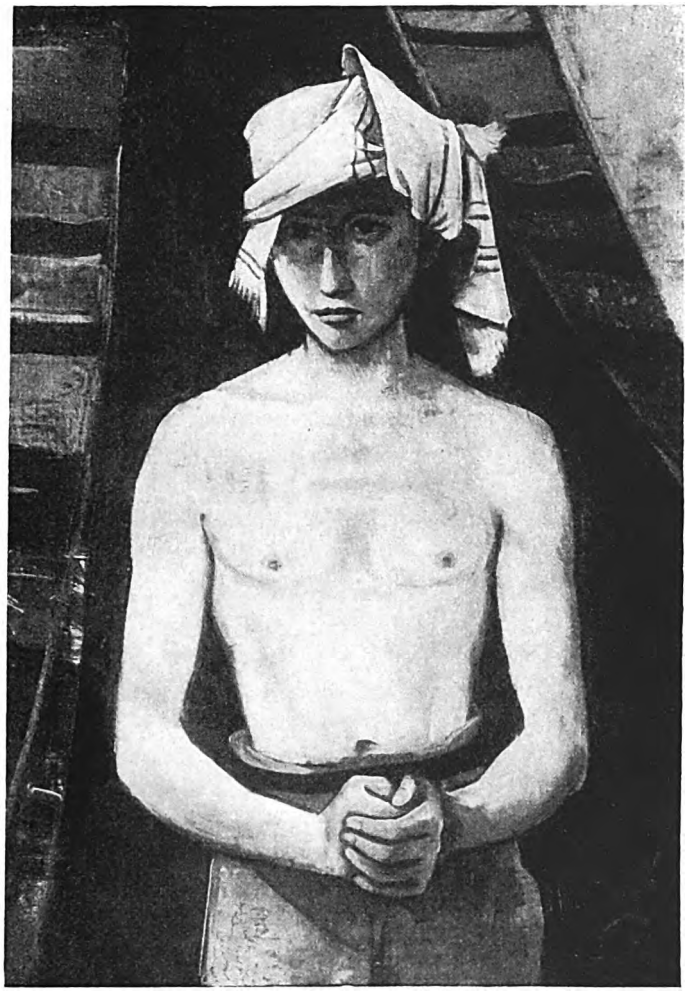
Digitized by Google

schon mit den Römern vermischt, die viele Jahrhundert im alten Zehntlande gesessen. Noch heute trifft man auf dem Schwarzwald Bauern, denen nur die Toga zu fehlen scheint, um sie zu römischen Bürgern zu machen, und schwarzhaarige Frauen mit blitzenden dunklen Augen im olivfarbenen Gesicht, wie sie nicht anders auf dem Forum einstens gewandelt sind. Das Oberland hat viele künstlerische Köpfe gezeitigt, zu allen Epochen, ebenso wie die Gegend zwischen Rhein und Main. Die Rassenvermischung ist da unten stets fruchtbar gewesen. Das Unruhige, immer Suchende, Verquälte des nordischen Menschen, sein ewiges Zweifeln, nie sich Bescheiden, seine Maßlosigkeit, seine Unfähigkeit zur einfachen Gestaltung, wie es Dichter gleich Strindberg, Maler gleich Munch und Corinth uns heute von neuem vor Augen rücken, wird ergänzt durch die Fähigkeit zur großen Form, durch tektonische Veranlagung und durch das Streben nach endlicher Beruhigung. Ein zweifelloser Dualismus liegt in diesen Männern des deutschen Südens verborgen, in denen der Prozeß der zur Form strebenden Materie ebenso sichtbar wird wie jener der die Form wieder sprengenden Materie. Als großes Beispiel hat Goethe die Vermählung Faustens mit der Helena aufgestellt, deren Produkt, den Euphorion, ein früher Tod ereilt, ereilen mußte.

KARL HOFER: *Tischgesellschaft*

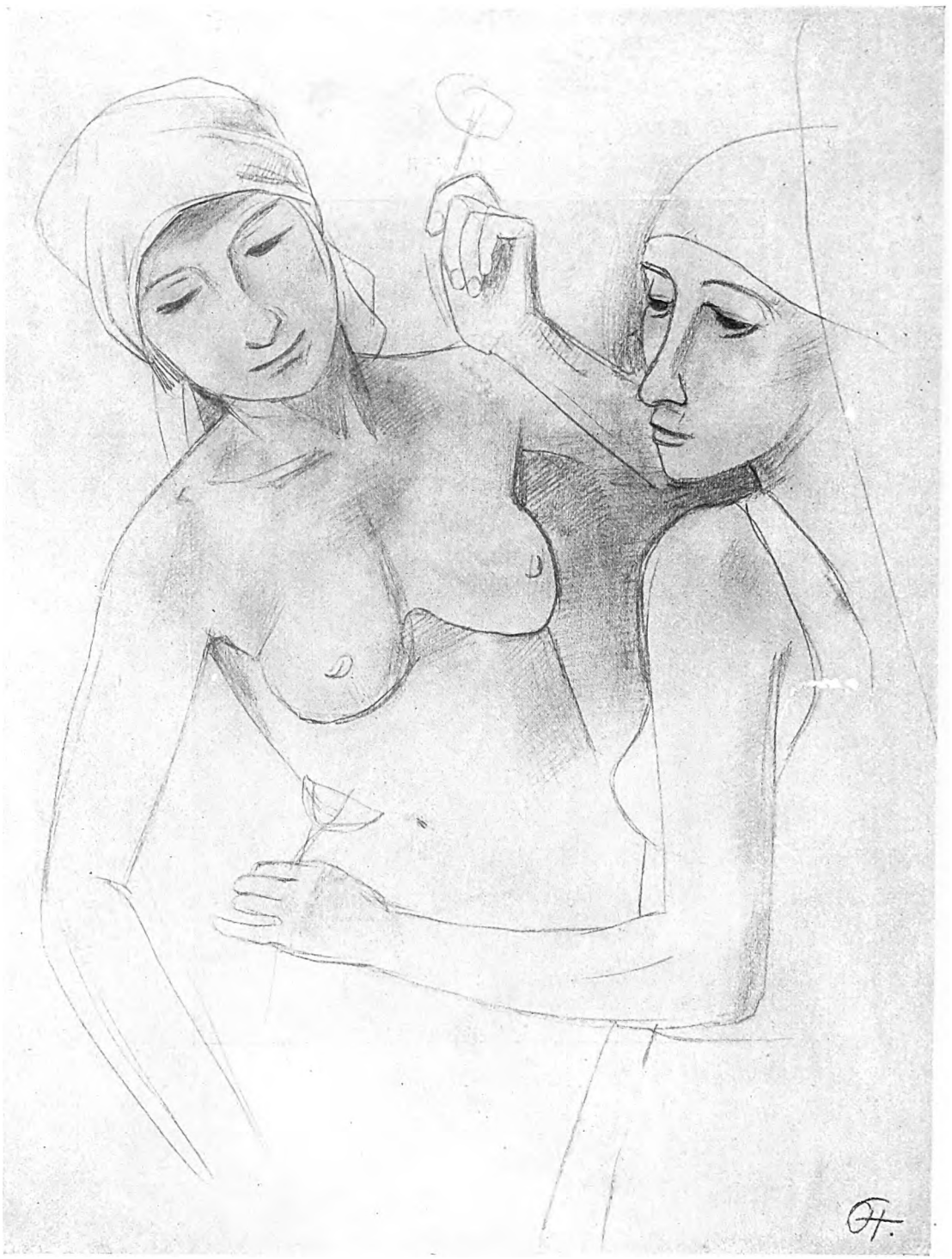
Digitized by Google

KARL HOFER



Jüngling mit Kopftuch

Digitized by Google



Zeichnung für ein Bild

Digitized by Google

Porträtzeichnung

Digitized by Google

KARL HOFER: *Federzeichnung*

Daß die größten deutschen klassischen Dichter, sowohl Goethe als auch Schiller, Süddeutsche waren, ist kein Zufall, ebensowenig, daß die Jugendproduktion beider Männer im Gegensatz zu der ihrer späteren Jahre den Stempel germanischer Zerrissenheit trägt, des Jähen und Gespenstischen, durch grelle Blitze im nächtlichen Dunkel erleuchtet, von einer romantischen Art, deren verehrtes Ideal die Zeit in den Gedichten Ossians fand.

Hofer ist auf der Akademie in Karlsruhe ausgebildet worden, hat in Rom und in Paris gelebt, hat gesucht, sich gewandelt und ist immer derselbe geblieben, eben jener, der er sein mußte, ein Mensch, den der große Dualismus seines volkshaften Wesens auseinanderreißt, und dessen Streben immer gerichtet sein muß auf die endliche Synthese der in ihm auseinanderdrängenden Richtungen. Schwerflüssig, schwerlebig, wortkarg, wie der alemannische Bauer von Natur schon ist, dazu zurückgedrängt in das eigene Innere durch eine liebeleere Jugend, verdüstert sich Hofer die reale Welt zur schreckhaften Vision. Eine frühe Zeichnung des Künstlers, gemacht in dessen 20. Lebensjahr, gibt darüber ersten Aufschluß. Der Lehrer vor der Klasse stehend, ungeheuer und drohend in der Silhouette, weit über das Maß des Natürlichen hinausgewachsen, klein, in sich zusammengezogen, wirr und unruhig durcheinanderhuschend, gleichsam sich gegenseitig verbergenwollend, die Schüler davor in den Bänken. Beide Gruppen durchaus unindividuell gestaltet. Das Wesen eines menschlichen Verhältnisses hat Hofer darzustellen versucht in dem übersteigerten Abbild.

Digitized by Google

KARL HOFER: *Das Paar*

Digitized by Google

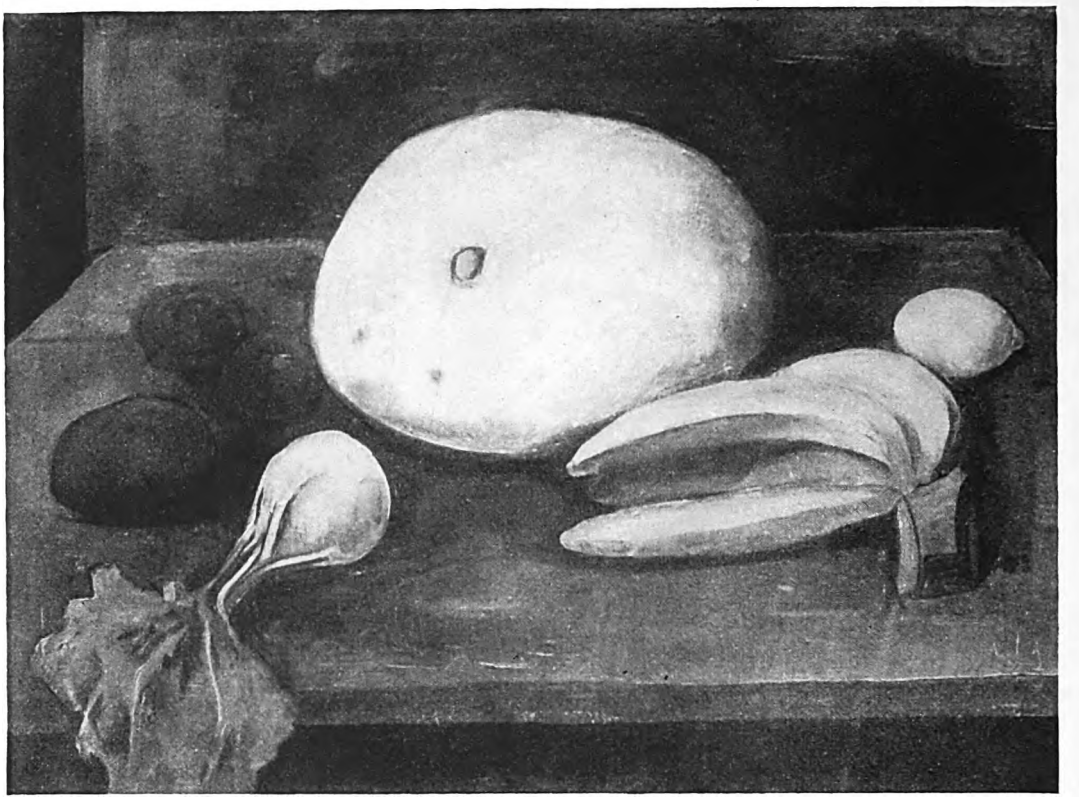
KARL HOFER: *Liebespaar*

Digitized by Google

KARL HOFER: *Hexen (1924)*

Dieses Gespenstische der Vision haben viele Produkte des Künstlers immer behalten. Nachtgestalten huschen über die Szene mit flatternden Haaren, wie aus dem Dunkel für Augenblicke emporgetaucht, Liebespaare halten sich umschlungen in einer schemenhaften Unkörperlichkeit, über einen toten Fluß steuert auf kleinem Boot eine einsame Gestalt, um den Tisch sitzen Männer und Frauen in wortlosem Beieinander und doch in hoffnungsloser Isolierung. Vom Fenster blicken Mädchen in das Weite. Harlekins tanzen ernsthaft einen grotesken Tanz. Das Maschinelle des Menschen interessiert Hofer, das Unmenschliche im Menschen. Zum letzten Grunde des Wesens sucht bohrend er vorzudringen, zur letzten Reduktion des Eigentümlichen. Die absolute Gültigkeit mathematischer Formen möchte er ihm abzwingen. So verdrängen Masken schlechthin immer mehr die menschlichen Gesichter. In der Maske liegt das Rätsel sowohl, als auch ein Weg zu seiner Lösung. Die Maske ist die Möglichkeit des Verbergens des Charakteristischen, aber sie ist gleichzeitig der Typus eines solchen und deshalb auch Antwort auf die Frage nach dem Wesen. Dieses Suchen nach dem Letzten ist ein germanisches Erbteil, aber die Art, wie Hofer es sucht, wie er Antworten sich findet, ist romanisch, ebenso wie das Streben zur absoluten Gestaltung, zur mathematischen Konstruktion, zum Typus in allen Zeiten romanisch gewesen ist.

Digitized by Google



KARL HOFER: *Stilleben mit Kürbis*

Damit berühren wir die zweite Seite Hoferschen Schaffens, nämlich die tektonische. Seine frühe Produktion, die man vielleicht die rhythmische nennen kann, mag als Vorstufe dazu gelten. Personen werden rhythmisch zusammengebunden, um ein formales Gleichgewicht zu vermitteln. So haben die Renaissancekünstler auch geschaffen aus ihrer inneren Gesetzlichkeit heraus. Hofer entwickelt das Rhythmische immer mehr zum mathematisch Absoluten. Wie Farben auf einem Harlekinbild zusammengebaut sind, wie jede einzelne im Gleichgewicht stehen muß zur anderen, wie ein solches Problem immer weitergetrieben wird bis zur höchsten Kompliziertheit, das ist Tektonik. Ob es Häuser auf einer Straße sind und die einzelnen Blöcke in bestimmten Farben gegeneinander stehen, ob stillebenhaftes Gerät auch wohl auf kubistische Weise zusammen- und gegeneinandergestellt ist, oder ob es endlich Harlekins sind in bunter Gewandung mit Maskengesichtern, immer ist es Ziel, das tektonisch Letzte aus der Komposition herauszuholen. Das Zufällige des Visionären soll gebändigt, ihm eine absolute Form aufgezwungen werden. Bei Hofer darf es nichts Ungefähres, darf es keine Vision geben, deren Schatten nur nachgetastet wird, wie etwa im Altersschaffen eines Lovis Corinth. Das germanisch Ungezügelte, das Riesenhafte, das Zerrissene, das lodernd Züngelnde wird gebändigt durch die absolute Form. Hier ist das Feld des Kampfes für Hofer, die beiden rassenhaften Erbteile zu verschmelzen.

Digitized by Google

Die Produktion des Künstlers ist zweifellos düster, das Heitere macht selten sich frei. Dann sind die Farben frischer, leuchtender, die Konturen weicher. Dann ist das Leben selbst und seine Sonnigkeit näher. Aber diese Augenblicke sind selten bei ihm, dessen Werke ein gedämpftes Dunkel überschattet.

Hofers Kunst ist nicht für jedermann, wie der Anblick gewaltiger Kämpfe nicht Sache eines jeden ist. Aber für die wenigen, die sich die Mühe genommen haben, in die Welt dieses einsamen Alemannen einzudringen, ist die Einsicht unentrinnbar, daß es sich hier um das Werk eines Mannes handelt, der zu den bedeutendsten schöpferischen Menschen gehört, die der deutsche Süden im letzten Jahrhundertviertel gezeitigt hat.

Digitized by Google

Zeichnung

Digitized by Google

KARL HOFER

Gewri

Digitized by Google

KARL HOFER

Carneval

Digitized by Google

ZWEI SONETTREIHEN
VON RUDOLF MAJUT

DIE GROSSE STADT

Du bist die wahre Heimat, große Stadt,
Für meinesgleichen, für die Heimatlosen,
Mit deiner Stille darf die Schwermut kosen,
An deiner Fülle wird die Sehnsucht satt.

Du bist gewaltig, tief, ein schillernd Rad,
Um das die Farben tausendfältig tosen,
Du hast die Parke, Herbste, Mädchen, Rosen,
Wie nirgendhalben rührend, fein und matt.

Du schöne, reife, kluge Kurtisane,
An Lüsten tief und Lust, gebenedeit
Im Schmerzenstaumel frech zerstörter Wahne,

In reicher Güte jedem Rausch bereit,
Ein Quell der Freuden und der Einsamkeit,
Bist du Geliebte, Mutter mir und Ahne.

* * *

Du bist wie eine Geigenmelodie,
Geliebtes Leben, die durch Straßen schmachtet,
Die lechzend leidet, wissend allverachtet
Und selig kündet heut und nimmernie.

Doch keine Stunde bist du über sie,
Die Stadt der Vielen, schöner ausgeprachtet,
Denn da die Herzen süßes Leid befrachtet
In eines Abends goldener Magie.

Dann bist du Lampe, Wagen und Signal,
Der schmale Fuß im glanzgespannten Leder,
Versehntes Lachen und verwühlte Qual,

Das arme Band, die prunkgereckte Feder,
Dann ist im weißen Bogenlichte jeder
Erwachte Frauenmund ein Blutfanal.

* * *

Digitized by Google

Und immer wieder will ich deinen Preis,
Du Stadt der Weite, steingefügtes Wollen,
Der fremden Straßen endeloses Rollen,
Der strengen Häuser edelgrauen Kreis,

Und deiner Männer kampfgeballten Fleiß
Und drüberhin die hohen, wagenvollen
Gespannten Bogen, drunterhin das Grollen
Gepeitschter Räder, ferne, höhlenleis.

Und dann: Im Wirbel dieser kühnen Kraft
Die nelkenschlanken, schnellen, leiberfeinen,
Die blassen Frauen, die so müde scheinen,

Und deren Augen heiß und wissenhaft,
Getäuschte, dennoch um das Wunder weinen —
O tausend Bande, die mich dir vereinen!

* * *

So treten andre in den stillen Wald,
Wie ich zum Kessel dieses Platzes schreite
Und als ein Frommer selig untergleite
In seiner Tiefe rauschenden Gehalt.

Noch immer lodert — ward es sonst so alt —
Das Leben hier in Höhe wild und Weite,
Daß meine Seele, matt vom öden Streite,
In jähem Glücke sich zum Wunsche ballt.

Und euer aller Sehnen, Qual und Gier
Verwirken innig sich zum Wundertranke,
Daraus ich Säfte sauge, da sich mir

Die Sinne senken, welke, Glückes kranke,
Und Flüsterblick und flehender Gedanke
Sind wie ein Kraut zum Zauberelixier.

* * *

Digitized by Google

War je ein Märchen solcher Wunder voll
Wie diese Stadt des Lärmes und der Lichter?
Durchmiß die Zeiten: wann ersann ein Dichter
Solch Wesen wechselbunt und fabeltoll?

Hier eilen List und Tod: des Neides Groll,
Des Hasses Messer. Nur ihr Kleid ist schlichter.
Wo ist ein Boden, der geheimer, dichter,
Dem Wort der Weisen goldne Münze quoll?

Hier wühlt der Sklave zwischen Staub und Stange,
Hier rasen Rosse ohne Haupt und Huf,
Das graue Alter täuscht getünchte Wange,

Und Frauen harren auf des Einen Ruf,
Der sie erlöse aus des Leides Zange —
War je ein Märchen, das solch Wunder schuf?

* * *

In jener Stunde, da ich Leib und Geist
Dem Strengen zahle, der sie mir verpfändet,
Sei Fahrt der Irre wieder heimgewendet,
Zu deinem Herzen, da sie aufgekreist.

War stets ich einer nur und weltverweist
Und mir und ihnen nicht zum Glück gesendet,
Und hast auch du nicht letzte Lust gespendet,
Des Hungers Bitten karg und schal gespeist,

So ließest du die Seele nicht versiegen
Und hobest Hoffen ihrem herbsten Harm.
Drum nimm den Treusten deiner in den Arm,

— Du bist ein Meer und weißt so still zu wiegen —
Wo heiße Rosen mit dem blonden Schwarm
Geliebten Haares ihren Hauch verschmiegen.

* * *

Digitized by Google

DOROTHEA

SONETTE VON SOMMER, TOD UND LIEBE

Noch ist dein kleiner Mund das Herz der Welt
Und wird es bleiben — eine kleine Weile.
Wie leben wir! die Zeit hat keine Eile,
Die Saat — vergönn den Glauben — wird bestellt.

Vielleicht schon richtet, der die Kinder fällt,
Der Todesengel, auch für uns die Pfeile:
Er liebt der Blumen windbewegte Zeile
Und alles Wesen, das die Seele hält.

Noch eine Weile — und der Sommer siegt,
Und aller Frühlingstand, der hell und leise
Ein rasches Leben duftete, entfliegt.

Woher? Wohin? Wir wissen nicht die Reise.
Doch fühlen wir des Todesengels Kreise,
Die er um Herzen und um Blumen schmiegt.

* * *

Der Sommer reift, der Stille, der Vollender.
Wir lieben ihn, er ist wie unser Sinn:
Frühkampfes Ende, Endes Anbeginn —
Ein guter Fürst, ein lächelnder Verschwender.

O Glück der Kränze, Glück der bunten Bänder!
Wer wollte darben! Einzigen Gewinn
Deucht uns der Fülle Kraft. Wir gaben hin
Den Sucherstab, die frühen Bußgewänder.

O Glück der Stille! Glück der reifen Zeit,
Dem Tode Nächstes! Glück im Allvergessen!
Und dennoch sind wir deiner nicht bereit,

Da unsre lauten Herzen sich vermessen,
Aus Trauben deiner süßen Seligkeit,
Der Schwermut dunkelgoldnen Wein zu pressen.

* * *

Digitized by Google

Wie leben wir! In Fürchten, Zweifel, Traum
Vergleiten unsre Tage und in Lüsten,
In kleinen, weichen, die sich selten brüsten
Als Glück und Kraft. O Schaum! O Schaumes Schaum!

Nur ferne leuchtet an der Seele Saum
Ein Glanz von Tagen, die uns strahlend küßten —
O einmal noch, bevor wir heimwärts rüsten,
Ein Lied, ein Sieg, ein Herz, ein Blütenbaum!

Noch einmal, Leben, lege uns den Glanz
Ins Herz, das Leuchten, das den Knaben schmückte,
Noch einmal, Leben, das uns so zerstückte

In Süchte und in Plagen, mach uns ganz
Und wehre nicht dem Manne Glück und Kranz
Der reinen Blumen, die der Knabe pflückte.

* * *

Ich war in deiner Jugend Glanzbereichen
Und schaute dich von großem Glück besonnt,
In schlanker Fülle, rot und jungfernblond —
So drehte rückwärts Traum der Jahre Speichen.

Ich fühlte, wie du in die blauen, weichen
Mittsommerlüfte ahnend überwonnt
Dein Herze hieltest. Leid war ungekonnt,
Und Baum und Blume waren Gruß und Zeichen.

Und wußtest nicht von einem fremden Ich,
Das sich verwundet, blutend und geschlagen
Zur Blütenstille deiner Seele schlich.

Da nahmst du spielend meine Gier und Plagen,
Wie Kinder lachend runde Früchte tragen —
Einst warst du jung. Nun bist du alt — um mich.

* * *

Digitized by Google

Wir sind sehr einsam. Nur in tiefer Not
Erflammt ein Licht. Dann sehen wir den Zweiten
Und rufen ihn zu liebendem Begleiten
Und teilen letztes Hoffen, letztes Brot.

Wir werden wieder wie in Kinderzeiten,
Da Dunkel Hände ineinanderdroht —
Doch manchen führt der bleiche Engel Tod
Und wird ihm freundlich Pfad und Trost bereiten.

Wir sind sehr einsam in dem weiten Land
Des wilden Lebens. Wachen Auges blind
Und nur im Dunkel wie ein gläubig Kind.

Durch unser Wollen rollt des Wissens Band
Und bindet, die wir beide einsam sind,
Mein welkes Herz in deine gute Hand.

* * *

Auch du nur bist in meines Daseins Schweben
Dem Vielen gleich ein flüchtendes Vergleiten,
Und dennoch bist du dieser Nichtigkeiten
Ein ebenbürtig Glied und formst mein Leben.

Du bist nur Wesen, mein Geschick zu weben,
Wie Wind und Klang und Licht aus blassen Weiten —
So bin auch ich nur in dem Fluß der Zeiten
Geringer Stoff und blindes Weiterstreben.

Und wir erkennen: Was wir sehr verachten,
Muß unser Sein aufs neue neu gebären.
Ein Leben wird. Aus Ekel und Verschmachten

Erzeugt es sich und lächelndem Betrachten,
Das tröstend weiß: Es wird nicht lange währen,
Bis wir zerfallen und die Rosen nähren.

* * *

Digitized by Google

Nun laß mich wieder, der ich saß im Satten,
Erblühn im Leide, daß ich feig gemieden.
Ein Schweres war es gestern noch beschieden,
Ein Wunder heute, morgen nur ein Schatten.

Wer kann das tragen! Was wir heute hatten,
Mit Sinnen hielten, Stunden, Küsse, Frieden,
Daß sie sich gleitend so von uns geschieden,
Wie nach dem Schlafe flüchtendes Ermatten.

Wo ist dein Mund, der sich wie zages Weinen
Zum Lachen dehnte, wo dein träges Schreiten,
Das zierlich — schleppend alle Köstlichkeiten

Vertrauter Nächte liebend ließ erscheinen?
Wo ist dein sanftes Haar, wo deiner kleinen
Tröstenden Hände gütiges Umgleiten?

* * *

So hat der Stille nun Gericht gehalten
An unsern Herzen, der die Blumen mag:
Kein Todeszürnen im Gewitterschlag,
Wie Weinen, lösend, war sein sanftes Walten.

Und kam in vielen lieblichen Gestalten,
In toten Blicken, schlaffen Armen, lag
Im Wiegen deiner Hüften, lebte zag
Im Händereichen und im Rosenhalten.

Nun nahm für immer ödes Ungemach
Die lieben Lippen, die sich sehnend spannten
Im süssen Schweigen, wenn die Stunde sprach,

Die Lippen, die wir Herz der Welt benannten,
Als erster Frühling durch die Wolken brach
Und erste Blumen sich zum Lichte wandten.

* * *

Digitized by Google

IRDISCHE KOMÖDIE

DAS VORSPIEL UND DER ERSTE AKT

VON ERIK-ERNST SCHWABACH

DAS VORSPIEL

Strand an einem nördlichen Meer. Sternenhimmel über dem Ozean. Rechts und links je eine Klippe. Beim Aufgang des Vorhanges erhebt sich Konstantin von der Klippe rechts, auf der er niedergesessen war, und klimmt sie in traumhaften Bewegungen zum Strand hinab. Gleichzeitig erhebt sich von der linken Klippe, mit der sie ganz verschmolzen war, eine im Dialog einfachheitshalber »Der Schatten« genannte Gestalt, die dem Jüngling in allem vollkommen gleicht, und klimmt ebenfalls zum Strand hinab. Sie treffen sich in der Mitte der Bühne.

Konstantin: Wer bist Du, der Du auf mich zuschreitest aus dem Nichts, so gleich mir in Aussehen, Gestalt und Kleidung, daß es ist, als liefe ich einem Spiegel entgegen, wüßte ich nicht, daß mein Blick hell sein muß gegen die glanzlose Nacht Deiner Augen.

Der Schatten: Bin dennoch: Du.

Konstantin: Bist ich? Wie? Wärest ein Teil von mir, aus mir geschlüpft zur Nacht?

Der Schatten: Aus Dir? Ja und nein? Was ist außen und innen? Bist Du so kleinmütig zu glauben, Dein Körper grenze Dich ab? Aus Dir komme ich, der ich um Dich bin, aber kein Teil von Dir — ganz: Du!

Konstantin: Ich weiß Dich nicht.

Der Schatten: Darum bin ich.

Konstantin: Wenn ich Dich weiß . . . . . ?

Der Schatten: Bist Du: ich.

Konstantin: Wie soll ich Dich wissen?

Der Schatten: Höre mich!

Konstantin: Wie ich jetzt Dich höre?

Der Schatten: Du hörst mich zu wenig.

Konstantin: Sprächest Du mehr, als ich hörte?

Der Schatten: Ich bin ganz Sprache.

Konstantin: Warum höre ich Dich heute zum erstenmal?

Der Schatten: Immer, wenn Du träumst, hörst Du mich.

Konstantin: So träumte ich jetzt?

Der Schatten: Du träumst.

Digitized by Google

Konstantin: In meinen Träumen bist Du?

Der Schatten: Ich bin Traum.

Konstantin: Wenn Du Traum bist, wie kannst Du sein?

Der Schatten: Ich bin.

Konstantin: Aber Traum ist nicht.

Der Schatten: Nur Traum ist.

Konstantin: Traum?

Der Schatten: Ist das Meer vor Dir?

Konstantin: Ich sehe es, und ich fühle es. Es ist.

Der Schatten: Und die Sterne sind?

Konstantin: Sie sind. Ihr Licht fällt auf mich.

Der Schatten: Und die Klippen?

Konstantin: Sind! Wir ruhten auf ihnen.

Der Schatten: Meer, Sterne und Klippen sind, weil Du-Ich sie schufen aus uns, sind, weil Du-Ich Meer, Sterne und Klippen sind, sind, weil Du träumst.

Konstantin: Warum erwachen die Menschen aus Träumen dann?

Der Schatten: Weil sie zu schwach sind.

Konstantin: So lehre mich stark sein.

Der Schatten: Lerne mich hören.

Konstantin: Dies ist Kreis.

Der Schatten: Alles ist Kreis.

Konstantin: Wie löse ich Dein Rätsel?

Der Schatten: Ziel bin ich, nicht Weg.

Konstantin: So sprich Mut mir zu, daß ich den Weg wage.

Der Schatten: Mut ist, daß Du lebst.

Konstantin: Kannst Du mir mehr nicht sagen? Auf meine Schulter senkt sich die rüttelnde Hand des Dieners, der mich zum Morgen weckt. Schnell, schnell. Sprich mehr.

Der Schatten: Glaube!

Konstantin: Woran? — Warum antwortest Du nicht?

Der Schatten: Ich habe geantwortet.

Konstantin: Ich hörte die Antwort nicht.

Der Schatten: Lerne mich hören. (Er verschwindet.)

Konstantin: Weh! Ich erwache!

Der Vorhang verschließt sich.

Digitized by Google

DER ERSTE AKT

Erste Szene

Zimmer im elterlichen Hause Konstantins. Der Diener Mensana weckt den schlummernden Jüngling.

Mensana: Wachen Sie auf, junger Herr. Wie kann man so fest schlafen am Morgen der Abreise. Wir müssen eilen, wenn wir den Zug nicht versäumen wollen.

Konstantin: Ach, wenn Du wüßtest, Mensana, von wie weiter Reise ich komme.

Mensana: Aus dem Traumland, dem Schaumland. Da ist es freilich gut reisen. Es staubt nicht, es stinkt nicht und man wird nicht müde, wenn man läuft.

Konstantin: So müde, daß man davon erwacht.

Mensana: Heiliger Nepomuk, was für verstiegene Sprüche sind das. Mir scheint, Sie sind noch immer nicht wach. Hurtig! Im frischen Wasser versaufen die nächtlichen Grillen.

Konstantin: ⟨kleidet sich an⟩.

Mensana: Die Koffer sind verschnürt, und die Frau Mama schloß die ganze Nacht kein Auge, weil ihr Liebling Konstantin heute zum erstenmal das elterliche Haus verläßt.

Konstantin: Kennst Du das, Mensana, daß der Entschluß, am Morgen mit dem Kopf durch die Hülle des Taghemdes zu schlüpfen, oft so voll angstvoller Spannung ist, wie ein Kunstreiter sich fürchten mag, aus voller Karriere durch den Papierstreifen zu springen?

Mensana: Junger Herr, ich gehöre nicht zu den Leuten, die abends und morgens das Hemd wechseln, aber wenn ich es auch alle acht Tage nur tue, habe ich mich trotzdem schon so daran gewöhnt, daß ich die Gefahr nicht mehr spüre. Um aber von etwas Wichtigerem zu reden. Ich bin Ihnen von Ihrem Herrn Vater als Diener und Reisemarschall ausersehen worden, weiß aber bis jetzt nicht, wohin die Reise eigentlich gehen soll.

Konstantin: Das weiß ich doch selbst nicht. Du sagtest, in der Frühe ginge ein Zug. Was brauchen wir mehr zu wissen. Wir besteigen ihn und fahren, wohin er uns trägt.

Mensana: Ein Glück wahrhaftig, daß man Sie nicht allein reisen läßt. So einfach setzt man sich nicht in einen Zug. Man begibt sich zum Schalter, junger Herr, und löst eine Fahrkarte, auf der Klasse, Reiseziel und Preis vermerkt sind. Rom ist Rom zum Beispiel und nicht Paris. Diese Fahrkarte wird bezahlt, an der Sperre gelocht, im Zuge kontrolliert, und wer auf einem falschen Billett fährt, muß Strafe erlegen.

Konstantin: Wenn aber jemanden die Lust ankommt, das Ziel zu wechseln oder unterwegs auszusteigen, irgendwo, weil ihn ein Hügel, ein See, ein Baum zum Bleiben verlockt . . . . . .

Mensana: So hat er das bei allen zuständigen Instanzen vorschriftsmäßig zu melden und es

Digitized by Google

gibt eine Menge Scherereien. Von ordentlichen Leuten habe ich das im übrigen noch nie gehört. Wohin also das Billett?

Konstantin: Wohin Du magst.

Mensana: Bravissimo. In die Weltstadt also! Ich laufe, einen Platz zu belegen. ‹Er läuft ab.›

‹Von der anderen Seite treten Vater und Mutter ein. Konstantin wendet sich ihnen zu.›

Der Vater: Konstantin, wir kommen Dir Lebewohl zu sagen und Dir Glück auf die Reise zu wünschen.

Konstantin: Mein Vater!

Der Vater: Zum ersten Male lassen wir Dich in die Welt ziehn. Dennoch tue ich es sorglos. Denn nicht nur erreichtest Du die nötige Reife des Alters, ich glaube, Dir in den Jahren, da ich Dich erzog, an gesundem Menschenverstand soviel gegeben zu haben, daß Du unnötige Gefahren vermeiden wirst. Darum erübrigen sich gute Lehren zu dieser Stunde. Abschied soll kurz sein. Reise mit Gott und rechne mit den Tatsachen. ‹Er geht ab.›

Konstantin: Er geht, ehe ich ihn fragen konnte. Was sind Tatsachen, Mutter?

Mutter: Dies frage keine Frau. Sie leiden unter ihnen, weil sie sie nie verstehen. — Mein Sohn!

Konstantin: Mutter!

Mutter: Dein Vater hat recht: Abschied soll kurz sein. Ach, daß er es wäre. Durch zwanzig Jahre, die Du lebst, nehme ich Abschied von Dir. Darum zerbirst mein Herz, nun seine Stunde schlägt.

Konstantin: Weine doch nicht, liebe Mutter. Unser ganzes Leben ist Abschied, aber auch ganz Willkomm.

Mutter: O Du Glücklicher, daß in Deinem Leben noch Willkomm ist.

Konstantin: Ich will, ehe ich das Haus zur Reise verlasse, Dir noch einmal innigen Herzens für all Deine Güte danken, denn immer warst Du gütig zu mir.

Mutter: Einmal war ich es nicht. Ich schlug Dich. Verzeih es mir heute.

Konstantin: Am gütigsten warst Du, als Du mich damals schlugest. Mich schmerzte Dein Schlag nicht, aber ich spürte ihn Wunden schlagen in Dein Herz. Und so besserte mich Dein gütiger Hieb. Ach, wie unendlich liebtest Du mich. Ich sah unter den Müttern meiner Schulkameraden welche, die zärtlicher zu ihren Kindern waren als Du zu uns. Da war kein Ende an Koseworten und Küssen. Und ich neidete den Kameraden, ehe ich Dich verstand und die anderen. Denn die Zärtlichkeiten und Küsse der anderen waren nicht Geschenk, sie holten aus ihnen die Wärme für die eigene Seele, sie wollten die Seelen der Kinder nicht reicher machen, sondern sie bestechen und kaufen. Deine herbe Zärtlichkeit aber Mutter, war ganz Geschenk, Du leertest Deine Seele für unsere. Spielmütter waren die anderen. Trostmutter, Mutter, warst Du.

Digitized by Google

Mutter: Warst — ja, denn nun gehst Du.

Konstantin: Ich gehe! Ja, gehe! Wie ein Bettler nahm ich, nahm ich, spreche Dank und gehe. Ich schäme mich. Nichts gab ich Dir wieder.

Mutter: Dummes Kind, wieviel Du mir gabst. Meines Lebens Sinn, daß Du wurdest in mir. Und da Du geworden bist — lebe wohl!

Konstantin: Gib meinem Wege ein Wort!

Mutter: So will ich ihn segnen. Ich darf es. Wir Mütter glauben an Gott, weil wir beten müssen für unsere Kinder. Ich lege meine Hände auf Deinen Scheitel—Konstantin, lauf nicht allzu ungekämmt herum, nun ich darauf nicht mehr achten kann—, ich forme in meinen Händen ein Dach über Dir, das Dich behüte vor dem Ungemach der Welt, mein Kind, bis Du so erstarkst, es selbst durchbrechen zu können. Und somit zum letztenmal — leb wohl!

(Konstantin geht. Von der anderen Seite kommt der Vater.)

Vater: Ist er gegangen? — Was weinst Du? Es ist eine Reise nur.

Mutter: Abschied für immer. Heute erst eigentlich gebar ich ihn, zerriß ich, ihn in die Welt zu geben. Wie schrie ich in jenen Stunden, da er leicht und klein die Hülle nur meines Lebens sprengte. Und lachen durfte . . . .

Vater: Dein seligstes Lachen —

Mutter: Als ich ihn hielt, Stunde der Empfängnis, nicht die der Geburt. In jener Nacht empfing ich ihn aus mir, aus dem Dunkel der Ahnung in die Gewißheit. Und weil die Mauer meines Blutes nicht mehr um ihn war, ihn zu schützen, schloß sich zu seinem Schutz um ihn tausendfach stärker die Mauer meines Seins. Hättest Du ihn gefragt eben, ob unser Haus in der Stadt, auf dem Lande, in der Ebene, auf einem Berge läge, er hätte Dir nicht antworten können: denn ich war sein Haus. Er aber wuchs, bis er auch diese Mauern sprengte, hinaus in die Welt zu gehen. Wie aber muß ich schreien bei dieser Geburt, der kein Lachen mehr folgt.

Vater: Wenn so Geburt ist, gebären auch wir.

Mutter: Wie könntet ihr gebären, die ihr nicht empfangt. Nur Fleisch empfängt, Geist zeugt. Ich Weib bin Fleisch. Du Mann bist Geist. Dies warf die Sehnsucht in uns zueinander, die unerfüllbare.

Vater: Erfüllten wir sie nicht, da wir uns gehörten?

Mutter: In jenen Sekunden, da Du meinen Leib fruchtbar machtest zu Deinen Kindern, in jenen Sekunden, da wir nicht wußten, daß unsere Sehnsucht sich erfüllte, weil wir nichts wußten von unseren Tiefen, weil wir nichts wußten von uns, weil wir ohnmächtig sanken.

Digitized by Google

Vater: Spürten wir höchste Lust nicht ohne Zeugung?

Mutter: Wir suchten sie und, weil wir sie nicht fanden, logen wir sie. Und waren traurig nachher und voller Scham.

Vater: Es ist eine Erfüllung zwischen Mann und Weib außer der Zeugung.

Mutter: Glückliche Tiere, die dumpf unwissenden Rausches einmal nur röhren im Jahr auf den Waldwiesen, bis sie zeugten und erfuhren es nicht. Still nebeneinander äsen sie dann in den sinkenden Abenden. Weil wir vom Apfel der Erkenntnis aßen, verfluchte Gott die Menschen zu ewig unstillbarem Begehr.

Vater: Auch auf uns sinkt der Abend nun. Auch wir können gemeinsam die Wälder in unseren Augen spiegeln, die einander nicht mehr suchen.

Mutter: Sind unsere Augen nicht erblindet in diesem Suchen?

Vater: Lieben wir uns denn nicht?

Mutter: Hassen wir uns denn nicht?

Vater: Dann wäre die Liebe Fluch — wäre das Leben Fluch.

Mutter: Liebe? Nein! Sie gab mir die Kinder. Leben? Nein! Ich hatte Kinder.

Vater: Und ich?

Mutter: Du bist ein Mann, was kümmert das alles dich?

Vater: Was kümmert den Mann?

Mutter: Die Tat.

Vater: So fänden wir uns, da wir einander entsagen?

Mutter: Wir suchen nicht mehr.

Vater: Komm, daß ich Deine Stirn küsse zum letztenmal, wie ich sie zum erstenmal küßte.

Mutter: Hab Dank! (Mensana kommt eilig.)

Mensana: Hopplahopp und Verzeihung! Wie ich es aller Welt sage! Meine Herrschaft, Philemon und Baucis, endlich einmal eine glückliche Ehe. Aber warum ich zurückkomme? Nur gut, daß Sie mich Herrn Konstantin mit auf die Reise geben. Er wäre doch wahrhaftig um ein Haar ohne Pantoffeln abgefahren. Darum hole ich sie im Galopp. Aber auch hier scheine ich abzugehen. Der Frühstückstisch nicht gedeckt. Die Geschäftspost noch uneröffnet. Vorwärts vorwärts! Essen hält Leib und Seele zusammen. Man möchte sich vierteilen. (Er rennt ab.)

Mutter: Ja, der Kaffee!

Vater: Ja, die Geschäfte! (Zwischen Vater und Mutter steigt ein Tisch auf, der zur Hälfte Frühstückstisch, zur Hälfte Kontorpult ist.)

Mutter: Sind die Brötchen auch frisch?

Digitized by Google

Vater: Da schreiben mir Samuel Söhne . . . .

Mutter: Es wird ein wenig einsam ohne Konstantin bei uns werden, mein Alter.

Vater: Und die Reise kostet ein schönes Stück Geld!

Mutter: Aber die Wäsche wird er uns nach Hause schicken.

Vatet: Und man muß schon was für die Bildung seines Kindes tun.

Mutter: Um ein Haar hätt' ich's vergessen. Die Hausschneiderin kommt.

Vater: Ja, und Samuel Söhne schreiben also . . . .

Die Bühne verdunkelt sich.

Zweite Szene

Das Abteil eines Eisenbahnzuges. Durch das Fenster sieht man die vorbeifliehende Landschaft — Konstantin, Mensana und der Reisende auf ihren Plätzen.

Konstantin: Also wohin, sagst Du, geht es?

Mensana: Nach der Weltstadt. In der Weltstadt ist Karneval! Alle Mädchen sind bis über die Ohren und bis unter die Knie verliebt. Wir werden tanzen. Ich besorge die Dominos gleich nach der Ankunft.

Konstantin: Mensana, schau, schau, da läuft ein Storch auf der Wiese. (Er reißt das Fenster herunter, um hinauszusehen.)

Der Reisende (schließt das Fenster. Böse): Lassen Sie doch das Fenster zu, mein Herr, es zieht.

Konstantin: Warum ist er so böse?

Mensana: Weil er in der Eisenbahn fährt. In der Eisenbahn sagt man: Gestatten Sie.

Konstantin: Ich will es mir merken. Wie schön die Landschaft da draußen ist. Ein Hügel! Fällt er nicht in die Ebene sanft wie ein Geigenstrich?

Der Reisende: Zur linken der Moosberg, darauf die romantische Ruine der Moosburg, erbaut im zwölften Jahrhundert von dem Grafen zu Moosdorf, zerstört um 1420 von Wilhelm mit dem Dolch, nach alten Plänen 1906 von Bodo Ebhard restauriert. Rechts der Bahn das Tal der reißenden Deichsa.

Konstantin: Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Auskunft, mein Herr. — Wie freundlich er mit einem Male ist.

Mensana: Da wir zweiter Klasse fahren, sind kurze Unterhaltungen am Platz.

Konstantin: Ich bin glücklich, Mensana. Wie es vorwärts reißt. Und unter mir fühle ich die Räder springen.

Mensana: Ja, der Wagen ist schlecht gefedert . . . .

Der Reisende: Die Eisenbahnen sind heute überhaupt . . . .

Mensana: Auch die Anzugstoffe . . . .

Der Reisende: Ich kenne einen Gewerkschaftssekretär . . . .

Digitized by Google

Konstantin: Schneller noch müßte es gehen. Mir ist, als finge sich die Geschwindigkeit dieser Fahrt in meiner Brust, sammelte sich zum drängenden Gesicht, das hinaus will zum Takt des über die Schienen unerbittlich stoßenden Wagens.

Der Reisende: Falls Sie sich mit Psychoanalyse beschäftigt haben, werden Sie wissen, daß der Lustgewinn aus einer Eisenbahnfahrt — wie der aus dem Schaukeln — auf infantil-sexueller Basis beruht.

Konstantin: Ich wußte es nicht. Aber mir scheint, ein Baum, nicht seine Wurzeln erfreuen mein Herz.

Mensana: Himmlischer Vater, ich ahnte es immer, er wird nie ordentlich Buch über seine Ausgaben und Einnahmen führen. (Das Eisenbahnabteil versinkt mit dem Reisenden und Mensana. Im Hintergrunde die vorbeifliehende Landschaft. Konstantin schwebt in der Luft, vor ihm sein Schatten.)

Konstantin: Glückseliges Schweben. Luft peitscht mein Gesicht. Ich rege die Arme kaum und doch gleite ich im Flug über die Hügel.

Der Schatten: Mir nach!

Konstantin: Du rufst, ich höre Dich. Rufe, rufe, daß ich mich fülle mit Deinem tragenden Klang.

Der Schatten: Höher hinauf!

Konstantin: Höher hinauf, über den Wolken segeln, durch Wolken fliegen, im Unendlichen sein. Nein, nicht in die Städte mehr, über die Städte dahin. Hier oben schreckt Steilwand und Abgrund des Gebirges nicht mehr.

Der Schatten: Mir nach, mir nach!

Konstantin: Ich fliege, ich folge.

Der Schatten: Schneller, schneller. Voran dem Zuge!

Konstantin: Ich kann es nicht. Er bleibt unter mir, seine Rauchfahne hemmt meinen Flug.

Der Schatten: Wirf ab, was Dich beschwert.

Konstantin: Ich bin leicht, so leicht. Ich trage nichts in den Taschen.

Der Schatten: Wirf ab, wirf ab!

Konstantin: Sprich, was ich abwerfen soll.

Der Schatten: . . . . . (langer Ruf).

Konstantin: Ich verstehe Dein Wort nicht mehr. Du bist zu weit. Verweile.

Der Schatten: (in der Höhe entschwindend) ich . . . . . verweile nie!

Konstantin: Ich sehe Dich nicht mehr. Ich halte mich nicht ohne Dich. Rette mich, rette!

(Er rudert verzweifelt mit den Armen, stürzt ab.)

(Das Eisenbahnabteil mit Mensana und Konstantin taucht wieder auf.)

Konstantin (erwacht fröstelnd auf seinem Platz und schließt das unterdessen geöffnete Fenster.)

Der Reisende (er läßt es wieder herunter. Böse): So lassen Sie doch das Fenster auf. Es ist unerträglich heiß im Kupee.

Digitized by Google

Konstantin: Welch gräßliches Land durchreisen wir? Die Erde ist eine Wüste von Schutthalden und die Wälder und Felsen erstarrt zu Gestängen und Schloten.

Der Reisende: Das Reich der Kohle, mein Herr. Auf dieser Hütte werden im Monat hunderttausend Tonnen der schwarzen Diamanten gefördert und mittels eines unübersehbaren Schienennetzes nach allen Teilen der Welt in einer Waggonmenge von dreißigtausend Stück verschickt.

Konstantin: Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Auskunft. Er scheint alles zu wissen.

Mensana: Ja, das ist nun einmal die Art der Mitreisenden. Aber die Koffer herunter. Gleich sind wir am Ziel.

Konstantin: Ich freue mich so, Mensana!

Mensana: Da tun Sie recht daran. Es wird lustig werden!

Konstantin: Schön soll es werden.

Mensana: Das sind nun wieder echt Sie. Als ob lustig nicht viel besser wäre, da zu gar nichts verpflichtet.

Die Bühne verdunkelt sich.

Dritte Szene

Ein großer Saal, in dem der Karneval gefeiert wird. Maskentreiben, Musik. Konstantin und Mensana kommen in Dominos.

Mensana: Nicht so schüchtern, junger Herr, mischen wir uns ins Gewühl. Es ist so schlimm nicht, falls wir uns heute abend verlieren sollten. Morgen bin ich schon wieder da und schelte, wenn Ihnen der Schädel brummt.

Konstantin: Die Menschen lärmen so sehr und die Musik tobt in das Durcheinander.

Mensana: Das ist nun einmal so im Karneval. Man ist vergnügt und legt die Maske ab.

Konstantin: An — willst Du sagen.

Mensana: Keineswegs. — Sehen Sie dort den roten Henker. Im Alltag verkleidet er sich als Postbeamter und spielt den blassen, kurzsichtigen — das Ungeheuer. Zweimal am Tage nur ist er selbst, wenn er mittags und abends, ritsch ratsch das Schalterfenster niedersausen läßt und Erwartung und Eile guillotiniert. — Der Don Juan dort! Er hat eine Frau zu Hause sitzen, die ihn in die Pantoffeln zwingt und eifersüchtiger ist als die meisten. Er schweigt in ihrer Gegenwart fein still und muß ihr seine Treue jede Nacht beweisen, der Ausbund. Denn kaum ist sie auf dem Markt, husch, kitzelt er der Dienstmagd den Busen und kann er einmal entwischen, erwartet ihn Donna Anna im Freudenhaus.

Konstantin: Der Mönch?

Mensana: Spielt sonst den Weinreisenden und kennt alle Zotengeschichten der Welt. Wirft Frauen und Mädchen Blicke zu, daß sie bis zum Nabel und tiefer erröten, bleibt aber unverheiratet, weil er impotent ist und abends im Bett in der Bibel lesen muß.

Digitized by Google

Konstantin: Und die Mädchen?

Mensana: Mädchen verkleiden sich nie, Mädchen schmücken sich nur, und ich gehe und suche mir die herrlichst geschmückte aus. ⟨Er verliert sich im Gedränge.⟩

Konstantin: Er läßt mich allein und die Paukenwirbel überdröhnen mich ganz. — Ach, mein Domino ist mir recht zuwider. Ich möchte auch in einem so prächtigen Kostüme stecken, daß sich alle Menschen nach mir umsehen. ⟨Der Reisende als Trödler kommt.⟩

Trödler: Sie suchen nach einem Maskenanzug? Ich habe reichliche Auswahl und alles echte Kostüme. Das eines Arztes vielleicht? Ein Kleid, in dem man sich sehr beliebt machen kann und dessen Taschen sich von selber füllen, wenn man sich nicht allzusehr auf das Heilen verlegt. — Hier die Tracht eines Gelehrten, dazu einen Bart aus echtem Menschenhaar, zum Beweis, daß man in die Tiefe wächst. — Oder das Gewand eines Politikers, ein lustiges Habit aus tausend bunten Fetzen. Die Maske dazu wird über den Hinterkopf gezogen, damit man alles richtig verkehrt sehe. — Oder wollen Sie sich lieber als Journalisten kostümieren. Hier der Talar, den man von beiden Seiten tragen kann, und ein Schlagwörterbüchlein als Zugabe. — Das prächtige Ornat eines Bischofs, oder zu zurückgesetzten Preisen der Gehrock eines Superintendenten? Er ist schlicht-schäbig, aber darum um so gottselbstgefälliger. Wählen Sie, mein Herr, unter dem Vorrat.

Konstantin: Ich möchte mich erst umsehen in der Menge, nach dem, was mir am besten gefällt. Wo kann ich Sie später finden?

Trödler: In allen Gassen, mein Herr. Guten Abend. ⟨Er geht ab.⟩

Konstantin: Mensana ist fort und ich höre auch ihn nicht, dessen Stimme ich suche. Mitunter ist es mir wohl, als wollte sein Ruf meinem Ohr sich nahen, aber gleich fahren Trommeln, Becken und Cinellen dazwischen, wie Wagengerassel in die Träume der Nacht . . . Ich muß mich unter die Menge wagen. ⟨Ein Mädchen kommt.⟩

Konstantin: Ich möchte mit Ihnen tanzen, wenn Sie es mir erlauben.

Das Mädchen: Ich erlaube es gern.

Konstantin: Dies macht mich froh. ⟨Er umfaßt sie zum Tanz, sie wirbeln fort und verlieren sich im Maskengewühl. Im Vordergrund erscheint ein Leichenzug, voran Meßknaben mit Weihrauch und Kruzifix, dann der Priester, die Träger mit dem Sarg und den wenigen Leidtragenden, an deren Spitze die Frau in Schwarz. Der Zug hält vorn links. Während des Choralgesanges der Grabprozession spielt ebenso wie während des Folgenden die Musik weiter. Mensana kommt und bleibt vorn rechts stehen. Die Frau in Schwarz besteigt eine Erhöhung, vor der der Sarg niedergesetzt wurde.⟩

Mensana: Ausgezeichnet! Jetzt gibts eine Leiche. Es geht nichts über Stimmung.

Die Frau in Schwarz: Still, Musik, steh, unheiliger Tanz, herbei, Ihr Menschen, und hört, hört, hört: Er ist gestorben.

Digitized by Google

Die tanzende Menge: Lott is dot, Lott is dot, Julchen liegt im Sterben,
Wenn sie ein Paar Strümpfe hat, gibt es was zu erben.

Die Frau in Schwarz: Seht, ich zerreiße meine Gewänder, ich schlage unendlichen Wehschrei aus meiner Brust, ich zerraufe mein Haar um ihn. Hört, hört, hört: Er ist gestorben, er ist nicht mehr.

Die tanzende Menge: Der Jugend tut es wohl,
Der Jugend tut es wohl.
Im Alter tuts der Alkohol
Jawohl, jawohl, jawohl!

Die Frau in Schwarz: Als seine Augen sich aufrissen, das letzte Licht zu sehen, die gekrampfte Faust das Leben nicht mehr halten konnte, sein Leben für Euch — tauchte die Sonne in Wolken, und der Sturm Gottes jammerte um ihn: Er ist tot.

Mensana: Wenn sie uns nun schon endlich sagte, wer? er?

Die Frau in Schwarz: So kommt, kommt endlich an sein Grab.

Mensana ⟨zu dem leidtragenden Fräulein⟩: Kind, zu Ihrem hellen Blond steht Trauerschwarz vorzüglich.

Das leidtragende Fräulein: Wirklich? Das muß man ausnutzen. ⟨Läuft in die tanzende Menge.⟩

Die Frau in Schwarz: Ich litt unter seiner Liebe zu Euch, Euch anderen. Um Euch vergaß er mich ganz. Ich blieb ihm Geliebte, nicht mehr, nicht Gattin, Freundin — wurde ihm Magd, nur Magd. Zu voll waren seine Gedanken von Menschheit, daß er des einzelnen Menschen, daß er meiner noch hätte achten können.

Mensana: Damit redet sich der liebe Gott auch immer heraus. ⟨Die Leidtragenden lachen. Einige gehen fort, nach und nach alle.⟩

Die Frau in Schwarz: Tag und Nacht saß er über seinen Schriften für Euch, seinen Versen für Euch. Seine Habe verfiel. Aber in Armut noch gab er die letzten Pfennige fort für Euch im Rausch seiner Liebe.

Die tanzende Menge: Wir versaufen unsrer Oma ihr klein Häuschen,
Ihr klein Häuschen, ihr klein Häuschen,
Wir versaufen unsrer Oma ihr klein Häuschen
Und die erste und die zweite Hypothek.

Die Frau in Schwarz: Er glaubte an Euch und auch ich glaube durch ihn, trug um diesen Glauben all meine Not. Schreie um ihn, da er nicht mehr ist, schreie für mich, schreie für Euch. Wir verloren ihn. Ermeßt es: Er ging unter, der an uns glaubte.

Mensana: Je nun! Glauben ist eine außer Kurs gesetzte Münze.

Die tanzende Menge: Und wenn Du glaubst der Mond geht unter
Er geht nicht unter, das scheint nur so. ⟨Die Meßknaben tanzen fort.⟩

Digitized by Google

Die Frau in Schwarz: Wie? Ihr hört nicht? Lauft fort, vergeßt ihn, ehe sein Grab sich schloß? War alles umsonst? O, ich verblute in meinem Herzen und war seine Magd. Ihr waret seine Kinder und weint nicht einmal. Oder waret Ihr nie bei ihm, kanntet Ihr ihn nie, hörtet Ihr ihn nie? War sein Leben ein Irrtum, sein Glauben ein Irrglauben? Dann wehe mir, daß ich nicht mit ihm starb.

(Sie bricht zusammen und wird fortgetragen. Der Reisende als Journalist kommt gelaufen.)

Der Journalist (eilig zu Mensana): Eine Leiche? Schnell! Wer ist es? Eine berühmte Persönlichkeit? Der Nachruf muß rechtzeitig ins Blatt.

Mensana: Der Kaiser von China vielleicht.

Der Journalist: China? Was ist das? — Gleichviel! (Er steigt auf den Sarg, zieht eine riesige Zeitung aus der Tasche und klingelt. Die Musik bricht ab. Die Menge schart sich um den Sarg. Er liest aus dem Blatte vor:) Kurz vor Redaktionsschluß erreicht uns die erschütternde Nachricht, daß ein Großer unseres Jahrhunderts das Zeitliche segnete. Er herrschte im fernen Lande einer aufgehenden Sonne als gewaltiger Herrscher.

Mensana: Dem Lande der Dichtkunst meint er. Geistvolle Metapher.

Der Journalist: Trauernd und schmerzzerrissen schart sich sein Volk an seinem Sarge.

Die Menge: O ja, wie traurig, o ja, wie schmerzzerrissen wir sind. (Alle weinen laut.)

Der Journalist: Nie wandelte ein größerer an Geist, edler Gesinnung und Hoheit auf Erden

Die Menge: Wir beten ihn an. (Alle sinken in die Knie.)

Der Journalist: Und wenn wir auch seine Sprache nicht verstehen können, in der er seine Weisheit der Welt kund tat . . . .

Die Menge: Oho! Wir verstehen sie durchaus.

Der Journalist: So wissen wir doch, daß es die köstlichste, reichste und blumigste Sprache der Erde ist. Heute nun findet sein Leichenbegängnis statt. Aber schon in der Morgenausgabe werden wir dank unseres hervorragenden Nachrichtensystems berichten können, welche Herrschaften von Ansehen und Bedeutung ihm die letzte Ehre erwiesen.

Die Menge: Wir sind alle da! Wir sind alle da! (Alles, auch Mensana, drängt sich nach dem linken Teil der Bühne, die in Dunkel versinkt. Der rechte Teil der Bühne steht im vollen Licht der Scheinwerfer. Konstantin und das Mädchen tanzen in dem Lichtkegel. Das ermattete Mädchen lehnt an einer Säule, Konstantin steht ihr gegenüber. Neben dem Mädchen taucht der Schatten auf.)

Der Schatten (zum Mädchen): Du!

Das Mädchen (zum Schatten): Du!

Konstantin: Es ist sehr heiß im Saal.

Das Mädchen: Wegen der vielen Menschen.

Der Schatten: Du!

Das Mädchen: Du!

Digitized by Google

Konstantin: Sie tanzen leicht und gut.

Das Mädchen: Sie führen den Walzer angenehm.

Der Schatten: Du!

Das Mädchen: Du!

Konstantin: Sie leben in dieser Stadt?

Das Mädchen: Bei meinen Eltern, ja!

Konstantin: Ich bin nur vorübergehend hier.

Das Mädchen: Zum Karneval wohl?

Konstantin: Ja, zum Karneval!

Der Schatten ⟨fast schreiend⟩: Du!

Das Mädchen ⟨ebenso⟩: Du! ⟨Lange Pause.⟩

Konstantin: Ja, es ist sehr heiß hier im Saal.

Das Mädchen: Wegen der vielen Menschen. Und jetzt muß ich nach Hause gehen.

Der Schatten: Du!

Das Mädchen: Du!

Konstantin: Das bedauere ich. Bleiben Sie doch noch.

Das Mädchen: Ich bin mit meinen Eltern hier. Sie erlauben es nicht.

Konstantin: Freilich dann . . . .

Das Mädchen: Ja . . . auf Wiedersehen also!

Konstantin: Auf . . . Wiedersehen. ⟨Das Mädchen geht. Klageruf des entschwindenden Schattens. Die ganze Bühne wird hell.⟩

Konstantin: Welch ein Laut? Warfst Du ihn in mein Herz wie ein Messer, daß es wund wird und der Schmerz es springen macht wie ein ungeduldiger Sporn das Pferd? — O, wie ich sie liebe. Nun weiß ich es. Und sie ist fort.

Mensana ⟨kommt⟩: Allein schon wieder!

Konstantin: Ich verlor sie, ehe ich sie noch besaß.

Mensana: Wer sucht, der findet. Diesmal wird es leicht sein. Ein getreuer Diener läßt seinen Herrn nicht aus den Augen. Ich sah Sie mit dem zierlichen Mädchen und erkundigte mich nach ihr

Konstantin: Wer ist sie, wie ihr Name? Una nenne ich sie.

Mensana: Ihr Vater ist ein gewaltiger Industrieller. Sie können keine bessere Partie machen, es war Marie Piepenhagen.

Konstantin: Nein!

Mensana: Ich trage ein Empfehlungsschreiben Ihres Herrn Vaters an Geheimrat Piepenhagen in der Tasche, morgen warten wir bei ihm auf.

Konstantin: Du irrst Dich . . . . Du irrst Dich . . . . seine Tochter kann nicht Una sein.

Digitized by Google

Mensana: Wie sollte sie es nicht sein, wo er fast hunderttausend Arbeiter beschäftigt. ‹Der Schatten taucht auf.›

Der Schatten ‹im Vorüberschweben›: Deine Seele ist geweitet. Nun schwinge Dich auf. Nun kannst Du fliegen. Draußen leuchten die Fackeln der Sterne. Zu ihnen empor und über alle Menschen. ‹Verschwindet.›

Mensana: Draußen leuchten die Fackeln der Hochöfen der Piepenhagenschen Werke. Er ist Fürst, letzte Macht. Ihm verbunden stehen sie über allen Menschen.

Konstantin: Fackeln? Über den Menschen? — Gut, Mensana, ich bin bereit.

Mensana: Dies ist gescheit. — Holla, sehen Sie, es gibt schon wieder Abwechslung. Die Menge läuft zusammen. Ein Redner besteigt das Podium. Der beste Kopf seiner Partei. ‹Der politische Redner besteigt das Podium.›

Der Redner: Einigkeit macht stark. Es lebe!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Unsere Macht breitet ihr Banner auf allen Weltteilen aus. Hoch dem Fürsten!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Innen und außen stehen Feinde. Kampf allen Gegnern. Nieder dem Umsturz.

Die Menge: Nieder, nieder, nieder!

Der Redner: Bei uns liegt Kraft, Gesundung, Aufbau. Wählt uns!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Unbeirrbar wird unser Gedanke marschieren. Ein Hoch für Gott, Kaiser und Reich!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch! ‹Der Redner steigt vom Pult.›

Mensana: Nun, versprach ich zuviel?

Konstantin: Ich verstand ihn nicht.

Mensana: Gleichviel, Schwung schafft Begeisterung. ‹Der Redner steigt wieder auf das Podium.›

Der Redner: Einigkeit macht stark. Es lebe!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Unsere Macht breitet ihr Banner auf allen Weltteilen aus. Hoch die Internationale!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Innen und außen stehen Feinde, Kampf allen Gegnern. Nieder der Kapitalismus.

Die Menge: Nieder, nieder, nieder!

Der Redner: Bei uns liegt Kraft, Gesundung, Aufbau. Wählt uns!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch!

Der Redner: Unbemerkbar wird unser Gedanke marschieren! Ein Hoch der Weltrevolution!

Die Menge: Hoch, hoch, hoch! ‹Der Redner steigt vom Pult.›

Digitized by Google

Mensana: Nun? Gefiel der Revoluzzer Ihnen besser? Auch er ist der klügste Kopf seiner Partei Entscheiden Sie sich also für den einen oder den anderen!

Konstantin: Alles blieb mir unklares Wortgetön. Wie kann ich glauben, wenn ich nicht verstehe? Wie mich ohne Glauben entscheiden?

Mensana: Mein Himmel, wenn Sie sich im Restaurant zwischen Schnitzel und Filet zu entscheiden haben, brauchen Sie da Glauben? Einzig auf den Appetit kommt es an. — Aber tanzen Sie lieber!

Konstantin: Una ging.

Mensana: Muß es immer Fräulein Piepenhagen sein? Man soll mit der Treue nicht schon vor der Ehe Versuche anstellen wollen. Dahinten kommt ein reizendes Mädchen. Ein Goldstück, und Fräulein Piepenhagen wird durch sie fachmännisch oder besser fachfraulich ersetzt.

Konstantin: Die Liebe ersetzen?

Mensana: Man tut meist das ganze Leben über nichts anderes. Aber wenn Sie das Wort empfindlich macht, sagen sie: die Liebe studieren. Ein junger Mann muß Erfahrungen haben. ⟨Das Freudenmädchen kommt.⟩

Freudenmädchen: Mein Schlafzimmer hat Spiegel an den Wänden und eine rosa Ampel.

Mensana: Und das wollen Sie auslassen? Vorwärts! ⟨Er stößt Konstantin zu dem Freudenmädchen, das ihn unter den Arm faßt und mit sich zieht. Mensana folgt ihnen. Fuchsmajor, Fuchs und die drei Couleurstudenten treten auf.⟩

Die Studenten: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus.

Erster Student: Schönes Lied ex est. Ein Schmollis den Sängern.

Zweiter: Kommilitone, ich komme Ihnen einen Halben vor.

Dritter: Ich löffle mich.

Erster: Kommilitone, ein Achtungsschluck auf Ihr Spezielles, werte Lieben daheim mit eingeschlossen.

Dritter: Jede Menge ehrt, werde zu Hause gebührend davon zu rühmen wissen.

Fuchs: Freunde, ich bin glücklich, ich bin selig, ich bin jung.

Die Studenten: Fuchs!

Fuchsmajor: Du hast vor eröffneter Fidelitas weder glücklich, noch selig und am allerwenigsten jung zu sein. In die Kanne. Und bringt das Komment. ⟨Die Studenten bringen einen eisernen Apparat, in dem sie den Fuchs einschnallen. Das daran befindliche Uhrwerk wird aufgezogen und setzt schnarrend den Apparat in Bewegung.⟩

Fuchsmajor: Eins! ⟨Fuchs grüßt rechtwinklig.⟩ Zwei! ⟨Fuchs trinkt.⟩ Drei! ⟨Fuchs schlägt Fechthiebe.⟩ Vier! ⟨Fuchs trinkt.⟩ Fünf! ⟨Fuchs trinkt.⟩ Sechs! ⟨Fuchs stellt sich den Studenten vor.⟩

Fuchs: Massentin, Frankonia S. C.

Erster: Lassentin, Saxonia S. C.

Digitized by Google

Fuchs: Ehrt! (Vor dem Zweiten.) Massentin Frankonia S. C.

Zweiter: Bessentin, Silesia S. C.

Fuchs: Ehrt! (Vor dem Dritten.) Massentin, Frankonia S. C.

Dritter: Hassentin, Borussia S. C.

Fuchs: Ehrt!

Fuchsmajor: Lebensreife erlangt, Verbindungen angeknüpft. Abmarsch, alter Herr!

Fuchs: O alte Burschenherrlichkeit . . .! (Ab, von den anderen gefolgt. Konstantin und das Freudenmädchen kehren zurück.)

Konstantin: Du tatest, was ich von Dir forderte. Danke. Hier der ausgedungene Lohn.

Freudenmädchen: Von Dir keinen Lohn. Du schlugst mich nicht.

Konstantin: Schlugen Dich die anderen?

Freudenmädchen: Alle!

Konstantin: Mit Peitschen?

Freudenmädchen: Mit Worten.

Konstantin: Warum schlagen sie Dich, die Du der Freude dienst?

Freudenmädchen: Der allzu kurzen, Enttäuschung haßt.

Konstantin: Ich hasse Dich nicht.

Freudenmädchen: Weil in Deinem Kusse Liebe war.

Konstantin (schüttelt verneinend den Kopf).

Freudenmädchen: Zu einer anderen vielleicht. Aber Liebe.

Konstantin: So arm bist Du?

Freudenmädchen: Noch ärmer. Lachte ich sonst?

Konstantin: Glück lacht.

Freudenmädchen: Glück weint.

Konstantin: Wer trieb Dich diese Bahn?

Freudenmädchen: Ich suche.

Konstantin: Was suchst Du?

Freudenmädchen: Die Lust.

Konstantin: Des Leibes, der Seele.

Freudenmädchen: Wie trennte man das?

Konstantin: Wann wirst Du sie finden?

Freudenmädchen: Nie. Unfruchtbar bin ich. Leeres Stroh, drauf Vieh sich wälzt. Erbarme Dich meiner Seele, Herr.

Konstantin: Und doch suchst Du?

Freudenmädchen: Es ist mein Weg.

Digitized by Google

Konstantin: Und wenn ich Dich fortrisse von diesem Weg?

Freudenmädchen: Weg ist Schicksal. Leb wohl! Bist Du traurig? Ja? Meine Freundin hat recht: Mit Kundschaft soll man nur schlafen.

Konstantin: Ich will Dir helfen.

Freudenmädchen: Jottedoch, Kleener, Du bist ja ein sauberer Kavalier, aber bei mir muß es die Masse bringen.

Konstantin: Wie sprachst Du mit einem Male? Hörte ich Dich falsch bisher, täuscht nun mich gemeiner Spuk?

Freudenmädchen: Es jeht so rum, es jeht so rum, auf die Ohren kommts an, Herr. ‹Sie trällert ab. Mensana kommt.›

Mensana: Also von vornherein, ich weiß Bescheid. In Ihrem Alter fällt man auf jede Sentimentalität herein bei den Saustücken. Sprechen wir nicht darüber. Der Saal hat sich geleert. Auch wir wollen zu Bett. Man muß ausgeschlafen sein, wenn man auf Brautschau will. ‹Er geht, Konstantin folgt ihm. Vor dem Ausgang begegnet er dem Schatten.›

Konstantin: Du hier? Suchst Du noch etwas?

Der Schatten ‹nickt bejahend›.

Konstantin: Und was?

Der Schatten ‹große fragende Gebärde›.

Vorhang

* * *

HEUT WIE GESTERN

VON MAX SIDOW

Heut wie gestern, gleichen Schrittes,
blaut der Tag und bangt die Nacht,
ründet sich ein hohes Drittes:
ruhevolle Sternenwacht.

Zu versenken, zu verschweigen
alles Leid, was uns erfüllt,
können wir die Seele neigen
in den Himmel, der sie hüllt.

* * *

Digitized by Google

ZWÖLF GEDICHTE
VON LUDWIG KRICHELDORFF

Was vermag der Gedanken Pfeil,
Zielend in Ätherhöhen,
Geschnellt vom Bogen der Stirn,
Gegen Dich, o Leben?
Was der tönende Kranz
Geflochtener Rhythmen,
Wenn die Geliebte uns läßt
Und wir der Sehnsucht Leid
Klären zum lindernden Lied?
Nichts schafft der Gestalt
Atmende Gegenwart,
Hände gleiten nicht
Über den schmiegenden Leib,
Und der Schoß bleibt leer
Vom sonst verruhenden Haupt.
Kuß webt keine Stille um uns.
Duftlos dumpfen die Lauben des Abends,
Und die Sterne sind kalt und fern.

* * *

Räume des Lebens durchrast ich. — Adlige Winde
trugen mich aderleicht
Zu Ätherzonen der Sterne, wo Götter beginnen
und Sonne erbleicht.
Weihen des Wissens erhielt ich, schaute der Oberen
Wille und Ziel.
Erbaute Klöster dem Geiste, wo weihrauchtrunken
ich niederfiel.
Mit brandig — schwarzen Dämonen haust ich
kloakentief unter der Welt,
Wohin durch Spalten verweste Verzweiflung
zermürbter Hirne fällt.
Furchtbare Lästerungen der Hure von Babylon wider
das Heilige hört ich — und stimmte mit ein,
Psalmen der Unzucht erklirrten, der Böse trat schrecklich
aus brodelnder Höllen Schein.

Digitized by Google

Wandte mich auf zur Erde, krampfend nach
Schönheit und Licht,
Erntete Landschaften blau und der Meere Donnergesicht.
Kehrte dem Weibe mich zu, und meiner Sinne brünstige Kufen
Nahmen aus Schößen und Brüsten sich immer
höhertürmende Stufen,
Bis ich mit Einer im Goldfließ in tausend heissen
Umarmungen lag,
Die niemals trotz Liebe erahnte meiner unendlichen
Seele Vorgemach,
Bis ich versank in ihres Leibes lockend — mystischen Schacht
Und sich langsam über mir wölbte heiligen Wahnsinns Nacht.
Odysseus trieb ich auf weiten Geistes gefahrvoller Flut,
Zwischen Charybden und Scyllen warf mich mein ihr
verfallenes Blut.
Floh hinunter durch höhnische Herbste, Winter dss Hasses
und der Verachtung Eis,
Todesmaske als Antlitz schrumpfte mein Herz zum Greis.
Spätende Läuterung flößte mir spendende Güte ein,
Liebe zerbrach ich und schweifte stolz wie ein Stern —
und allein.

* * *

Ich halte gegen Gott, den Sternendom,
Dein kleines Leben, das ich liebend leide,
Und zag verbind ich in den Nächten beide.
Bist Du auch Welle in dem Weltenstrom?

Bist Du ein Nichts, trotz Deines Antlitz Schöne
Und trotz der Schöpfung Hehrstem: der Gestalt?
Ich beuge tief mich vor der Urgewalt,
Und mich umbrausen Deines Fleisches Töne.

Den zauberdunklen Sinn kann ich nicht lösen,
Das Zwitterlicht des Scheines mir nicht deuten.
Ich flehe um ein osterhelles Läuten —
Die Glocke schweigt — ich wende mich zum Bösen.

* * *

Digitized by Google

Dies faßt das Rahmenrund der sichern Schau,
Die ich mir silbern in die Seele hämmre:
Dass EINMAL war, bevor ich grabwärts dämmre
Der jungen Glieder edelschlanker Bau,

Und Deine Hände, die ich blutnah halte,
Dein blaues Auge, das mich flackernd streift,
Darin aus Müdigkeiten Glaube reift,
Und an den Brauen diese kleine Falte,

Das leise Zittern Deiner Nasenwände,
Die vogelleicht die Lippen überschweben,
Und dann das Größte: das geheime LEBEN,
Das Dich durchströmt in einmal einzger Spende,

Um aufzublühen zu des Leibes Becher,
Der sich verwandelt zur Kristall-Monstranz.—
Aus Höhen bricht der Ewigkeiten Glanz,
Um einzuweihn den frommen Formenzecher.

* * *

Lassen wir nun des Raumes
klagende Dissonanz,
Weben wir uns in des Traumes
schlingenden Reihentanz.
Leiber sind trüb und geschieden,
Tage sind lastend und grell,
Einzig zu einigem Frieden
strömt uns der nächtliche Quell.
Eh zur Gestalt wir geboren,
waren in Einheit hier groß,
Ruhten zum Künden erkoren,
sehnend im hüllenden Schoß.
Was uns die Stunden versagen,
lastend im dumpfen Begehr,

Digitized by Google

Dürfen erschlafend wir wagen,
Wenn uns die Wellen tragen
auf zum kristallenen Meer.
Glieder an Glieder sich schmiegen,
wunschlos im blumigen Ton
Werden wir eins, nie geschieden,
fließend in Kommunion.
Schlafen wir, schlafen wir Kreise,
Leiber wie Wurzeln verschränkt,
Das unser Wesen sich weise
tief ins Geheime versenkt.

* * *

Dies ist das Glück: Der Ätherwolke Schweben,
Aus der die Hauche Deines Blutes tönen.
Im Strömen Herz und Glieder leise dröhnen
Vom singend-sanften, flutend-dichten Leben.

Das Glück wird tief: in diesem Sichvermählen
Entdämmern Grenzen, sinkt der Seele Saum,
So wirklich wird der sonst geträumte Traum.
Ich kann das Schwellen der Minuten zählen.

Jetzt ist dein Wesen ganz in meins getreten:
Des großen Glückes selge Glocken läuten
Ich kann der Ewigkeiten Tiefe deuten:
In Deinem Herzen flammt mein Herz als Beten,

Als Bannspruch, Schwur und Schrei nach dem Verharren
Als eherne Mauer gegen das Vergleiten —
O grauses Wissen, daß beim Zeigerschreiten
Wir wieder in der Zweiheit Ödnis starren.

* * *

In Dich, o Nacht, versenke ich mein Sein!
So wie ein Kind an seiner Mutter Brust
Verschmiegend sinkt, so selig unbewußt
Fühl ich mein Wesen fluten, klar und rein.

Digitized by Google

Mein Leib wird Schatten, dumpf in dunkler Welt.
Ich aber trinke aus den Sternenquellen
Die großen, gnadereichen Himmelshellen,
Vom Kreis des Ewigen mütterlich umstellt.

• • •

Auf Schiffen gleit ich lautlos über Abendseen
Auf letzten, späten, welche heimwärts fahren.
Ich kann die ungewissen Ufer kaum erspähn,
Die Landschaft wird in weichen, wunderbaren
Nachtnebelwolken unwahrscheinlich weit
Und hängt hinaus in sternenhafte Zeit
Von fremden Fernen, fast japanisch zart,
In einer traumhaft liniensondren Art.
Und Lichter sind, im Tiefsten unverständlich,
Wie Sagenvögel übers Wasser leuchtend,
Und ragen ruhig und so unabwendlich,
Umriß von Bäumen formenleis befeuchtend!
Wie ist das alles jenseit von Gefahren!
Gestalten meiner Liebe ziehn vorbei
Gleich Schatten, welche niemals atmend waren.
Aus keiner meiner Kammern bricht ein Schrei.
Wie oft und heilig hab ich mich verschwendet,
Und wieder rauscht mein Jahr im Erdenmai.
Ich hülle mein Gesicht, wie dieses endet.
Geht all mein Leben so durch große Nacht,
Nur ab und zu von Hellen hoch durchflogen?
Ach, hinter Wolken ahne ich der Sterne Bogen
Und treibe weiter mit der Schiffe dunkler Fracht.

• • •

Du dunkelstes der dunklen Rätseldinge,
O Blut, o tiefes Blut,
An das ich kühlen Auges niemals dringe.

Du trägst uns hoch auf unerforschter Flut
Im Bann der Ringe
Und füllst des Leibes Schalen uns mit Glut.

Digitized by Google

Geheimes Feuer, das verborgen ruht,
Urgrund der Welt,
Du in Gestalten formersiegter Mut!

In Deinen Einklang sind wir dumpf gestellt,
Du Lied der Erde,
Das Leib zu Leib im Dröhnen sich gesellt!

Wir folgen willig Deiner Machtgebärde,
Du heilig Gut,
Und reißen uns vom mitternächtgen Herde,

Und Deine Dornen sind uns nicht Beschwerde,
Wir blühn wie Rosen,
Blut, o dunkles Blut.

* * *

O Tag der Tage, licht im Frühlingsblau.
Wie Glockentöne voll und weither wallend,
O Tag der Tage, wie aus Himmeln fallend,
Wir schritten froh durch deiner Stunden Bau.

Wir schenkten uns der Wälder Morgenstille
Und ließen uns vom Wiesenrain umsäumen,
Uns wiegte die Allee von Birkenbäumen
Mit ihres Liedes wehnder Laubesfülle.

Und mählich sanken unsrer Züge Schleier.
Wir streiften Strande namenloser Reiche,
Und unser Überneigen war das gleiche,
Wir wuchsen in den Abend immer freier.

Und sandten Sichten in die Dämmerweiten,
Auf stille Worte wie auf Sterne sinnend,
Die Pfade der Gelösten leis beginnend.
O Tag der Tage, Zinne über Zeiten!

Digitized by Google

Du wiesest immer mir des Windes Wehn,
Den Wind der Wälder und den Wind der Fluren,
Wie er umstreichend unsre engen Spuren
Unendlich war im unbestimmten Wehn.

Verschmiegend fuhr er durch dein helles Haar,
Daß Wang an Wange ich ihn singen fühlte,
Und wie er leis die Lippen uns umkühlte,
War er ein Rausch, verschwiegen, traumesklar.

Und wie er Düfte lau herüberspülte,
Der Sehnsuchtblüten unerfüllte Schar,
Er wie das Ahnen eines Sturmes war,
Der in dem Grunde unsres Blutes wühlte.

Nun will sich keine Ferne mir entfalten,
Vereinsamt gehen meines Atems Züge,
Nur in dem Sehnen wird mir ein Genüge
Mit Dir mein Antlitz in den Wind zu halten.

* * *

Lautlos dumpfe Sommernacht,
Die vom Lager ich erreiche. —
Daß die Traurigkeit mir weiche,
Küß ich Dich, bald heiß, bald sacht.

Schwermut, die in müdes Sehnen
Unerlöst sich selber gießt,
Eignes Dunkel noch genießt,
Wenn sich Deine Brüste dehnen.

Nacht steht weit auf Wald und Stadt —
Von den Meeren laß uns träumen,
Um die Stunden hinzusäumen,
Wo die Angst die Herrschaft hat.

Bist gleich mir einhergeweht
Und wirst eben gleich verwehen.
Sterne auf und nieder gehen —
Laß uns küssen — es ist spät.

* * *

Digitized by Google

DIE BACCHANTIN

VON MAURICE DE GUÉRIN

DA liegt nun das Gebirge, entblößt von den Chören, die seine Gipfel durchstreiften, die Prieste-rinnen, die Fackeln, das gotterfüllte Getöse, — sie sind in die Täler zurückgekehrt, das Fest zer-streut sich, die Mysterien haben sich wieder in den Schoß der Götter gesammelt. Ich bin die jüngste der Bacchantinnen, die sich auf dem Berge Kitheron erhoben. Die Chöre hatten mich noch nicht auf die Gipfelhöhen mitgenommen. Denn die heiligen Gebräuche hielten mein Jugend-alter fern und befahlen mir, das Maß der Zeiten zu erfüllen, deren willige Aufopferung die Teil-nahme an den feierlichen Handlungen erlaubt. Endlich haben mich die Stunden, diese geheimen Nährerinnen, welche in so langer Zeit uns für die Götter reifen lassen, endlich haben sie mich den Bacchantinnen beigesellt, und heute gehe ich aus den ersten Weihen hervor, die mich umhüllten.

Während ich die Jahre der Vorbereitung auf die heiligen Gebräuche eifrig sammelte, glich ich den jungen Fischern, die am Strande der Meere leben. Auf der Spitze eines Felsens erscheinen sie eine Weile, ihre Arme zum Wasser hingestreckt und den Körper gebeugt wie ein Gott, der wieder niedertauchen will, aber ihre Seele zögert in ihrem menschlichen Busen und gebeut ihrer Neigung Einhalt. Endlich stürzen sie sich hinab, und man erzählt von einigen, die mit einer Krone auf dem Haupte wieder aus den Wogen auftauchten. So hing ich lange Zeit über den Mysterien, so habe ich mich hingegeben, und so tauchte mein Haupt wieder empor, triefend und bekrönt!

Bacchus, du ewige Jugendlichkeit, du Gott: in allen Weiten und Tiefen voll Macht, — von früh auf habe ich deine Zeichen in meinem Busen erkannt und alle meine Sorgfalt innig gesammelt deiner Göttlichkeit geweiht. Eines Tages hub ich mich dem Aufgange der Sonne entgegen, zu der Zeit, da ihre göttlichen Strahlen die volle Reife der Früchte zeitigen und die höchste Kraft den irdischen Werken spenden. Ich erstieg die Hügel, um mich den Blicken des Gottes darzubieten und um meine Haare bei dem ersten Aufsteigen seines Lichtes über dem Horizonte auszubreiten, denn eine Lehre lautet, daß das Haupthaar in dem Flammenbad morgendlicher Lichtflut so frucht-bar und schön wird, wie das Haupthaar Dianens.

Als ich aufbrach, hatten meine Blicke noch die letzten Schatten, die im höchsten Norden wieder herabstiegen, erhascht. Einige Sternbilder, die ganz langsam in die Fluten niederglitten, deuteten noch auf den fast entblößten Himmel hin, und das Schweigen, die Hinterlassenschaft der Nacht, beherrschte die Ebenen. Aber ebenso wie die Flüsse der frischen thessalischen Schluchten einen Atemhauch, der den Wolken gleicht und auf den Wassern selbst ruht, ausströmen, so war auch die Kraft deines Hauches, o Bacchus, in den Dunkelheiten dem Schoße der Erde entströmt, und

Digitized by Google

so herrschte sie bei der Rückkehr der Sonne über der ganzen Weite der Ebenen. Die Sternbilder, im Aufgehen so bleich, erglänzen, wiewohl die Tiefe der Nacht sie hebt, weniger hell, als in meinem Herzen mein Leben voll Kraft und Glanz wuchs, je weiter mein Weg mich durch die Felder hin führte. Als ich meine Schritte auf der Hügel höchstem anhielt, schwankte ich wie die Bildsäule der Götter zwischen den Armen der Priester, die sie zur geheiligten Basis emporheben. Mein Busen, der die Geister des Gottes, die über der Ebene schwebten, empfing, geriet in eine Verwirrung, die meine Schritte beschleunigte und meine Gedanken erregte, wie Wogen in tollen Windwirbelstößen. Wahrlich, während dieser Verwirrung stürztest du dich, o Bacchus, in meinen Busen, — denn die Götter überraschen auf solche Art den Geist der Sterblichen, der Sonne gleich : die eifersüchtig die schattenvollen Zweige zu durchdringen sie durch den Nordwind auseinanderbiegt.

Dann kam Aëllo hinzu. Diese Bacchantin, Tochter des Typhon, des weitestschweifenden aller Winde, und einer Mutter, die in den Bergen Thraziens herumirrt, war von den Nymphen ihrer Gegend im Schoße der Höhlen und abseits von allen Menschen aufgezogen worden, denn die Götter vertrauen den Flüssen, die den größesten Einöden zuströmen, oder den Nymphen, die in den unzugänglichsten Waldungen hausen, die Pflege der Kinder an, die aus ihrer Mischung mit den Töchtern der Elemente oder der Sterblichen entsprangen. Aëllo entstammte dem Lande der Skythen, wo sie bis zu den Gipfeln der Riphäischen Berge emporgeklommen war, und sie durchstreifte Griechenland, überall für die Mysterien wirkend und ihr Getöse über alle Berge hin verbreitend. Sie hatte das Alter erreicht, wann die Götter, wie Hirten, die einen Wasserstrom von den Ebenen ablenken, den Strömen Einhalt gebieten, welche die Jugend der Sterblichen tränken. Wiewohl ihr noch der Stolz eines vollkräftigen Lebens blieb, so erkannte man doch, wie die Ränder zu trocknen begannen, und überdies hatte die Gewohnheit der Mysterien ihre Schönheit getrübt und vielfach erbleichen lassen. Ihr Haupthaar, zahllos wie das der Nacht, lag ausgebreitet auf ihren Schultern und bezeugte die Kraft und den Reichtum der Geschenke der Götter, aber: vielleicht hatte sie es zu oft im Wirbel der Nordwinde entfaltet, vielleicht litt ihr Haupt unter irgendeinem geheimen Schicksal, — das Verwelken ihres Haares ging der kaum begonnenen Zerrüttung durch den Verfall der Kräfte des alternden Blutes voraus. Ihre Blicke erklärten ohne Zaudern ihre Herrschaft über die Weiten der Ebenen und die Tiefe des Himmels, sie regierten immerdar und bewegten sich ohne Hast, hefteten sich vor allem gern auf die Ränder des Raums, an denen die göttlichen Schatten sich reihen, die in ihren Schoß all das aufnehmen, was am Horizont entschwindet. Doch manches Mal ward dieser große und weithin reichende Blick unentschlossen und schwankte im Wirbel, wie der des Adlers, wenn seine Augen die ersten Anzeichen der Nacht spüren. Ebenso unbeständig war sie in der Art ihres Schreitens. Manchmal eilte sie, stufenweise ihren festen und leichten Schritt begeisternd, an Flüssen oder Wäldern entlang, — manchmal hin-

Digitized by Google

wiederum wandelte sie einher wie Latona, die ihrem langen, abenteuerlichem Leben ein Obdach sucht, um die Götter, die sie empfing, zur Welt zu bringen. Sah man das Zögern ihrer Schritte, die sich sicher zu vollenden suchten, und die Haltung ihres bedrückten und belasteten Hauptes, so hätte man meinen mögen: sie wandle auf dem Grunde des Meeres dahin. Wenn ihr Busen, von der Nacht überredet, der allgemeinen Ruhe sich fügte, dann tönte ihre Stimme friedlich und langaushaltend durch die Schatten hin, wie der Gesang der Hesperiden am äußersten Rande der Meere.

Aëllo schloß mit mir Freundschaft und unterrichtete mich mit all jener Sorgfalt, welche die Götter solchen Sterblichen zuteil werden lassen, die zu ihren Günstlingen bestimmt sind und die sie selbst erziehen wollen. Wie die jungen Arkadier mit dem Gotte Pan in die geheimsten Wälder hinabsteigen, um von ihm das Spiel der wilden Flöte zu erlernen und auch das Seufzen des Schilfrohrs in sich zu saugen, so wanderte auch ich mit der großen Bacchantin, die tagtäglich ihre Schritte irgendeinem entfernten Punkte zuwandte. In diesen Einsamkeiten entfalteten sich ihre Darlegungen, und ich lauschte dem Fluß ihrer Rede, wie wenn ich an der verborgenen Quelle eines Stromes weilte:

»Die Nymphen, welche in den Wäldern herrschen« — sagte sie, — »lassen gern am Rande der Gebüsche Düfte oder Gesänge voll so großer Süßigkeit sich erheben, daß der Wanderer seinen Weg unterbricht und sich verleiten läßt, ihnen in die dunkelste ihrer Abgeschiedenheiten zu folgen. Den Sinn des Fremdlings durchdringt zarter Einfluß, — Verwirrung erhebt sich in ihm und vermindert die Festigkeit seines Schreitens, — und während er, den Halbgöttern des Feldes ähnlich, die immer irgendeine Trunkenheit in ihren Adern tragen, vorwärts geht, lobpreisen die Nymphen die Macht ihres Aufenthaltes über den Geist der Sterblichen.

Aber Bacchus zwingt alles was atmet und selbst das unerschütterliche Geschlecht der Götter unter den Rausch seines Atems. Sein Hauch überläuft die ganze Erde immer von neuem, nährt auf ihren äußersten Enden die ewige Trunkenheit des Meeres, und, ausgestoßen in die göttliche Luft, treibt er die Sterne auf ihren Bahnen, die ohn' Unterlaß den wolkigen Pol umkreisen. Als Saturn im Schoße der Nacht den eingeschlafenen Uranos verstümmelte, wurde der Erde und den Meeren aus dem vergossenen Blute eine neue Fruchtbarkeit zuteil, als deren Erstlingsfrüchte die Nymphen auf der Erde und Aphrodite auf den Meeren sich erhoben. Bacchus, den wie einen warmen Dunst immerdar der feuchte Schoß Cybeles einschließt, erwärmt das gealterte Blut, aus dem noch ganze Chöre von Nymphen in der Dichtigkeit der Wälder und in dem unsterblichen Schaume der Gewässer hervorgehen.

Die Ströme hausen in den tiefen Palästen der Erde, weiten und widerhallenden Wohnungen, wo diese Gottheiten sich niederbeugen und die Geburt der Quellen und den Abfluß der Wasser lenken. Sie herrschen: ihr Ohr lebt in der Überfülle des Brausens, und ihr Auge überwacht das Schicksal ihrer Wogen. Aber weder die Tiefe noch die Unzugänglichkeit ihrer Hallen können

Digitized by Google

diese Gottheiten vor Bacchus' Macht schützen, denn kein Eintritt ward ihm irgendwo vom Geschick untersagt. Auf ihren Lagern unruhen die Ströme, und am Boden ihrer aufgerührten Urnen erregt sich der uralte Grund.

Einen ganzen Sommer lang hatte ich auf dem Gipfel der Berge gehaust. Geheime Aufwallungen, die ich jedes Jahr wieder empfinde, wenn die Freudenzeit der Erde und die Schönheit der Felder herannaht, trieben mich, die Abhänge der Gebirge aufzusuchen. Die Sterblichen, welche den Göttern genehm sind oder deren allzugroßes Unglück sie gerührt hat, sind unter die Zeichen des Himmels aufgenommen und ihnen eingereiht worden: Maja, Cassiopeja, der große Chiron, der kleine Bär und die trauernden Hyaden sind eingetreten in den schweigenden Zug der Sternbilder. Vom Schicksal geleitet steigen sie in den Himmel empor und sinken wieder ohne Seitenweg und ohne Aufhalt, und zweifelsohne fühlt man auf solch ewigem Weg, der emporsteigt und wieder fällt und sich wieder in sich zurückführt, einen Zustand ungewissen Glücks, das der Einförmigkeit der Wege entquillt und sich mit Schlaf manchmal mischet. Ich wollte, daß eine langsame Wanderung an den Böschungen der Berge entlang in mir einen Zustand hervorrufe, wie ihn die Himmelszeichen bei ihrem Dahinziehen erleben, da mich mein Weg dem Bergesgipfel zu ebenso emportrug, wie jene auf den nächtlichen Stufen aufsteigen. Doch die Frucht kann nicht die nahende Reife von sich stoßen, die Erde durchtränkt sie an jedem Tage mit dringenderen Gaben, deren verzehrende Wärme in immer reicherer Färbung aufleuchtet. In meinem Busen war ich wie die Frucht berührt und gewonnen und unfähig, das Leben, so mir eingeflößt war, zurückzustoßen oder zu verlangsamen. Die zögernden Schritte, der Besuch von Waldasylen, die den stummen und im Schweigen so mächtigen Göttern, welche die heftigsten Schmerzen lindern, geweiht sind, das lange Ruhen in den westlichen Winden, wann der Sturz der Sonne sich vollendet hat, — weder der leere Schatten der Nacht noch die Träume vermochten auch nur für einen Augenblick den geheimen Verfolgungen Einhalt zu gebieten, unter deren Ansturm mein Geist litt. Ich stieg bis hinauf zu jener Höhe der Gebirge, welche die Schritte der Unsterblichen empfängt, denn die einen von ihnen lieben es, die Reihe der Berge zu durchwandeln, indem sie unerschütterlich dem Auf und Ab der Gipfel folgen, — während andere vom hochgelegenen Felsen in die Tiefe der Täler tauchen, hier das Nahen der Nacht erwarten oder zuschauen, wie im Geiste der Sterblichen sich Schatten und Träume erheben. Auf diesen Höhen empfing ich die Geschenke der Nacht: Ruhe und Schlummer, die selbst den Aufruhr mildern, welchen die Götter erregten. Aber diese Muße glich der der Vögel, die den Winden befreundet und unaufhörlich in ihrem Zuge dahingetragen sind. Sobald sie den Schatten gehorchen und ihren Zug den Wäldern zulenken, umklammern ihre Füße die Äste, die spitz gegen den Himmel gerichtet leichtlich durch die Windhauche, welche die Nacht durcheilen, erschüttert werden, denn noch im Schlafe freuen sie sich am Wehen der Winde und haben es gern, daß ihr Gefieder bei den kleinsten Hauchen im Wipfel der

Digitized by Google

Bäume leicht erzittert und sich öffnet. So blieb mein Geist, selbst im Schoß der Ruhe, dem Atem des Bacchus ausgesetzt. Dessen Atem bewahrt in seiner Verbreitung ein ewiges Maß und teilt sich allem, was sich am Lichte freut, mit, aber eine kleine Zahl von Sterblichen kennt, vom Geschick begnadet, seinen Weg. Er strebt herrisch bis hinauf zum höchsten Gipfel des Olymp und durcheilt den Schoß von Göttern, die mit der Ägis bedeckt oder mit undurchdringlichen Tuniken bekleidet sind. Er hat sein Echo im stets erregten Erz um Cybele und leitet die Sprache der Musen, deren Gesänge die ganze Geschichte der Entstehung der Götter in den feuchten Eingeweiden der Erde, im Schoße der grenzenlosen Nacht oder im Meere, das so viele der Unsterblichen ernährte, verkünden.

Nach dem Erwachen ließ ich meine Schritte von den Stunden führen. Sie regelten meinen Lauf nach den Abschnitten des Tags, und ich wendete mich auf dem Gebirge der Sonne gemäß, wie der Schatten, der seine Umdrehung am Fuß der Eichen vollzieht. Die Schritte einiger Sterblicher wurden von den Göttern nahe den Gewässern, in der Tiefe der Waldungen oder am Abhange der Hügel angehalten. Plötzliche Wurzelungen führten ihre Füße hinab in den Boden, und ihr ganzes Leben streckte sich aus zu Ästen und breitete sich in Blättern auseinander. Die einen, am Rande stehenden Wassers verwurzelt, bewahren eine geheiligte Ruhe und nehmen bei nahendem Tage den Schwarm der Träume auf, die in ihrem dunklen Gezweig Obdach suchen. Andere, den Wäldern Jupiters angefügt oder auf unfruchtbaren Gipfeln sich erhebend, zeigen alte und wilde Kronen, die allen Winden preisgegeben sind und in denen immer einer der verirrten Vögel haust, welche von den Menschen beobachtet werden. Ihr Schicksal ist unwiderruflich, denn die göttliche Erde besitzt sie, und sie sind unterworfen der ewigen Speisung aus ihrem Schoß, aber so wie sie geworden sind und selbst in der Unbeweglichkeit ihres Zustandes behalten sie doch noch einige geheime Bewegungen ihrer ursprünglichen Daseinsform. Mögen die Jahreszeiten aufwärts oder abwärts gleiten, — sie beobachten unablässig die Sonne, von allem, was sich im Weltall bewegt, erkennen sie nur sie, und sie ist es, der sie kund tun, was sie noch an wirren Wünschen formen können. Ja, bei einigen ist die Liebe so stark, daß sie die Bewegung ihrer Bekrönung nach dem Gange des Gottes richten und die Überfülle ihrer Zweige seinem Gange zukehren. Auf dem Wege, den ich im Laufe des Tages betrat, sah ich meine Schritte sich verlangsamen, wiewohl meine Kräfte noch stark waren, und endlich in einer völligen Unbeweglichkeit verlöschen. Da wurde ich ähnlich jenen Sterblichen, die in die Baumrinde eingeschlossen und im mächtigen Schoße der Erde festgehalten sind. Zur Ruhe gezwungen, empfing ich das Leben der Götter, das vorüberging, — bewegunglos und die Arme zur Sonne emporgestreckt. Dies geschah zur Tageszeit des überwältigendsten Sonnenscheins: alles Leben auf dem Gebirge hielt still, der tiefe Busen der Wälder atmete nicht mehr, die furchtbaren Flammen entzündeten Cybele, und Bacchus verbreitete seinen Rausch bis zu den Wurzeln der Inseln in den Eingeweiden des Ozeans hinab.

Digitized by Google

Der niedersteigende Gang der Sonne richtete meine Schritte auf die westlichsten Ausläufer des Gebirges hin. Als der Gott verschwand und sein hinterlassenes Licht die erste Mischung der Schatten verspürte, gewannen der Schoß der Täler und die ganze Weite der Landschaft die Freiheit ihres Atems, wenn auch langsam, wieder. Die Vögel erhoben sich über dem Gebüsch, im Himmel suchend, ob der Lauf der Winde wieder eingesetzt hätte; aber ihre noch berauschten Flügel reichten kaum zu einem schwankenden und irrtumsreichen Flug hin. Ein Murmeln, das in den Wipfeln der Wälder sich gebar, bezeugte das Erwachen des Windhauchs, aber die Spitzen erzitterten nur leichthin, nicht so sehr, wie die Zypressenzweige sich erregen, die Pan in seinen Händen hält, wenn der Gott sich von den Chören zurückzieht, die er in günstigen Nächten erregt: das heftige Maß hängt sich an seine Schritte und läßt ihn taumelnd in die eingeschlafenen Wälder zurückkehren. Die wilden Tiere verließen die Tiefe ihrer Verstecke und begannen auf den Höhen lebhafter zu atmen: ihre Augen erschienen in neuer Flamme, ihre furchtbare Stimme war zum Murmeln herabgesunken und ihr kühner Gang zur Langsamkeit der Schritte.

Überdies erfüllten Schatten die Tiefe der Täler, sie stiegen zu mir herauf und verteilten an alles was atmet den Schlaf und die Träume, sie erreichten mich endlich und umhüllten mich, ohne mich zu durchdringen. Ich blieb fest und lebendig unter dem Drucke der Nacht, während die Erde, voll Schlaf, meinen Gliedern Ruhe einflößte und sie siegreich der allgemeinen Unbeweglichkeit einfügte: meine Stirn wachte, ohne von Müdigkeit getroffen zu werden. Sie war belebt von allen gottgegebenen Gaben des Tageslaufs, ihr Reiz umgab sie, und das neue Leben, das ich empfangen hatte, sandte ihr seine Flammengeister zu.

Callisto, durch Junos Eifersucht mit tierisch-wilder Form verkleidet, irrte lange durch die Einöden hin. Doch Jupiter, der sie geliebt hatte, hob sie aus den Wäldern empor, um sie unter die Sterne zu versetzen, und wies ihrem Leben eine Ruhestätte an, aus welcher es sich nicht mehr entfernen kann. Sie hat ihre Stätte im Grunde des finsteren Himmels empfangen, der die Elemente, die Götter und die Sterblichen in dem Inneren Cybeles ausbreitet. Der Himmel umreiht sie mit den ältesten seiner Schatten und läßt sie einatmen, was er noch an Lebenselementen in sich birgt, — die Berührungen mit dem unermüdlichen Feuer, dessen Ausstrom das Weltall belebt, fügt er hinzu. Von ewiger Trunkenheit durchdrungen steht Callisto über den Pol gebeugt, während die ganze Reihe der Sternbilder vorüberzieht und ihren Niedergang zum Meere hin vollbringt. So verharrte auch ich die Nacht hindurch unbeweglich auf dem Gipfel der Berge, mein Haupt von einer Trunkenheit umhüllt, die mich drückte wie die Krone aus Weinlaub und Früchten, die die Schläfen des Bacchus in unwandelbarer Jugend umranken.« —

So unterrichtete mich Aëllo durch die Erzählung ihrer Schicksale. Mein Sinn, der sich einmal aufgerichtet hatte, um der Stimme zu folgen, die ihn zur Wissenschaft der Götter berief, kehrte nun nicht mehr zur Menge zurück, in welcher er seine erste Stätte gehabt: fernhin folgte er seinem

Digitized by Google

Führer zu den Mysterien die am wenigsten besucht waren. An jenem Tage erhob sich die Stimme der großen Bacchantin vor mir in der Dunkelheit der Wege. Oft verlassen die Musen die schnelle Bewegung der Chöre, um im Schoße der Nacht langsam einherzuschreiten. Von ihren dichtesten Schleiern umhüllt und auf den Bergeshöhen dahinwandernd, stimmen sie in der Dunkelheit göttliche Gesänge an. Das Wort Aëllos, das mich zu den Göttern hinzog, wanderte, dieser Stimme gleich, welche die Musen durch die Schatten hintragen, vorwärts. Eine unterirdische, doch offen den Ebenen zugewandte Höhle, — Gipfel, die noch das letzte Tageslicht sahen, — das Bett der fruchtbarsten Täler, — das waren die Orte, zu denen mich Aëllo hinführte. Ihre Unterredungen dauerten oft bis tief, tief in die Nacht hinein, und alsdann zog sie sich allein zurück und ließ ihre Worte in meinem Geiste hängen, wie Nymphen tun, die in das Geheimnis ihrer Behausungen zurückkehren, nachdem sie ihre Kleider über einen gesenkten Zweig gespreitet haben.

Inzwischen nahten sich die Mysterien, die mich endlich in ihrem Laufe mit forttragen sollten, aber sie ließen sich von den Bacchantinnen erahnen und eilten so der Stunde ihres Aufstiegs weit voraus. Eine jede von uns, die in sich die gottgesendeten Zeichen erkannt hatte, begann von nun an abseits zu leben, denn die Sterblichen, welche von den Gottheiten berührt sind, halten sogleich ihre Schritte geheim und führen ihr Leben nach neuer Weise. Wir alle folgten der Neigung, zu der uns der Lauf unseres Geistes hintrug. Den Nymphen ähnlich, den Töchtern Himmels und der Erde, die von ihrer Geburt an sich verteilten zu den Quellöffnungen, zu den verschiedenen Gebieten der Wälder hin und zu allen Orten, denen Cybele all die Merkmale ihrer Fruchtbarkeit aufgeprägt hatte, — so zerstreuten uns unsere Neigungen in alle Gegenden der Landschaft hin. Wir wurden in den Schicksalsbezirk der ewig die Elemente beherrschenden Götter eingelassen. Über die Flüsse, die Wälder, die fruchtbaren Täler regierend, freuen sie sich an der Beschauung des Lebens, das unter ihren Augen seinen Weg nimmt. Aber in der Dauer ihrer aufmerksamen Muße wird ihr unsterbliches Leben dem einförmigen Sturze der Wogen gleich, über die sie sich beugen, und ihre Natur bleibt mit dem betrachteten Elemente verbunden, wie ein Mann, den am Rand des Stromes Schlaf und Träume überraschen und dessen Gewandung sich in den Fluten ausbreitet. Jede Bacchantin verband sich so einem Orte, an dem sich die offenkundige Geburt eines naturhaften Schicksals vollzog. Aëllo erschien auf dem Gipfel der Hügel und legte lange Zeit ihren Kopf auf den Busen der Erde, sie schien wie Melampus, der Sohn Amithaons, zu erwarten, daß sich die Schlange des Schlafs um ihre Schläfen zu ringeln begänne. Hippothea, am Abfluß der Quellen sitzend, verfiel in Unbeweglichkeit, ihre aufgelösten Haare, ihre niederhängenden Arme und ihre Blicke, die sich auf das fliehende Wasser hefteten, ließen erkennen, wie sehr sie ihrem Schicksal nachhing und wie ganz ihr Sinn in seinem Laufe mitströmte. Der Gang Plexaurens stürzte sich in die weitest ausgebreiteten Wälder. Sobald eine Ozeanide vom Schlaf berührt wird, während sie die Meere durcheilt, dann sinken ihre Glieder nieder und lagern sich

Digitized by Google

auf den Wogen, sie hat die Richtung ihrer Fahrt der Unbeständigkeit der Wellen anheimgegeben. Die Schwimmende würde man von weitem für einen toten Sterblichen halten, aber in der Woge, die sie dahinträgt, ist sie ausgestreckt mit der Leichtigkeit des Lebens, und ihr Busen schlummert wie der Ozean es ihr eingibt. Solcher Art schien auch die Art Plexaurens im Bette der Wälder zu sein. Festgehalten am Rande tiefer Abhänge, beugte sich Telesto, ihre ausgebreiteten Arme den Tälern zugekehrt, der Ceres gleich, wenn die Göttin auf dem Gipfel des Ätna zum Schlunde des Kraters vorschreitet und ihre Tannenfackel am Feuer des Vulkans entzündet.

Ich für mein Teil, die ich den Gott noch nicht kannte, — ich lief ziellos durch die Ebenen hin, und trug bei meiner Flucht eine Schlange mit mir dahin, die nicht mit der Hand ergriffen werden konnte, von der ich mich aber ganz und gar durchzogen fühlte. Ähnlich einem Sonnenstrahl, der durch die Macht der Götter rund um einen Sterblichen herum in Schlangenwindungen gelegt wäre, umschlangen ihre Knoten mich mit einer feinnervigen Hitze, die meine Geister in Aufruhr versetzte und wie ein Sporn meine Schritte vor sich her trieb. Bacchus anklagend und an die Wogen des Meeres denkend, in welchem ich unterzugehen vermeinte, ging ich dahin, aber der Gott hatte in kurzer Zeit die Kraft meines Schreitens erschöpft. Zum Abhang hingebogen, flehte ich die Erde an, die Ruhe verleiht, als die Schlange in verdoppelnder Umschlingung meinen Schoß tief durchbiß. Keinen Schmerz fühlte meine zerrissene Seite, sondern Ruhe und eine Art von Müdigkeit, als ob die Schlange ihren Zahn in die Schale Cybeles getaucht hätte. In meinem Geiste erhub sich eine Flamme: ebenso ruhig wie die Lichter, welche in der Nacht auf einem Altare der Berggottheiten im Barbarenlande genährt werden. Aufmerksam und ruhend wie eine Nymphe von Nysa, die in ihren Armen den jugendlichen Bacchus trug, blieb ich in den Höhlen bis zur Stunde, da der Schrei Aëllos die Ankunft der Mysterien verkündete und da ich mich auf den Fußspuren dieser Bacchantin erhob, die vor uns ging wie die Nacht, wenn sie das Haupt wendet, um die Schatten herbeizurufen, und sich dem Westen zukehrt . . . . . .

⟨Unvollendet⟩

Übertragen von Eckart v. Sydow

* * *

Digitized by Google

ACHT GEDICHTE
VON MANFRED BERGER

VERSENKUNG

Kannst Du Dich heilig versenken,
Wirst Du Dich herrlich erheben.
Oben und unten verschwindet,
Wem sich die Ruhe erschließt.

Fällst Du, so wirst Du Dich fangen
In den dunklen Falten des Schicksals,
Im Rausche des wehenden Mantels
Schwebst Du als Wolke im All.

Trägt Dich der Atem der Gottheit,
Bleicht Dir auch gestern und morgen,
Und von den sternigen Auen
Pflückst Du den ewigen Tag.

* * *

Du hast mich erhoben,
Du hast mich verworfen,
Nun mußt Du mich lassen,
Nun ruh ich in mir.

Befreit vom Leide,
Gelöst von Freude
Schmiede ich Anfang
Und Ende zum Ring.

SCHÖPFUNG

Gott hat die Sehnsucht, sich zu schauen,
In stets sich wandelnder Gestalt.
Ihn zwingt's, aus Dir den Dom zu bauen,
Drin seine Geisterorgel schallt.

Er prüft am Tone das Gemäuer,
Er lauscht, verwirft, er türmt und ballt
Und gießt der Inbrunst heilges Feuer
In immer reinere Gestalt.

Gott muß sich an die Erde binden,
Will er zu Geiste auferstehen.
Er muß sich an sich selbst entzünden,
Will er sich selbst ins Auge sehen.

Digitized by Google

GESANG DER WELLEN

Bruder, gleichem Quell entsprungen,
Laß uns gleiten, spielverschlungen.

Schwesterlicher Seele Welle
Folgst Du mir in weite Helle?

O Glanz! O Stille! Dies Gleiten! Dies Glück!

O Sturm! O Fülle! Wie faßt sie der Blick.

Schon sehnt's mich zu landen,
In Buchten zu münden.

Mich treibt es zu branden,
Thule zu finden.

Ich will umschließen, will Insel umsäumen.

Ich muß überfließen, ins Ewige schäumen.

Mich laß verehren, will gürten und halten!

Ich muß begehren, mich treibt's zu gestalten!

Nähe wird fern. Wo bleibst Du, mein Freund,
Ich kann Dir nicht folgen, vertraut und vereint.

Du kannst mich nicht fassen, so mußt Du mich lassen.

Muß ich entsagen?

Willst Du es wagen, so will ich Dich tragen:
Laß uns verströmen zu Einem ganz,
Woge der Unruh krön' silberner Glanz.
Sturm in der Tiefe, leuchtend der Firn.
Brausend die Seele, heiter die Stirn.

Digitized by Google

SELTENE STUNDE

Etwas lebt in mir, das fremd mir bleibt.
Viele Seelen gehen lautlos durch mich hindurch,
Unbekannter Ahnen Vermächtnis hämmert und pocht.
Doch ich lausche nicht lang,
Denn der Bürger braucht Ruh und der Tagfrohn ruft.

Selten nur, wenn eine gehobene Stunde mich trägt,
Weltleid durch meine betäubten Ohren dringt,
Flammt ein Nordlicht in meinen verdämmernden Tiefen auf.
Als ein Fremder steig ich aus mir heraus,
Sehe mich an und schaue durch mich hindurch.
Zwiesprach halt ich mit Gott am Sonntag der Seele.

Wir wachsen zu eins
Im Weltfühlen, das sich von Stern zu Sternbild spannt,
Im Herzfunken, der von Bruder zu Bruder springt
Und im samtnen Lied, das liebend der Flöte entsteigt.

Kennst Du solch' Stunde, mein Freund, dann kennst Du die Trauer auch,
Nach Sternenklarheit die Nebel erwarten zu müssen.
Atem der Tiefe zieht Vorhang vor Himmelshöhen.
Als ein Verschütteter steigst Du wieder zu Tal.
Das nur trennt Dich von anderen, die niemals erhoben sind,
Das nur ist Kennwort der wen'gen Verbündeten:
— Daß Du Dich aus Dir selber zu lösen vermagst.

* * *

Digitized by Google

MYTHOS

Das Werk gilt gleich. Der Mensch ist alles.
Reiche wachsen und verwehn,
Doch noch in der Wucht des Falles
Bleibt ein Heros hehr und schön.

Einer Seele Glut verkündet
Größre Macht als Sieg der Erde,
Mehr als alle Glorie zündet
Eine adlige Gebärde.

Aus Ruinen kehrt ihr Gründer
In des Mythos Zauberwolke,
Ew'gen Glaubens Heilverkünder,
Wieder zum bedrückten Volke.

STURM

Willst Du Dich dem Sturm vermählen
Mußt Du selbst wie Sturmwind sausen.
Denn gleich Gottes Zornlied brausen
Können nur gestählte Seelen.

Wirble, Herz, verjag die Düfte
Allzu irdischen Behagens.
In der strengen Luft des Wagens
Lausch' dem Hochgesang der Lüfte.

Sause, Seele, mag auf Erden
Auch gefallnes Laub erzittern.
Nur in heiligen Gewittern
Kannst Du selber heilig werden.

* * *

GEWITTER

Aus Dunkel flammt der Blitz. Ihn trinkt
Das Aug', bis er in Nacht versinkt.

Ein Leuchten war's: Du bist — ich bin!
— Flamme wächst zur Flamme hin.

* * *

FAHRT

Wir fuhren auf dem Purpurstrom der aufgewühlten Sinne,
Nun überwölbt uns hoch der Dom in Leid geklärter Minne.

Aus Schaum und Flut, die unser Boot getragen und umbrandet
Ward Silbersaum, der unbewegt den Horizont umrandet.

Die leise Welle wiegt den Kahn. Wir ruh'n beglückt und schauen
Uns sicher an und gleiten hin in herzlichem Vertrauen.

* * *

Digitized by Google

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

BIBLIOPHILE DRUCKE

DIE Bibliophilie ist zu einer Wissenschaft geworden. Liebhaberei und Sammlerneigung genügen heute nicht mehr, um zu einem Erfolg zu kommen. Der schön ausgestattete Druck oder die Erstausgabe allein tun es nicht mehr, allein die klug bewußte Wahl, die Auswahl.

Darum schätzt jeder Bibliophile Hand- und Hilfsbücher für seine Sammelarbeit ebenso wie die gesammelten Werke selbst. *Leopold Hirschberg* kam aus jahrzehntelangen, sorgsamen Sammlungen deutscher Literatur zu der Überzeugung, daß ein Werk zu rascher Orientierung, ein Hilfsbuch auf Reisen, beim Durchstöbern der Bücherwagen und Buchläden fehle, und schenkte aus dieser Erfahrung heraus jetzt »*den Taschengoedeke*« (Tiedemann u. Uzielli, Frankfurt a. M.). Wir können ihm für diese Gabe nicht dankbar genug sein. Auf 816 engbedruckten Dünnpapierseiten wird die »deutsche Literatur« von etwa 1650 an, die ausländische in Übersetzungen vom grauesten Altertum b's zur Neuzeit, die Philosophie von Plato bis Nietzsche, die Graphiker von Chodowiecki bis Wilhelm Busch, die Musikwissenschaft von Bach bis Robert Franz, Zahlloses aus den Grenzgebieten übersichtlich angeordnet aufgeführt. Dies ist der Bücherbaedeker, er wird bestehen und sich weiter entwickeln, solange Deutsche Bücher sammeln, er entspricht in vorbildlicher Weise einem Lebensbedürfnis.

Ganz besonders begrüßen wird man die *Taschenbibliographien für Büchersammler* des Verlages Julius Hoffmann, Stuttgart. Wenn die folgenden Bände halten, was der erste gibt, so haben wir es hier mit einem einzigartigen, bleibend wertvollen Unternehmen zu tun, das weder die Sammlerwelt noch die Wissenschaft hinfort entbehren kann. *Max Sander* bietet uns die Bibliographie «*der illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts*», vor allem aus der Zeit von 1825 bis 1870, in der der Holzschnitt und die Lithographie die in der Napoleonepoche vernachlässigte Buchkunst zu neuer Blüte erhoben und der Romantik neue geistige Impulse gaben. Zuerst behandelt ein Abschnitt in alphabetischer Folge die Biographien der Illustratoren bekannter und unbekannter Art, Namen wie Bertall, Cham, Daumier, Delacroix, Doré, Gavarni, Grandville, Tony, Rops, Toepffer strahlen hier hervor. Dann folgt ein nach den Buchautoren angeordneter Katalog der illustrierten Bücher, mit aller Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Bibliographen und schließlich wird noch eine Liste der wichtigsten, nach Illustratoren geordneten Bücher geboten. Das gesamte Werk ist in deutscher und französischer Sprache abgefaßt, so daß die Benutzungsmöglichkeit europäisch ist. Kein Freund alter illustrierter Bücher wird diesen mit ausgezeichnet wiedergegebenen Bildnissen geschmückten Band missen wollen. —

Auch das im Erscheinen unterbrochene *Jahrbuch deutscher Bibliophilen Hans Feigls* kann nun als Doppelband (bei Moritz Perles, Wien) mit stattlichem Umfang fortgesetzt werden. Der Inhalt, der in eine Übersicht über »Bibliophiles aus aller Welt«, eine gute Bücherschau und einen Bericht über die deutschen Bibliophilen-Vereinigungen ausläuft, ist wieder für Sammler, Literar- und Kunsthistoriker so reichhaltig, daß jede Art Bibliophile befriedigt wird. Konrad Mautner, Schaukal, Bayros, Kippenberg werden monographisch behandelt, Studien über Stifters Stil, Kellers Schreibtischmappe, M. Span, den Goetheverbesserer, über den Bucheinband, F. W. Weber, Antiquariatskataloge, G. Freytags «Journalisten» u. a. bringen Wertvolles genug. An den sauber gedruckten, mit Bildern geschmückten Band hat man helle Freude und wünscht dem Jahrbuch nun regelmäßiges Erscheinen.

Andere Sammelgebiete erhielten längst ihre Handbücher. So *das Exlibris* schon vor Jahren durch *Hans Rhaue* (Die Verbindung, Danzig) in einem inhaltlich zwar reichen, doch in der Ausstattung wenig schönen Bande, der in erster Linie das Kriegs-Exlibris berücksichtigt, aber auch mit vielen Abbildungen von K. E. Reinle, A. W. Kames, A. Galliker, P. A. Häftiger, E. Kolbe, Troxler, B. Weiß, C. Benziger u. a. allerlei Exlibrisfragen behandelt, auch einen Exlibris-Katalog und eine Exlibrisbibliographie gibt. Man findet hier manches Wertvolle, besonders aus der Kriegszeit und der Schweiz. Regelmäßig soll aber *Albert Schramms »Taschenbuch für Exlibris-Sammler«* (I. Jahrgang bei Wilhelm Goldmann, Leipzig) dem Liebhaber dienen. Das kleine Büchlein, mit vorzüglichen Abbildungen, ist von einem der hervorragendsten Kenner des Gebiets anregend und praktisch angelegt und verfaßt, es unterrichtet über Walter von Zur Westen, R. Braungarts Exlibris-Bücher, das Exlibris Amenophis III, Leipziger Akademie-Professoren als Exlibriskünstler, die Exlibris öffent-

Digitized by Google

licher Bibliotheken und Museen, die Exlibris-Sammlungen darin und gibt eine ausgezeichnete Adressen-Liste lebender deutscher Exlibris-Künstler. Jeder neue Jahrgang kann hier weiterbauen. Ein Treffpunkt für alle Exlibrisfreunde ist damit in bester Art geschaffen.

Alle Bücherbaedeker und Exlibris können und sollen aber immer nur zum schönen und wertvollen Buch selbst führen, nie Selbstzweck sein, wie auch beim wertvoll ausgestatteten Buch nicht der Wert der Ausstattung Sinn der Buchherstellung sein kann, sondern nur die Beziehung zwischen Gehalt und Gewand. Der Verlag der *Bremer Presse* in München dürfte hier seltenes Vorbild sein. Er legt gleiche Sorgfalt auf die Wahl des Textes wie der Ausstattung. *Rudolf Borchardt* verdeutscht wundervoll die früher »Hymnen des Homer« genannten »*Aitionischen Götterbilder* unter dem Namen des Homer« und unterrichtet zugleich in einem Nachwort über Art und Herkunft der Sänge. *Rudolf Alexander Schröder* wendet seine hohe Sprachkunst *M. T. Ciceros* Rede »*Cato der Ältere, über das Greisenalter*« als Übersetzer und Herausgeber zu und legt *Vergils Georgika* mit reichen Anmerkungen in so starkem Versgewande vor, daß man unmittelbar zum Dichter Vergil vordringt. Wie wundervoll wird uns hier die Antike zu dem Erlebnis, das unsere Vorfahren zu Goethes Zeiten bildsam im Innern umschlossen. Und weiter: *Rudolf Borchardt* schenkt uns *Tacitus: Deutschland* in einem Heftlein als unvergänglichen Besitz aufs neue, führt zu den »*Großen Troubadors*« Guilham, Marcabrun, Jaufre Rudel, Bernart von Ventadorn, Giraut von Borneil, Bertran von Born, Peire Vidal u. a. m., so daß die provencalische Poesie nun »in den ewigen Vorrat deutscher Poesie« eingebürgert werden kann. Dann kommen die deutschen Dichter selbst: *Hölderleins Hymnen und Elegien* (betreut von *Friedrich Seebass*) in je einem Bande, *Deutsche Epigramme* von Goethe bis Hebbel (ausgewählt von *H. v. Hofmannsthal*). Sämtliche Bände bieten sich in der gleichen, mit feinem Schwung geschnittenen Antiqua der Bremer Presse dar und verteilen sich auf das große Quart und übliche Oktav. Wer den Weg durch ihren Inhalt nimmt, geht den Weg höchster Dichtung und Geistigkeit an der Hand unsere kultiviertesten Gegenwartsdichter.

Sonst sind es meist die Zeichner, die zur Dichtung oder alten Literatur aufs neue hinführen. Wer greift noch, bei längst versunkener Schulzeit, zu *Xenophons Anabasis? Max Slevogts* 34 Federlithographien reizen in ihrer bewegten Gestaltenfülle und phantasievollen Wahrheit ohne weiteres dazu, Karl Witts farbige, anschauliche Nacherzählung »*Die tapferen Zehntausend*« aufs neue vorzunehmen, Bruno Cassirers (Berlin) billige Ausgabe des Wittschen Textes mit Slevogts Zeichnungen ermöglicht es jedem, ihr Erfolg wird tiefere Spuren hinterlassen.

Der Freund *Slevogts* erhält vom Verlag Paul Cassirer-Berlin noch eine zweite unvergleichliche Gabe dieses zur Zeit vielleicht ersten illustratorischen Genies: in den *Randzeichnungen zu Mozarts Handschrift der Zauberflöte.*

Der Notentext in Faksimile und zu den einzelnen Notenseiten und -gruppen Slevogts zeichnerische Phantastik: Musik wird Bild. Wer kann sich einen köstlicheren Genuß wünschen? Taktstock und Radiernadel schwingen im gleichen Rhythmus. Die Einheit aller Künste wird offenbar, wird Auge und Ohr zugleich, wird Seele.

Der zweihundertste Geburtstag *F. G. Klopstocks* rief mancherlei Neudrucke hervor. Wir heben nur zwei heraus: zuerst *Fritz Strichs* der Erstauflage nachgebildete kleine Oktavausgabe des Trauerspiels »*Der Tod Adams*« von 1757 (Pontos-Verlag, Freiburg i. B.) mit fünf Radierungen von *Ludwig Meidner,* die ein merkwürdiges Zusammengehen der Ekstase Klopstocks mit der unserer Zeit beweisen. Grade »den Tod Adams« darzubieten ist deshalb von Wert, weil mit diesem Drama die Befreiung des deutschen Dramas von der französischen Vorherrschaft begann und wir Deutschen es noch immer nicht nach Gebühr in unsern Besitz aufgenommen haben, es aber um seiner visionären Größe willen tun müssen. Der Verlag gab dem Bändchen das zeitentsprechende Gewand in guter Qualität.

Klopstock lebt unter uns als der Odendichter und Messiassänger. Die Oden werden wohl auch noch gelesen. Auch der *Messias?* Es war ein ausgezeichneter Gedanke *Heinrich Lütkes,* den 16. Gesang des Messias, »*Gericht und Höllenfahrt*«, wie ein selbständiges großes Epos heraus zu greifen und einem Künstler vorzulegen. *Fritz Beyer* schuf acht große Bilder und zahlreiche Initialen. So entstand diese wundervolle Monumentalausgabe des G. Grote'schen Verlages in Berlin, die wohl als ein einzigartiges Meisterwerk neuer deutscher Buchkunst, als ein besonderes Denkmal für einen Dichter ausgesprochen werden kann. Klopstocks Wesen ist Monumentalität: diese Wesenheit wird sichtbarer Ausdruck in diesem großen Format des Bandes, der Fraktur, der Initialen, in der Vision der Bilder. Hier wird einem

Digitized by Google

Dichter einmal eine seiner Art gerechte Darbietung. Auf holländischem Bütten, in Ganzleder oder Ganzleinen, mit Klopstocks Jugendporträt in Vierfarbenlichtdruck ward hier vom Verlag und Herausgeber getan, um zu beweisen, wie Deutschland seinen Messiasdichter ehrt.

Die Bücherfreunde haben von jeher der Romantik ihre besondere Liebe geschenkt. Sie erhalten jetzt von Meyer & Jessen in München eine Gabe, die nicht ihresgleichen hat: den sorgsamst hergestellten Faksimileneudruck der drei wichtigsten und seltensten romantischen Zeitschriften, des *Athenaeums*, das *A. W.* und *Fr. Schlegel* von 1798 bis 1800 in drei Bänden herausgaben, des Journals für die Kunst »*Phoebus*« von *H. v. Kleist* und *Adam H. Müller* (Dresden 1808) und der *Troest Einsamkeit* von L. Achim v. Arnim (Heidelberg 1808). Soll man wirklich lange Ausführungen über Wert und Bedeutung dieser von der Man-Druck A.-G. ausgezeichnet nach gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren hergestellten, photographisch getreuen Drucke machen? Jedes Wort des Lobes versteht sich von selbst. Und wenn man beim Athenaeum die Wiedergabe der Umschläge vermißt, so sind sie beim »Phoebus« (der wieder den Prospekt vermissen läßt) gebracht und »Troest Einsamkeit« erfüllt jeden Wunsch. Dazu kommt, daß der Einband geschmackvoll den alten Stil erneuert, die Preise mäßig sind. So wird jeder Sammler und Wissenschaftler seine helle Freude an der wertvollen Gabe haben, zumal da Neuausgaben nie so genau wie diese Faksimile sein können und die alten Exemplare nur in wenigen Bibliotheken leben. Der Verlag Meyer & Jessen sollte durch Erfolg instand gesetzt werden, noch andere Faksimiledrucke anzugliedern. —

Im *Jean-Paul*-Jahr muß man auf eine Arbeit von *Hermann Ebers* (übrigens ein Sohn des Aegypten-Ebers) hinweisen: auf die Zeichnungen zu der Ausgabe der *Flegeljahre* im Drei-Maskenverlag, München. Sie sind zwischen den Text gedruckt oder beanspruchen ganze Seiten der Quartausgabe für sich. Leicht handkoloriert atmen sie in Farbe und Rhythmus, Landschaft und Kultur, Raum nud Beseeltheit echteste Jean Paul-Art. Ich habe Jean Paul noch nie so sicher und zart, nachfühlsam und realtraulich »illustriert«, im besten Sinne des Wortes, gesehen, wie hier. Welch gegenwärtig Leben voll vielfältigster Reize erneut nun dies alte, liebe, liebe Buch. Man wächst noch inniger mit ihm zusammen. Hermann Ebers verdient dafür unsere Freundschaft. —

Eine Gabe mehr literarhistorischen Gepräges ist *Friedrich Schnapps* Darstellung: »*Heinrich Heine und Robert Schumann.*« Der Verlag, Hoffmann und Campe, Hamburg-Berlin, verlieh dem Bande aber ein so bibliophiles Gewand im braungrüngoldenen Halblederband, mit einem Schumann- und Heinebilde sowie vielen unveröffentlichten Tagebuch-, Gedicht- und Buchfaksimiles, in tausend numerierten Exemplaren, daß wir es hier einreihen müssen. Schumann hat so manches Heinelied komponiert und Heine auch persönlich kennen gelernt, sein Verhältnis zum Dichter wird auf Grund aller erreichbaren Quellen neu erforscht und fesselnd dargestellt. Auch der Musikhistoriker kommt durchaus auf seine Rechnung.

Die *Phantasusdrucke* des Verlages Buchenau & Reichert in München bringen als zehnten Band *Charles de Costers* flämische Legende »*Smetse, der Schmied*« mit prachtvollen, Flamlands derbe Lebenslust stark anpackenden Federzeichnungen *Alfred Kubins* und als elften Band *Nikolaus Gogols* Komödie »*der Revisor*« in Erich Müllers Übersetzung mit den Stil des Werkes ganz ausgezeichnet treffenden Steinzeichnungen *Leo Pasettis*. Wie bei allen Phantasusdrucken zeichnen sich auch die vorliegenden durch die schlichte Vornehmheit der gewählten Fraktur, des Satzspiegels, des gelblich getönten Papiers auf das angenehmste aus. Jeder Sammler hat seine dauernde Freude an diesen Ausgaben, deren Pappeinbände ebenfalls verwöhntem Anspruch genügen.

Zum Schluß sei noch auf ein soeben fertiggestelltes Buchkunstwerk von hervorragender Eigenart und Schönheit verwiesen: auf die von *Paul Hambruch* gesammelten Liebeslegenden aus der Südsee »*Faraulip*«, denen *Georg A. Mathéy* Gewand und 32 farbige Originallithographien schenkte (Johannes Asmus Verlag, Hamburg). Die Phantasie der kindhaft fröhlichen Südseeinsulaner spielt um das Geschlechtererleben mit köstlicher Freiheit und Frechheit, ohne jeden Schmutz, noch Zersetzung, die Natur selbst hat diese selig-frischen Legenden der Körperliebe geschaffen. Mathéy besitzt die Grazie und die Phantastik, die Atmosphäre und Nervigkeit, die Unbekümmertheit und Naturechtheit, um das Wort Bild, Rhythmus, Farbe werden zu lassen. So ist denn — in Blockbuchform — wieder ein Band von der Köstlichkeit und Anmut des berühmten Mathéyschen Teebuches entstanden. Gleicher Erfolg wird auch diesem Zauberwerk der Südsee-Erotik werden. —

Digitized by Google

MAPPENWERKE UND EINZELDRUCKE

DIE Höhe und Unerschöpflichkeit der Kultur in der Goethezeit wird von Zeit zu Zeit immer wieder durch neue, wertvolle Publikationen offenbar. Der Amaltheaverlag ⟨Zürich-Wien⟩ schenkt uns jetzt in zwei großen, reich ausgestatteten, prachtvoll gedruckten Mappen die *Sammlung Lavater*. Sie beruht auf der Idee von der Physiognomik, auf dem Wunsche, alle Eindrücke, die des Menschen Gesicht und Gestalt hervorrufen, zu deuten. Theologischer Erkenntnistrieb wirkt hier mit, Lavater gab seinem Werke den Leit- und Geleitsspruch: »Gott schuf den Menschen sich zum Bilde«, die äußere Gestalt des Menschen als Offenbarung des Inneren, des Göttlichen. Von diesem Kern aus entwickelt Lavater sein physiognomisches Genie, von dem Goethe tiefe Einwirkungen erfuhr. Lavaters vierbändige »Physiognomische Fragmente« verströmten ihre Segenskraft freilich wieder im geistigen Fortgange der Zeit. Was aus diesen und späteren Studien und Sammlungen Bedeutsamkeit bis heute, ja für immer behielt, bieten jetzt die beiden Mappen in mustergültiger Wiedergabe: eine Auswahl aus Lavaters »Physiognomischem Kabinett«, das über den Grafen von Fries in den Besitz des österreichischen Kaisers Franz gelangt und in der neuen Hofburg fürstlich untergebracht war, aus der kaiserlichen Familienfideikommißbibliothek bringen nun *Eduard Castle* und *Rudolf Peyer von Thurn* diese Auswahl, die keinem Goethefreund, Ikonographen, Psychologen entgehen darf. »*Lavater und die Seinen*«, stellen die sechzehn in Faksimile-Umhüllungen wiedergegebenen Tafeln der ersten Mappe dar, bald schwarzweiß, bald farbig, Zeichnungen, Ölbilder, Aquarelle mit handschriftlichen Bemerkungen Lavaters, welche menschlich rührend-bedeutsame Geschichte einer Familie, welche Versenkung in ihren Charakter, in ihre Natur und Eigenart! Und weiter in der zweiten Mappe: *Goethe und sein Kreis*. Mit 26 farbigen und schwarzen Tafeln nach Ölminiaturen, Aquarellen, Tuschzeichnungen, Bleistift-, Sepiaskizzen und Kupferstichen noch reichhaltiger und köstlicher. Goethes Eltern, Goethe selbst mehrere Male, K. F. Bahrdt, I. G. Schlosser, Merck, Sophie von la Roche, F. K. Jacobi, Katharina Zimmermann, beide Stolbergs, Haugwitz, Barbara Schultheß, Basedow, Lenz, Klinger, Chodowiecki, Karl August, die Branconi, die Gräfin Egloffstein: wer sähe sie nicht gerne in diesen auf das Charakteristische hinzielenden Bildern? Die Einleitung des Bandes legt Goethes Beziehungen zu Lavater trefflich dar. Auch hier sind wieder alle Bemerkungen Lavaters abgedruckt und bereichern Anmerkungen das Eindringen in die Bilder. Jedes empfehlende Wort erübrigt sich: diese Mappen sprechen für sich selbst. Die 600 Exemplare des Druckes werden gewiß rasch vergriffen und es dadurch möglich machen, noch weitere Schätze aus Lavaters Sammlung mitzuteilen.

• • •

Nur 600 Freunde suchen die Lavater-Mappen, deren zehntausend fand aber bereits die *Vinzent-van-Gogh-Mappe*, die R. Piper & Co. soeben im 11. bis 15. Tausend herausbringen konnten. Spricht dieses Zahlenverhältnis nicht für die elementare, große Kunstfreude unserer Zeit? Fünfzehn Bilder van Goghs in so vorzüglichen Wiedergaben, unter denen leider keine farbige ist, in zehntausend und mehr Händen! Freilich immerhin erst dreißig Jahre nach des Malers Tode: ein Menschenalter später erst war die Menschheit an van Goghs Wesen und Werk herangewachsen. Heute erübrigt es sich, noch für diese — nach Oskar Hagens Wort in der Einleitung — germanische Ausdruckskunst einzutreten: sie lebt unter uns als Kraft der Seele, als neue Religiosität, als unsere Kunst. Darum wird die van-Gogh-Mappe noch manche Auflage erleben.

• • •

Wer sich eine dem Original nahekommende fertige Reproduktion eines van Gogh wünscht, greife zu den *Piper-Drucken*, die den »Irrenhausgarten« Vincents meisterlich bringen. Diese Piper-Drucke kann man nicht genügend rühmen. Die farbige Wiedergabe von Gemälden war in einer den Kunstfreund befriedigenden Weise bisher noch nie gelungen. Gegenüber diesen Einzelblättern, deren Größeverhältnisse sich je nach dem Original zwischen 32:24 cm und 68:94 cm bewegen, muß man auch bei schärfstem Anspruch seine Zufriedenheit, ja sein Entzücken bekunden. Bei den Marées-Drucken wurden in der Graphischen Kunstanstalt Ganymed die Erfahrungen gesammelt und die künstlerisch arbeitenden Drucker erzogen, die es nun ermöglichen, eine bisher nie erreichte Annäherung an das Original durch unermüdliche Korrektur und Ergänzung der an Zahl prinzipiell unbegrenzten Farbenplatten zu erobern. In der Tat haben wir hier das Bestmögliche an Farbendrucken vor uns. Dazu kommt, daß die von J. Meyer-

Digitized by Google

Graefe getroffene Auswahl der bisher 28 Blätter eine Galerie der wesentlichsten Werke Europas bedeutet, wenn man auch natürlich noch mancherlei Wünsche hat, die aber sicher nach und nach Erfüllung finden werden. Jetzt sind Dürer (2 mal), Rembrandt (2 mal), Goya, Daumier, Manet (2 mal), Menzel, Degas, Bosch, Cranach, Pinturicchio, Estense, Rubens, Boucher, Guardi, Courbet, Renoir (2 mal), Poussin, Marées, Cézanne (2 mal), van Gogh, Bruegel d. Ä., Veneziano, Hals vertreten. Der Verlag hat für die Blätter auf jedes Bild abgestimmte Rahmen geschaffen. Endlich erhielten wir hier die Möglichkeit, daß sich jeder, auch der weniger bemittelte Kunstfreund eine Sammlung farbiger, originalverwandter Reproduktionen der bedeutendsten Meisterwerke anlegen kann. Die Farbe ist die Seele, der Geist aller Malerei und wird hier mit aller künstlerischen Ehrfurcht behandelt.

NEUE EPIK

IST es ein Zufall? Oder darf man von neuer Blüte der Epik sprechen? Ist diese Blüte organisches Wachstum? Oder künstlicher Art? Nein, ich glaube an das Naturgesetzliche dieses neuen Reichtums. Mir scheint, die Gärungsepoche der Chaos- und Kriegszeit tritt in das Zeitalter der Klärung, der Reife, insbesondere bei der jüngeren Generation. Dadurch wird der Blick auch wieder frei für das Können und die Kraft der alten Generation. Man erkennt wieder, man sieht wieder, was bleibende Epik ist. Daß *Julius Zeitler* in der schön gedruckten und gebundenen Reihe der Tempel-Klassiker (Tempel-Verlag, Leipzig) eine vierbändige Auswahl »*Klassische Deutsche Erzähler*«, die an Liebes-, Merkwürdigen, Verbrecher- und Wunderbaren Geschichten mit sicherem Spürsinn das Beste deutscher Novellistik von Goethe bis Möricke und Stifter vereinigt, herausbringt, hat symptomatische Bedeutung: man hat wieder Sinn und Gefühl für das Bleibend Wertvolle, Bleibend Lebensspendende auch in der Epik und man erkennt das »Klassische« auch der Vergangenheit wieder an. Man verliert sich nicht mehr in einer Richtung, sei es Naturalismus, sei es Romantik, sei es Phantastik, sondern man hält sich wieder an den Wesenskern, der in jeder Kunstrichtung das Echte umschließt. Darum wird Zeitlers Unternehmen auch von Erfolg getragen sein.

Die Sensation der neuen, etwa expressionistischen Technik, das épater le bourgeois ist überwunden. Man sieht dies schon, wenn man *Robert Walters* »*Jahrbuch deutscher Erzähler*« (Vera-Verlag, Hamburg) durchgeht Was Walter will: alljährlich »aufhellende Querschnitte durch die Auftriebsfülle erzählerischer Kräfte« geben, ist gut, auch wenn dieser erste Band mit dem bald achtzigjährigen W. Fischer-Graz, mit Johannes Schlaf, Rudolf Huch, K. H. Strobl, I. Ponten, W. Seidel, H. F. Blunck, Kas. Edschmid mehr den Eindruck einer zufälligen, als systematischen Zusammenstellung macht und der Wert der einzelnen Novellen gar zu verschieden, auch bei Berücksichtigung der Stilunterschiede, ist. Aber ein Sammelplatz ist hier geschaffen, von ihm können nur gute Weiterentwicklungen ausgehen, man kann dies Jahrbuch drum begrüßen.

Auch diese Anthologie beweist wieder den Trennungsstrich zwischen den Generationen, der auch innerhalb der Epik nicht an die Jahre gebunden ist, wie *Adele Gerhards* »*Lorelyn*«, der soeben in schöner Ausstattung von Hugo Steiner-Prag (F. W. Grunow, Leipzig) im siebenten Tausend erschienen ist, zeigt. Den Jahren nach zählt die Dichterin zur älteren Generation, das Wesen des »Lorelyn« beruht aber ganz auf der Erweckung zum Elementaren nur daß das Elementare hier zu klarer Gestaltung durch reine Künstlerreife geführt worden ist. Auch *Hermann Stehr's* »*Peter Brindeisener*« (Friedr. Lintz, Trier) ist auf jeder Seite Beweis für das Durchstoßen auch des älteren Dichters zum Elementaren: mit wundervoller Realistik und in einer selten gezügelten, dichterisch bezwungenen Psychologie, die niemals Selbstzweck wird, ist hier das ewige Problem der irdischen und himmlischen Liebe machtvolle Anschauung, blutvoller Rythmus geworden. Dieser Roman, in dem ein Schlesier eines Westfalen Menschennot echt durch das Menschliche hindurch erfaßt hat, gehört in seiner Tiefe und typischen Bedeutung zweifellos zu den schwerst wiegenden epischen Kunstwerken unserer Zeit.

Der Durchbruch zum Elementaren wird gerade bei der älteren Generation oft verhindert durch die Höhe der Kultur, des Wissens, durch die Weite des geistigen Erkenntnisraumes in der einzelnen Dichterpersönlichkeit. *Gerhart Hauptmanns* »*Insel der großen Mutter*« (S. Fischer, Berlin) ist dafür ebenso sehr ein bezeichnendes Beispiel wie *Thomas Manns* »*Zauberberg*« (ebenda) oder *Spittelers* Versepos »*Prometheus der Dulder*« (Eugen Diedrichs, Jena). Gerhart Hauptmann hat die Idee zu einer utopischen Vision, nicht aber mehr die Kraft zur Vision selbst, er hat den Willen zum Erfassen der

Digitized by Google

elementaren Triebkräfte des Menschen, aber nicht mehr den Ernst zur Anerkenntnis dieses Willens. Das Ergebnis ist darum ein freies, bisweilen schönes, bisweilen abgeschmacktes Spielen mit den Ideen zu seiner Vision: des Dichters gesellschaftliche Kultur hindert hier in die Tiefe und ewige Wahrheit gehendes Schaffen. Bei Thomas Mann liegt, wie »Der Zauberberg« klärlich erweist, der Fall so, daß durch die wundervolle Persönlichkeit allmählich alle Schaffensmöglichkeit ins Gehirn verlegt wird, das Blut, das Herz, die Natur sprechen immer weniger mit, der Dichter ist vom Schriftsteller überwunden worden. Infolgedessen ist »der Zauberberg«, dieser Gang durch die letzten zehn Jahre vor dem Kriege, nicht zu einem wesenhaften Querschnitt durch die Zeit und ihre Menschen geworden, sondern zu einer Beleuchtung dieser Epoche mit der Lampe des Geistes. Geniale Klugheit triumphiert hier und bereitet uns wohl den höchstmöglichen Genuß, den geistvolle Genialität überhaupt geben kann. Aber wird man im Innern seines Menschentums dadurch befriedigt? Ebenso wenig wie etwa bei *Carl Spitteler,* der wohl in der Idee den ewigen Gegensatz von Epimetheus und Prometheus ausschöpft, nicht aber das Vermögen hat, diese Ausschöpfung als Kräfte weckendes Erlebnis zu vermitteln. Wir sehnen uns nicht nur nach dem Bekenntnis zur Seele, sondern wünschen selbst ganz und immer beseelt zu sein. Spitteler gibt natürlich viele Feinheiten und Schönheiten, aber er ist doch nur ein Vorbereiter der Erweckung, nicht die Erweckung, ein Wunder der Seele, nicht die Seele selbst. Man nehme nur einmal *Walter von Molos »gesammelte Werke«* (in drei Dünndruckpapierbänden bei Albert Langen, München) zur Hand, dann erlebt man, wie die junge Generation das Elementare selbst sucht und besitzt, vom Schillerroman über den Roman meines Volkes, die alle auch in Einzelausgaben vorliegen, bis zu den «Fugen des Seins« (in Sonderdruck mit Radierungen von Willy Jaekel im Horenverlag) erkennt man die Entwicklung zur Erweckung, die Erwecknng und das Leben im Elementaren selbst.

Die Dichter, die sich nie durch Überkultur vom Grunde der Natur entfernt haben, treten darum jetzt wieder überzeugend in den Vordergrund. Wie stark wirkt zum Beispiel *Gustav Frenssens* Erzählung aus dem Ruhrgebiete während der ersten Besetzungszeit *»Lütte Witt«* (G. Grote, Berlin). Hier ist in einer übrigens auf balladische Stilgröße gebrachten Einfachheit und Selbstverständlichkeit das Wesen des Deutschen, des Menschenkampfes, an sich auf einen Querblick von bleibender Bedeutung gebracht. Hier haben Herz und Geist, Natur und Kultur an dem tragischen Bilde der deutschen Wesenheit gewoben, so daß jeder Leser, wenn die Überkultur ihn überhaupt noch für das Wesentliche empfänglich ließ, von diesem Buche erschüttert, aufgerüttet werden müßte. Gleiche Naturverbundenheit entwickelte sich aus süddeutschem Blut in *Heinrich Federer* zu einer heute seltenen Harmonie: der neue Roman des Schweizers *»Papst und Kaiser im Dorf«* (ebda.) hat eine so beglückende Menschenkenntnis und -liebe, eine so reiche Lebensbejahung (ohne falsche Lebensbeschönigung) und einen so aus der Seele hervordringenden Humor bei allem hohen Ernst einer hochkultivierten Weltanschauung, daß man beseligt den fruchtbaren Reichtum dieses Buches, dieses Dichters bestaunt und genießt.

Die junge Generation schöpft heute weiter mit erstaunlichem Erfolge aus den Volkstumsbrunnen. Wenn ich etwa die Autoren des Verlages Die Schmiede in Berlin — alle in ihrer Art wertvoll und eigenartig — nebeneinander halte, so ist der dem Volkstum Entwachsende *Albert Daudistel* doch der Wertvollste. Der zu früh verstorbene *Franz Kafka* ist in seinen vier Geschichten *»Ein Hungerkünstler«* in der geistigen Durchdringung des Realen und Elementaren gewiß der Reifste und Feinste. *Joseph Roth* ist in seinen noch an das Nachkriegserleben stofflich gebundenen, stilistisch sicher gefeilten Romanen «*Hotel Savoy*« und «*Die Rebellion*« der Zeit- und menschenkritisch Schärfste, Hirnklarste. Aber Daudistel, der einstige Matrose und Festungsgefangene, ist sicher das stärkste Dichtertalent. «*Die lahmen Götter*« bringen zwei Novellen: eine Erzählung aus der Festungszeit und eine zweite aus dem Arbeiterleben. Hier liegt das Menschenherz (ohne jede tendenziöse Absicht) in schlagendem Blutrhythmus bloß, hier wächst die Anschauung und Erkenntnis unmittelbar aus dem Erlebnis. Daudistels Buch ist ein echtes Dichterwerk, weil das Leben es gebar. Man kann das auch von *Will Erich Peuckerts* Geschichte eines oberschlesischen Vagabunden *»Luntross«* (Eugen Diederichs, Jena) sagen, aber das Erlebte ist schon durch einen literarischen Willen geformt, so oft man menschlich tiefer gefesselt wird, reißt das dann wieder hervorbrechende Absichtliche und Kunstgewerbliche des Stils die innere Verbindung neu los. Das gleiche gilt von *Karl Lieblichs* sechs Novellen *»Die Welt erbraust«* (ebda.). Lieblich ist ein echtes

Digitized by Google

Talent, sein erstes Buch »Die Traumfahrer« bewies es: aber hier hat fehlende Selbstkritik ihn zu einer Gottfried-Keller-Nachahmung verführt, daß man warnend die Hand erheben muß, wenn auch einige Partien wieder fesseln und in die Zukunft weisen.

Auf Gottfried Keller zu verweisen, ist man zuerst auch bei dem zweibändigen Roman eines bisher unbekannten Schweizers *Otto Wirz «Gewalten eines Toren»* (J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) versucht, je tiefer man aber in den breiten Wald dieses groß angelegten Entwicklungsromanns eindringt, desto mehr erkennt man eine innere und formale Selbständigkeit, die freilich in Meister Kellers Schule erworben wurde, das Buch hat seinen eigenen Rhythmus bei aller Breite, wie es seinen eigenen Stoff hat bei allem Festhalten an der Welt. Thema ist die bestmögliche Eroberung der inneren Freiheit, jenes Hinausgehobenwerden und Erhobensein über die Zufälligkeiten des Jahres, der Zeit und des Alltags. Dieser Roman ist im Guten und Bösen die Gestaltung der Innerlichkeit unserer Gegenwart, jener Innerlichkeit, die hin und her gezerrt wird von den Forderungen und Sensationen des Tages und die sich dagegen nur behaupten kann, wenn sie Schicksalsgröße besitzt. Bindungen äußerlicher Art sei es der Heimat oder der Fremde, sei es des Berufs oder des Ehrgeizes, bestehen für sie nicht. Sie kennt nur das Wesenhafte, sie anerkennt nur dieses, und sie lebt nur um deswillen. Wir erhielten bisher noch keine moralisch wie dichterisch so mächtig überwältigende Kunde von der Seele in unserer Zeit. Was Spitteler gedacht hat, hier ist es gestaltet als ursprüngliches, unmittelbares Sein und Leben, Erleben und Stürmen aus Chaos und Selbstgewißheit, Unbewußtsein und Trieb. Nur ein Deutscher konnte dies Buch des Gemüts, des Ringens mit der Vernunft, der Religiosität im Kampfe mit der Erkenntnis, diese Durchblutung allen Seins mit den Kräften der Seele in der Ablehnung alles Materialismus und Mechanismus, und nur ein Schweizer konnte diesen Gehalt so gegenständlich Anschaulichkeit, Wirklichkeit, Wahrheit werden lassen. Ausschöpfbar ist dieser Roman nicht durch eine oder zweimalige Lektüre: es ist das Buch eines Lebens, der Extrakt eines vor Gott unbedingt, absolut aufrichtigen, herrisch aufrichtigen Lebens und das Buch des Deutschen alle Zeiten in unserer Zeit. Es ist ein bedeutsames, mächtiges, reiches, chaotisches, schönes und über alle Maßen liebenswertes Buch, dem unsere Versenkung und Versunkenheit gehört. Es ist »Der grüne Heinrich« unserer Epoche und mehr noch als Kellers Bekenntnis, weil es von typischer Geltung ist. Hier sieht man aus dem Chaos der letzten zwölf Jahre ein großes episches Werk, das ganz auf dem Grunde der Natur und des Wesensgehaltes ruht, mit herzlicher Freude herausgewachsen.

Walther von Hollander: Gegen Morgen, der Roman des Mörders Karl Raster. Berlin, Elena Gottschalk Verlag 1924.

IN diesem Buche spukt verhängnisvoll, wie in so vielen der letzten Jahre, Siegmund Freud, darum aus Romanen und Novellen psychoanalytische Kasuistiken werden. Kasuistiken aber, die Geschichten seelischer Verirrungen, haben ihren Platz einzig in den Lehrbüchern der Psychologie oder in pitavalischen Sammlungen. Wohl fühlen wir mit einem Michael Kohlhaas, weil wir die Kräfte, die gesteigert ihn zu seinen Taten treiben, in uns finden. Um aber Hollanders Raster zu verstehen, dessen Leben von mehr oder weniger verdrängten überstarken sexuellen Trieben geleitet wird, muß der Leser sich erst in psychoanalytische Behandlung begeben. Es wird ihm also die Geschichte eines pathologischen Falles oktroyiert, die ihn ebensowenig angeht, wie etwa die Geschichte eines Krebsleidens. Daß aber diese Geschichten, die unter ganz Irren, halb Irren, oder zum mindesten schwer Neurotikern spielen, überhand nehmen, läßt weniger darauf schließen, daß sie Spiegel einer neurotischen Zeit sind, als daß der Dichter aus innerer Unsicherheit heraus sich in Gegenden flüchtet, in denen man ihn schwer kontrollieren kann, und die obendrein den Anspruch darauf machen, selten tief zu sein. Dabei scheint es, als ob Hollander solche Flucht nicht nötig hätte, weil er, wie man aus diesem Buche klar erkennt, über alle Kunst verfügte, einen Roman zu schreiben, der jeden anginge. Die modernen Dichter fühlen sich verkannt. Sie werden es, weil sie sich in Regionen zu verkriechen belieben, aus denen der verwirrte Leser sich in die Handfestigkeit eines Kriminalromans rettet. Kein Wort gegen Steigerung und Ekstase, aber es kommt darauf an, was gesteigert, was ekstatisch gesehen wird. Mülleimer eignen sich weniger dazu, weder veritable, noch seelische. E. E. S.

• • •

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE HOREN

VIERTELJÄHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1924/25 HEFT III

HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Modell (Teilansicht)
eines kürzlich enthüllten
Denkmals

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

DER WEG ZUM EWIGEN DEUTSCHTUM

VON HANNS MARTIN ELSTER

ES scheint, als falle jetzt Ruhe über das im letzten Jahrzehnt wild erregte Meer der Geistigkeit, als sammelten sich Besinnung und Wille auf einen Ausdruck, eine Form. Man beginnt von einem neuen Klassizismus zu sprechen und wünscht ihn an Stelle des Expressionismus, des Impressionismus. Verbindet man aber mit diesem Begriff des neuen Klassizismus historische Vorstellungen, glaubt man, die geklärte Kunstform werde dem Ideellen die gleiche Stellung zwischen dem Absoluten, dem Religiösen, zwischen Gott auf der einen Seite und dem Alltag, der Wirklichkeit, der Natur auf der andern Seite anweisen, so ist man auf einem Irrwege. Denn der Weg unserer Kunst führt nicht mehr am Unmittelbaren, am Mystischen, an der Unendlichkeit und Ewigkeit, an Gott vorüber, sondern die Kunst ist eins mit Gott, entquillt wieder derselben Quelle wie die Religion, ist wieder geistig, seelisch, religiös. Ebensowenig steht die Kunst aber auch der Natur gegenüber: sie kennt nicht mehr Rousseaus «Zurück zur Natur», sie weiß nichts mehr von einer Nachahmung der Natur nach Art des achtzehnten Jahrhunderts, sie kümmert sich nicht mehr um ein technisches Konterfei des äußerlichen, materiellen Gesichtes der Natur, wie der Naturalismus. Sondern sie ist eins mit der Natur wie mit Gott, sie ist in gleicher Weise Kraftausströmung der Natur wie Gottes, organische Geburt der Natur wie Gottes; sie ist die Überwindung des Dualismus von Geist und Materie nicht durch die Einheit ihrer Form, sondern durch die Einheit, die in sich geschlossene, ihres Wesens. Wenn man heute von Klassizismus sprechen will, handelt es sich nur um einen völlig neuen, andersartigen Klassizismus als den historischen: um den Stil des ewigen Deutschtums.

Man hat viel von dem ewigen Deutschtum hin und hergeredet. Es war immer dort lebendig, wo ein genialer Deutscher sich restlos in seinem Werke manifestierte. Dürer, Goethe, Schiller, Hölderlin. Hier war die Einheit von Natur und Gott durch die Kunst offenbart. Der Deutsche suchte diese Einheit seit Germanenzeiten im Gegensatz zu andern Völkern, die sich bald mit der Form, bald mit der Materie begnügten. Der Deutsche suchte und sucht die Einheit auf Grund seiner Natur, die im Reiche des Geistigen wie des Materiellen Alles oder Nichts in Einem ersehnt, aber zum Nichts nach indischer Art sich nicht entschließen kann und deswegen dem «Alles», das heißt eben der größtmöglichsten Lebensbejahung zustreben muß. Dies ist der Schicksalsweg des Deutschen, dies ist das ewige Deutschtum, hier liegen alle Irrwege und höchsten Schöpfungen der Deutschen beschlossen. Von hier aus erhält die deutsche Kunst ihren Sinn.

Die deutsche Kunst ist noch niemals nur ästhetischer Schmuck des Daseins oder leichter Zeitvertreib gewesen. Von jeher war sie die Gestaltung des inneren Entwicklungsganges im deutschen

Digitized by Google

Sein. Von jeher drückte sie den jeweiligen Sinn des deutschen Seins aus. Von jeher war sie dem Deutschen das einzig mögliche Mittel, sich selbst über seine Innerlichkeit, sein Welt- und Gottesleben Rechenschaft abzulegen. Die deutsche Kunst ist kein Spiel, sie ist ernstester Wesensausdruck der Geschlechter im Ringen um das Höchste, um unser Ewiges, Dämonisches, um unsere Religiosität, um unsere Lebensbejahung und Lebenserlösung.

Darum haben Kunstwerke und Künstler bei uns auch einen andern Sinn als bei manchen anderen Nationen. Sie sind die wahrhaften Führer und Wegweiser unseres Volkes. Freilich, es gibt noch nicht viele unter uns, die um diese Tatsache bis zur innersten Erschütterung ihres Seins wissen. Eine nur auf das Intellektuelle, das Lexikonwissen und den juristisch-technischen Formelkram gestellte Bildung in Schulen, Universitäten und Alltag hat noch immer den Anschluß an das Schöpferisch-Wesenhafte, an das Prophetische des Künstlers zu verhindern gewußt und die Meinung gepflegt, auch der Künstler sei ein abseits der Wirklichkeit schaffender Hirn- und Phantasiemensch. Langsam aber mehren sich die Wissenden, die erlebt haben, daß einzig die Kunst ⟨wie die Religion⟩ die wahre Wirklichkeit zu offenbaren, vorauszusehen, zu deuten vermag, daß einzig der Künstler im Mittelpunkte der Wirklichkeit lebt und die Wirklichkeit allein von ihm, von seinem Werke aus zu verstehen, zu führen ist. Wir sind heute mehr denn je auf dem Wege, uns von der Kunst auch im Leben wieder führen zu lassen, weil wir erfahren, daß die Kunst Mittelpunkt des Lebens ist. Damit sind wir wieder auf dem Wege zum ewigen Deutschtum.

Es war nicht immer so. Der Weltkrieg mußte erst die notwendige Erschütterung bringen, um uns dahin zu führen, wo Nietzsche schon vor fünfzig Jahren stand. Nietzsches Stimme ward zwar vielfach mißverstanden, für den Materialismus ausgebeutet, während sie doch gegen ihn aufrief, für das falsche Königtum, die Gottlosigkeit, die Wissenschaftlichkeit ohne Weisheit, die Stillosigkeit, Entseelung und Dekadenz in Anspruch genommen. Einige freilich hörten genau hin, und sie wurden erweckt, erwachten und begannen die Umkehr, jene große Erneuerung, deren Wirkungen wir jetzt leise zu spüren beginnen. In der Kunst trat die Erneuerung schon früh in Erscheinung — Stefan George war einer der ersten, die hier führten. Aber das Mißverstehen seiner Werke war bis in die Gegenwart hinein größer, als ihre Aufnahme im innersten Lebenszentrum unserer Tage. Die Jugend jüngster Gegenwart schließlich fand die innere Verbindung zum Werke Stefan Georges. Und damit auch die Möglichkeit der Überwindung aller Grenzen in diesem Werke — jenes hellenistischen Klassizismus, der dem Deutschen schon so oft auf dem Wege zu seinem ewigen Wesen Hemmnis ward. Für diese Weiterentwicklung — die zugleich die Zukunft unserer Kunst enthüllt — lebt nun unter uns ein Führer durch Persönlichkeit und Werk, der Alemanne Hermann Burte.

Durch Persönlichkeit und Werk, das heißt durch sein Leben und seine Dichtung. Sein Leben

Digitized by Google

im Rheinwinkel bei Lörrach gegenüber Basel, mit dem Blick zum Wasgau und in den Schwarzwald, in der Heimat Hebels ist der Tag des wesenhaften Deutschen, der seiner inneren Stimme, dem Rausch seines Blutes wie dem Sehnen seinen Geistes gehorcht. Er lebt der Natur wie dem Volke unmittelbar verbunden, und er lebt als ein Geistiger, der durch Natur und Volk von Gott und Seele erfüllt ist, der die Einheit der Weltzweiheit, des Menschendualismus besitzt. Er ist Maler und als solcher trunken von der Natur, das in die Sinne Fallenden, er ist Dichter und hier im Banne des in den Sinn Fallenden alles Seins. Er ist, was er schafft, er lebt, was er schafft, und er schafft nur das, was er lebte, erlebte, was er ist.

Dies Schaffen ist, wie immer in Deutschland, obwohl es sich nun schon über mehr als anderthalb Jahrzehnte ausdehnte, nur einem engeren Kreise nahe. Vielleicht mit Recht. Da es anfangs nur zu denen sprechen kann, die verwandter Art sind, die geistigen, aristokratischen Wesens sind. Diese erlebten bereits in Burtes erstem Einakter, dem «Kranken König», den Schicksalssinn dieses Dichters: wieder aufzurichten das Wissen vom wahren Führer- und Königtum, wieder klarzustellen, was wesenhaft und das ist wahrhaft, was verlogen und das heißt massenhaft ist. Burte schöpfte von Anfang an aus dem Kern des ewigen Deutschtums: dem Wissen um den Sinn eines wahrhaften, mit Gott einigen Lebens. Burte schuf aus dem Geist des «Heliand», aus dem Erleben des reinen Krist die Werke, die den Querschnitt durch die entscheidenden Nöte der Zeit und der deutschen Gegenwart ziehen und den Weg weisen zur Beantwortung aller Fragen, zur Erlösung vom Leiden, zur lebenbejahenden Sinn- und Taterfüllung unserer Wesensart.

Die wirkliche wie geistige, materielle wie künstlerische Not unserer Zeit sammelt sich in der Frage: »Führer und Volk«. Sie birgt die Kämpfe um Gemeinschaft und Gesellschaft, Volk und Rasse, Zukunft und Lebenssinn. Burte beantwortet sie aus seiner Blutnatur, aus tiefster Verwurzelung im Volke und in der Vergangenheit, in ihm ist die Erfahrungsweisheit des Volkes, der Ahnen schöpferische Kraft geworden. Und er verwendet diese Kraft in unbedingter, unbegrenzter Wahrhaftigkeit. Sein Werk spricht aus, was ist! Vor dem Forum des ewigen Deutschtums.

Schon in den drei Erstlingseinaktern von 1907 — »Der kranke König« mit dem Motiv, daß ein Königtum zugrunde geht, wenn es der Weisheit entbehrt, »Donna Ines«, mit dem Motiv, daß absolute Sinnlichkeit sich selbst zerstört, und »Das neue Haus«, mit dem Motiv, daß Heuchelei zu Falle kommt — enthüllte sich der Trieb zum Wesenhaften, der auch den Sonetten »Patricia«, die aus einer Liebe zu einer aristokratischen Engländerin hervorwuchsen, den männlichen Charakter gab. Als Burte dann die große Abrechnung mit seiner Zeit und seinem Volke hielt, in der während neun langer Jahre entstandenen Geschichte eines Heimatsuchers »Wiltfeber, der ewige Deutsche« (1912), konnte es nur eine prophetische Anklage sein, die damals echolos verhallte oder parteiisch aufgenommen wurde, heute aber ins Herz schneidet. Martin Wiltfeber ist ein

Digitized by Google

Geistiger geworden und kehrt nach neun Auslandsjahren heim: »Und ich sehe nichts im Reiche, nichts, worauf ein Geistiger stolz sein könnte. Aber ehrlos wird, wer nichts verehren kann. Nun bleibt die Heimat als letzte Hoffnung, wenn diese versagt, was soll mir noch das Leben?« Und die Heimat versagt, denn der Sport ertrinkt im Regelwesen, die Kirche »im Beten zu den Stammesgöttern einer fremden Wüstensippe«, die Stillen im Lande verkommen im Schwachsinn, die Lauten im Lande schauen zu Männern dritten Grades auf, die Blonden verlieren sich an sozialistische Theorien. Es bleibt Wiltfeber nur die Verzweiflung. Im Kampf um zwei Frauen, die sinnliche und die geistige, entscheidet er sich zwar für die geistige, nimmt sie aber sinnlich. Ein Blitzschlag tötet ihn in der Liebesstunde.

Die Wucht dieses Romans, in dem einer spricht, der sein Schicksal erkannt hat, der erweckt ist und nun sein Erwachtsein vorerst noch mehr betrachtet, denn schon als Kraft gestaltet, wird noch gewaltiger, wenn man Burtes weitere Werke hinzunimmt. Stufe um Stufe steigt der Dichter den Weg des geistigen Führers aufwärts. Im Jambendrama »Herzog Utz« wächst das Fürstenwesen zu positiver Klarheit empor. Selbstzucht macht den Herrscher. Im Prosadrama »Katte« stellt sich neben die Wesenheit des Herrschertums der Sinn des Staates, der sich durch das Opfer dartut. »Katte muß sterben,« sagt der König, »keinem Offizier und Diener könnte ich ferner trauen, jeder würde sagen, wie glimpflich es bei dem Katte ablief, meine Stadt wimmelt von unruhigen Leuten, auf den Gütern sitzen die starren Herren Junkers, an allen Grenzen Feinde ringsum, ich will, ich will! .... Was ist mein Staat? Ein Rittergut ohne Zinne, aller Nationen Leute darin, da muß der Halt im Innern sitzen, Menschen sind des Staates größter Reichtum, jedes einzelne Herz muß eine uneinnehmbare Festung sein. Muß! Muß!« Dies »Muß« hat keinerlei Brutalität — ganz abgesehen davon, daß Burte Dichter, das heißt voll menschlichen Gefühls ist —, sondern es ist der Sinn des Staatsgedankens an sich. Das dritte Drama »Simson«, schon im Kriege entstanden und 1917 erschienen, stellt dann die Krönung des geistigen Führertums dar, zu Selbstzucht und Opfer tritt das Leiden und dies Leid vergeistigt. Simson steht zwischen Michael von Temnath, der fremden, prächtig gleißnerischen Königstochter, und Dalila, der kalten fortschrittlichen Äußerlichkeit, steht zwischen der Auslandssucht und dem Materialismus, er unterliegt ihnen nacheinander, wird durch sie in das Leid gestürzt und nun blüht Selbstbesinnung, Vergeistigung empor, der Weg ist frei zur Umkehr, zur Tat und der erneuerte Simson tut die Tat..

So hebt sich klar der Weg zum ewigen Deutschtum aus Burtes Schaffen heraus. Burte ist der Führer, weil sein Dichtertum Führertum ist, er dichtet nicht um einer Idee willen, sondern das Erleben gebiert die Idee, und zwar das Erleben der Führung. Selbst in zwei andern, mehr als Nebenwerk anzusehenden Büchern, der schönen Sonettensammlung »Die Flügelspielerin« und dem Bühnenstück »Der letzte Zeuge«, entscheidet über Sinn und Haltung von Wort und Erfindung dieser Dämon der Führung, des geistigen Führertums, diese Leidenschaft des ewigen

Digitized by Google

Deutschtums, »Prometheus«, »Odin«, »Buddha«, »Der Krist« heißen die werdenden Dramen des abseits von allen Kunst- und Literaturströmungen Schaffenden. Der Kreis derer, die diese Werke bei ihrem Erscheinen begrüßen sollen, muß der Kreis des ganzen geistigen Deutschland sein.

Die ganze Breite des Bodens, aus dem dies ewige Deutschtum, dies Führertum emporwächst, zeigt sich in dem meisterlichen Band Dialektgedichte »Madlee«. Um Leben und Gestalt einer alemannischen Bäuerin, die schon in Wiltfebers Leben das Menschentum des Blutes herrlich darstellte, rankt sich das ursprüngliche Volkstum selbst, jenes reine, bäurische Alemannentum, das noch nichts vom städtischen Massenwesen weiß, sondern in kindhafter Naivität das unbewußte ewige Deutschtum bildet. Neben dies unerschöpflich reiche Gedichtwerk stellt Burte jetzt in werdender Reife das Bild der »Ursula«, des adligen, bewußten ewigen Deutschtums. Beide Bände umfassen die ganze Weite der deutschen Seele, die zu führen Aufgabe der Geistigen, Sinn ihres Lebens und Wirkens ist.

* * *

LIED AN DIE SEELE

VON HERMANN BURTE

Schlafe, Seele, schlafe tief!
Tauche zu der Quelle, wieder
Dunkeln kalten Quelle nieder,
Wo der Gott im Anfang rief.

Lausche, Seele, lausche fein!
Wasser donnern und betäuben,
Aber über feinsten Stäuben
Strahlt ein siebenfacher Schein.

Singe, Seele, singe leis!
Melodien sind in den Wogen
Schlummernd lallend hingezogen,
Wiegenlied und Totenweis.

Schlafe, lausche, Seele, sing
Tiefer, feiner und erklimme
Fliegend, eine reine Stimme,
Deinen Rang in Gottes Ring.

* * *

Digitized by Google

GEDICHTE AUS „URSULA“

VON HERMANN BURTE

AN DIE PALLAS

Pallas anomphalos, Jungfrau, blauäugige Blonde im Harnisch,
Die von dem Scheitel des Zeus sprang in die wirbelnde Welt.
Über die sausenden Räume und Zeiten der sprossenden Erde
Tönst du den Busen des Manns an zum gewaltigen Lied!
Nabellose Gelinkte! Du saßest beim Sänger am Meere,
Als er den Zorn des Achill sang und der Könige Krieg!
Äschylos fühlte dich flügeln und fügte sein Spiel Oresteia.
Lenktest nicht du dem Lukrez leise die sehnige Hand?
Führtest in Himmel und Höllen Vergil und seinen Begleiter,
Aber dem Nordischen schien Odhin ein Opfer im Baum.
Füllest als Muse von Feuer dem Briten die kärgliche Szene,
Wenn er die Könige rief, wenn er den Winden befahl.
Gabest dem Franken die Kunst, die Sitten der Menschen zu zeigen,
Unter dem künstlichen Haar pulste lebendig das Hirn.
Gossest auf Goethe, den Jüngling, die feurige Fülle der Gaben,
Daß er den Scheitel erhebt an das olympische Dach.
Streiftest und rissest die Wange dem ringenden preußischen Edeln,
Daß er im tragischen Spiel Griechen und Briten erreicht.
Neigtest den Helmbusch zum Scheitel des armen und stolzen Dithmarschen —
Und auf das Brettergerüst hob er der Niblunge Not.
Alle beseelte dein Anblick, du Trägerin wählender Waffen,
Hell von der Spitze des Speers traf sie der segnende Blitz:
Wo du gebietest im Geiste mit unbezwungener Strenge
Weicht Aphrodite wie Schaum, lockt sie vergebens den Mann,
Mag auch, vom Neide gesendet, Hephäst in Fesseln ihn schlagen,
Küßt er die Tochter des Zeus, schreckt ihn sein Geier nicht mehr.

* * *

Digitized by Google

WEIN UND LIED

Dichter im Volke, die gleichen den Reben am sonnigen Hange,
Welche die Wasser im Grund wandeln in wonnigen Wein.
Strahlend springe hervor! lebendige Quelle des Landes!
Bodensaft innig vermählt himmlisch ergossener Glut.

Herzen und Hirne der Dichter sie bringen die schlummernde Seele,
Seele des Volkes im Land, innig empfunden ans Licht.
Sprudeln auch trübe voll Erde die süßlichen Moste der Kelter,
Schweigend im Dunkel geklärt, führen sie Sonnen im Strom.

Aber erlöschen im Dichter die zeugenden Kräfte des Wesens
Freudiges Atmen im Volk, lebiges Fühlen im Blut,
Welche ihn halten als Biene im riesigen volklichen Immen,
Daß ihm in Klarheit entquillt Jedermanns dumpfes Gefühl.

Ach, dann versiegten die Quellen, die sogen an strotzender Wolke,
Nun aus dem künstlichen Rohr stöhnen die Wasser empor,
Stockige jauchige Wasser, erstickt im Bereich des Verstandes,
Ferne dem wogenden Meer, ferne dem himmlischen Schoß!

Sende denn gnädig, o Vater, die blonde weißblütige Tochter,
Küssen soll sie den Berg, streifen die Ranken im Wind!
Küssen soll sie die Stirnen, bestrahlen die Herzen der Guten,
Bleibe dem Lande der Wein, bleibe dem Volke sein Lied!

Wehe, was würde, wenn jähe die Bäche vom Walde versänken,
Welche den trockenen Wust wandeln in prangende Flur,
Dorren müßten am Stecken die holzgesündesten Reben,
Wüste läge das Grien ohne die Narbe am Rhein!

Wunder des Wandels im Grunde du Pulsen im Stamme des Baumes,
Wehende Wasser im All, Felsen und Wolken hindurch!
Wunder der Zeugung im Geiste bedeutender Zeichen und Laute,
Nimmer den Zauber verlier, nimmer verliere den Stab!

Glühe du Sonne der Heimat als Wein im Glase des Fremden,
Wurzelt im Tale der Baum, fliegen die Blätter ins Meer,
Lehnen am Stamme die Freunde, so segne der Wipfel die Feinde,
Was wir in Zagen gesummt, brause als Lied um die Welt!

• • •

Digitized by Google

JAHRESZEITEN

Unter Kastanien küßten die Beiden
Trunken im Taumel den seligen Kuß,
Schönten den Zauber und höhnten das Leiden,
Leiden, das Liebende finden muß.
Lebten sie wieder der ewigen Mythe
Schlangengesegnete, listige Lust, —
Fiel eine weiße tautropfende Blüte
Sanft auf der Küsserin schneeige Brust.

Wirkten sie tief in den webenden Sommer
Trotzig den erdenentflogenen Traum,
Waren mit Sternen zusammen die Kommer
Um den verblühten Kastanienbaum —
Reiften wie wachsende Bäume im Jahre
Kräfte und Säfte des Blutes, erwacht,
Streiften an Stacheln der Früchte die Haare:
Lösende Locken in laulicher Nacht!

Rings aus den Kellern von gärenden Mosten
Fegte der Spätlingswind süßlichen Duft,
Brachte die Blätter im Reife zum Rosten
Wirbelte Laub in die fröstelnde Luft.
Fiel eine glänzende blitzende braune
Blanke Kastanie dem Weib in den Schoß,
Zuckten die Liebenden, zischte Geraune,
Stampfte der Mann und riß sich los.

Schwebten wehleidige Flocken zur Erde
Hüllten die Welt in geschmeidiges Tuch,
Warfen die Äste zum Himmel Gebärde,
Fragend und klagend in Flehen und Fluch.
Stimen am Stamme da lehnten, sie packte
Grauen, als Krähen vom Baume kam,
Hockte der Rabe zu Häupten und hackte
Tief in zwei Hirne den ewigen Gram.

• • •

Digitized by Google

ÄHRENDIEB

In die Wälder muß ich gehen,
Felder kann ich nicht mehr sehen,
Jede Ähre hoch und voll
Mahnt in Schönheit weißlich golden
Ragend über Gräserdolden
Jener einen blonden Holden,
Deren ich nicht denken soll.

Aufgejagt am Ährenraufen —
Muß ich in der Furche laufen —
Duckig, denn ich bin der Dieb!
Ach, gestohlen ist gestohlen,
Auf dem Scheitel brennen Kohlen
Fremder Boden an den Sohlen
Und sie beugte sich so lieb.

Wie die bunten Blumen mahnen:
An die Treue Blaucyanen,
An die Liebe roter Mohn!
Eine nach der andern pflücken:
Jubel, Frevel und Entzücken!
Doch Vergißmeinnicht erbücken
Scheint mir ewig eine Fron.

* * *

HAUS IM HERBST

Noch einmal trinkt am Busen goldner Sonne
Am hüllenlosen das gereifte Jahr
Im weißen Born des Lichtes dunkle Wonne
Und lächelt, langsam schlürfend, sterbeklar.
Es fließt gelind vom blaugespannten Rund
Auf rote Wälder, rostig arme Wiesen,
Um Reben, traubenschwer, in Süße wund:
Sie wollen sich der Mutter nach ergießen.

Digitized by Google

Das liebe Haus im Schirme breiter Dächer
Hebt sich empor in all die Rieselflut,
Da trinken schattenschleppende Gemächer
In langen Schlucken laue Sonnenglut
Und saugen dreimal selig ein den Schein
Hinab in ewig dunkle Trauertiefen,
Er wellt nicht mehr zurück vom heißen Stein,
Er will zum Schlafe tief hinunterschliefen.

Mit blankem Glanze glättet hier der Firnis
Im Weiher eine Fülle braunen Tangs,
Von Moosen, Algen, Flechten eine Wirrnis
Jahrhundert alten glasen edeln Klangs,
Und wo die Traufen triefend sich entladen,
Häuft er das Licht, wie Bienen Honig an,
Und kann in Sonne seine Seele baden,
Wenn Schnee und Nebel alle Welt umfahn.

Die Rose welkt und ihre Blätter lösen
Vom Stiele sich gelind, wie Haar der Frau,
Hintaumeln sie und ihre roten Blößen
Verwunden sterbend noch das tiefe Blau,
Das tiefe Blau des Himmels — liebes Haus,
Die kalten Schatten an den Halden schwellen,
Sie löschen deine bunten Farben aus
Und schütten zu die mütterlichen Quellen.

Ich gleiche Dir und kenne dieses Trinken!
Wie du genoß ich Sein und Sonnenschein
Der Mut will mit der Mutter untersinken,
Die Nacht ist um die Wege — gebt mir Wein!
In seiner Nässe trink ich reife Sonnen,
Dann will ich klaglos ohne Wunsch und Weh
In mich versonnen, ganz im Ich versponnen,
Den Tod erwarten, wie das Haus den Schnee.

• • •

Digitized by Google

GESANG IM REGEN

Laß mich ohne Willen lange lauschen
Diesem tiefen gleichen reinen Rauschen
Eines Regens in den Eschenbäumen,
Auf den Blättern zischt ein leises Schäumen,
Und des Wassers lasses Niederrinnen
Bändigt meinen Strom im Herzen innen,
Tiefer unterher erschallt Gesang
Zweier ungebrochenen Mädchenstimmen,
Einer Hohen immer höher Klimmen,
Einer Zweiten traurigtiefer Hang.
Dieses nach dem Himmel hin Verlangen
Und im süßen Erdenleide Hangen
Sehnen, das kein Schwert in Eden schied,
Alles lebt im überströmten Lied.
Ferne zucken Blitze aus dem Blauen
Steht ein Schein in der geladenen Luft,
Sinkt, vom Lied erlöst, zu Grund ein Grauen
Und der Funke überspringt die Kluft.

* * *

BIRNEN

Junge Birnen stehen, kaum entblütet,
Von den grünen Blättern zart behütet
Auf den Stielen leicht und licht und streben
Nach der Sonne hin, dem Born, und heben,
Von den Sonnenstrahlen zart betastet,
Ihre grünen Stirnen unbelastet.
Aber weil sie Erdenwasser trinken,
Müssen sie wie Wasser niedersinken,
Aber weil sie schweren Grund verzehren,
Müssen sie zum Grunde wiederkehren.
Langsam sinken die gereckten Dolden,
Werden müder voller braun und golden,

Digitized by Google

Lassen ab vom Sonnensuchetraume,
Wuchten schwer am übervollen Baume,
Beben bang im Griff der Vogelfüße,
Schnäbel hacken in die milde Süße,
Wilde Winde wehen und die schwerste
Vollste höchste Birne fällt als erste
In der klagend sinkenden Geberde
Eines reifen Hauptes nach der Erde!

* * *

SONNENUNTERGANG

Eine letzte Sonne schwebt am Rande
Halb im Himmel oben, halb im Lande,
Reißt am Strich des klaren Horizontes
Aus dem Boden weg ein weißbesonntes
Flackerhalbrund, eine flache Schale,
Drin sie selber schwebt wie Blut im Grale.

Und die goldne Flut der vollen Bäche
Alles Blattgold weiter Wiesenfläche
Zarter Goldbelag auf Möhrendolden,
Korn- und Weizenähren, doppelt golden,
Alles Ätherzittergold der Lüfte
Stürzt der Sonne nach in ihre Grüfte,
Rinnt als goldner Niederschlag zu Tale
Und es schwillt die übervolle Schale.

Daß die glatten Ränder überlaufen
Und vom Rande triefen goldne Traufen,
Gierig schlürfen ungesehne Munde
Diesen Überschwall im Untergrunde —
Und der Mond, geschwollen von dem Trunke,
Prangt im Dunkel mit erschlichenem Prunke.

* * *

Digitized by Google

ZAUBERSPIEGEL

Wie von allen irdischen Gegenständen
Herrlichster, empfing ich Dich zu Händen?
Unschätzbarer Horte tiefer Tiegel:
Meiner Mutter alter Zauberspiegel!
Wiederbringer toter schwarzer Sonnen,
Unerschöpflicher Gebilde Bronnen!
Tauche ich in Deine Tiefe nieder,
Strömt die kalte Norderquelle wieder,
Ihres Weistums edle Kraft im Spruche,
Kunst im Bilden, Werk im Ton, im Tuche;
Was ich nie gesehen, was verdüstert
Schwand, ersteht, sieht fragend um und flüstert,
Weil sie ruhig in dem Ihren wohnten,
Schufen, mehrten, speicherten und schonten,
So das Bild der Welt zum Hirne huben,
Es beseelten und in meines gruben,
Darf ich geuden, spielen und verbrauchen,
Es im Wort verwandelt allhin hauchen!
Das ich überkommen als Vermächtnis:
Zauberspiegel allen Seins: Gedächtnis!

* * *

HIMMLISCHE ERNTE

Taktet von weitem ein Sensendengeln,
Schauert es kalt in den langen Stengeln,
Dengeln, das dingdangt so gläsern.

Zischt in den Wiesen ein Sensenschärfen,
Zucken den Blumen die feinen Nerven,
Bebt es in Dolden und Gräsern.

Digitized by Google

Rauschen die sausenden Sensen näher,
Gleichen im Schreiten die mächtigen Mäher
Unerbittlichen Fräsern.

Schonte das eiserne scheerende Malmen
Ähren auf bodenhin kauernden Halmen,
Werden sie Beute den Lesern.

Konnte sich eine dem Grund anpassen,
Wird sie dem Wasen ihr Wesen lassen,
Dumpfiger Dung unter Äsern.

Aber sie fahren aus Grüften und wahren
Dasein im Nahsein bei schwebenden Scharen
Tönt es von himmlischen Bläsern.

Dürfen sie leidenerdiente Frohwonnen
Schlürfen in Weinen voll rosiger Sonnen
Trank aus ätherischen Gläsern.

Wohlig umtost von melodischem Dengeln
Licht im Gericht sein, in Sicht sein von Engeln
Göttlichen Reiches Verwesern —

* * *

SCHWARZWALDLANDSCHAFT

Im braunen Moore sprenkeln schwarze Placken
Die Schatteninseln angekörnten Schnees,
Die Tannen stumpfen ihre scharfen Zacken
Im weichen dunkeln Blei des Gletschersees.
Der breite Rücken einer Weidehalde,
Von grauen Viehgehegen laß umzäunt,
Wölbt sich in Wucht empor zum Fichtenwalde,
Vom Rote toter Nadeln angebräunt.

Digitized by Google

Da steigen Felsen sonderbar bemoost,
An ihnen Tännchen ängstlich angeklammert,
Und wo der Wind sich wütend Bahn getost
Sind Riesenstämme stumm dahingejammert.
Der Weg verendet unter Farn und Reisig,
Die Kuppe klagt, von Wurzeln überstrunkt,
Und reckt ihr Antlitz, unter Stürmen eisig,
Zum Blaugewölbe, das in Sternen prunkt.

Ein Riesenhaus mit bodentiefem Dach
Wie Felsen lautlos, dürr im dürren Laube,
Vom Wurm zermehlt, in allen Gliedern schwach,
Fällt langsam der Verschlingerin zum Raube;
Natur scheint es zu ziehn mit einem Zauber
Wie ihn die Natter übt am schwangern Frosch,
Im Walde ruft ein liebestoller Tauber
Und Käuze schreien, wenn die Sonne losch.

Schon hockt es schlangenhaft in sich verschuppt
Im faden Grau wie Kranich, Maus und Reiher
Und scheint verlarvt, verschlafen und verpuppt
Im Traum gebannt vom eigenen Bild im Weiher,
Ein Sarg in Moos und Müll; die hohe Linde,
Gleich einem Riesenherzen ausgedehnt,
Rauscht einen stumpfen Trost im Abendwinde
Zum Hügel hin, dort steht ein Kreuz gelehnt —:

Da greift der Heiland mit den beiden Händen
Gewaltig klafternd über Land und Luft,
Die Welt erfaßt er liebend an den Enden
Und überbrückt im Tode jede Kluft,
Gelassen ragt er über dem Gewimmel
In göttlich unnachahmlicher Gebärde
Und zieht herab den weichen Wolkenhimmel
Als linde Binde um die wunde Erde.

* * *

Digitized by Google

AN DOSTOJEWSKI

Ein Mann, ein Allmensch, der wie Du
gelassen durch die Hölle ging,
Um dessen Hirn die Wolke Welt
in ihrer wilden Völle hing,
Du zarter Geist, der wach und wahr
am Herzen jedes Andern hing,
Du Seele, feinster Sonne Seim,
die rings in Adern wandern ging;

Dein Auge, das den Menschen sah,
das Tier, von seinem Gott bewegt,
Hat in der Schau die Träne nur,
nicht Blitz und Dolch und Spott gehegt,
Es spannt sich groß, der Dinge voll,
in zaubernder Magie der Sicht,
Bis es ach! überspannt im Weh,
im fallenden darniederbricht.

Du fühltest, wie der Satan toll
Pupillen außer Achsen stieß,
Vom eigenen Hauche wirr, die Gier
in dumpfen Hirnen wachsen ließ —
Dein Volk, den breiten Riesenwald,
gehemmt im Wuchse, wahnverknorrt,
Gesund im Grunde, wipfeldürr
vom Föhn aus Westen angedorrt, —

Die Lehre, welche Gott verwirft,
und stets von Menschenliebe schwätzt,
Doch ihren Bruder haßt, und ihn
als Opfer dumpfer Triebe hetzt,
Du sahst es gut und schufst ein Werk
als Warner, Deinem Volke treu,
Treu Deinem Gott und seinem Sinn,
allewig wie die Wolke neu:

Digitized by Google

Du, wahrer Russe, Christ und Mensch,
der in den Pfuhl der Denker taucht,
Und weiß, ein Mann, daß Volk und Kind
zum Zweifel keinen Lenker braucht.
Du Fjodor, Sohn des Michael,
der jenes Engels Namen trug,
Und aus dem Himmel Satans Heer,
die ihn zu stürmen kamen, schlug:

Du ließest aus der weichen Hand
in Scharen die Gestalten gehn,
Nicht Dir zum Ruhme, uns zur Lehr,
wir sollten Christum walten sehn:
Der Satan hat gesiegt, das Blut
der Welt gerann von seinem Lab,
Der Geist in Trauer ohne Maß
weht weinend über einem Grab. —

Doch wenn der Krist nach Tag und Jahr
— er weiß die Zeit — will auferstehn,
Wird um Dein Haupt, in Liebe klar,
der Strahlenschein des Heiligen gehn!

* * *

AN HEBBEL

Du hast der Nibelungen
Schicksäligen Untergang
Noch einmal abgesungen,
Bevor die Saite sprang.

Erfüllte Dir ein Ahnen
Den zeitenklaren Geist,
Daß Du von den Germanen
Der letzte Dichter seist?

* * *

Digitized by Google

DER PFLASTERSTEIN

EINE PARABOLISCHE ERZÄHLUNG

VON HERMANN BURTE

ES war eine Wolke am Himmel über dem Gebirgstale, geladen mit Spannung, schwarzblau, schwer und wuchtig, es war ein Bach, ein lustiger lebendiger Bergbach, voller klaren Wassers, und es war eine Forelle im Bache, ein schöner schlanker Fisch mit roten Punkten, der schwamm stromentgegen, der Quelle zu. Da brach das Gewitter los mit Blitz, Donner und Regen: anschwoll der Bach, färbte sich rot von all den Rinnsalen der Hänge und Halden, schoß mächtig geschwellt dahin, riß an den Ufern, rüttelte an den Brücken, tobte sich aus dem Strome zu, in Sehnsucht nach dem Meere. Es war ein Stein im Bache, ein runder, rechter Wacken, der lag, so lange er denken konnte, an seiner Stelle im Bachbett. Nun aber war es sonderbar: ein Strang der Flut hatte einen Teil seiner Bettung unter ihm weggespült, er lag hohl, es grauste ihm vor den Wassern, die nun über und unter ihm dahinschossen, zitternd hielt er sich an den seitlichen Lagern und hoffte und bebte: das wüste Hochwasser werde ihn doch nicht aus seiner Heimat schwemmen, wie so viele seiner Wackenkameraden. Während er so dachte, fiel ein schmaler langer Schatten über die Wasserfläche, der kam von einer Angelrute, die ein Mensch über die trüben Wogen auswarf: und es geschah, daß die schöne Forelle in den Haken biß, wütend im Schmerze unter den Stein schoß, schlug und schnellte: umsonst! — Der Angler zog an der Schnur und hob den Fisch aus dem Wasser und mit dem Fische den Stein aus seinem Bette, der Wacken rollte im Wasser, torkelte und wälzte sich fort, gierig schoben die Wellen ihn weiter, talab, wild und mutwillig, er schlug den Kopf gegen andere Steine, spürte einen Taumel wie im Rausch, ein Fliegen wie im Traume, das ging wie das Fallen über eine Treppe hinab, die nie endete!

Von weitem toste das erste große Wehr, eine weiße Dampfsäule stieg darüber in die Luft, er sah es, als ihn ein Schwall einen Augenblick aus dem Wasser hob. Seine Kameraden rechts und links schlugen unbekümmert auf ihn ein, da war es dem Wacken, sein Herz töne lieblich in ihm, Musik erklinge in seinem Innern von einem Gefüge: er wußte nicht was es war. Und nun kam es mächtig über ihn, der Schuß der Wasser hatte einen unwiderstehlichen Zug und warf den Wacken über die Lege hinab, wie ein Vogel schwebte er über dem hinabgebogenen Wasserfall, in der freien Luft, da blitzte Sonne über dem rotbraunen Strome, Schwalben flitzten über die Wogen hin, gefällte Bäume hingen an Ketten schräg in den Fluß hinein zum Schutze der zerfressenen Ufer, Menschen standen auf der Mauerwange des Wehrs und weideten ihre Augen an dem Schauspiele des Elements, der Stein sah es, aus seinen vielen Quarzaugen, dann tauchte es ihn tief hinab, tief in den Gumpen des Wehrs, er schlug sich die Schläfen an einer eisernen Schiene wund, knirschte

Digitized by Google

über rostige verknitterte Blechbüchsen, wirbelnde Reifen, schnellende Matratzenfedern, dann hob es ihn wieder, hoch, hoch, wälzte ihn und legte ihn auf das linde Bett einer sandigen Kiesbank.

Da lag er nun, wie ein Verwundeter im Lazarett, zerschunden, zerschlagen, matt und einsam, aber er lag gut, kam langsam zu sich selber, fühlte sich wohl im Sand und sah, wie es über ihm heller und heller wurde, ruhiger liefen die Wasser, schon fühlte er die linde süße Luft voller Duft von Wiesen und Wäldern um seine Schläfe streichen, er schaute ruhig über die strömende Fläche hin: die Ufer, an deren Hang noch die Linie des höchsten Wasserstandes zu sehen war, darüber blühende Matten, rauschende Bäume, weiche blaue Horizonte. Eine Fülle von Licht flutete über ihn hin, er blinzelte mit seinen wasserhellen Quarzaugen: sie schmerzten ihn, ungewohnt der Lichtfülle freier Luft, allzulange hatte er im schattigen Bette des Baches gelegen, allmählich hielt er den Blick der Sonne aus und es wohlte ihm auf seiner neuen Liegestatt. Er schwieg und sann über sich nach, traumelte von der Heimat und lauschte in sich hinein: da schien es ihm wieder, wie schon einmal im Niederrollen, ein kleines Örgelein in der Brust töne, kam das Klingen aus ihm selber oder war es nur der Widerhall vom Zirpen der Grillen im Grase, die den Faden zwischen Tag und Nacht zerfeilten mit scharfen Flügeln? Klang er wieder, der Stein, vom Schlage der Nachtigall, die im Weidenbaume rief: Rot rot Wein, miir . . . miir! Oder schwang es im Steinbusen von dem traurigsüßen Liede, das drei Mädchen sangen, als sie in der Dämmerung über die alte eichene Brücke gingen? Er verlor sich im Sinnen.

Da kam ein Sonnenstrahl herabgeschossen in aller Frühe, der traf den Stein und flüsterte ihm zu: Du bist auserlesen! — Es streichelten ihn die Zöpfe des Schlammes und seine weißen Blümlein sagten: Lieber Stein aus dem Gebirge, wir hören es klingen in Dir! — Die große Weide senkte ihre Zweige auf ihn herab, berührte seine Stirn mit ihren schmalen Blättern und rauschte: Weidenblätter sind kein Lorbeer, sie künden ihn aber an. — Wollen sie mich verrückt machen mit ihren Schmeicheleien, dachte der Stein und machte sich ganz klein im großen Haufen. Da kam ein Käfer heran, im goldenen Panzerchen, das klirrte und klang, er tastete mit feinen Fühlern und sagte: Stein im Strom, Stein im Strom, in Dir ein Dom, in Dir ein Dom! Aber der biedere Wacken sagte zu sich selber: Sie haben mir den Körper aus der Bettung gerissen, wollen sie mir nun die Seele aus dem Leibe locken? Ich bleibe was ich bin! — Überdem kam ein Bachstelzlein herangeflogen, pickte mit seinem Schnäbelchen an dem Steine, da klang es: Pick — Ping, Pick — Ping! Und das Ping kam tief aus dem Steine heraus. Er spürte es selber und erschrak. Der Vogel flog fort und ein Fischotter kam geschwommen, der hatte eine wunde Pfote, denn sie war ihm in die Falle des Jägers geraten und zerschunden, er legte das kranke Glied auf den warmen Stein und hob die Schnauze zutraulich aus dem Wasser: Habe Dank, lieber Stein, Du hast Heilkraft in Dir, meine Wunde gutet! Da wunderte sich der Wacken sehr: Tönen soll ich und heilen auch? Lieber Fischotter, erzähle mir doch, wie das zugeht? Aber das Tier hob seine Schnauze, zitterte und

Digitized by Google

wandte sich: Der Feind kommt, unser Feind, dort auf dem Damme, der Mensch! — Und er riß die Pfote vom Stein herunter, tauchte in das Wasser, schlug einen eleganten Salto, schnappte im Vorbeisausen einen Weißfisch und verschwand unter dem Wurzelwerk der Weide: Duck Dich, Wacken, duck Dich, rief der Otter, er nimmt Dich!

Ein Mann stieg über den Damm hinab, ein großes Brett auf der Schulter, das legte er über den Arm des Flusses und kam herüber auf die Kiesbank, er besah die schönen Steine, die da lagen und schmunzelte: Hier liegt Gold im Bach, man braucht es nur wegzuführen! Er stellte Joche in den Fluß, legte eine Bretterbahn an und sandte Männer mit Schubkarren, die führten die Steine auf den Damm hinauf, auch unsern Wacken verluden sie unbarmherzig. Der Mann sonderte die Steine in zwei Haufen, als er den unsern faßte, sagte er: Zu den Runden, diesen da! Der paßt in das Pflaster vor dem Dom, runder Kopf, das ist der alte echte Pflasterstil! — Dann kam ein Kerl mit einem Hammer, er hob ihn am Weißdornstiele und ließ ihn sausend niederfallen, aufschrie der Stein im Schmerz, noch einmal, dreimal, dann lag er da, ein Krüppel! Untröstlich! Vergebens hob das Gras seine schmalen Schmehlen zu ihm empor, vergebens gaukelten Schmetterlinge über ihm hin, flogen die Bienen und schnurrten die Käfer, sie taten ihm doppelt weh, die Beweglichen, Leichtbeschwingten, ihm, dem Hilflosen. Windenweh war ihm und ach! er hörte den Ton nicht mehr in seinem Busen, der Körper verstümmelt, die Seele verstummt, so lag er da! Trübe wurden im Wechsel von Licht und Nacht seine blitzenden Quarzaugen, im Wechsel von heiß und kalt zersprang seine Haut, wurde schorfig und schrundig. Und als ein schwerer Wagen daher gefahren kam und einen Mitstein, einen lieben Kameraden, zu blauem Sand zerquetschte und der Regen die Leiche spurlos in den Kot verwusch, da seufzte unser lieber armer Wacken tief auf und wünschte sich auch den Tod!

Aber er starb nicht, sondern lebte, mußte leben und leiden. Eines Tages wurde er verladen, in einen großen hölzernen Wagen, er kam tief unten in die Benne zu liegen, über ihm lasteten und wuchteten die Genossen. Das Fuhrwerk knarrte unter seiner Last. Die Steine rieben sich im unebenen Wege wund, klagten sich ihr Los und klagten sich an: Weg, Wagen und Ware ein Schmerzensschrei! Da blitzten Schienen, standen Eisenbahnwagen und dampfte die Maschine. Man lud die Steine um, unser Bachstein kam nun ganz obenhin zu liegen. Die neue Welt erweckte ihn, er sah sich erstaunt um, wohl waren es nicht mehr die alten klaren Augen aus der Jugend, die sich täglich und stündlich im lauteren Gebirgswasser gebadet hatten, aber das Leiden hatte ihn empfindlich gemacht im Körper, empfindsam in der Seele: er hatte viel erlebt, tief erlebt, und also bedeutete ihm viel die Welt! War das nicht das weiße Wehr, das da in der Talwindung brauste? Waren das nicht die blauen hohen Berge, die das Tal abschlossen, von dem seine Ahnen herabgestiegen waren und ihn im Bache das heilige Licht der Welt erblicken ließen? Wo enger das Tal wurde,

Digitized by Google

steiler die Hänge, größer die Felsen, höher die Tannen, reiner die Luft, lauterer das Wasser, dort war er daheim! Im Elend stieg ihm das Bild der Heimat auf als ein seligmachender Trost!

Ein Pfiff schreckte ihn aus seinem Tagestraum; der Materialzug rollte nach der Stadt. Wohl wurde er rußig, der Stein, in den engen Tunnelen, wohl fror und schauerte ihn im Winde der nächtlichen Fahrten; aber es geschah ihm, wenn die Signale tönten, Bremser pfiffen, die Räder feurig schliffen, die Glocken klangen und die Maschinen schnaubten, da widerhallte es in ihm: alle die rohen Töne schwangen in ihm so fein, so rein, still und melodisch! Was war es nur?

Die Stadt hob ihren Umriß aus der Ebene, ein blaues Dreieck stieg mächtig über alle Dächer und Kamine empor, das war der Dom! Dort kommen wir hin, sagte ein Stein, ein Reise- und Leidensgenosse des unseren, dort auf den Platz vor dem Dom! Dort werden wir in Reih und Glied gestellt und die Menschen trampeln auf uns herum. Schön war die Jugend, sie kommt nicht mehr, im Bach und am Berg, nun müssen wir Knechte sein an Ort und Stelle ohne Wahl, solange die Haut dauert! Man fuhr die Steine durch die Stadt auf den Domplatz: das war für unsern Freund eine gar wunderbare Fahrt. Er hörte die Steine des Pflasters, auf dem sie fuhren, emporrufen zu den Brüdern im Karren, aus den Mauern der alten Häuser klagte es sonderbar: So, kommt Ihr auch! Bringen sie Euch? Traurige Haft, elendes Los! — Das erschütterte den biederen Wacken, den redlichen Landsmann der Gefangenen, bis in das Herz, aber die Klage verstummte und nur der Stachel blieb. Nun fuhr der Steinkarren durch eine schöne Geschäftsstraße, da waren in den Schaufenstern der Läden herrliche Goldschmiedesachen und Juwelen ausgestellt, prächtige Edelsteine funkelten: wasserhelle Diamanten, tiefblaue Saphire, burgunderweinrote Rubine schossen ihre geraden Strahlen durch die Scheiben, da staunte der einfache Quarz über die vornehmen Verwandten! Aber sein Blick wurde erst recht gefangen genommen, als er in einem Fenster eine ganze Schar blauroter Amethyste sah, herrlich war die Farbe: rote Weinbeeren, wenn sie lauter werden und die Herbstsonne durch sie scheint, ganz eigen wurde dem Wacken, er weinte fast, es klang in ihm, aber nicht leise, nein, brausend, eine Stimme rief in ihm, alte, uralte Sehnsucht zuckte darin, Liebe brach aus in ihm, wie blaue Augen, vom Weinen rot, so sahen ihn die Steine im Fenster an, ihm war, es müsse ihn zersprengen, aber der Wagen rollte und rollte und nichts blieb vor seinen zitternden Augen als violette Tupfen, die mit gelben wechselten. Ein recht grober Wacken, der neben ihm lag, fing an zu grollen: Was diese Edelsteine und Halbedelsteine sich alles einbilden? Sie sind aus dem gleichen Stoff gemacht, wie wir! Der hochedle Diamant ist nichts als lautere Kohle, der vornehme Amethyst, von dem Du den Blick nicht losreißen kannst, ist gemeiner Quarz, wie Du und ich! Ob ich als Amethyst am Halse einer Dame hänge oder als Pflasterstein von ihrem Fuße getreten werde, ist alles eins, unter ihrem Fuße spüre ich peinlich den hohen Stöckelabsatz, am Halse höre ich ihr falsches Herz pochen und die verlogenen Küsse. Roh sind sie, die Menschen: sie meinen, ein Stein habe kein Herz, weil sie so oft einen Stein als

Digitized by Google

Herz haben! Der Bergwacken war zerrissen von Liebe und Wehmut, er gab keine Antwort und fügte sich geduldig in sein Los.

Von weitem klangen Schläge von Hämmern und Rammen, die Steine kamen auf dem Domplatz an, wurden abgeladen, in Reih und Glied eingesetzt und eingerammt, von allen seinen Leiden schien dem Wacken dieses Ende nun das schwerste: er wußte, wenn er einmal in dieses Steinmeer vor dem Dome als Tropfen versenkt war, als Stein unter Steinen gefügt, den Kameraden auf Sandfühlung nahe, dann war es aus, auf ewig: Du wirst nie mehr den Fingerhut blühen sehen am Bachbord, die Glockenblumen läuten hören, den Schmetterling, den sie Apollo nennen, den seltenen, sich tummeln sehen, die hohe Weißtanne wird nicht mehr ihren würzigen Duft Dir senden, Du wirst die lieben Fische nicht mehr spüren und die blauen Wasserjungfern, Du hörst nicht mehr den wilden Jäger vom Schwarzwald nach dem Wasgenwalde brausen in der Julnacht, das Reh kommt nicht mehr zum Trinken an den Bach, hier bist Du totes Ding unter toten Dingen . . .! Ein starker Kerl packte ihn, sandete ihn ein, gab ihm mit dem Hammer ein paar Schläge auf den Kopf und die Ramme trieb ihn tiefer, lange, lange lag der Stein ohne Bewußtsein.

Aber er war nicht tot, langsam, bangsam erwachte er wieder: es war eine harte Stimme, die ihn weckte, sie tat ihm durch und durch weh. Auch verstand er die Worte nicht, es war eine fremde Sprache voller Mitlaute: das zischte und hackte nur so. Aber unser Stein merkte zuletzt, daß es ein großer, granitener Bordstein war, der da redete, der krumme, gebogene Randstein an der Ecke einer Gasse, die zum Domplatz führte. Und eine andere Stimme erklang metallisch schneidig, es war das gußeiserne Senkgitter, welches sprach, es lag da, mit Scharnieren und Haken in das Pflaster an der Ecke eingelassen, dieses Stabsieb, der Regen lief durch den Rechen ab in die tiefen Kanäle unter der Straße, fort auf die Rieselfelder. Diesem Senkgitter gab Antwort eine Laterne, die hoch und stolz auf dem Gehsteige stand, auf dem großen Bordstein, sie sprach sehr stolz, ein bißchen von oben herab, berauscht von dem Gase, das ihr entwich, stolz auf das kleine Lichtlein in ihrem Haupte, das sie weiß Gott für eine Art Stern hielt. Und endlich mischte sich ein eiserner Ring ein, der war im Pflaster eingelassen, damit die Kutscher ihre Pferde anbinden konnten: ein frecher Kerl war dieser Bodenring, eigentlich nichts als ein aufgerissenes, eisernes Maul! Wie fein! dachte unser Stein, habe ich es doch erwischt, ich bin wirklich in einer anregenden Gesellschaft, er blitzte schier fröhlich mit seinen glimmernden Quarzaugen, machte sich klein und sah harmlos drein, wenn diese wichtigen Leute alle so wuchtig daherredeten und jeder den andern mit großen Worten erniedrigen wollte!

Sie sagen, mein lieber Herr von Granit, rief die Laterne flackerig und fahrig dem Bordsteine zu, Sie sagen, daß Sie der Grundstein für unser aller Dasein sind! Daß Sie der Herr sind und den Staat darstellen und vorstellen! Daß ohne Ihre Energie wir alle hinfielen? Denn, behaupten Sie, ohne Ihre festen Kanten hätte das Senkgitter keinen Halt, ich selber keine Grundlage und dieser klirrende Ring keine Habung! Ich will Ihre Verdienste nicht bestreiten: Sie sind Schwede!

Digitized by Google

Ausländer! Wir bewundern das! Aber gestehen Sie nur, fuhr die Laterne fort mit einer Stimme, die tief aus dem hohlen Bauche ihres Pfahls zu kommen schien, daß ohne mich, ohne mein Licht, diese Welt zu Hälfte ihrer Zeit ein schwarzer Sack voll unbestimmter Dinge wäre, ich ersetze die Sonne, ich bin ein Kind der Wissenschaft, ich weiche den Sternen nicht und werde oft mit ihnen verwechselt. Schon der griechische Weltweise lobte das trockene Licht als das beste der Dinge ... Also sprach die Laterne und klirrte triumphierend mit den Scheiben! Der Granit antwortete sehr knapp und feudal, unser Wacken verstand nicht, was er sagte, aber die Laterne rief: Wie, Herr Baron, Sie berufen sich darauf, daß man in Ägypten aus einem Ihrer dunklen Vettern derer von Granit einen haushohen Götzen ausgemeißelt und ihm einst göttliche Verehrung erwiesen hat? Vergessen Sie nicht, daß man aus dem Eisen, zu dessen Sippe ich mich bekenne, einen Turm errichtet hat, der ihren Nilgötzen zweimal überragt? — Da schwieg der Herr von Granit mit einer Miene, als wollte er sagen: der Gescheitere gibt nach! Dagegen begann das Senkgitter sich zu rühmen: Ohne mich wäret Ihr alle da im Wasser ertrunken und der Laterne ihr Fuß abgerostet: ich bin es, die Euch von Wust und Schlamm erlöst, ich trenne Oberwelt und Unterwelt ich weiß, was die Tiefen mit sich führen und schleppe die Wolken in das Meer. — So sprach das gußeiserne Sieb und legte sich breit ausladend hin als das Tor zwischen den Schichten. Aber jetzt riß der Bodenring klirrend seinen Mund auf: Wir alle hier wissen, was wir sind und bedeuten! Wir haben den Sinn für Ordnung, Kultur und höheres Leben! Aber da draußen, die Menge der Pflastersteine, dieser platten, glatten Köpfe, was wissen denn die? Da ist auch nicht einer, der irgend ein Streben, ein Ziel in sich fühlt, sie hocken da, dämlich und dumm, einer wie der andere, sinnlos, seelenlos, geistlos: Oder meinen Sie, es sei auch nur einer, der ahnt, daß es etwas Höheres gibt, daß die Verfeinerung das Ziel aller Kultur ist, der an Entwicklung glaubt und imstande ist, das Wesen des fortschrittlichen Gedankens zu erfassen?

Höhnisch sagte das der Ring, schaute triumphierend herum, fand keinen Widerspruch und wollte schon sich in der Gosse besehen, was er für ein Kerl sei, da geschah etwas, daß der Granit erbebte, die Laterne klirrte, das Senkgitter in den Scharnieren zuckte und der Ring sich entsetzt in die Höhe richtete: der Pflasterstein, unser armer bescheidener Wacken, hob seine Stirne, tat seine Augen auf, sah ruhig vor sich hin und sagte mit leiser aber klarer Stimme: Ich, — maßlos staunten sie alle, er aber fuhr still in seiner Rede fort: Ich —, ich habe die große Sehnsucht, ich habe die Kraft der Heilung in mir, der Otter hat es gesagt, ich töne im Busen, das Bachstelzlein pickte mich, da klang es in mir: ping! Ich liebe die veilchenfarbenen Krystalle in der Goldschmiedegasse, ich glaube an das Edle und strebe ihm zu! — Da gab es ein Gelächter an der Ecke, ein so sonderbares, einzigartiges Gelächter, wie es nur entstehen kann, wenn ein Herr von Granit trotzig und protzig lächelt, eine Laterne mit allen Scheiben klappert, ein Bodenring sich in seiner Öse schüttelt, ein Senkgitter in seinem Lager höhnisch auf und nieder hüpft, und alle machten sie dem Pflasterstein Gesichter hin, so voll Mitleid und Zurückweisung, wie es einem Diener geschieht, der in großer

Digitized by Google

Gesellschaft am Adelstag sich in das Gespräch mischen will. Antwort gab ihm keiner, er fühlte sich einsamer als je, seine Nebensteine verhöhnten ihn nur ob seiner Niederlage.

Stiller und stumpfer wurde der Wacken: Tage und Nächte, Sommer und Winter gingen über ihn hin — und eine böse Zeit kam: da rauschten gar traurig die tiefen Kanäle in der Erde und rochen nach Karbol, Blut fließt da unten, viel Blut, Arzneien schwimmen in den Abwässern fort, flüsterte das Senkgitter zum Bordstein. Der Bodenring lag rostig da, denn es kamen keine Pferde mehr, der Granit setzte einen graugrünen Schorf an, denn niemand fegte mehr die Gasse, als eines Abends die Laterne brennen wollte, weil ihre Zeit gekommen war, sah sie, daß die Stichflamme im Brenner erloschen war und kein Gas aus den Röhren stieg. Viele Frauen und Mädchen gingen in Schwarz und trugen Schleier und Flöre, Krüppel humpelten an Krücken durch die Gasse, junge Männer sah man selten und die alten wurden frühe weiß. Da ahnten sie an der Ecke, daß Krieg war, ein schwerer Krieg und bangten. Zwar die Sonne schien wie immer und der Regen fiel, die Sterne blinzelten gleichgültig herab und die Spatzen lärmten auf dem Platze. Eines Tages aber, als helle Sonne auf der Stadt lag, zischte es aus der Luft herab, fuhr in ein Haus, zertrümmerte Dach und Wände und begrub seine Bewohner im Schutte.

Sie machen es der Stadt mit den Fliegerbomben so, wie wir mit den Hämmern, gottlob, ich bin ein kleiner Fleck auf dem Stadtgebiete, mich werden die Geschosse nicht herausfinden unter den Tausenden von Pflastersteinen, dachte der Stein, dachte und stockte: denn er sah vor sich das Senkgitter verschwinden, in den Schacht hinabgestoßen, einen Feuerstrahl vor sich emporschießen, hoch wie die Laterne, er sah diese zerbrochen fortfliegen und fühlte sich selber gehoben, schweben, hoch, hoch, ja, das war es: er flog, neben ihm der Bordstein, der schlug gegen die Dachrinne eines Hauses und zertrümmerte sie, dann stürzte der Granitbrocken wieder schwer hinab. Aber unser Pflasterstein flog und flog, er schwebte, getragen wie einst von den Wellen im Fluß aus der Tiefe des Gumpens empor, er sah weit über die Dächer hin, über die Gärten, das flache Feld, die Horizonte, da blitzte der Fluß, eine silberne Schlange, im Tale auf, bis hinauf in die Schlucht zwischen dunklen Tannen, einen Augenblick schwebte der Stein zwischen Steigen und Fallen: da sah er mit der Kraft eines vollen Blickes seinen langen Leidensweg ausgebreitet, den Faden seines Geschickes abgewickelt, und süße Todessehnsucht ergriff ihn: jetzt sterben, jetzt vergehen, in den seligen Zustand, frei von Lust und Leid!

Unfaßlich kurz war dieser Augenblick, gemessen in der Zeit, unsagbar lange schien er dem strömenden Empfinden des Emporgeschleuderten! Nun fing er an zu fallen, die Wasserspeier am Dome rissen ihre Mäuler gegen ihn auf, in den Kaminen sah er die Feuer flammen, die Gassen nach unten sich verengen, und erkannte, daß er über einem großen, schönen Hause schwebte, da klang es lieblich in ihm auf, ganz nahe der steinernen Haut, das alte eingeborene Lied, war es das Echo vom Pfeifen des fallenden Körpers? Nein, es war ein Schwanenlied seiner Seele, es sang in heiligem Drang, er lebte, liebte, lobte Gott — er wollte — er — ping, kling, klirrelirr! —

Digitized by Google

Da war er durch das Glasdach des Hauses gesaust und stürzte durch den Schacht des Treppenhauses hinab, er sah die Bilder an den Wänden, die Pflanzen in den Töpfen, sah Schränke mit Steinen, Krystallen, Ammonshörnern und Tropfsteinen und da, da blühte das steinerne Veilchen in der Vitrine, ein Amethyst, ein herrlicher! Auf ihn fiel der letzte Blick des fallenden Pflastersteines und mit diesem Blick, in dem er sein ganzes Wesen verlor, sah er sich selber! Sein anderes Ich! Denn nun schlug er gewaltig auf den Boden der Diele auf, in den Perserteppich, in drei Stücke zersprang der Stein, dessen Körper dem Hochwasser getrotzt hatte, den das Wehr nicht bezwang, den die Schlegel nicht töteten, den die Ramme nicht zermalmte, ihn zerteilte der Fall aus der Höhe. Das eine Stück blieb im Teppich liegen, im Bilde einer Hirschjagd zwischen Zedern und holden Ranken, das andere traf den Spiegel und schlug ihn in Scherben, so daß die Risse eine große Spinne auf die Fläche zeichneten, und fiel in die Schale auf die Besuchskarten, das letzte Stück aber fuhr in das Wandbild über dem Kamin und blieb im Putze stecken, und da leuchtete es und funkelte herrlich weinrot, veilchenblau und goldengelb mitten in der gemalten Wolke: Krystalle funkelten da!

Als der Herr des Hauses, der große Gelehrte, Erdkundige und Gesteinskenner, aus dem Keller kam, fiel sein Blick auf den Splitter, der in der Mauer stack. Wer hat die prächtigen Amethyste dahin gezaubert? sagte er, fand die Stücke im Teppich und in der Silberschale, staunte, lächelte, besann sich, hielt die Trümmer zusammen und verstand bald, wie alles gekommen war. Er rief seine Kinder, zeigte ihnen das Wunder, denn fast war es eines, und erklärte den Fragenden: Seht Ihr die drei Stücke da? Wenn man sie zusammensetzt, so gibt es einen Stein, und zwar einen ganz gewöhnlichen Pflasterstein! Den hat die Bombe in die Höhe geschleudert, er ist durch das Glasdach gefallen, zersprungen in drei Teile und nun zeigt es sich, daß er kein gewöhnlicher Pflasterstein ist, sondern eine Druse hat. Eine Druse ist ein Hohlraum im Stein, der ist mit Krystallen ausgefüllt, so lange der Stein ganz ist, kann man es nicht sehen. Wir wollen das Sprengstück in der Mauer stecken lassen, der Amethyst hat heilende und heilige Kraft gegen Wunden und Rausch. Die Knaben sollen Ringe tragen mit den Steinen und die Mädchen Halsgehänge, und denken was alles in einem gewöhnlichen Pflasterstein stecken kann! Und welche wunderbaren Wege die Natur geht.

O Du guter Gelehrter und liebender Vater, hättest Du erst die ganze Geschichte dieses Steines gekannt, seine geduldige und tapfere Seele, sein bescheidenes Herz, das liebliche Singen und Klingen in seinem Busen, wenn die Krystalle tönten, wie er sich sehnte nach seinem andern Ich, liebte, glaubte, denen verzieh, die ihn verhöhnten und endlich sterben mußte, vom Zufall zerschlagen, damit sein herrliches Innere frei werde, sein edles Gebilde die Menschen freue, heile und segne, Du würdest ihn wert halten, wie das beste menschliche Herz, diesen Kiesel aus dem Bergbach, den Quarzwacken von der Sandbank, den geschlagenen,
getretenen und zersprungenen Pflasterstein!

Digitized by Google

GROSSE MUTTER

VON HERMANN BURTE

Du meine große dunkle Mutter All,
Nacht, ehe denn ich war, und Nacht in mir.
Ich rufe dich! Mein Blut verfließt im Fall
Des weißen Quells, erneue den in mir.

Es beugten deine Töchter sich hinab
Und sogen grimmig, und ich fühle Not,
Algabe, Mutter All, die immer gab,
Wirf Sterne mir ins Blut, färb Adern rot!

Im Wald am Fall, im Heidekraut am Strom,
Und wenn ich singend quere seine Furt,
Da find ich dich und schlürfe dein Arom
Und gehe durch in herrlicher Geburt.

Sei Wolke, riesig, überwuchte groß
Den Schliefer, triefe, daß die Pore saugt
Vom ersten Element im ewigen Schoß —
Und ihm entringt sich Einer, welcher taugt.

Du meine große dunkle Mutter All,
Nacht, ehe denn ich war, und Nacht in mir,
Ich fühle segnend fluten deinen Schwall:
Dein Sohn und deine Töchter jauchzen dir.

* * *

Digitized by Google

ICH DENKE AN DURA...

VON HERMANN BURTE

ICH gehe mit dem Jagdherrn auf seine Hühnerjagd in das blache Gelände zwischen Kaiserstuhl und Schwarzwald, da wo sie sich am nächsten sind. Wir fahren in einem heißen Zuge, das Dach des Wagens glüht, die Winde bringen nur ganz gelinde Kühlung in das bange heiße Gelaß — goldene Felder, blaue Berge, blanke Giebel ziehen vorbei, Wolkenschatten liegen auf den Hügeln wie Teppiche und legen sich der Form des Bodens an. Über ihnen weiße Wolken in der Luft, die moussiert wie Sekt, man sieht die Stäubchen blitzen wie Quarz im Granit.

Der Zug hält, wir steigen aus, die dicke Senta springt an der Leine nach. Schon glänzen Mohnfelder auf. Der Fluß blitzt aus dem grauen Grün der Emdfelder, eine alte Brücke krümmt sich über den verbinsten und verschilften Fluß, der heilige Nepomuk steht einsam segnend auf der Wange: ihm gegenüber die kühle Nische ist leer, zwei steinerne bequeme Plätze: ich denke an Dura.

Wir essen in dem winkligen, gutriechenden aber schmudeligen Gasthaus der alten Reichsstadt: kitschige Möbel, moderner Pöbelgeschmack, protzige Lloyd- und Hapagplakate, fliegenbeschmissene Büsten der ehemaligen Großherzöge, ein altes Bild: Napoléon et ses généraux, auf dem Büffet eine ungeheure Sektflasche, davor armselige Bauern und Arbeiter einen Schnaps trinkend oder ein Bierli, der Wirt, ein schmutziger, unrasierter Geselle, mit schlappigen Pantoffeln, schlecht geputzten Augen, übel geschnittenen Haaren, bedient selber, indem er das fleckige Tischtuch mit einer schmutzigen Serviette reinigt: mir wird übel, ich verliere die Stimmung — da, mitten in der sinkenden Kurve meines Behagens, ein Gedanke! er reißt mich steil hoch! ich denke an Dura, sie steht da, eine Statue im Müll! Hinaus, ehe ihr Bild im Schutte versinkt — Hinaus!

Der Septemberwind weht den Staub in grauen Wolken hoch, weckt die verschlafenen Windbasen, sie recken sich in ihren bauschigen Röcken, wirbeln Papiere, Stroh, Dungfüllsel, Zeitungen auf, schauen zu allen Fenstern hinein, schleudern graues Pulver über die bunten Geranien, schütteln Bäume leer, pfeifen die Gäßlein aus und sinken zuletzt in den breiten Feldern hin, wie verschlungen vom Raum. Da saust ihr Geliebter her, der Wind, über das blache Feld zwischen den steilen Lößbergen des Kaiserstuhls und den kalkigen Vorhügeln des Schwarzwaldes: breite Wiesen, gedehnte Weizenfelder, lange Kartoffeläcker, satte buschige Maisfelder, raschelnde Mohngelände, dann und wann wogender Flachs, üppiger Lewat. Im Winde bewegen sich die Welschkorndolden wie Hände, an ihren Stengeln schwellen die schweren Kolben zwischen deckenden Blüten — ich denke an Dura. — In den Nußbäumen wühlt der Wind, enthüllt ganze Trauben von Nüssen, die Blätter zeigen ihre weißliche Unterseite: ein Entblößtes zittert über dem besonnten wachsenden Walde auf Stämmen, Stengeln und Stauden: ich denke an Dura.

Digitized by Google

Regentropfen fallen auf meine Regenhaut, Wolken haben sich ringsum getürmt, der Wind ballt sie, zerreißt sie, wie ein wütender Bildhauer seinen Ton: er will etwas machen, hirnlos, ziellos, nur etwas, da tobt er so. Über den Vorhügeln, über Terrassen, streifigen Feldern, kugeligen Bäumen, goldenleuchtenden Steinbrüchen türmen sich Wolkenballen auf wie Wacken, zyklopischen Gefüges: Die Dörfer am Rande mit ihren weißen Giebeln, roten Dächern, rauchenden Kaminen sind unter den Wall geduckt wie Kinderspielzeug an einer vorzeitlichen Burgmauer, so liegen Schneckenhäuser und rote Schnecken an der Kirchhofmauer hin, klein, armselig, nichtig, über ihnen unendlich üppig die Zwingfrau und der Zwingherr allen Lebens, Zeit und Raum: ach, sie lassen sich zum Spaße den Stoff Leben fassen, spielen eine Weile mit dem Leben, setzen ihm großes Wähnen in die Seele, lachen dann oder weinen, gähnen gelangweilt und stoßen es zurück in das Nichts. Ehe mich die beiden vernichten, komm, himmlischer Gedanke, Tröster, Helfer, Zauberer: Ich denke an Dura!

Nun liegt der Himmel tief herab auf die Erde, der Wind ist wie ihr Atem angehalten, eine Spannung ist zwischen ihnen: nur wie die Tränen der Liebenden fallen die ersten Tropfen, aufrauschen die Pappeln leise, lauter die Nußbäume, am klingendsten das üppige Welschkorn, die Erde bäumt sich auf gegen den muskeligen Himmel und der Regen schießt los, gewaltig, in weißen molkigen Bauschen niedersausend — ich denke an Dura.

Glänzt da nicht die Sonne auf? Schon zuckt ein Riß in der Wackenmauer, ein Stein ist herausgeschossen von den Flammenwerfern der Sonne — ein goldenes Lächeln läuft über das nasse Antlitz der Erde — so weich, mild, gelöst. —

Ich gehe zu einem Mohnfeld, schneide mir eine Tasche voll Kapseln ab, öffne sie, trinke den Samen, die Körner wie Tropfen in mich hinein, duftig wohlig wie neue Nüsse, fettig angenehm wie Butter, berauschend, sofort, ich fühle den Schwall — ein wohliges Schlafgefühl quillt auf, ich denke an Dura.

Da peitscht ein Schuß über den Mais. Noch einer, zwei Fasanen fallen wie tote Steine in die Stauden, Senta, schön, such! Schon bringt der Hund den Hahn heran. Der Jäger zieht ihm eine Schwanzfeder aus und stößt sie ihm in das Hinterhauptsloch, — abfedern nennt es der Waidmann — ich denke an Dura.

Über dem Kaiserstuhl steht ein silberner Glanz, krauses Gewölk fließt um eine streifenbahnige Wolke: Pappeln stehen wie aus Erz gegossen, vom Wind zum flachen C gebogen, vor den klarblauen Umrissen der Berge, erloschenen Vulkanen, die kein Feuer mehr speien, nur den feurigen Wein spenden wie greise Dichter ihre Verse, nicht mehr ihre Liebe — Vulkan in uns, schöner Feuerberg, der Du an allen unterirdischen Strömen Dich nährst, höllisches Werk voll himmlischen Empfindens, speie der blauen Decke das prometheische Feuer ins eisige Antlitz: Feuer, Wein, Lieder — ich denke an Dura

Eine Wolke von Staren kommt hoch, senkt sich auf ein Stoppelfeld, schwankt in Sinuskurven dahin, bäumt auf, bäumt ab, den Himmel mit dem Flor ihres Schwarmes verschleiernd, wie ein

Digitized by Google

dunkler Gedanke über ein leichtes Gefühl zieht — denke ich an Dura? Langsam gehe ich, verwundet in Gedanken, an den Fluß: wie schön, sanft gelind windet sich die Elz durch das ebene Gelände, in langen S-Bögen: geduldig, behaglich, zeithabend, gemächlich ausfließend, ohne die oberflächliche Hast und Hatz des Sichselbstentfliehens! —Wilde Tauben lösen sich von einer Erle los, das Wasserhuhn läßt seinen Schrei hören, ein Schuß pfeift hinter den flatternden Vögeln her, Federn stieben, aber sie fliegen, fliegen, der Raum verbirgt sie — wohin? Ich denke an Dura.

Nun stehe ich am Flusse, seine ruhige Flut rinnt kühl, fischig durch mein Gefühl: ich liege im Strome, bin selber der Strom, so hingegeben an ihn, an die Elz — ich denke an Dura.

Ferne Laute von Menschen auf den Feldern, ein Peitschenknall, ein wieherndes Pferd, hallende Züge und alles versinkt, das Leben und Weben der nahen, wilden Natur umzieht mich —Weidengebüsch, Erlengebüsch, hohe Möhren zeigen ihre weißen Dolden, wilder Hopfen hängt über den Weiden in gelben Blüten, eine wirre Fülle verwebt sich voi meinen zitternden Blicken in Eins. —Brombeeren, Brennesseln, Pestwurz, Schilf, Gräser, fremdfarbige Wasserjungfern, jenseitsblaue Libellen, ein Sommervogel taumelt trunken über diesem urwaldigen Busch — ich denke an Dura.

Da setzt sich eine Bremse auf meine Hand, auf die Ader zwischen Zeige- und Mittelfinger, sie sitzt an meinem Blutstrom und nährt ihr Wesen, wie ich meine Seele nähre an dem Flusse da: sie sticht, tief, langsam, behaglich, ich lasse sie gewähren, der anfängliche Schmerz verwandelt sich in Lust: sie trinkt, langsam, tief mit voller Kraft, wie ein durstiges Pferd am Bach, ich betrachte ihren Körper ‹ihm entrollt ab und zu ein kleines weißes Kügelchen› nun fängt er an, größer zu werden, er dunkelt auf, er färbt sich blutrot, ich könnte sie nun töten im Gipfel ihrer Sättigung, ich mag nicht: ihre Bewegungen erinnern mich an Duras Kuß, den Kuß auf die Hände, ich lasse die Bremse am Leben, in Gedanken an Dura.

Sie ist tiefrot, schwarzrot, berauscht, hört nichts, sieht nichts, ihr Leib strotzt förmlich von dem üppig getrunkenen Blute, sie holt den Rüssel aus der Wunde, ein rotes Tröpfchen rollt über meine Hand und bleibt zwischen zwei Härchen hängen. — Die Bremse fliegt auf, schwer, ein befrachtetes Schiff, und summt selig davon. Ich denke an Dura.

Der Jäger ist nahe, seine schlanke Gestalt schreitet gewandt zwischen den Kartoffelstauden, im gelben Lewat: Der braune Rücken des Hundes, seine Wirbelsäule mit dem zu Kopf und Nase entwickelten obersten Wirbel bewegt sich wie eine schwimmende Schlange über den gelben Blüten und den glänzenden Blättern her: er steht starr: Rebhühner: ein Volk: da donnert es hoch, zwei Schüsse pangen in die fliegenden Vögel: drei Hühner fallen: schwer senkrecht, plumsig fallen sie in die Stauden: such, schön, Huhn! Der Hund sucht, der Jäger auch: drei sah ich fallen, wo sind sie? Hin und her, her und hin, kein Huhn wird gefunden. Pein! Der erste Hauch des Abends streicht über die Felder, es scheint schwarze Flocken zu schneien, Lust und Leid sind hin, mit einem Male hat die Nacht ihre Magie entfaltet, ich lasse das liebe Land, ein anderes wartet, ein Rabe streicht dem Herrenwalde zu. — Die Sonne zieht Wasser, — ich denke an Dura — und weiß, Dura denkt an mich.

* * *

Digitized by Google

STERBENDER BALZAC

VON HERMANN BURTE

Bei der Sonne, bei der Kerzen
Schimmer hat in langen dreißig
Jahren Schaffens überfleißig
Balzac, Dichter großer Herzen,
Wahr gemacht die Jugendträume,
Herrlich Haus und Heim erbaut,
In den Glanz der schönen Räume
Führt er strahlend seine Braut.

Nicht mehr soll das Weib ihm schweben
Als die Göttin vor den Augen,
Nein, sie soll als Gattin taugen,
Liebend ihm zur Seite leben,
Stolze fremde Edeldame,
Polens üppige Treibhausblume:
Ihn bezaubert Art und Name,
Sie saugt Licht von seinem Ruhme.

Sage nur, warum er zaudert,
Er, der runde wuchtige Riese,
Immer plaudert, witzig plaudert,
Ahnt er nicht, wie Heloise
Um das Elfenbein im Fächeln
Nervenwehlich Finger spreitet . . .
Gähnt und ihr enttäuschtes Lächeln
Steinern wird und niedergleitet?

Fühlt sie, wie der großgehirnte
Heimlich müd und matt am Herzen,
Nervenfeine, blaugestirnte
Mann verzweifelt unter Schmerzen?!
Er, der Schaffer vollsten Lebens,
Schauert leise, trauert blaß,
Lächelt, ach, und greift vergebens.
Haupt und Hände sinken laß.

Digitized by Google

Mann! was helfen alle Werke
Der Kultur, in Kunst gesteigert,
Wenn das Leben dir die Stärke
Der Natur im Körper weigert?
Wozu schaffen, unter Kämpfen,
Wenn der schönste Trieb verdirbt,
Wonnen untergehn in Krämpfen —
Lieber sterben! Und er stirbt.

• • •

Aufgebahrt in seinem Saale,
Kranz- und blumenüberschüttet,
Liegt er. Was den Leib zerrüttet,
Lebt, verwandelt in Fanale
Seines Wesens. Geistgestalten,
Die er schuf und leben ließ,
Kauern in den schwarzen Falten
An der Bahre des Genies.

Und sie beben vor dem Schreiten
Seiner Frau in langen Flören,
Immer scheint sie wegzuhören,
Hinzuspähn in vage Weiten!
Klang die Tür? Da wars, als glitte
Über ihre Stirn ein Stern,
Vor sie tritt mit leichtem Schritte
Champfleury, der Freund des Herrn.

Lippen flüstern, Augen flammen
In den Aschenton des Raumes,
Wie die Wandler eines Traumes
Schlagen sie im Kuß zusammen,
Ohne Trauer, ohne Träne
Taumeln sie dahin, gepackt,
In die feierliche Szene
Rast ein schauerlicher Akt.

Digitized by Google

Und es fährt kein Blitz hernieder,
Und es greift kein Gott nach ihnen
Langsam lösen sich die Glieder,
Bangsam glätten sich die Mienen,
Und sie schauen halb gewendet
Nach dem toten Dichter hin,
Den sie liebend so geschändet,
Schrein, erkennen sich und ihn —

Wie von Engeln weggewiesen,
Wie gebrannt von lautern Laugen
Fliehn sie, immer vor den Augen
Furchtbar nah die Stirn des Riesen,
Rein und ruhig, lichtbeblaut
Jene Stirn, die überwindend —
In Verachtung groß erblindend —
Ehern in den Himmel schaut.

* * *

TISCHGEBET

VON HERMANN BURTE

Wir trinken Wasser und versinken drein.
Wir essen Erde, und sie schlingt uns ein.
Nur Einer war, der Wasser trank
Und nicht versank, ihm ward es Wein.
Nur Einer, den das dunkle Land
Nicht unterzwang, der auferstand,
Der Leib und Blut gab, Brot und Wein,
Soll Gast und Herr am Tische sein!

* * *

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE

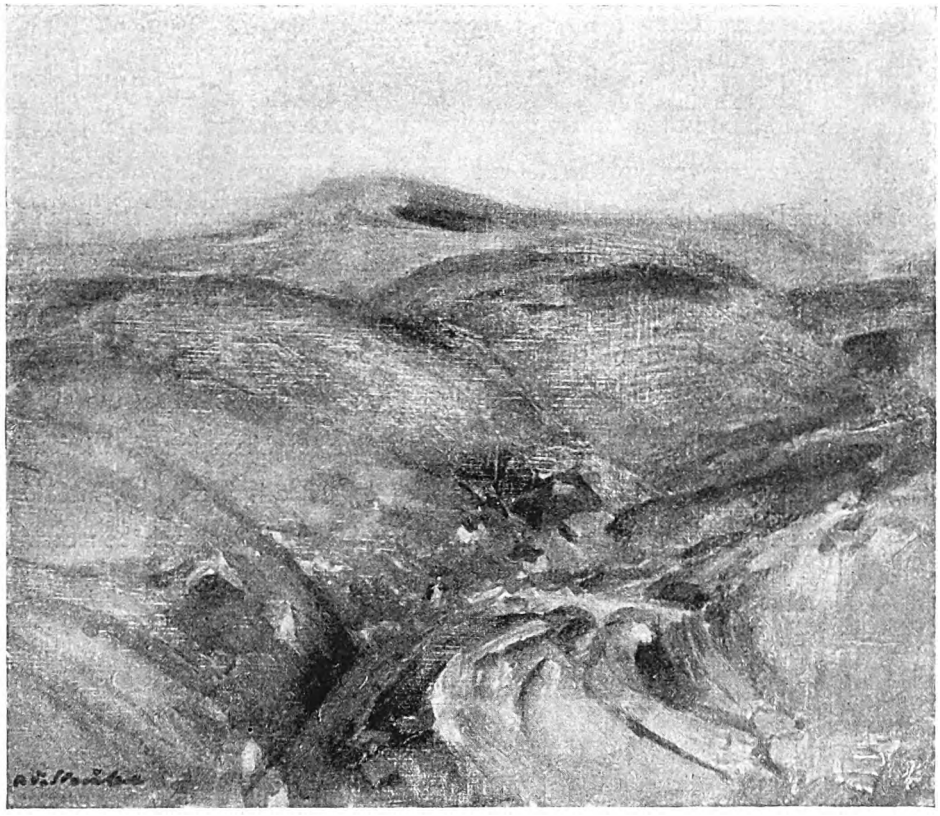
Knabe, Studie zur Kreuzigung (1912)

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE

Liegende Frau

Digitized by Google



ADOLF STRÜBE: *Neckartal*

ADOLF STRÜBE

VON HERMANN SCHMITZ

ICH lernte den Maler Adolf Strübe vor dem Kriege auf dem Schloß Freienwalde bei Walter Rathenau kennen, der mir von den Bildern Strübes mit besonderer Anerkennung ihres spezifisch malerischen Stils erzählt hatte. Bei der Besichtigung des Schlosses kamen wir vor den Wanddekorationen des ausgehenden 18. Jahrhunderts ins Gespräch über die Fragen der Stilbildung in der Malerei, insbesondere über das Wesen der Wandmalerei, über das Zusammenwirken von Malerei und Raumgestaltung — alles Fragen, die auch Walter Rathenau immer lebhaft beschäftigten.

Digitized by Google

Im vorigen Jahre führte mich der Zufall in das von dem Architekten Professor Büning für den Holländer Visser eben erbaute Gut Phöben an der Havel zwischen Werder und Paretz. Hier, im Speisesaal des Herrenhauses, stieß ich nun auf Wandmalereien Adolf Strübes, Jünglinge und Mädchen, Blumen und Früchte in leichten Tönen vor einem hellblauen Grunde, die den Eintretenden sogleich in eine festliche Stimmung versetzten. Hier erinnerte ich mich jener Gespräche, und ich fand jene Anregungen von Freienwalde und Paretz verwirklicht, den Zusammenklang der Malerei mit dem Raum, diesen Zusammenklang, der dort stets am wunderbarsten ist, wo, wie in diesem Falle, jede der beiden Künste, die Malerei und die Architektur, ihren eigenen Gesetzen folgen. Mit anderen Worten, wo die Malerei ihrer rein malerischen, in Tönen empfindenden Anschauung treu bleibt und sich dem Raum und seiner Umgrenzung, den Flächen, kurz dem tektonischen Gesetz nur in einem höheren Sinne freiwillig unterordnet. Also, wo sie nicht einfach in der Art der Verglasung und Teppichweberei dekorativer Flächenschmuck wird, wie etwa bei Pechsteins Arbeiten der Art, sondern immer einen Zug des Malerischen und Räumlichen, des Erscheinungsmäßigen bewahrt. Gemeinsam mit Freienwalde und Paretz haben Strübes Wand-

ADOLF STRÜBE: *Mädchen bekränzen Dorfkirche*

Digitized by Google

Porträt

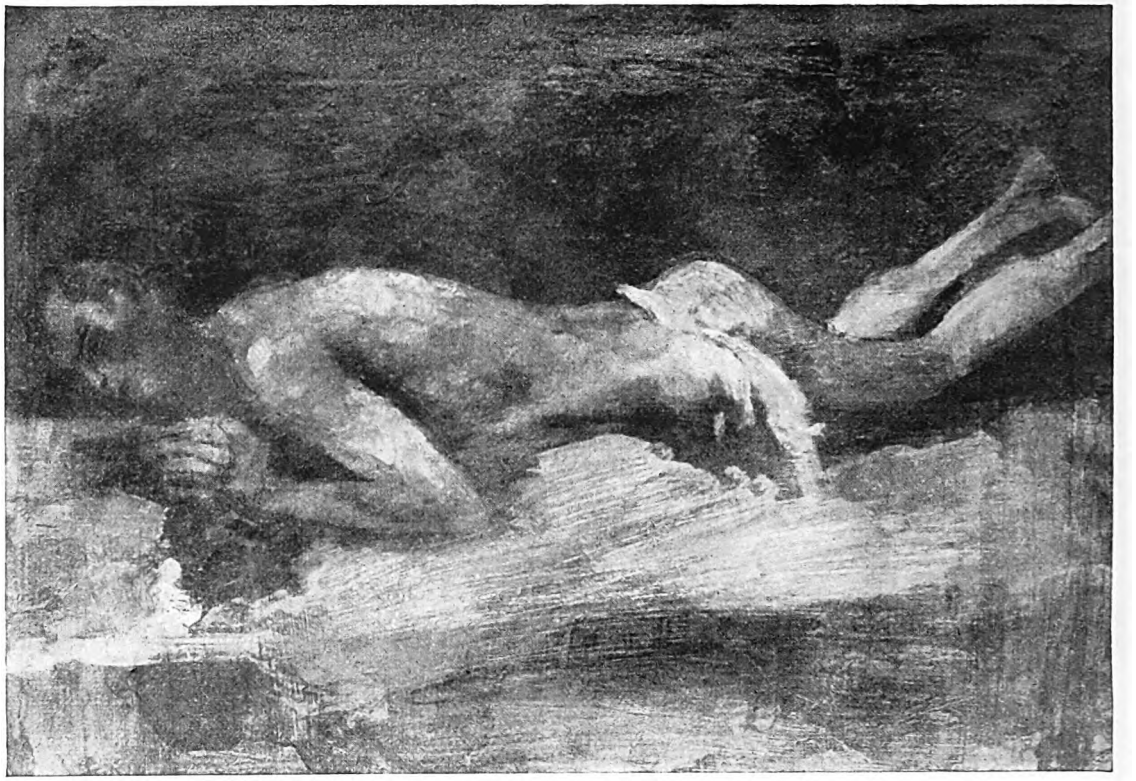
Digitized by Google

Porträt G. H.

Digitized by Google

Wiesental (Sammlung Pagenstecher, Wiesbaden)

Digitized by Google



ADOLF STRÜBE: *Liegender Akt*

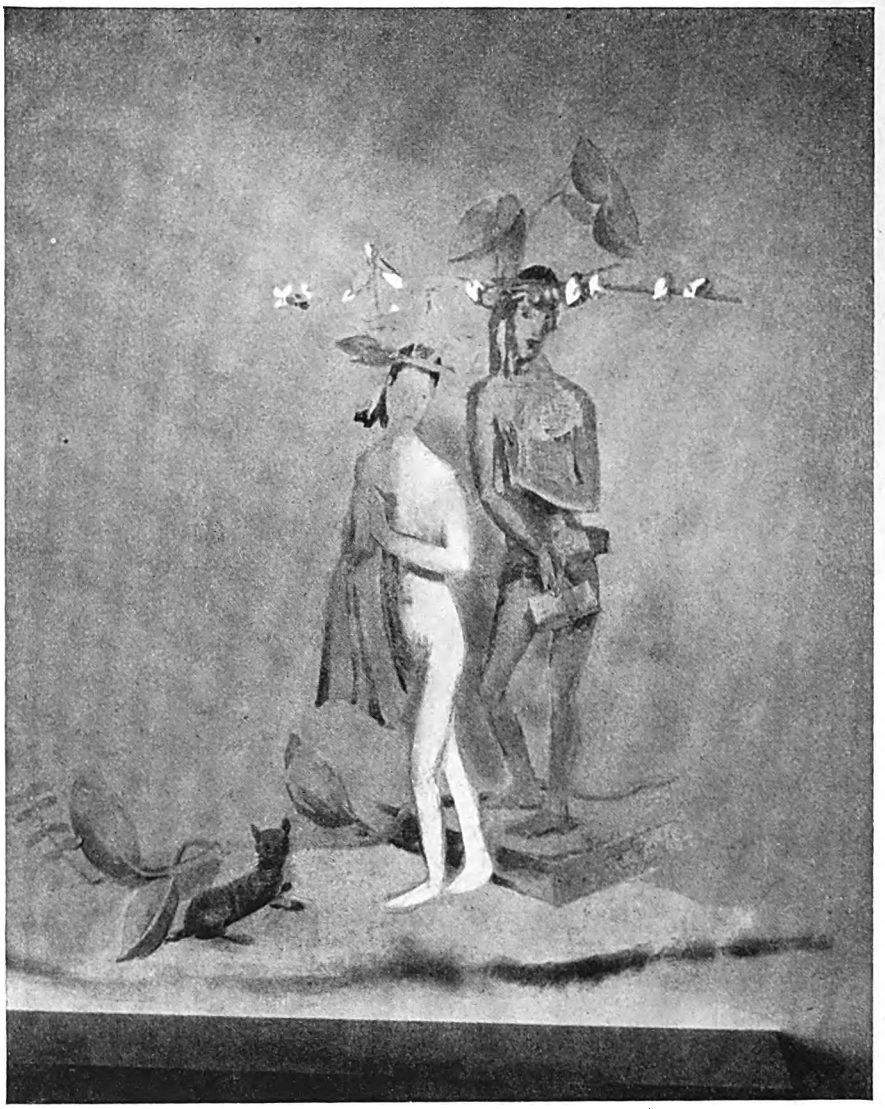
gemälde den Vorzug des sich Eingliederns in den Raum. Aber ein wesentlicher Unterschied besteht darin, daß jene als Erben der Gobelins des 18. Jahrhunderts, am Ende einer langen Überlieferung stehend, die Natureindrücke längst auf feste Formeln gebracht hatten. Während Strübes Wandbilder aus einer unmittelbaren Auseinandersetzung mit der Natur entstanden sind. Es sind unmittelbar malerische Bildeindrücke, die sich den Forderungen der Wand entsprechend umgebildet haben. Daher bei aller Gebundenheit an die Fläche und den Raum ihre Frische, ihre Leichtigkeit, ihr lebensvoller Klang. Die sichere Verteilung der Farbenklänge und der Schwere wandelt den Raum als Ganzes in eine schwebende Harmonie.

Diese Harmonie stellte sich wieder ein bei den zusammenfassenden Ausstellungen der Ölbilder Strübes vor und nach dem Kriege. Trotz der zuweilen technisch zarten luftigen Mittel äußert sich eine starke innere Kraft, namentlich klar auch in den Aquarellen, einer diesem Künstler besonders liegenden Technik. Diese Kraft verleiht auch seinem späteren Schaffen immer etwas Unmittelbares, sie hat ihn vor dem Abgleiten in eine »Richtung« bewahrt und hat sein Werk, obwohl er immer ein Suchender ist, frei gehalten von allem Sensationellen.

Digitized by Google

Kreuzigung (Skizze 1912),
ausgeführt in der Friedhofkapelle der Petrigemeinde zu Berlin

Digitized by Google



Wandmalerei Gut Phöben

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE: *Oderbruch (Sammlung Pagenstecher, Wiesbaden)*

Strübe ist Alemanne, geboren im Wiesental bei Lörrach. Er ist ausgebildet auf der Karlsruher Akademie unter dem Einfluß seines Aktlehrers Schmid-Reuthe, als Maler unter Trübnerschem Einfluß und in mannigfaltiger Beziehung angeregt von Läuger.

Eine seiner frühesten Schöpfungen, ein Wandbild — Reiterfest im Offizierskasino zu Konstanz, aus seinem Militärdienstjahr —, deutet auf seine Veranlagung zur großen Komposition, ähnlich ein zweites: Mädchen, Markgräflerinnen, bekränzen eine Dorfkirche. Nach einer holländischen Reise beginnt er seine eigentliche Malerei: Landschaft, Stilleben, Köpfe, Akte und figürliche Darstellungen. Raum, Licht, Farbe und Atmosphäre sind jetzt seine Elemente. In Paris tritt für ihn neben dem großen Eindruck der Impressionisten und Cézannes der von Poussin. Auch das beleuchtet die Doppelrichtung seiner Natur, seine Neigung und Fähigkeit zur Stil- und Traditionsbildung und daneben und darüber hinaus sein tastendes Suchen, für sein persönliches Sehen den treffendsten Ausdruck zu finden.

Jene Neigung führte ihn im Frühjahr 1914 zur Einrichtung und Leitung einer Stoff- und Tapetendruckerei an der Berliner Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, deren Resultate

Digitized by Google

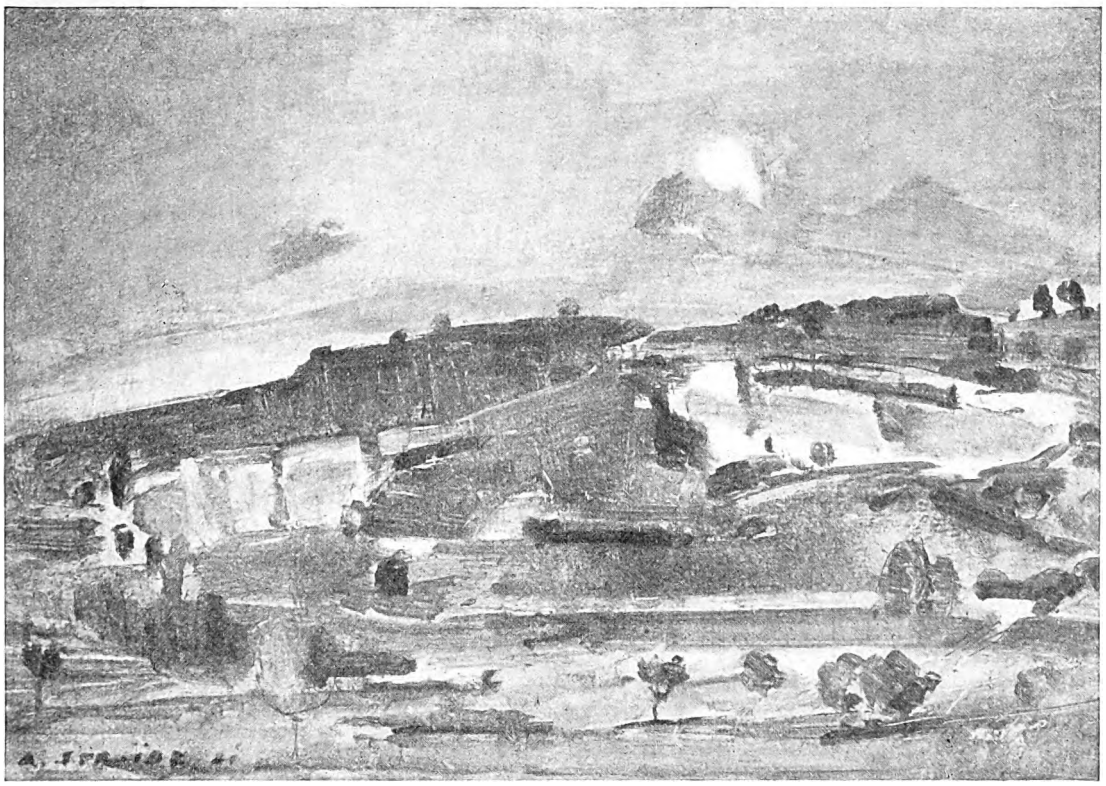
ADOLF STRÜBE: *Zeichnung*

schon auf der Werkbundausstellung 1914 ausgestellt waren. Die Fähigkeit zur Analyse in Verbindung mit der starken Begabung für die Farbe machen ihn zu einem glücklichen Anreger auf dem Gebiet spezifischer Malerei wie dekorativer Kompositionen und erklären die elektrisierende Wirkung, die er in dieser Beziehung auf seine Schüler ausübt. Seit 1909 in Berlin, wirkt er an der vereinigten Hochschule für die bildenden Künste und der bisherigen Unterrichtsanstalt. Mit der weiteren Entwicklung tritt die Bewegung und sein Schaffen und jede farbige Fläche wird zu einem Symbol, zu einer Funktion, die das Bild zur Abstraktion emporhebt und in einen einzigen architektonischen Rhythmus hineinbringt, wie dies die Wandmalereien im Hause Visser offenbaren.

Mit seinem Bruder Hermann Burte teilt er die Liebe zur Landschaft und zu den Gestalten seiner Heimat, besonders den Frauen und Mädchen in der stolzen ernsten Markgräflertracht. Aber er ist im eigentlichen Sinne ein malerischer Maler und Plastiker. Von immer poetischer Empfindung, dieses Wort rein in der Bedeutung des Bildmäßigen und Erscheinungsmäßigen angewendet. Er sucht nichts Gespenstisches, sondern sieht das Geheimnis im Lebendigen und erreicht jene eindringliche Wirkung vieler seiner Figuren, als ob sie voll mystischer Beziehung wären. Besonders unter

Digitized by Google

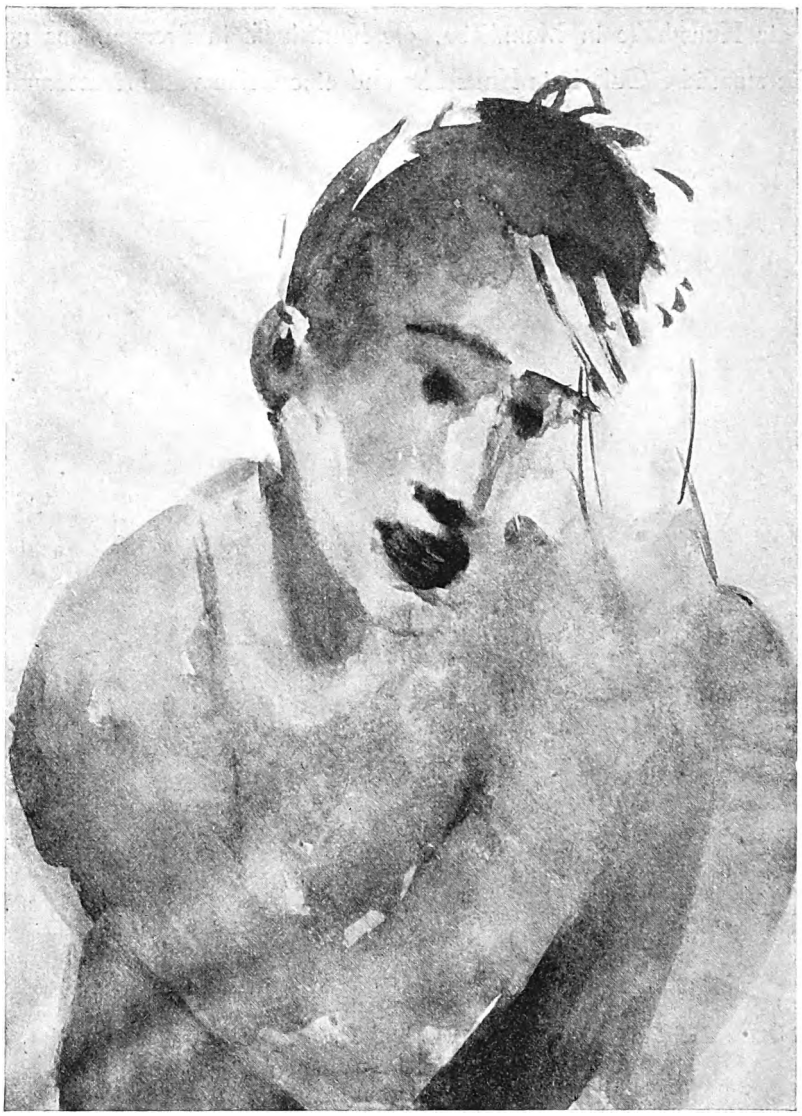
der Nachwirkung seines Italienaufenthalts kurz vor dem Kriege hat er das charakteristische Gepräge der badischen Landschaft und des Neckartals zu gestalten vermocht und oft etwas wie einen Typus des Wiesentals, der Hügellandschaft Mittelbadens und des Neckartals geschaffen. Seine Landschaften, immer echt, oft melancholisch überschattet, haben jenen volksliedhaften Klang. Damit hatte er die ersten Erfolge. Über den Kreis seiner Freunde hinaus erwarben öffentliche Sammlungen seine Bilder: die Kunsthalle in Mannheim, die Kunsthalle in Bremen, das neue Museum in Wiesbaden, die staatliche Galerie in Karlsruhe und eine Reihe von Privatsammlungen.



ADOLF STRÜBE: *Landschaft mit Steinbrüchen in Mittelbaden*

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE



Aquarell (Kunsthalle Bremen)

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE

Studie zum Bild: Die Maler

Digitized by Google

ADOLF STRÜBE

Mädchenakt (1912)

Digitized by Google

DER FRÜHSOMMER
VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Wenn, grauerblühenden,
geharnischten Himmels,
Mittagsgewitter fiel
mit weichem Regen, und
gerettet ist
der Mensch vor dem silbernen Staub
in sein Haus, so scheint dann
geglättet die Stadt
bis hin ans Trübe der grünen Kirch',
wo einbricht immer der berühmte
Himmel, und weil, wie Blüten
fast, in die Morgenluft
geopfert ist worden,
noch bleibt davon dort
am frömmer währenden Nachmittag
ein deutlichs Feuer, und,
fast sanft auch wie
eine Reu', ein Gewölk, und es lädt
das Schöne hin
und die übrigbliebene Wärme.

Es sind
aber, wie mit Jagd-
hunden, die Heiligen
dahin in die wild-
riechenden Himmel, ist
doch Kronen ähnlich
und Hirschen das Hohe.
Wie von Sechzehnjährigen, rasseln
die Läufe der Engel.
Auch liegt noch oft in den Kirchen
der Aufbruch.

Wie Wild nun wechseln
die Himmlischen
auf die Kränze der Berge

Digitized by Google

des Sommers herab
und es rauscht auf sie,
bewegt in den Schultern,
der engelgeübten,
leichten Heiligen
im Paradiese
die Jagd, und denen blüht
ihr Geschlecht
aus ihren Augen
wie ein Geschlecht auf
nur zwei Augen
erblüht.

O Fürsten des Volks!
die als Körperchen einst ferne geritten
über Italien sind
in Schwertern, Kronen und Kreuzen,
und, schaukelnd auf Pferden, wie
in kleinen Wiegen, die Reichgekleideten, in weinfarbigen Samtröcken, Harnisch und Hüten, oder
über den Ebro, und aus Frankreich
die Könige, heiligstes Geschlecht, nemäischen Laubes
bekränzet die Helm', und, in strahlenden, wie Speichen an Heerwagen, in Sporen über Griechenland,
Hermon und Libanon, die Schlachtbank des Lamms, und gesalbt
die Stirn mit Gileads Balsam!

Ihnen ist aber auch dann, gegen den Herbst zu, im
smaragdenen Tal, im Paradiese oben in hübscher Luft, ein solcher
pallast und das heilige Abendmahl Jagd-
gerichtet, den Seelen, in,
wie auf nickenden Jagdfalken,
in Hauben, von denen kleiner
scheint das Haupt, wie wilder Vögel
oder von Goldammern oder Lerchen,
und sind bewegt im Gespräch,
oder sie nehmen von silbernen Schüsseln auf,
wie Körner und Fleisch, losziehend, vorsichtig und stolz
hin und her bewegend sich
und gesträubt, und das Haar brennt wie von Blitzen
aus der Könige Augen,

Digitized by Google

die sind jetzt mit Wimpern
vergittert. Von Leuchtern aber das Licht fällt
ins Freie umher, so ist auch
wie Feuer das Mahl,
denn zugegen ist Christus. Da ward auch von manchem
geweint im tönenden Zimmer,
da er nun aufstand über
den Ahnungsvollen, ein Phönix, und menschlich rührte
der ergrünende Himmel
am Abend, daß dunkel schienen davon,
wie Hügel, die Jünger, und auf verzogenem Tischtuch
an Josef von Arimathia fiel
der heilige Graal, so zum Erbamt ihn,
einen Silberdiener Gottes, bezeichnend, den königlichen Herrn,
wie ein
Blätterhaufen rauschend im Harnisch, und Unordnung der
Himmel blieb
in dem Zimmer, wie Weinlaub, hinter
ihnen. Denn sehr eilig geht
das Hohe. Auch hoben sich aus
den Sitzen die Engel, als
Gott stürzte zum Himmel,
mit Staubwind, ein Adlerwirbel,
und kleine Federn fliegend.
Es bargen eigens zweie
das mitbegrabene Blut
im Wald, langziehend Feuer
nach Westen, und schräg unten ist
händefaltend unter Krone Josef
von Arimathia geritten,
und über lachenden Pferde-
häuptern schaukelte die heilige Lanz', aus der, nacheinand,
drei Blutstürze sprangen, und, in Körben,
Stöße silberner Speiseteller, und
der Lärm der Garale.

Digitized by Google

Die Engel lagerten immer abends oben
im Marmor. Jene aber
in Kräutern des Tals,
wie bei einem Weibe, und es führte
im Wald zu Orgeln des Wilds
und sanft zu Hirschen gestimmt
ein Gesang. Sie wohnen aber noch jetzt
in Nadeln der grauen
Zelte, wie abgeschmolzenen Schnees, um die Graalskirch'
auf dem Berge des Paradieses, und dorten, strahlend,
Anjou noch trägt
Krone. Die Engel
nisten. Wo aber jung sind die Flüß', ein Silber
weht umher, und Gesäng'
ertönen. Wie Haut sind
die Hymnen. Nämlich immer noch außen an dem Rande des Paradieses
stürzt des Wassers herab in tönender Mondnacht, noch bleibt es deutlich, auch
wenn gegen den Morgen zu der starke Wind rauscht
mit eisigen Wölkchen.
Da sind auch
die bleibenden Weiber so
jägergeliebt,
die Heiliginnen,
denen blüht
aus ihren Hemden
die Schulter der Schmerzen
wie Rosen
und Elfenbein!
den schönen
Personen! und es stehen
vor der Bräune der Morgenhimmel
ihr strahlendes Haar
und das fünffache Bündel der Finger.

* * *

Digitized by Google

DREI SZENEN

AUS DEM NACHLASS VON CARL HAUPTMANN †

I

Frau Spitzer ⟨im Salon⟩, Mädchen: Kommen Sie nur herein, meine Herren . . .

Einer der Herren, Arnd Joest: Oh . . . Gott . . . ja ja . . . wir kommen . . . Männer in Laune . . . brauchen Sie nicht erst locken . . . die rennen allein in Ihre Fangnetze . . .

Detlev Gudendorp: Na na . . . nur keine tragische Miene hier . . . es ist ein Freudenhaus . . .

Johann Kahlefeld: Das Herz des Narren ist im Freudenhause . . . das Herz des Weisen im Klagehause . . .

Eines Mädchens Stimme ⟨ruft⟩, Henriette . . .

Frau Spitzer ⟨unwirsch⟩, Golda . . . du kommst . . . zier dich . . .

Die Stimme: Nein . . . zahlen . . .

Kasper Rothe ⟨heimlich⟩ Pfui . . . ich schäme mich . . . ihr narrt mich, als wenn ich noch ein Mann ohne Grundsätze wäre . . .

Johann Hartranfft ⟨lacht toll und laut⟩ Hast Moral im Blute . . . Herr Pastor . . . Donnerlittchen . . . Junge, Junge . . . am Manne ist Hopfen und Malz verloren . . . Hartranfft heißt du . . . Weichquark bist du . . . laß alle Hoffnung schwinden . . . das ist eine Opiumhöhle . . . eine Turnhalle der Liebe . . . ein Nirwana . . . eine einzige, selige Vergessenheit . . . der Traum aus dir heraus zu wachsen in Freiheit . . . eins zu sein endlich mit Gott . . .

Kasper Rothe: Schweig doch still . . . blamier mich doch nicht . . . ich kenne ja diese ganze Misere . . .

Franz Auerstein: Nee . . . weent man nicht, Kinder . . .

Frau Spitzer: Ich habe noch eine süße Attraktion . . .

Jakob Reuter: Zeigt uns die ganze Menagerie . . . wir sind Teekoster . . . Weinkenner . . . verwöhnt bis zum Unmaß . . . wir sind im Kriege gewesen . . . haben an allen Fronten gestanden . . .

Frau Spitzer: Golda . . . Gina . . . eine Keusche . . . eine Araberin . . .

Arnd Joest: Nein . . . Hartranfft . . . anständig . . . auch hier . . . verstehst du . . . nicht gleich mit allen Gliedmaßen in den Pfuhl . . . wenn ich hier hereintrete, trete ich ein . . . verstehst du . . . und wenn ich betrunken bin . . . bin ich doch noch nicht Tier . . . und . . .

Johann Kahlefeld: Wenn ich je in Krankenhäuser . . . Gefängnisse . . . Irrenhäuser eintrat . . . kam ich mir immer vor, als wenn ich zwei Fuß über der Erde schwebte . . . als wenn ich berufen wäre . . . als wenn ich eine Seele voll Heil brächte . . .

Digitized by Google

Kaspar Rothe: Bis dich die nackten Frauenleiber umstrickten . . . und du den süßen Schlangen stöhnend zum Opfer fielst . . .

Johann Kahlefeld: Ja ja . . . euch ist der Rausch nur zum Zeitvertreib . . . mir ist der Rausch ein heiliges Verrichten . . .

Frau Spitzer: Lassen Sie sich nicht irre machen . . . junger Herr . . .

Kaspar Rothe: Da wärst du Edelmann ja wieder einmal mit der Edeldame ganz einig . . .

Frau Spitzer: Beleidigen Sie nicht eine alte, erfahrene Frau . . . sonst sind Sie ein Narr . . . wenn Sie etwa glauben, in solchem Berufe könnte man nicht die Weisheit lernen . . . der Mensch sehnt sich immer nach Erlösung vom Übel . . . und ein Weib, das die Männer ewig entwürdigt haben, das weiß wie niemand, was gut und böse ist . . .

Kaspar Rothe: Kinder . . . es ist das letzte Gericht . . . ihr kommt nun also vor Gott Mutter zu stehen . . . und die wird euch nun den letzten Fußtritt geben . . . dann fliegt ihr noch vollends in die unterste Hölle . . .

Frau Spitzer: Glauben Sie mir . . . ich habe von Güte und wahrer Anständigkeit eine Witterung wie eine feine Hündin . . . Golda . . . Gina . . .

Elfi: Schreien Sie doch nicht ewig . . . sie sind noch nicht frei . . .

Detlev Gudendorf ⟨schlägt leicht betrunken auf den Tisch⟩ Alle Hagel . . . jetzt her mit den verheißenen Weiberfratzen . . . wozu hab ich denn Gold . . . wozu bin ich denn jung . . . wenn ich erst Pastor . . . oder Richter bin . . . dann kann ich mich hierher nicht mehr verirren . . .

Kaspar Rothe: Es irrt der Mensch . . . solang er strebt . . . schweigen . . . staunen . . .

Frau Spitzer: Ja . . . Sie werden staunen . . .

Golda, Gina und Figia ⟨kommen⟩

Golda ⟨scheu, ihren Schleier lüftend⟩

Gina ⟨ganz schlicht⟩

Figia ⟨verlegen lachend⟩

Gudendorf: Alle Hagel . . . nee wirklich . . .

Figia: Seid gut mit uns . . .

Gina: Ihr seid alle noch jung . . . seid ihr Studenten . . .

Arnd Joest ⟨heimlich zu den Männern⟩ Bitte seid anständig . . . meine Damen . . . dürfen wir Sie zu einem Glase Wein einladen . . . Frau Wirtin . . . bitte . . .

Frau Spitzer ⟨sofort ab nach Wein⟩

Gina: Es ist so viel schöner, wenn alles menschlich zugeht . . . sonst zittere ich heimlich . . . wenn man merkt, daß der Mensch gar nicht Mensch ist . . .

Kaspar Rothe: Ach . . . du und ich und wir alle . . . und ihr alle . . . wollen sumpfen . . . macht mir keinen Kaleika vor . . . ich glaube, ihr wollt hier die Messe hören . . . nein . . . Farbe be-

Digitized by Google

kennen . . . wenn man nun einmal ein Vieh ist . . . dann wenigstens nicht sich noch weiter belügen . . .

Ein Weib und ein Mann
die hält der Bann,
die halten die Gieren eingespannt . . .
die wollen den Sinn des Lebens kosten . . .
was tut Weib und Mann, aus Gieren gemacht . . .
das ganze Leben ist ganz verkracht,
wenn die irdischen Triebe rosten . . .

Arnd Joest: Bravo . . . die Pastöre wußten es längst . . . die menschlichen Gieren darf man nicht wegpredigen . . .

Johann Kahlefeld: Nee . . . die am letzten . . . das ist ja doch das einzig Amüsante in der Welt . . . und die großen Sünden sind doch das Einzige, was sich im Leben lohnt . . . sonst sinkt man doch zum kleinen Schmarotzertier herab . . . wenn nun schon Tier, dann wenigstens ein schönes . . . ein Raubtier . . . das Gewalt hat . . .

Johann Hartranft: Ach . . . macht doch nur Musik . . .

Am Klavier ein Spieler und Geiger
Einige Paare tanzen

Golda ⟨am Tische mit⟩ Joest ⟨Sehen einen Augenblick zu⟩ Ach . . du . . man geht wie in Abrahams Schoß . . . ich bin nicht gemein . . . vielleicht erkennst du es auch . . . du bist auch noch jung . . .

Joest: Ich muß dich nur immer ansehen . . . willst du nicht tanzen . . .

Golda: Ach . . . wenn du nicht böse wirst, lieber nicht . . . sie haben mich hier hereingebracht . . . und haben mir schöne Kleider gegeben . . . und ich hatte früher nur Lumpen . . . jetzt hab ich doch wirklich schöne Kleider . . .

Joest: Kind . . . bist du . . .

Golda: Gott . . . meiner Großmutter Pflegekind war ich . . . die konnte mir keine herrlichen Kleider geben . . . Sackleinewandfetzen . . . weißt du . . . daß wir im Armenhause saßen . . . besser ist es doch jetzt . . . wenn nur der Mensch nicht ein Tier wäre . . . aber gebildete Herren . . . mit denen ist es eben ganz anders . . . wenn du willst, tanze ich auch einmal . . .

Joest: Ich muß dich nur immer ansehen . . . erzähle nur . . . Kind . . .

Golda: Ja . . . nicht wahr . . . du siehst es mir an, daß ich fast noch ein Kind bin . . . natürlich . . . und daß sie mir noch weiter nichts angehabt haben . . . weil ich doch noch zu traurig bin . . . manchmal . . . unter Roheiten kann ich nicht leben . . . trotz meiner Armut . . . da bitte ich flehentlich bloß . . . und kein Tier war so grausam . . . eine Weinende mögen die Gieren doch nicht beleidigen . . . in diesen zwei Höllenwochen habe ich mich noch immer gerettet . . . da hat mir die heilige Mutter ein Rosenkränzlein ums Haar gebunden . . . da war ich gefeit . . .

Digitized by Google

Joest: Ich bin auch jung . . . aber ganz verdorben . . .

Golda: Nein . . . ich sag es dir . . . du bist nicht ganz verdorben. . .

Joest: Ich bin ganz verdorben . . .

Golda: Ich lebe im Paradiese . . . und du lebst auch noch im Paradiese . . . mit einem Fuße möchtest du wohl hinaus . . . nein . . . du bist noch nicht ganz verdorben . . . du bist noch ganz jung . . . wie ich beinah . . . was denkst du, wie alt ich bin . . . ich werde bald achtzehn . . .

Joest: Heißt du Golda . . .

Golda: Ach wo . . . ich heiße viel gewöhnlicher . . . eine Maurerstochter wie ich, deren Vater im Abtritt ersoff . . . ich heiße Julie Stirner . . . und hatte von Golde gar nichts je an mir . . . heute habe ich Keuschheit an mir . . . das nennen sie Golda . . . um die Männer zu locken . . .

Joest: Ich halte deine Worte nicht aus . . . und ich halte das Getümmel nicht aus . . . ich werde brüllen vor . . . ich weiß nicht was . . . ich wußte doch nicht, daß du hier in dieser Hexenspelunke gefangen saßest . . . eine Lebende . . . Junge . . . Neue . . . Frische . . . was denn . . . eine Menschenseele . . .

Golda: Ja eben . . . keine Tierseele . . . oder vielleicht doch eine Tierseele . . . eine sanfte, geduldige Tierseele . . . aber kein Raubvieh . . . sanft und geduldig . . . du wirst es sehen, daß ich sanft und geduldig und leidend bin, wenn ich jemand mit meiner Liebe bestrahlen dürfte . . . aber nun haben sie mich in diese Herrlichkeit und Kostüme und in den glitzernden Namen ganz eingegraben . . . haben sie mich lebendig begraben . . . und wer weiß, wann ich untergehe und den Staub von den Schmetterlingsflügeln vollends verliere . . . oh . . . ⟨Sie weint⟩ du weißt es vielleicht nicht, wie in der Menschentiefe selige Schlösser ragen, die mit Wehklagen und Kümmernissen zusammenbrechen . . . und die Jugend in Sumpf und Gemeinheit sinkt . . .

Joest: Du . . . halte dich . . . weine nicht . . . die Kameraden sind roh . . . jetzt . . . sie haben alles mögliche in ihre Leiber gegossen . . . sind jetzt im Rasen . . . ihnen ist jetzt nichts mehr heilig . . . Schmerzen nun gar nicht . . . halte dich . . . lache . . . lache . . . stoße mit mir an . . . deine Art bringt mich richtig von Sinnen . . . tue, als wenn wir einig wären . . . du mußt mir alles erzählen . . . Mädchen . . . Golda . . . ⟨Er fängt an zu jauchzen⟩

Golda lacht ihm kindlich zu. Golda fällt ihm um den Hals

Joest ⟨küsst sie lange⟩

Geschrei der Anderen

Einige Paare verlieren sich mit Lärm

Joest ⟨im Küssen⟩ Julie . . . Stirner . . . deiner Großmutter Pflegekind . . . bist du hier über die Schwelle gegangen . . . hast du dich noch immer gerettet . . . hat dir die heilige Mutter ein Rosenkränzlein noch immer ums Haar gebunden . . . trägst du noch immer die Blüten vom Kranze der Heiligen in deiner Hand . . . ich begreife die Untat alles Lebens . . . ich hebe dich weg . . . komme . . . komme . . . wir müssen allein sein . . .

Digitized by Google

Kaspar Rothe: Hahahahaha . . . nein . . . von welchem Teufel seid ihr genarrt . . . ich werde euch jetzt die Messe lesen . . . die Toten . . . die Toten sind nicht tot . . . sie reichen lebendige Hände aus ihren Gräbern . . . Gieren greifen . . .

Die einzelnen Paare gröhlen

So ziehen wir unser ganzes Leben lang . . .

Joest: Die Decke vom Raum . . . die Decke vom Leben . . . es erhebt sich ein Himmel über mir . . . rage . . . du ragst . . . die Gottesjungfrau hat dir noch immer ums Haar ein Rosenkränzlein gewunden . . . du ragst . . .

Einzelne Kamaraden toll lachend

Joest . . . der Moralische . . . ist verzückt . . . Joest . . . der Moralische . . . ist verzückt . . .

Einige singen

So ziehen wir unser ganzes Leben lang . . .

Der Vorhang fällt

II

Dürftiges Schlafzimmer. Golda liegt in einem Schlafrock im Bett. Am Fuße des Bettes hockt ein Teufel in Halbbocksgestalt. Es läuten die Glocken ganz von ferne draußen. Die Tür tut sich auf. Ein großer Engel erscheint. Der Teufel fährt wie aus dem Schlafe auf

Der Engel: Du . . . behütest du diese . . .

Der Teufel: Ja . . .

Der Engel: Viele sind, die ausfahren . . . wenige, die in die Heimat finden . . .

Der Teufel: Warum hast du deinen Flug hierher genommen . . . vom Licht durch die weite Nachtwelt . . . auf diese arme Erde . . . unter diese dürftigen Tagelöhner . . .

Der Engel: Geheißen . . .

Der Teufel: Von wem . . .

Der Engel: Von denen, die Kinder sind . . . und die Blumen streuen . . . und die die goldenen Herbstblätter am Jaspistore des Himmels kehren . . . den zärtlichen Jungfrauen . . . die immer um den strahlenden Thron der Sonne betteln . . . mache die Seelen der zärtlichen Mädchen fleckenlos . . .

Der Teufel: Diese . . . oh du . . . du bist verblendet . . . unter Lumpen und Seidenflittern . . . satanisch . . . gejagt von Gieren . . . satanisch . . . schon in der frühesten Zeit beginnen die Triebe . . . die zärteste Störchin sucht heimlich den tollen Verführer . . . und fliegt in das Tal . . . und kehrt erst heimlich gereinigt vom Ruch des Geliebten ins Nest zurück . . . Sünde gilt mehr . . . als reuiges Leben in Einklang . . . euer Gott ist ein Janus . . . eure Jugend ist eine Jugend mit jauchzendem Munde und geschwürigem Rücken . . . blicke nur diese Golda an . . .

Golda erhebt sich

Digitized by Google

Der Teufel (heimlich) Betrachte sie . . . sie wird sich erheben . . . sie wird in den Spiegel die ewigen Fragen tun . . . sie wird ihre Augen und Wangen . . . ihre Lippen und Zähne ewig prüfen . . . sie wird lächeln . . . sie wird in Erinnerung ewig erstarren . . . sie hat eines Mannes Blut aufgepeitscht . . . sie hat mit ihren kräftigen Zähnen seine alten Liebeslüste wund gebissen . . . sie wird nichts wollen von Gott . . . sie wird nichts wollen von Himmelsblüten und Kränzen . . . sie wird sich wiegen in durstenden Wogen des Blutes . . . jung . . . und ein Dämon . . . jung . . . und ein lüsternes Zicklein der Hölle . . . ihr Narren . . . ihr Engel . . . ihr kennt und begreift das Leben der Erde nicht . . . gib Achtung . . .

Golda geht als wie scheu und von etwas gestört zum großen Spiegel

Der Engel: Beweise es mir . . . wir wollen unsichtbar sein . . . nun horche der Rede des Herzens . . . und sieh dir sie an . . . es ist wahr . . . ihre Lippen bluten . . .

Der Teufel: Ihre Blutwellen singen heiße Lieder von Sehnsucht nach gieriger Zärtlichkeit . . . sie ist jung wie eine kleine Amsel im Neste . . . und was kann sie auf Erden begehren . . . ein Jungweib . . . ihre Brüste spannen sich . . . ihr Schoß will sich weiten . . . sie schreit nach der rohen Gewalt des Mannes . . . und gellt auch dawider . . .

Golda: Sag es mir . . . Stimme . . .

Der Teufel: Die wird es dir sagen . . .

Golda: Mit schönen Kleidern lockten sie mich . . .

Der Teufel: Mit nichts . . . mit Spielereien . . . mit Süssigkeiten . . . mit staunenden Mannesaugen . . . die genügen . . .

Golda: Nun blutet mein Leib . . . nun faßt mich Gewalt . . . nun ist mir die Maske Blüte herabgerissen . . . nun muß ich erröten . . . sag es mir, Stimme . . . wie war der Mann . . . was ist denn ein Mann . . . war es ein Engel . . . war es ein Teufel . . . sprach er nicht süß . . . kam er von Gott . . . verlangte er nicht mit eherner Stimme . . . sträubte sich nicht meine Seele dem göttlichen Zwange entgegen . . . hat er nicht meine Jugend dreimal zerbrochen . . . damit ich vergehe auf meinem Wege . . . er ein Sünder . . . ich eine Sünderin . . . er ein glückseliger Mädchenverführer . . . hatte ich ihm nicht meine Sehnsucht gesagt . . . hatte ich ihm nicht das Geheimnis gesagt . . . oh . . . auch er kein Mitleid mit einer gefangenen Dirne . . . oh . . . auch er grade . . . der mich zu streicheln schien . . . mich heilig zu halten in meiner Knechtschaft . . . er ergriff mich . . . und stieß mich ins grausame Leben der Unzucht . . . und ist nicht mehr bei mir . . . wo ist er hin . . . tierischer als ein niederer, roher Matrose, der ein Weib begehrt wie Fuselöl oder Tabak . . . oh . . . Hülfe . . . ich ertrinke in diesem Geheimnis . . . wer führt mich ins Klare . . .

Der Teufel: Warum rufst du . . . was begehrst du . . . nun du schwach warst und dich verdingtest . . . deinen Leib nun verdingtest . . . begreife doch, daß du zum Leben und Dienen

Digitized by Google

gezwungen . . . ich diene auch . . . und will das Böse . . . und sträube mich nimmer . . . sonst ist nirgends Halt . . . weine . . . schütte nur Tränen aus . . . wasche die sündige Stunde von dir . . . dann lachst du wieder . . .

Golda ⟨scheu⟩ Ich weine nicht . . . wer redet zu mir . . . die Stimme klingt selig, wie wenn sie mir hülfe . . . bist du Arnd . . . oh wenn du nur da bist . . . nein . . . Reue . . . ich straffe mich hoch . . . ich bin glückselig . . . ich hab dich verführt . . . nicht ich bin schön . . . ich hab dich verführt . . . du hast mich genossen . . . wer will denn rein sein . . . ich diene nur dir . . . und bin in der süßen Wonne des sündigen Lebens . . . sündig . . . ach . . . alles zerlebt sich in Lust . . . geh nicht von mir . . . laß mich ewig in süßer Lebenslust brausen . . .

Der Teufel als Arnd: du . . . bist es . . . nur du . . . du Einzige bist es . . . Verführerin . . . holdselige Süße des einzigen Leibes . . . und wirst mich in Ewigkeit so betäuben . . .

Golda: Oh . . . Arnd . . . oh Jüngling . . . oh Wonne der Jugend . . . oh . . .

Der Engel ⟨legt die Hand auf die Augen⟩

III

Serafin Lewan ⟨buckliger Knecht im Dorfe⟩ Ich sag es euch ja . . . Leute . . . Aufruhr . . . ich schwing meinen Hammer . . . hoch . . . gewiß sind wir Knechte . . . und werden gebieten . . . laßt euch von diesem Herrn Arnd gebieten . . . laßt euch zahm machen . . . der Herr Arnd . . . der Herr Joest ist doch ein Gelehrter . . . was hat denn der Gelehrte voraus . . . Phrasen . . . und Phrasen . . . ich hau ihm beim nächsten Feste den Schädel ein . . . glatte Hände . . . ich hab einen Buckel . . . aber ich weiß den Betrug . . . die Knechte sollen nur Arbeit tun . . . die Karren schieben . . . die Herren sitzen drinnen . . . ich hau diesem Lumpen den Schädel ein . . . Bildung heißt zahm machen . . . mich macht niemand zahm . . . ich jage die ganze Bildung zum Teufel . . . das sind so die Herren . . . dieser Herr Arnd . . . in Spelunken läuft er . . . Proletarierweiber verführt er . . . Hunde . . . Wölfe . . . Raubtiere . . . alles . . . Golda haben sie die kindliche Dirne genannt, die alte Hurenmutter hat sie verführt . . . zuerst mit goldenen Namen . . . und frechen Händen . . . schließlich hat sie dieser freche, sanftselige, dummduselige Sohn des Arbeiterkönigs verführt . . . und das Weib ist irre . . . er hat sie beschwatzt . . . und nun ist sie Hure . . . und ist meiner Schwester Kind . . . und ich räche mich also . . . kommt nur, schlagt nur das Schloß ein . . .

Otremba: Ach . . . Lewan . . . du bist ein jähzorniges Vieh . . . du bist es immer . . . mit Haß und Rache ist dasselbe getan . . .

Lewan: Was sie uns tun . . . sie speien auf unsere Knechtschaft . . . sie verderben unsere Leiber zu unserer Fäulnis . . . sie verderben unsere Seelen mit ihren Sünden . . . los . . . angreifen . . . plündern . . . totschlagen . . .

Entgegen Polizisten und Gendarme.
Einige werden ergriffen. Andere fliehen.

Digitized by Google

Arnd: Nein . . . ich will mein Nest nicht besudeln . . . ich bin nicht feig . . . ich will meinen Vater nicht verleugnen . . . ich will auch euch nicht zu Kreuze kriechen, weil ihr mir mit Gewalttat droht . . .

Otremba: Ihr laßt mich los . . . ihr elenden Schergen . . . ein Arbeiter bin ich . . . ihr elenden Schergen . . . reden Sie, Herr Joest . . .

Lewan ⟨schreit dazwischen⟩ Nein, laßt den gebildeten Herrn nicht erst reden . . . ich schlage euch allen die Schädel ein . . . verführte Narren . . . mit schönen Worten ist nichts getan . . . schlagt doch die ganze Meute nieder . . .

Otremba: Herr Joest . . .

Lewan: Gemeiner Verführer . . .

Arnd: Muß ich mich wehren . . . nun also . . . geschehen es . . . Golda . . . Julie . . . warum denn nur sie . . . ihr denkt, ich bin meines Vaters Sohn . . . ich bin nicht vornehm und hochgestiegen . . . ich bin in das Hurenhaus gegangen . . . ihr wißt doch, auch Jesus ging unter Zöllner und Sünder . . . ihr seid Lügner . . . ich hatte Hunger und Durst, ins Leiden und in Gram zu steigen . . . ich begegnete in der Hölle der Menschenliebe . . . ach, und der seltsamen Sehnsucht . . . und ich konnte daheim niemals Ruhe finden . . . nein niemals . . . ich sollte stets ein geordneter Mensch sein . . . geordnet hieß . . . Schätze häufen . . . vornehm tun . . . genießen und würdig mit Würden bis ans Kinn . . . eingemauert . . . in die Gräber, darin die Menschlichkeit eingemauert . . . nur nicht sich neigen, wo Knechtschaft und Armut war . . . nein nein . . . ich komme . . . und predige euch . . . Gemeinschaft . . .

Die Kupplerin: Glaubt nicht, ich halte euch hier, um mit euch zu spielen . . . ihr seid zur Pflicht da . . . weiß Gott . . . müde sein . . . schlafen . . . die Zeit verbummeln . . . das könnt ihr den ganzen Morgen immer . . . Abend und Nacht sind zum Arbeiten da . . . Henker und Kupplerinnen kennen nicht Gnade . . . heute . . . Fratz . . . mit solchen Tüten wirst du wohl drei, vier Männer ertragen . . .

Franka: Frau . . . sie leidet . . .

Die Kupplerin: Ich leide auch . . .

Franka: Sie kann's nicht . . .

Die Kupplerin: Da erhaltet ihr gefälligst die alte Mutter . . .

Golda: Lassen Sie mich zur Mutter . . .

Die Kupplerin: Jawohl . . . erst wirst du Milch geben . . . junge Kuh . . . erst wirst du mir meine Kosten ersetzen . . . erst wirst du deine Blüte abtreten . . . eher kommst du hier nicht mehr 'naus . . .

Golda ⟨schreit⟩

Die Kupplerin ⟨schlägt sie mit einem Ausklopfer. Treibt sie fort⟩

Digitized by Google

Arnd ⟨kommt⟩ Was . . . wer schreit . . .

Die Mädchen: Golda will keinen Mann annehmen . . .

Arnd: Hoh . . . hoh . . . hoh . . . ⟨Er stößt eine Tür ein⟩ Kupplerin . . . Geier . . . ich bin auch da . . .

Golda ⟨springt ihm an den Hals⟩

Arnd ⟨umfaßt sie wieder⟩

Golda: Rette mich . . . rette . . .

Arnd: Du bist gerettet . . . du Rabenaas . . .

Die Kupplerin: Ach . . . ich schlage auch Sie noch mit aus . . .

Arnd: Nein . . . die Klopfpeitsche sofort nieder . . . Harpye . . .

Die Kupplerin: So Harpye . . . so zahlen Sie . . .

Arnd: Zahlen . . . ich zahle . . .

Golda: Sie fordert zu viel . . .

Die Kupplerin: Jawohl . . . zu viel . . . und das Weibsstück ist immer noch gelde geblieben . . . hat nie ein Mannsbild noch angenommen . . . als einzig wohl diesen feinen Gesellen . . . ich hau doch dem Luder die Schenkel blutig . . .

Arnd: ⟨greift sie⟩ Ich hänge dich an den Haaren in den Rauchfang . . .

Die Kupplerin: ⟨schreit⟩ Er mordet . . . er mordet . . .

Arnd: Jawohl . . . er mordet . . .

Die Mädchen: Immer drück sie einmal . . .

Die Kupplerin: So zahle endlich . . .

Arnd: ⟨greift nach Gelde⟩ Zahle . . . hier . . .

Die Kupplerin: Das ist nicht genug . . .

Arnd ⟨legt noch einen Schein hin⟩

Die Kupplerin: Zahle auch, was ich der grauen, verlotterten Mutter gegeben . . .

Arnd: Hier . . . sind sechshundert . . .

Die Kupplerin ⟨zählt und steckt es ein⟩

Golda: ⟨kniet vor Arnd nieder⟩ Ich will dir treu dienen . . . du kannst mich morden . . .

Die Kupplerin: Nun nimm dein Bündel und sieh, daß du 'naus kommst . . . ihr wartet nur auch auf einen Schafbock, der nur auf nüchternes Kalbfleisch ausgeht . . . euch werd ich schon pfeffern . . .

Gelächter der Mädchen

Während Arnd streng hinausgeht, Golda mit einem dürftigen Bündel vor ihm scheu, den Blick auf ihn gerichtet, wie ein kleines Hundel hinaus. Von höhnischen Blicken verfolgt.

* * *

Digitized by Google

PATERSCHWÄNKE

GAR — LISTIG UND LUSTIG IN REIME GESETZT VON JOSEF WINCKLER

MOTTO: DIES ALLES IST EIN SPIEL,
DAS IHR DER GOTTHEIT MACHT . . .
(ANGELUS SILESIUS)

PROLOG

Gott schwebt über all der Menschlichkeit,
Bunt wirbelt's in tausend Köpfen,
Wie ein Tiergarten ist die Christenheit
Voll wunderlichen Geschöpfen.

Da sind sie geordnet säuberlich
Hinters apostolische Gitter,
Brummen, radschlagen und spreizen sich
Und streiten beißig bitter.

Und der Dichter Arm in Arm
Mit dem guten, himmlischen Greise
Lustwandelt durch den phantastischen Schwarm — —
Tun ernst und . . . lächeln leise.

I

IN VINO FIDULITAS

Kam eines Tags — so von ungefähr —
An der Domschenk' ein frommer Pater her.
Der Bettelsack drückt ihn gar heiß . . .
Da wischt' er von der Stirn den Schweiß
Und dachte: Raste und geh hinein,
Des Menschen Herz erquickt der Wein!
Gedacht, getan. Und dem frommen Manne
Brachte der Wirt die größte Kanne
Voll kühlen, duftigen, goldenen Weins
Aus dem alten Fasse von anno Eins.

Digitized by Google

Nun folgte der leidige Teufel schon lange
Dem Pater nach auf dem Bettelgange,
Ihn stets versuchend, trat aus der Tür
Ein junges hübsches Mädchen herfür,
Doch der Pater schlug ein Kreuz und ging,
Bevor er in Satans Netzen hing,
Der wollt' schon 'ne andre Seele versuchen
Und kobolzte davon mit Schimpfen und Fluchen,
Doch als er ihn nun in der Schenke sah,
Schmunzelnd rieb er die Hände da:
»'Juchhei, jetzt mach' ich dich trunken im Wein,
Jetzt stibitz' ich dir den Heiligenschein,
Im Wein schläft des Leichtsinns törichte Lust,
Im Weine, ha! sündigt man unbewußt«
Und verwandelt sich flugs in den schönsten Reiter
Und trat in die Schenke und winkte heiter:
»Grüß Gott, Hochwürden, schmeckt es Euch — ?
Nun — wenn ich dem Herrn nicht zur Last gereich' — — «
»Gelobt sei Jesus Christus, mein Freund,
Obzwar Ihr just kein Heiliger scheint —
Doch bitte, Herr Junker, seid herzlich willkommen,
Beim Weine wird nichts krumm genommen!«
In einem riesigen Federhut steckten
Die Hörner des Teufels, die Krallen verdeckten
Handschuh und Stiefel, sein Galgengesicht
Umrahmte ein Spitzbart, man kannte ihn nicht,
Schön klunkert ein Degen an seiner Linken,
Eine Ordenskett tät ihm am Halse blinken.
Schon freute im Innern der Schalk sich baß
Und juckte sich ins Gesäß vor Spaß,
Er ließ eine mächtige Kanne sich bringen
Und fing an zu plaudern, zu flunkern, zu singen
Von Krieg und Fehde, Turnier und Tod
Und Minnefahrten und Liebesnot
Und die Sporen klangen, sie stießen an,

Digitized by Google

Juchhei, wie Stunde um Stunde verrann!
Und der Pater dachte nichts Arges und trank
Und trank mit ihm um die Wette und sang
Und lachte und schwenkte die Kanne so eilig,
Und wunderbar fröhlich ward und juchheilig
Den beiden ums Herz bei Plaudern und Singen
Und Reiterschwänken und Sporenklingen
Und der Teufel hieb die Kreuz, die Quer
Mit der Plempe in der Luft umher,
Und der Wirt bracht' immer noch mehr des Weins
Aus dem alten Fasse von anno Eins.
Da sprach der Pater gar goldene Worte
Von dieser edlen, hochfeinen Sorte,
Wie solch herrliche Gottesgabe
Das Herz so weich und herrlich labe,
Wie der Herr auf der Hochzeit zu Kanaan
Am Weine sein erstes Wunder getan,
Drum müßt' solch heiliger, süßer Trank
Den »Bösen« selbst wohl bewegen zum Dank
Gen den guten Schöpfer, müßt' ihn erweichen
Und kurieren von allen infamen Streichen:
»Hosianna, welch ein Himmelstropfen,
Da muß das Herz Entzücken klopfen,
Horaz pp.
Horaz, ich pfeif' auf deinen Falernum,
Dies Tröpfchen — floreat in aeternum!«
Da seufzte der Teufel wohl tief und schwang
Die zinnerne Kanne und trank und trank
Und trank sie ganz und gar bis zum Grunde
Und sprach ergriffen mit lallendem Munde:
»Hör, ich bekenne es feierlich: —
Du alter Glatzkopf, der 'Böse' bin ich!!
Heut ging der Teufel selbst auf den Leim,
Denn stärker als Rom ist Rüdesheim!
Ich wollt' dich versuchen — allein — allein —

Digitized by Google

Mein Herz — zerschmolz in süßem Wein —
Mein Herz — zerfloß — entzückt wie vorher,
Als ob ich der oberste Seraph noch wär,
Und Wunderkräfte mich traulich erweichten —
Ich könnt' dir all meine Sünden beichten —
Tränk' ich noch mehr, beim Bitrou, jup jup jup! wißt,
Ich ließ' mich gar taufen und würd' noch ein Christ!«
Und dröhnend er auf den Deckel schlug
Und warf an die Wand den leeren Krug
Und wischt sich die Augen mit kläglichem Ton
Und fuhr durch den Schornstein schluchsend davon,
Doch ohne Unflat und Stank zu verbreiten
Gar greulich wie zu andern Zeiten,
Nur wo er gesessen, während er trank,
War sein H . . . . . eingebrannt in die Bank
Pechschwarz. — — »Der arme, weinselige Teufel« —
Sprach erschrocken der Pater mit Tränengeträufel:
»Ist diesmal im Schlimmen nicht ausgefahren —
Gott möge uns alle vor ihm bewahren.«
Und schmunzelt dann: »O du armer Wicht,
Wie ein echter Pater trinkst du nicht.«

II

DER VERWUNSCHNE OCHS

Frater Jodokus und Frater Blasius
Stapften mit geschornem Haupt und zu Fuß
Und schimpften weidlich auf den Geiz der Welt.
Da standen zwei Ochsen mitten im Feld,
Und auf dem Pflug schlief der Bauer im Sonnenschein.
»Pst!« flüstert Jodokus, »mir fällt was ein —
Schnall' den Fetten schnell los und spann' mich ins Joch!«
Der andre, verwundert, zauderte noch,
Schon seilt sich Jodokus an der Deichsel fest,
Stirn ins lederne Joch gepreßt,
Haspelt die Trense durch die Zähne sacht,

Digitized by Google

Blasius hat mit der Beute sich fortgemacht.
So stand denn der Pater in Kutt und Sandale,
Widerkäute und brummte etzliche Male,
Sein Partner glotzt ihn seltsam an
Und schlug mit dem Schwanz nach dem Gottesmann,
Der schwitzte gewaltig unterm Mittagstrahl,
Klirrte mit der Kette und brummte nochmal.
Plötzlich der Bauer einen Luftsprung tat:
»Marijosepp — — wat is dat?«
»I c h bin's, Jodokus!« Der Bauer starrt irr,
Der Pater rasselt wild im Geschirr.
Der Bauer reibt die Augen, kraut sich ins Ohr:
»I h r? . . . . Hochwürden? . . . .« »Ja, ja, i c h bin's,
Ich zahlte dem Teufel Heller und Zins,
Denn weil ich gesoffen mehr als Gebühr,
Ward einst ich verwandelt in deinen Stier,
Grad heuer ist nun die Zeit herum,
Preisen wir Gottes Ehr und Ruhm!«
»O . . . . . .« stottert der Bauer, »hätt ich gewußt,
Euer Gnaden . . . wen ich kujonieren mußt' . . .«
»Du gabst Mist mir als Streu, Wicken statt Klee
Und hast selbst nur gefaulenzt, o Domine!«
»Verzeiht, verzeiht . . . und hätt' ich zuletzt,
Herr Pater, Euch doch nicht zur Körung gehetzt!«
Da richtet Jodokus sich kerzengrad:
»Jawohl, du brachst mein Zölibat!
Du Unhold hast mich mit Unzucht versucht
Und hast mich gepeitscht und hast geflucht . . .
Bring' dem Kloster zur Buß' und Kirchensteuer
Zwei Schafskäs, vier Schinken, sechs Mandeln Eier!!«
Der Bauer dreht die Mütz', wird heiß und kalt,
Der Pater geht stolz in eigner Gestalt.
Indes trieb Blasius den Ochsen in Eil
Zum Wochenmarkt und verkauft ihn vom Seil,
Lachend trifft ihn dort Frater Jodokus,

Digitized by Google

Und sie betranken weidlich den Hokuspokus.
Das Bäuerlein kramt aus der Eichentruh'
Zehn Taler und trabt dem Wochenmarkt zu,
Sieht, ei! seinen Ochsen, erkennt ihn genau,
Stutzt, zögert und blinzelt schlau:
»Nee, d i e s m a l kauf ich einen, der echt,
Paterken — haste schon wieder gezecht?« . . .
Brachten die sonstens ein Pfündchen Salz,
Ein halb Laib Brot mit Schweineschmalz,
Heut pries sie der Prior mit lobendem Dank,
Doch die Kumpane verschwiegen den Schwank.

DER GEPRELLTE TOD

III

Als Pater Fabian neunzig Jahr
Und annoch frisch und munter war,
Da schlug der Tod sein Hauptbuch auf:
»Kruzifix, lebt noch der Tor?
Daß ich den Mann mir gründlich kauf!«
Kraxelt seine Sense hervor
Und klopfte gegen's Fenster an.
»Ruhe da!« rief Fabian.
Der Tod, gar höhnisch, grüßte fein
Und zischt: »Ich bitt' mit Permission,
Daß ich so spät erst tret' herein!«
»Du kommst noch viel zu früh, mein Sohn!«
»Hm —« räuspert der, »die Zeit ist um,
Ich nehm' Euch mit ins Tuskulum!«
»Gut, Freundchen, ich will mit Euch gehn,
Doch wollt Ihr nicht erst die Wiese mähn
In meinem braunen Habit? Ich tat
Für schwere Sünd' das Gelübd der Mahd,
Sonst brenn' ich tausend Jahr und mehr . . .«
»Hm —« brummt der Tod — »wenn's nötig wär . . .«
»Schlaft dann in meiner Zell als ich,

Digitized by Google

Bis zum Morgen nur beurlaubt mich,
Dieweil auch in Erbschaftsangelegenheit
Mein Testament noch nicht bereit!«
Der Pakt kam ihm so schnurrig vor,
Daß der Tod ihn zupft' ans Ohr
Und räusperte: «Na . . . meinetwegen,
Du Flausenkopf, ich geb den Segen!«
Da mußt' der Tod in der Sonne stehn
Und mähn und mähn,
Der Schweiß rann wie Wasser vom Steiß
Und die Kapuze schmorte ihn heiß.
Fabian stand, gespitzt den Mund,
Und schlug sich auf das Bäuchlein rund.
Gen Abend war der arme Tod
Bis ins Knochenmark marod,
Und wie er in der Zelle lag
Und abgrundtiefer Ruhe pflag,
Schlich Fabian sacht und band in Ruh
Die weiten, schweren Ärmel zu.
Im Remter bis spät in die Nacht hinein
Feierten die Brüder bei Spiel und Wein.
Gen Morgen trat Fabian in die Zell:
»He, holla . . . du!« Der Tod gähnt schwer.
»Holla, he . . . du Rappelgestell!«
Und warf ihn zweimal kreuz und quer.
Da sprang der Tod ingrimmig empor
Und stand und es kam ihm spaßig vor,
Hüpft rechts und links . . . und kriegt, o Graus!
Und kriegt die Arme nicht heraus,
Und krachtelt, wuchtelt, krümmt sich toll,
Fabian lacht den Bauch sich voll
Und läßt ihn hopsen eine Stund'
Und alle Brüder sahn's und lachten,
Der Gefoppte kläffte wie ein Hund,
Doch sie nur lange Nasen machten.

Digitized by Google

Fabian griff ihn beim Wickel dann
Und hub ihn, hoppla! an die Wand,
Da hing er wie ein Hampelmann
Am Haken und schrie vor Unverstand.
Ein Häuflein Würmer rieselte schwer
Und klatschend unter der Kutte her.
Da klopften sie ihn gehörig aus
Und schlossen die Türe riegelrecht,
Sein Gemaule schnauzte durchs Klosterhaus,
Er fluchte wie ein Galgenknecht,
Doch manchmal, ward zu wüst das Schrein,
Goß Fabian einen Eimer Wasser hinein.
Da ward er manierlich, flehte und bat,
Pries das Zölibat und den Kirchenstaat,
Gelobte Almosen und Opferspend'
Und verlangte das Sakrament,
Bis er vor Hunger die Stimm' verlor,
Aber Fabian steckte ihm mit Humor
Eine alte Talgkerze in den Schlund,
Dran er lutschen und kauen kunnt.
Als er endlich Stein und Bein
Verschworen, gründlich kuriert zu sein,
Da löste Fabian die Ärmel auf,
Schubste ihn und befahl: »Nun lauf!«
Der Tod raffte die Sense und lief
Und lief sich sämtliche Rippen schief,
Verfitzte sich am Apfelbaum,
Verrenkte sich an Zeh und Daum,
Stolperte über einen Mückenschwarm
Und nahm den Kopf unter den Arm . . .
Fabian wurde alt wie ein Hecht,
Seine Glatze zeigte ein Moosgeflecht.

* * *

Digitized by Google

IV

DOMINO-SCHERZO

Pater Amandus und Pater Eulogius spielten Domino
Unter der alten Ulme im Klosterhof während der Offertorio,
Die Tauben gurrten in der Sonne, es blühte der Jasmin,
Sie spielten und strichen behaglich ums Kinn.
Pater Amandus verlor eine Zwiebel und sprach:
»Ich bin zwar arm — doch morgen ist auch ein Tag.«
Und verlor wieder und griff in seinen Sack:
»Nun setz' ich eine Prise Schnupftabak!«
Und verlor wieder: »Spuken Hexen hier — ?
Ich setz' das schönste Bildchen aus meinem Brevier!«
Und verlor wieder: »Nun sieh mal an —
Ich setz' meinen Rosenkranz aus dem Vatikan!«
Und verlor wieder: »Ei — ei — welch ein Domino —
Jetzt setz' ich meine Rose von Jericho!«
Und verlor wieder: »Ach — bin ich ein Tor:
Die rechte Sandale!« Und verlor.
»Die linke Sandale!« Und verlor sie auch:
»Gleich ziehst du mir noch die Kutte vom Bauch —«
»O nein — dies Spiel hat Spaß satis gemacht,
Drum morgen, mein lieber Bruder, gib acht:
Schenk' ich dir als Dank nach der Komplet
Einen blanken Dukaten!« »Gut, das besteht!«
Amandus hat drauf in der ganzen Nacht
Für Freud' kein Äuglein zugemacht.
Und als die Komplet zu Ende war
Und die Mönche wandelten Paar zu Paar,
Zupft er Eulogius und flüstert verschmitzt:
»Freund, gib mir den Dukaten itzt!«
»Ich hab keinen!« »Was?« »Nein!« »Du hast
Mich foppend am Narrenzipfel gefaßt?«
»D u hast m i r gestern viel Spaß gemacht.
Und i c h hab d i c h für heut in Freude gebracht,

Digitized by Google

So sind wir quitt in Friede doch,
Was soll da der Dukate noch?«
Nach einer Novene oder kurzer Zeit
Waren sie item zum Spiel bereit.
Eulogius verlor diesmal und sprach:
»Ich traure nicht meiner Bibel nach —«
Und verlor wieder und brummt mit Verdruß:
»Ich setz' meinen alten Raben Livius.«
Und verlor wieder: »Fatal, sonderbar —
Doch setz' ich mein Käppchen aus Ziegenhaar.«
Und verlor wieder: »Bald wird's mir zu dumm —
Ich setz' mein neues Zingulum.«
Und verlor und rief verärgert voll Hohn:
»Gleich verlier' ich noch meinen Schutzpatron!«
»Schluß! Ich schenk' dir morgen nach der Komplet
Einen blanken Dukaten!« »Topp — das besteht!«
Eulogius ergrimmte noch mehr insgeheim:
»Nun frozzelt er mich noch obendrein!«
Und giftete sich weiß die ganze Nacht
Und hat kein Äuglein zugemacht.
Als wieder die Komplet zu Ende war
Und die Mönche wandelten Paar zu Paar,
Schwieg er boshaft und sagte nichts.
Amandus fragte vergnügten Gesichts:
»Freund — willst du den Dukaten nicht?«
»Laß mich in Ruh, du plumper Wicht!
Du dummer Wanst!« »Victoria —
Ich ärgerte d i c h gestern ja,
So ärgerst du m i c h heute doch —
Was soll da der Dukate noch?«

* * *

Digitized by Google

V

SEID LISTIG WIE DIE SCHLANGEN

Pater Eustachius hätt' die Schinken gern,
Die Bäurin rief: »Nee, nee — Här Pater!«
»Bin ich nicht der Gesalbte des Herrn
Und Euer Seelenberater?«

»Nee, nee — — de Schinken geb' ich nicht!«
»Geizteufel!« knurte in der Kutte
Eustachius und kniff sein schwammig Gesicht,
Rot wie eine Hagebutte.

Er warf noch einen zärtlichen Blick
Nach den saftigen Hinterteilen,
Wies entrüstet die Mettwurst zurück
Und tät aufs Feld enteilen.

Der Bauer pflügte in Wetter und Wind.
»Grüß Gott! — Friert Euch nicht im Felde?«
»Wenn die Finger nur so steif nicht sind,
Wenn bloß mir der Handschuh nicht fehlte — !«

Eustachius kalkulierte klug
Und schnalzt mit der Zunge verstohlen
Und schmust: »Ich hab' ja Zeit genug,
Ich will die Handschuh holen!«

Er trottet zur Bäurin: »Heda — Mamsell!«
Die schielte benommen zur Seite.
»Holt mir die Schinken herab — aber schnell,
Der Bauer will's — — alle beide!«

Die Bäurin schlug die Hände und lief
Fahrig durch's Haus, sie schnaubte,
Rannte an die Gartenhecke und rief:
»Jochen — — alle beide?« Der glaubte

Digitized by Google

Die Fausthandschuh' und schrie: »Aber flott,
Was nutzt denn nur der Eine?
Du dumme Trulle!« Und er knallte, hühott!
Dem Gaul den Stock um die Beine.

Eustachius verschmähte Dank und Bitt',
Er lachte: »Hier hilft keine Schrulle,
Was sein muß, muß sein — her damit,
Mahlzeit! — dumme Trulle!«

VI

LAURENZ UND DIE NACHTIGALLEN

Laurenz, der Kapuziner, kam einmal
Zum Besuch des Fidelis: »Kollege, Confrater —
Hören's: wie lobt so süß den Herrn die Nachtigall,
Alle Vögleins, hören's? preisen ihn — —!« »Theater —«
Knurrt Fidelis: »Das Männchen lockt die Braut,
Und brütet's Weibchen, vertreibt er ihr die Zeit,
Daß brav sie lauschend übern Nestrand schaut,
Doch daß er säng' zu Gottes Preis ist Albernheit!«
»Meine, meine —!« schlug Laurenz seine Hände hoch:
»Bist du Häretiker?« »Naturbetrachter — ei —«
»So wär dies alles geiler Singsang doch!
Kirrend Schnäbeln und Geschlechtsgeschrei?«
»Ei, freilich —!« »Und d a s soll ich hören?« »Ganz gewiß.«
»Gib mir einen Stein — her —! einen Stein —!«
Er krempelte die Kuttenärmel hoch und schmiß
Den irdnen Napf Fidelis' in den Busch hinein:
»Halt die Schnauze!« Echo erschrak im Wald.
Die Nachtigall sang. Laurenz griff zum Stock,
Schlich auf Socken wie zum Hinterhalt
Und hieb aufs Buschwerk! »Übler Bock!«
Echo polterte im Wald. Die Nachtigall sang
Unbekümmert, es huschten sich zwei Wiesel,
Ein Häher krähte hinterm Buchenhang,
Und Feuerfliegen tanzten über Bach und Kiesel.

Digitized by Google

Näher perlt das Lied von Ast zu Zweig, es trieft
Der Fels und Wald von zaubernden Gesängen.
»Brüllaffen!« schreit Laurenz, sein Hals vertieft
Sich in die Kutte, Wut will ihn zersprengen.
Schöner, trauriger, jubelnder tönt die Dämmerung,
Wonniger Wohllaut überflutet das berauschte Tal,
Horch — schwang sich eine Gemse vom Geröll zum Sprung?
Da röhrt der Hirsch in fernem Mondenstrahl.
Wild krallte der Zelot die Nägel in das Fleisch,
Daß er den Sang der Nachtigallen hemme,
Rannte er in den Wald und schrie: »Fort, Buhlgekreisch!«
Und schlug mit einem Knüttel an die Stämme:
»Satansbrut!« Und rannte hin und her,
Doch wo eine Stimme schwieg erschrocken,
Begann die andre lauter noch, und immer mehr
Erwacht unzähliges Geflöt, Geschluchz, Frohlocken.
Von fernsten Höhen Antwort scholl rundum,
Bis tausend Nachtigallen übersangen
Sein Toben und Verfluchen und er arm und stumm
In die Frühlingswollust dieser Nacht vergangen.

VII

APRILSCHERZ ÜBERS ZÖLIBAT

Zu Gravenhorst anno dazumal
Viel Nönnlein lebten im Kloster,
Pflanzten Sellerie, sangen Choral
Und murmelten Paternoster.

Dominikus hört' die Beicht alldort
Und leistet' sich manches Witzchen,
Und eines Tags mit ernstem Wort
Sprach er: »Ihr schwarzen Mützchen,

Da hab ich in Münster, der Bischofsstadt,
Ein päpstlich Dekret vernommen:
Wer von Euch das kleinste Münddhen hat,
Der soll einen Mann bekommen!«

Digitized by Google

Die alten Weiblein, die jungen noch mehr,
Erhuben ein Freudengewieher
Und kniffen die Lippen und drängten sie näh'r
Spitz wie Korkenzieher.

Ei, zierlich piepten die Mündelein,
Frau Oberin trillert wie Undine,
Wie Schwälblein zwitschern sie lieblich fein:
»Wie dücht Ihr, Här Pöter, vön die mine?«

Dominikus lachte die Augen sich naß
Und sagte: »Gemach, meine Lieben,
Ja, ja, der Papst versteht einen Spaß
Und hat an den Bischof geschrieben:

Wer aber den größten Mund besitzt,
Der bekommt der Männer zweie!«
Sieh da — — die soeben die Lippen gespitzt,
Die spitzten sie nicht aufs neue.

Die rissen die Münddhen zu Mäulern weit
Vor freudigem Überraschen
Und zerrten sie gähnend ohrenbreit
Wie offene Ledertaschen.

Und es brummte und grunzte um ihn her
Wie Bässe auf der Bühne
Und polterte wie quakend näh'r:
»Wat glowt Ju, Här Poater, van dä mine?«

Dominikus hielt die Hände hoch
Und rief: »April! Überlistung!« — — —
Die Nönnlein schnatterten lange noch
In ungeheurer Entrüstung.

* * *

Digitized by Google

VIII

WIE DIE JUNGFRAU MARIA ZU BRUDER KONRAD VON OFFIDA KAM UND IHM IHREN SOHN IN DEN ARM LEGTE

Als Bruder Konrad in Verzückung, still allein,
Im Walde von Forano betete, Marien sich zu weihn,
Und die Vögel ihm zu Häupten einen singenden Kranz
Von süßen Stimmen woben unterm Abendglanz,
Päonien und Narzissen blühten, eine Hirschin schritt vorbei,
Da wuchs der Bruder so voll Glut und also erdenfrei,
Daß er vor Himmelsinbrunst mit tausend Metaphern mehr und mehr
Die göttliche Jungfrau lobte, breitete beide Arme höh'r
Und warf das Haupt, verklärt, tief ins Genick
Und schloß vor purer Überschwenglichkeit den Blick:
»Mutter Marie — schenk einmal mir so seligen Lohn
Wie damals an dem Reinigungsfeste dem heiligen Simeon,
Als der den kleinen Jesus auf dem Arme hielt —
Mutter Marie, goldner Schwan, Sternkönigin, du Engelsschild,
Krone des Paradieses, leg mir nur einmal deinen Sohn
So—so—hier—in den Arm—wie einst dem glücklichen Simeon,
Eia — Jesulein —
Schlafe — schlaf — wunderfein — —«
Und wiegte schon und herzte schon und summte Lieder viel im Bart
Und schnalzt ganz wunderlieblich zart,
Und sieh — die Bäume glühten jäh goldsäulig hell,
Alle Vögel schwiegen schnell,
Gar quoll duftend in das Dunkel eine Purpurquell'
Und Maria legte draus ihr himmlisch Kindelein
Dem arm glücktrunknen Mönch wohl in die Arme sein,
Der hielt das Wunder, glanz-benommen, ganz verwirrt, verweint
In den groben Kuttenärmeln tollpatsch, wie versteint,
Wiegens-ungewohnt, daß ja kein Knöchlein knickt,
Und lag so grobig drollig hingebückt,

Digitized by Google

Daß süß Marie ihm summt ermunternd zu,
Doch Bruder Konrad wagt nicht, daß er wiegen tu,
Aber plötzlich schlug so heftig ungestüm
Wonnetaumelnd wilde Zärtlichkeit in ihm:
Heißer wie im Schraubstock preßt er jäh das Jesulin,
Schnalzt, küßt, herzt, reibt dran sein stopplig Kratzekinn,
Daß vor Schreck das liebe Kindlein schrie,
Scheltend zu sich in die Wolke eilig nahm's Marie.

IX

WIE BRUDER GINEPRO, UM SICH ZU ERNIEDRIGEN, AM SCHAUKEL-SPIEL TEILNAHM

»Mir schwant, i werd alleweil schon a bisserl hoffärtig eitel
Und scharwenzel vorm Gesicht der Leut wie im Dom so a Klingelbeutel —«
Ermahnte sich Bruder Ginepro: »Stolz auf Tugend is großes Leid,
Item ärgert mich der Gemeind Ehrfurcht und Unterwürfigkeit — —
Ich aufgeblähter Gauch — und bin nur halt simpler Pinsel vor Gott —
Ergo: i will mich lächerlich machen, bußfertig in Demut und Spott«
Alsbald er ging gen Rom
Und viel Volk schon jubelt die Straße in buntem Strom:
»Der Heilige kommt!« fromme Damen
Mit Fähnchen und Palmen entgegenkamen,
Und St. Petri Gesangverein
Sang: »Gepriesen, Ginepro, zieh ein!«
Da kitzelte ihn der Teufel ganz nah und flüstert: »Ginepro, schau an,
Du ziehst ja wie Christus in Jerusalem ein, beneideter Mann!«
Aber schon sah er zwei Knaben, die wippten adrett
Wie Max und Moritz auf einem Wagenbrett.
»Aha!« dachte Ginepro, in eiligem Schritt
Stieg er empor und schaukelte mit,
Die Kapuze sank ihm tief ins Genick,
An den Hüften baumelt sein Knotenstrick,
Die Pantoffeln flogen ihm, hei! wie zum Trumpf

Digitized by Google

Von den Zeh'n und er zeigte die Löcher im Strumpf,
Höher wippte Ginepro, Beine empor!
Beine hinunter! Kopf hinten! Kopf vor!
Seine Glatze glänzte auf und ab wie der Mond,
Die Kutte rauschte bis über den Horizont.
Da standen die frommen Männer und Frau'n
Und sah'n den fröhlichen Heiligen mit stillem Erbau'n,
Den kümmerte nichts,
Er betete und wippte gottseligen Gesichts.
Schon murrte der erste, ein andrer pfiff,
Ein dritter frech eine Grimasse kniff,
Und breitbeinig rief ein grober Lümmel:
»Der Kerl hat 'n Fimmel!«
Ein fünfter: »Er verulkt uns — netter Patron!«
»Gehirnerweichung!« »Verkindscht!« »Sensation!«
Bis zuletzt die ganze Korona lacht
Und hat nur faule Hanswurst-Witze gemacht.
Da stieg Ginepro, in Sanftmut munter,
Gestärkt in Demut, von der Schaukel herunter.

X

DER SCHUTZPATRON

Hieronymus, der Eremit, schreibt an ein gallisches Fräulein:

»Sie tragen dazu Schuhe, knackend, glänzend,
Daß alle Herrn hinäugeln — — O der Schmach,
Wie Sie das Kleid aufraffen, pfau'nhaft schwänzend,
Kein Teufel seinen Kot drauf setzen mag.
Ich hab zu Rom das knirschend oft gesehn,
Die Hunde blieben auf der Straße stehn!«

Das gallische Fräulein schreibt an den Eremiten Hieronymus:

»Man nennt mich schön und heißt mich, mich zu schmücken,
Noch heut sah Sylvius in den Busen mir hinein
Und sagte: Drinnen und auf meinem Rücken

Digitized by Google

Wär's wie ein Glanz von Schnee und Elfenbein,
Sprach von Granatäpflein und ähnlich so,
Zitierte mir dann viel von Salomo.
Daß ich von allem höflich überzeug',
Ich komme, heiliger Vater, bald zu Euch!«
Hieronymus, der Eremit, schreibt an das gallische Fräulein:
»Verlornes Weib! O! O! Wie fromme Einfalt schwinden
Und edle Scham, ich wußt' nicht, was ich sah,
Ich zähl' in deinem Brieflein 120 Sünden
Und 47 grobe Monita.
Kämst du zu mir, verrücktes Schwein,
Ich würd' dir mit dem Stock den Buckel weihn!«
Das gallische Fräulein schreibt an den Eremiten Hieronymus:
»Ihr seid sehr grob — — daß ich mich putz und ziere,
Ist das so schlimm? Daß ich mit leichtem Sinn
Mich amüsiere und die Brüstlein schnüre
Und plapprig, flattrig, dumm und — — glücklich bin?
Doch will ich beichten, das ist interessant,
Wascht und rasiert Euch — ich bin sehr gespannt!«
Hieronymus, der Eremit, schreibt an das gallische Fräulein:
»Ich hab mir einen Löwen aufgezogen,
Der mich bewacht, er brüllt ganz fürchterlich,
Der Teufel kommt gar oft hierher geflogen,
Ich fürcht' ihn nicht mehr — und erwarte Dich!
Mag die Versuchung kirrend nahn, ich hab'
Die Seele festgelegt am Aronsstab!«

* * *

Es heißt, das übermütige Fräulein sei gekommen . . . .
Da sei der Löwe derart konsterniert,
Daß mit dem Heiligen er Reißaus genommen,
Galopp ins Maul mit ihm und schnell entführt.
Ja, ja, das Vieh, so's Fräulein angeschaut,
Da hat's Hieronymi nicht mehr getraut.

Gelahrte Floskel des Autors: Nach dem Profan-Latein der Cicero, Virgil, Ovid pp. müßte es eigentlich heißen Hieronym-o, des schöneren Klanges halber wählt ich aber Kirchenlatein Hieronym-i (mit bischöflicher Erlaubnis).

Digitized by Google

DAS WUNDER DES GOETHESCHEN EROS

VON MARTIN STRASSER

DER Eros des Rokoko war im wesentlichen spielerisch und steril. Ein Alimentenskandal um 1760 ist eine Lächerlichkeit. Wer die Folgen seiner Liaisons fühlt, hat sie selbst zu tragen. Que c'est ridicule, sagt eine bekannte Dame des Versailler Hofes, als sie erfährt, daß ihre Tochter niedergekommen ist. Und das Ridikül ist die größte Gefahr, die der Liebhaber des Rokoko eingeht.

Goethe in Leipzig bedeutet Goethe mitten in der Welt des Rokoko, und dazu noch eines outrierten Rokoko, das den Versuch, ach mit welch untauglichen Mitteln, macht, noch über die Lebensart des französischen hinauszustreben, eines bürgerlich, verbürgerten Rokoko, das nur die Formen, nicht aber den Geist, und was mehr ist, nicht die sozialen Grundlagen des französischen mitbekommen hat. Goethe in Leipzig, in die spanischen Stiefel dieser Rokoko-Konvention eingeschnürt, auch in die erotischen Konventionen, leidet unsagbar. Es ist nicht die Koketterie des Kätchen Schönkopf, nicht die Kühle der Friederike Oeser, es ist das Unorganische, das ihn quält. Das Liederbuch Annette ist voll davon. Mag sein, es küßt sich so süße der Busen der Zweiten als kaum sich der Busen der Ersten geküßt. Mag sein, daß auch alle die andern Tändeleien, die hier zu Papier und Gesang gebracht werden, ein williger Tribut an diese Welt sind, aber der Eros des Erwachenden kommt dabei nicht auf seine Rechnung, der will nicht tändeln, der will erleben, wirken, leiden, an wahren und nicht an eingebildeten Leiden, der sucht. Leiden, wie der Eros jedes Erwachenden. Ist es nicht so, daß Don Juan der besten Früchte seiner Siege verlustig geht, weil er sie zu leicht erringt? Auch das Rokoko hat sich seiner Siege zwar zu rühmen gewußt, aber keiner ist daran gewachsen, keiner ist daraus geformt worden, keiner hat auch nur einen Hauch dessen gespürt, was Euryalus und Lucretia, was Abälard und Heloise, was alle die großen Liebespaare aller Zeiten zu dem gemacht hat, was sie uns heute sind. Keiner, mit Ausnahme der Manon Lescaut und des Chevaliers des Grieux — und sie versetzt der Dichter in die nordamerikanischen Einöden, um sie der Welt zu entziehen, in der unglückliche Liebespaare ein Ridikül sind.

Goethes Flucht aus Leipzig ist die Flucht aus dem Rokoko. Er fühlt, daß dies nicht seine Welt ist, eine Welt, in der man sich allzu wohl fühlt, die aber doch den Gegensatz des Philisteriums in ihrer allzu lauten, allzu lebhaften, allzu bewußten Erotik in sich trägt. Und wirklich wird Kätchen Schönkopf Frau Dr. Kanne und entschlüpft so den Gefahren ihrer Rokokojugend, um schließlich im Biedermeier zu sterben. Das ist denn auch das Ende alles deutschen Rokoko gewesen, mit Wieland beginnend, über die La Roche hin bis zu Gökingk und den kleinen Brüdern vom guten Leben, soweit sie ihr Körperliches in das neue Jahrhundert hinübergerettet haben.

Digitized by Google

Goethe flieht, und er flieht verzweifelt, weil da nichts ist, das ihm Ersatz sein könnte. Er flieht in eine der vielen liebeleeren Zeiten seines Lebens hinein, aber in die verzweifeltste, einsamste, hoffnungsloseste. Denn da ist nichts, das ihm in Frankfurt Reiz bieten kann. Nichts außer einigen ehrsamen Bürgerlichen Jungfrauen und er wirft sich, da sein erotisches Bedürfnis keine Flamme findet, an dem es sich zu entzünden in der Lage wäre, zum ersten Mal auf die Theologie. Bezeichnend für ihn, daß theologische Studien oft in seinem Leben Ausfüllung der liebeleeren Zeiten gewesen sind, sie zuerst und später die Naturwissenschaften, die große und endliche Erfüllung seines Lebens.

Von Straßburg erhofft er sich nichts. Geht nach Straßburg, wie er nach Leipzig gegangen ist, ein wenig degoutiert schon, aber noch immer der blasierte Frankfurter Juristensohn, nicht geformt durch die letzten Jahre, erst Form suchend, und sie suchend noch in dem Ideengehalt des Rokoko. Typisch sein Abenteuer mit den Tanzlehrertöchtern, wenn es wahr ist, noch typischer, wenn es Dichtung. Ein letztes Rokokobild in seinem Leben, nicht allzu ernst zu nehmen, von einer falschen, lauten Tragik ohne Blutvergießen und beiderseits rasch vergessen, wenn es nicht Auftakt wäre zu der Friederikentragödie, der ernstesten und schönsten, die Goethe und sein Jahrhundert überhaupt erlebt hat. Seien wir uns darüber klar, daß ohne Friederike der Dichter und der Mensch Goethe einen andern Weg genommen hätte, daß hier in Sesenheim die Formung des Goetheschen Eros begonnen ward und zugleich ihre entscheidende Richtung erhielt, daß sie aufgehalten wurde durch Charlotte von Stein und erfüllt war durch das Christiane-Idyll.

Hier in Sesenheim erwacht der individuelle Eros des 22jährigen. Hier zum ersten Mal tritt dem Erwachenden die Erwachende entgegen, entzündet sich an ihm über alle Konvention hinweg und löst mit der eigenen, leichten Flamme die große Leidenschaft in Goethe aus, die ihn bis zu Ulrike nicht mehr verlassen hat. Friederike verbrennt an dieser Flamme. Als Goethe Straßburg verläßt, kostet es ihr fast das Leben, aber sie ist über sich hinausgewachsen, und kein Lenz und nicht einer von den andern, die Goethes Erbe bei ihr antreten wollen, greift auch nur von fern an ihr Herz. Goethe aber trägt den Stachel sein Leben lang mit sich. Keiner bewahrt er so die Treue, als Friederiken, keine hat ihn so umgeformt, als sie. Und so rauscht Lotte und Lilli an ihm vorüber, die eine von ihm selbst erst zu dem geschaffen, was sie uns heute scheint, die andere, der schöne Grasaff, eine tapfere lebenstüchtige Frau später, in ihrer Frankfurter Zeit aber allzu wenig positiv-erotisch, allzu beengt von den Konventionen, allzusehr nach der Ehe schielend, indes Goethe über sie hinwegbrausen will, wie Zeus über Semele. Doch während ihm die Rolle des jugendlichen Zeus zu Gesicht stand, ist dies Kind der freien Reichsstadt keine Semele, auch Gustchen Stolberg nicht, die Niegesehene, die er mit seinen Briefen besitzt, Briefen, die so des Eros voll sind, daß es heute ein Wunder erscheint, daß sie nicht Schwangerschaft gebracht haben und die Stolberg gestorben ist, wie sie gelebt hat, als fromme brave Frau, gottesfürchtig

Digitized by Google

und unberührt von der Leidenschaft. Die glaziale Luft dieses Lebens hat selbst der Goethesche Eros nicht zu schmelzen vermocht. Seine Briefe mögen ihr literarische Expektorationen eines Freundes geblieben sein, gezündet haben sie nie.

Denn das ist das Tragische in Goethes Eros: er vermochte nicht zu zünden. Die ganze unendliche Quälerei mit Charlotte von Stein ist ein großer Beweis dafür. Dieser Briefwechsel durch die Jahre hin, von Goethes Seite für uns offenbar, ist Zeugnis für die Hoffnungslosigkeit dieses Erlebens, zumal gerade in den Jahren größter erotischer Aktivität. Er ist ein unaufhörliches Anrennen gegen die Konventionen, ein unaufhörlicher Versuch, ein unerhörtes Begehren gegenüber dieser kühlen, zurückhaltenden, schamhaften, aus Furcht mütterlichen, so ganz unerotischen Frau. Es ist das Pläsier des Weimarischen Hofes geworden, Goethe und die Stein zusammen zu wissen und zu wissen, daß die Flamme des Genius an diesem kalten, unrührbaren Stein sich verzüngelt. Die bösen Zungen der ersten Zeit verstummen mit den Jahren und das Verhältnis der beiden wird so zur Konvention, daß der Hof es ihm von ganzem Herzen übelnimmt, als er der Qual entfliehend, in Italien und bei Christiane Schutz und Rückkehr zu sich selbst sucht und findet.

Die Flucht nach Italien ist die Flucht aus der Konvention des Cicisbeats der Frau von Stein. Vielleicht bedurfte es der ganzen Stärke des Goetheschen Eros, um sich zu dieser Flucht aufzuschwingen, als Unbekannter nicht Kunstschwärmereien zu leben wie die andern Südlandfahrer, sondern dem Eros, der ihn zu nächtlichen Abenteuern treibt, zu frühen Morgengängen, der ihm die Feder zu den römischen Elegien in die Hand drückt und der den Unfruchtbaren aus den Jahren kleiner Singspiele und lächerlicher Maskenzüge zu dem Tasso, der Iphigenie, dem Egmont hintreibt, die zu vollenden die in Wirklichkeit körperliche Befruchtung gefehlt hat. Italien bedeutet die Wiedergeburt des Goetheschen Eros, den er nun für alle Zeit seines Lebens nicht mehr verleugnet und dessen sichtbarstes glückverheißendes Zeichen ihm die Geburt Augusts ist, die zugleich die Abkehr ein für allemal von der Stein bedeutet. So werden die ersten Jahre des Zusammenlebens mit Christiane die eigentliche Erfüllung des Goetheschen erotischen Erlebens. Die Briefe der natürlichen Ehegatten sprechen es deutlich genug aus und eine prüde Literarwissenschaft hat sich lange genug darob entrüstet. Hat von Christianes geistiger Minderwertigkeit gefaselt, die erotische Andeutungen nicht verschmähe. Hat aber nicht daran gedacht, daß zwei Menschen in der Fülle ihrer Kraft, denen nichts Menschliches fremd ist, die Kinder miteinander gezeugt haben, die beide in der Welt Sinnengenuß ihr Glück sehen, so miteinander sprechen und schreiben dürfen und daß diese Christiane durch ihre Freude am Genuß, wie er auch immer geartet sei, Goethe von der Blaustrümpfigkeit des ersten Weimarer Jahrzehnts erlöst hat. Und zwar für die ganze Zeit ihres Lebens. Denn durch sie überwindet er den überspannten Kobold Bettina, durch sie die Puppe Minna, durch sie alle die Damen von Weimar und Jena, die um ihn herumschwänzeln, sie ist es, die Grund zu seiner unüberwindlichen Abneigung gegen die Staël wird, sie die große

Digitized by Google

Diesseitige, nach deren Tod sich die verzweifeltsten Verse aus ihm herausringen, die wir kennen.

Und brauchte es noch eines Beweises, so wäre es das Tagebuch von 1810, das besinnlichste Erotikon der Weltliteratur, dieses Mitbringsel einer Sommerreise, ohne sie unternommen, von einem Sechzigjährigen geschrieben, der sich nach den weichen Armen seiner lieben Frauen zurücksehnt.

Brauchte es noch eines Beweises der Irdischkeit des Goetheschen Eros, so wäre es die Marianne-Episode, da der fast Siebzigjährige aus einer kernfesten Frau und Hausfrau allein durch die Kraft seines Eros die größte deutsche Dichterin macht. Niemals sind aus der Feder einer Frau in Deutschland Verse geflossen, wie die Mariannes-Suleikas an Goethe-Hatem. Nie nach dem kurzen Idyll hat Marianne wieder Verse geschrieben. Das ist nicht geistige Transplantation, sondern die lebendige Wirkung befruchtend machtvoller Körperlichkeit.

Und wenn schließlich der Goethesche Eros sich selbst auslöschend verflammt in der Ulrike Komödie, so bedeutet das nur, daß auch sein Körperliches an die Grenzen alles Menschlichen gebannt ist. Zugleich aber wird aus dem unerhört Schmerzlichen der Trilogie der Leidenschaft Kunde von der Selbstverzehrung dieser Flamme, die in ihm lebend war bis zu seinem achtzigsten Jahre, von diesem Wunder des Goetheschen Eros, das ihn, den Erdgeborenen, zum Menschen schuf, das uns ihm verbindet und das durch Himmelsflug und Höllensturz uns von ihm trennt.

* * *

AN DIE GELIEBTE

VON W. H. J. MAASS

Steht mein Schmerz vielleicht
noch auf niedern Stufen,
daß sein Ruf nicht reicht,
hörbar Dir zu rufen? —

Hast Du nie bewußt
meine Kraft bekommen,
wie ich Deine Lust
wissend hingenommen? —

Noch bist Du mir fern,
bildhaft, kaum zu sagen,
und ich will Dich gern
lebend in mir tragen.

* * *

Digitized by Google

SONETTE AUS DEM ITALIENBUCH

VON CAJETAN MARIA FREUND

AUFBRUCH NACH ITALIEN

MONOPTEROS IM ENGLISCHEN GÄRTEN

Tempel du, der hoch im Säulenkranze
Aus der Wiesen erstem Grün ersteht,
Den in seines Alterns grauem Glanze
Froh verjüngt ein neuer Hauch umweht,

Tempel, deiner grauen Kapitäle
Zagendes Verwittern spricht zu mir
Und des Südens prunkerfüllte Säle

Tempel, der in Frühlings Blütentanze
Goldentflammt zu fremden Göttern fleht,
Unter seines Daches grünem Kranze
Ewig birgt ein jubelndes Gebet:

Seh ich groß und ahnungsvoll in dir:
Und der Wölbung lichte Zinnen ragen
Um Geleit und Gruß dem Gast zu sagen.

* * *

HAUS DER JULIA

Und schon bereit zur Reise, ist mit einem
Male des Morgens Lust dem Sinn entrückt.
Zwar schwieg die Klage nimmer, aber keinem
Hat sie so hart ihr Zeichen aufgedrückt.

Da ist ein Haus, grau, hoch, höher als andre,
Am schmalen Weg mit wenig Fenstern nur
Und niedrem Tor, durch das ich schweigend wandre,
Ein fremder Gast, doch auf vertrauter Spur.

a: nimmer schwieg die Klage. Doch dies Land
Hat sie zu einem frohen Lied gewendet
Und seine Schönheit, die ich endlich fand,

Hat mir — so schiens — den langen Schmerz geendet.
Doch nun, da sie mir unverhofft erstand,
Hat sie ihn groß und herrlich erst vollendet.

* * *

Digitized by Google

O Haus Juliettas mit dem hoh'n Balkone,
In enge Gassen düster eingezwängt,
O Hof, der alternde Arkaden drängt,
Und hoch am First Lombardiens milde Sonne:

Der Geist, der kam, daß er dies Haus bewohne,
Hat seinen schmalen Kerker schnell zersprengt,
Und wo ein Ohr sein leises Wort empfängt,
Dräut schon sein Walten mit der finstern Krone.

Du Stadt, die diese blutig düstern Streite
In jenem letzten grausam enden sah:
Du gibst im Morgen mir ein ernst Geleite,

Du rührst an eine einst gerißne Saite,
Du führst aus deiner Enge mich ins Weite,
Auf Sankt Antonius Platz in Padua.

* * *

PADUA

Denn dieser Platz mit seinem blanken Pflaster
Und mit den Brüstungen, die ihn umstehn,
Und seinem Denkmal, kalt und groß und schön,
Birgt der Jahrhunderte vergangne Laster.

Und Lärm von Waffen dampft mir aus den Gassen
Von überallher in dies große Bild
Und Blut und Tod, der schmerzvoll grausig brüllt,
Und Pest und Fäulnis in den engen Straßen.

Und doch: des Heiligen Platzes weites Dehnen
Und seines Himmels hoher Kuppelraum
Dämpft ganz des Nordens unruhvolles Sehnen

Und ist — wie all dies Land — ein sanfter Traum,
Ist aller Wünsche oft erhoffte Stillung
Und dunkle Ahnung kommender Erfüllung.

* * *

Digitized by Google

GATTAMELATA

Wer dächte nicht des Zweiten, wenn er diesen
Auf seinem Rosse hoch und mächtig sieht,
Den Stab in zierer Hand, ein ehern Lied,
Des Lebens Weite nach der Stadt Verliesen.

Er schattet kraus des Platzes helle Fliesen
Und schaut ins Land, das einst sein Blick durchglüht,
Und ragt und reitet, stolz und nimmermüd,
Der erste von Italiens erznen Riesen.

Und allen Kampf, der in den Gassen raste,
Und durch das Land mit Brand und Greuel zog,
Den er in seiner Brust zusammenfaßte,

Vergißt man vor des Bildes Monolog,
Und seine Ruhe ist das letzte Mahnen
An Monumente längst entschwundner Ahnen.

* * *

WEG NACH VENEDIG

Auf hundert Bogen dröhnt der Eisenweg,
Sanft brandet der Lagune weißes Meer,
Und von der Inseln langem Strande her
Ziehn silbern glitzernd Wogen um den Steg.

Im hohen Mittag leuchten Sommerbrände —
Da häuft sich vor dem ersten Ziel der Bahn
Noch einmal alles Ungefüge an,
Noch einmal Anbeginn und frohes Ende.

Die letzte Wölbung läßt mich donnernd los,
Da ist, was ich so oft im Traum geschaut.
Ein langer Gang. Ein Tor. Und stolz und groß

Bist du den Sinnen endlich auferbaut
Und breitest rühmend deinen trunknen Gästen
Dein Kleid in vielen schimmernden Palästen.

* * *

Digitized by Google

DIE SCHIEFEN TÜRME

Den ersten sah ich vom Slavonenufer
Ob Sankt Georgens fernem Dache ragen,
Den ersten, dessen Bilder südwärts tragen,
Der vieler Brüder unerhoffter Rufer.

Und in Palästen, die mich hier umringen,
In Säulen, die ein Löwe mächtig krönt,
Ist eine Stimme, die im Stein ertönt,
Um diese Botschaft jedem Gast zu bringen:

Sie ruhen all auf morschem Fundamente
Und neigen sich dem Staub, der sie gebar,
Und ihres Himmels hohe Firmamente

Sind ihnen fern und weit und allzu klar,
Und ihre Kraft ist groß, doch erdgeboren,
Und keiner sucht den Gott, dem er verschworen.

* * *

EINGANG ZUM BOBOLIGARTEN

Der Kies des Hügels steigt zum lichten Tor,
Dahinter die Fontäne in der Grotte:
Der Seewind, der die Kühle nicht verlor,
Zieht durch den Bogen, und dem grauen Gotte,

Der diesen Garten sich zum Heim erkor,
Verwischen Moose seiner Glieder Spiel,
Und aus der Muscheln grünendem Dekor
Erstehn Tritonen auf beschwingtem Kiel.

Und Nymphen stehn an weichen Rasensäumen,
Und irgendwo entreißt ein marmorkalter
Entseelter Held mich farbenbunten Träumen,

Und von den Sockeln dräun die Wappenhalter —
Und in den Büschen und den Lorbeerbäumen
Lebt und erzählt ein längst versunknes Alter.

* * *

Digitized by Google

BILDNIS MICHELANGELOS

Verdroßner Ernst blickt aus dem schwarzumrahmten
Gesicht und aus der Stirne tiefen Falten.
Aus dunklen Augen dräuen die Gestalten,
Die deinen Händen, diesen nie erlahmten

Helfern des Geistes, immer neu entstammten.
Schwarz die Gewande, die dich einst umwallten,
Düster wie Moses, als sich Blitze ballten,
Schwer wie ein Berg, den Riesen erdwärts rammten.

So ruhst du auf dem finstern Grunde,
Du, der der Zeiten Rund beschloß,
Und bist fortan zu jeder Stunde

Rings um uns her, ein mächtiger Koloß,
Und zeugst für dich in vielen alten Steinen
Und blühst, ein Baum, aus morschenden Gebeinen.

* * *

BERNINI

Es ist nicht Marmor und nicht seine Helle.
Denn seiner Glätte widerstrebt dies Werk
Und was er schuf, ob Riese oder Zwerg,
Ist nicht im Stein. Du suchst umsonst die Stelle,

Wo du verweilst. Denn wie aus tiefer Quelle
Strömt dieser Bilder Sein. Und Tal und Berg
Und Land und Meer und Kampf und Kriegsgewerk
Schmilzt hier zu einer einzigen starken Welle.

Und dieser graue Stein löst alle Glieder
Und senkt sie neu in seines Berges Schoß,
Macht sie belebt und läßt sie immer wieder

Aus seinem Zwange unbezwungen los
Und weckt ihr Leben aus der Nacht der Erde
In dieser einen flammenden Gebärde.

* * *

Digitized by Google

HEIMKEHR VON ITALIEN

MONOPTEROS IM ENGLISCHEN GARTEN

Weh, dein Frühling ist dahingeschwunden,
Deines Alterns grauer Glanz erneut,
Wehe, deiner Wölbung stolzes Runden
Von des Herbstes fahlem Gold bestreut.

Du, der einst in silberweißen Stunden
Mich mit seiner Säulen Wuchs erfreut,
Der mich oft an seinem Fuß gefunden,
An dem Hügel, den sein Bau betreut:

Ach, wie bist du mir, der ich des Großen
Ewige Vergänglichkeit geschaut,
Ganz in Furcht und Todesnacht gestoßen,

Wo kein Morgen deinem Schlafe graut.
Da selbst Roms gewaltige Türme sanken,
Tempel, wann wird deine Kuppel wanken?

* * *

SCHÖNHEIT ITALIENS

Denn alle Schönheit, die dies Land entzündet,
Sie atmet ganz des fernen Ostens Hauch,
Und alles, was in seinem Bild sich ründet,
Der Pinien Wuchs und jeder Rebenstrauch,

Ist nur ein Ruf, der fremden Zauber kündet,
Gleich seines Berges ewig drohndem Rauch —
Jedoch das Große, das uns ihm verbündet
Und uns gemahnt an ferner Ahnen Brauch:

Dies ist, daß unser Geist in ihm sich regt,
Daß unser Sein in ihm sich mächtig breitet,
Daß jede Zinne unser Wappen trägt

Und frei der Sinn durch seine Räume schreitet —
Dies ist, daß es uns ewig angehöre
Und ewig neu der Heimat Bild beschwöre.

* * *

Digitized by Google

STUNDEN MIT UNRUH

BEMERKUNGEN ZU UNRUHS „FLÜGEL DER NIKE" VON REINHARD WEER

»STUNDEN mit Unruh« — das gibt einen sehr dröhnenden Anfangsakkord für eine kritische Besprechung. Dennoch, man kommt nicht um den Titel herum, der sich aufdrängt, fast aufzwingt. »Stunden der Unruh«, könnte man mit demselben Rechte sagen. Denn die bereitet einem dieses Buch.*)

Man schlägt sich mit ihm herum. Man sagt »Ja« und gleich danach »Nein«, läßt Beifall aufrauschen und zischt höhnische Ablehnung, ist sehr oft versucht, es in die Ecke zu feuern, und muß ein paar Seiten später Abbitte tun, möchte es bald zerreißen, bald mit dankbarer Hand streicheln. Du willst ihm im Zorn ein Autodafé bereiten, willst es verbrennen sehen — und fühlst auf einmal, daß Du selber brennst, von irgendeiner Ekstase entzündet.

Es wird sich aber ergeben: da ist, wenn wir beides, Beifall und Ablehnung, reichlich dosieren, ein wesentlicher Unterschied: das Gute liegt in einer tieferen, fundamentaleren Schicht. Das, was zu beanstanden sein wird, scharf zu beanstanden, wie es der Person eines Unruh zukommt, ist, wie man sehen wird, mehr der Ausputz, das Dach, die Fassade.

Es ist manchmal wie ein langer Aufschrei, dieses Buch, ein furchtbarer Schrei, den man enden möchte. Nicht nur das Buch, der ganze Mensch ist ein Aufschrei. Denn Unruh ist das nicht verstimmende, grausam nachhallende Echo des Krieges. Ein solches Echo muß sein, aber es ist ein hartes Geschick, mit dieser Rolle beladen durchs Leben zu gehen. Unruh wird darüber zum Märtyrer werden, ja vielleicht ist er es schon geworden: von der Politik nicht ernst genommen, von der Literatur verstoßen, als pazifistischer Agitator verschrien. Er hat den Mut, es mit allen zu verderben. Aber ein zerquältes Antlitz schaut aus allen Blättern heraus, die er schreibt.

»Unruh heiß ich, wie das Rädchen der Uhr. Durch die Sekunden treibt es auch mich.« Durch die Sekunden treibt es auch Dich, Leser, durch die Sekunden, Minuten und Stunden. Das ist wahrlich kein Buch zum Ausruhen, will es nicht sein . . .

• • •

Der Feuilletonchef einer großen Zeitung sagte Dir einmal vor Jahren, als Du auf seinem papierüberfüllten Zimmer saßest: »Vor ein paar Minuten hat ein Pendant zu Ihnen hier auf demselben Stuhl gesessen, auch so ein blonder germanischer Idealist, Fritz von Unruh.« Das war, ehe der Dichter berühmt wurde.

Der Dichter, jawohl. So nennt er sich nämlich auch selbst. Hier zuckt schon Widerspruch auf. Muß einer seine dichterische Sendung immer wieder so stark betonen, wie Unruh es in diesem Buche tut? Muß er darüber hinaus so sehr den Mahner, den Belehrer, den Besserwisser spielen, wie es in all diesen Konversationen geschieht? Man grollt über den deutschen Magister, der unter dem Flügelrauschen der Nike Frankreich auf seine Art erobern will. Erobern will — die andern merken es, so der aufbegehrende Freund Jacques, der Musiker. Erobern will — und über die Etappen seiner Eroberung mit Selbstgefälligkeit berichtet. Etwas an dem Gestus dieses Versöhnungsboten, dieses »Ingenieurs des Friedens« stört, mehr Bescheidenheit wünschte man in dem Wurf seiner Mantelfalten zu erkennen.

Aber dieser Friedensverkünder, der dem äußeren Pomp des alten Deutschland und aller militaristischen Epochen der Weltgeschichte so grimmig feind ist, liebt einen gewissen Pomp der Sprache über alles. Es ist eine besondere Art von Sprachpomp, anders als bei dem tönenden Hofmannsthal, dem Wunder ziselierenden George, dem neue Sterne einfangenden Rilke. Und diese besondere Audrucksweise hat es in sich, unbescheiden zu wirken und den Schreibenden in immer stärkere Unbescheidenheiten hineinzulocken. Leider ist es — es muß schonungslos gesagt werden — ein Sprachpomp ohne Schönheit und Fluß und Grazie. Ein Pathos herrscht da vor, das nicht singt und fortklingt und ein Echo weckt, sondern nur zischt und papieren raschelt, strohig knistert und sich aufbläht. Sonderbar, sehr sonderbar wie das über viele Dutzend Seiten so fortplustert, ohne daß dem Plusterer der Atem dabei ausgeht.

• • •

Da sind wir nun schon, ohne uns lange mit Ehrenzeremonien für den Dichter des »Geschlechts« und des »Louis Ferdinand« aufgehalten zu haben, widerstrebend dabei, schwere Blöcke des Tadels zu wälzen. Sei's drum, beklopfen wir die Fassade, den Aufputz, dass alles Störende herunterfällt, und schaffen wir Blöcke und Schutt beiseite! Dann wird sich später zeigen, was sich unter dem

*) *Flügel der Nike*, Buch einer Reise. Von Fritz v. Unruh. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 1925.

Digitized by Google

Weggeräumten an Gutem, an Glänzendem verbarg.

Le style c'est l'homme. Unruh mag zum Himmel beten, daß Buffons Wort Irrlehre sei. Denn über den Stil dieses Buches gibt es nicht viel Gutes zu sagen. Phrase füllt die 402 Seiten des Bandes, selten nur stößt man auf einen echten, metallischen oder erdhaften Klang. Aber da ist noch anderes. Überaus störend wirkt der seitenlange Gebrauch der direkten Rede in der versuchten Wiedergabe langer Konversationen. Seltsam, wie viele Details der Verfasser behalten hat. Leider sind diese Details so belanglos, daß man oft wünscht, die Wiedergabe solch sprunghafter und leerer Unterhaltungen möchte unter Strafe gestellt werden. Aber auch, wo diese Unterhaltungen offenbar Erfindung sind, phantastisches Gerank, werden sie zumeist nicht besser. Es fehlt dem Gerank an soliden Haltepunkten. Um geradewegs ins Blaue zu stoßen, müßten diese erdachten oder nachgedachten Gespräche starke Schwingen der Phantasie haben, und die gehen ihnen ab. Die endlosen Konversationen ermüden und hinterlassen einen faden Geschmack. Ganz selten tropft einmal eine Perle durch das dünne Rieseln des Worteregens.

Direkte Rede verlebendigt, sicherlich, aber sie soll nur parsam angewandt werden, wo es einer besonderen Verlebendigung bedarf, ihr ständiger Gebrauch verdrießt, weil er vom Leser zwecklos ein stärkeres beschwingteres Mitgehen fordert. Es ginge noch an, wenn es sich um kunstvoll aufgebaute, stufenreich fortschreitende, logisch gedrechselte Gespräche ohne verbindenden Text handelte. Aber Unruh liebt eine Zwischenform, ein quälendes Gemisch von viel langen Gesprächsteilen mit kurzen verbindenden Textfetzen dazwischen, beides nicht zwingend in der Anwendungsweise. Besonders die Textpartikel bringen meist Banalitäten, die in keiner Weise die Situation verdeutlichen oder den Gang der Unterhaltung in eine bestimmte Richtung drängen, vielmehr ganz überflüssige Einsprengsel darstellen. »Angeht«, wirft mir Hans das Streichholz zurück, »wieso angeht? Habe ich gesagt, daß es Sie nichts angeht?« Was geht uns, zum Teufel, bei diesem Gespräch über deutsche und französische Wesensart das dumme Streichholz an! Verhundertfachen ließe sich das Beispiel.

• • •

Dabei hat nun Unruh eine neue Sprachunart entdeckt, mit der er zu kokettieren scheint. »Schön«, zerbeißt Herr Rameau, der mir über die Schulter sieht, den Zwieback, »wirklich schön.« — »Die Minne war«, sehe ich zu den Fenstern von Notre Dame, »die erste Botschaft eines Gefühls.« — »Gewiß, Madame, würden alle Mütter,« sehe ich sie an, »den Urlaut des Lebens verteidigen.« Wozu diese furchtbare Stelzengängerei der Sprache? Offenbar war Unruh das schlichte »Er antwortete« und »Ich sagte« zu abgedroschen, aber es geht doch bei einiger Sprachbeherrschung auch ohne diese verbindenden Einschaltungen. Lieber keine Sprachneuerungen als solche Verirrungen! Ganz selten einmal — man verzeihe den kleinen Exkurs ins Philologische — kann eine so enge Verbindung eines Gesprächsteils mit einer eine Tätigkeit der redenden Person ausdrückenden Wendung seine Berechtigung haben dann nämlich, wenn ein innerer, sinngemässer Zusammenhang zwischen beiden besteht. So ist nichts dagegen zu sagen, wenn es bei Unruh einmal heißt: »Machen Sie keinen Unfug, hält mich Jacques am Rock zurück«. In neunundneunzig von hundert Fällen aber ist die von Unruh beliebte Anwendung eklatanter Mißbrauch, Sprachvergewaltigung, Sprachverwilderung. Auch offenbare Unlogik gerät dabei in die, wie es scheint, allzu rasch klappernde Maschine, so wenn er schreibt: »Ich biege meinen Kopf zurück und »Fürstin« glühen mich die Augen der Tozzi an.« Nicht die Fürstin Tozzi ist es doch, sondern er, Unruh, der das »Fürstin« ausspricht! Und was soll, deutscher Dichter, der häufige Wechsel zwischen deutscher und französischer Sprache in der direkten Rede? Natürlich sind französische Wendungen und Sätze in einem solchen Buche nicht zu umgehen, aber dann bleibt man doch in der einen Sprache und rührt nicht monströse Mixturen zurecht wie diese Absonderlichkeiten: »Ist der Friede«, fragt mich Madame Soupault, »une force ou une faiblesse?« Warum dieses Liebäugeln mit einem fremden Brocken? Noch seltsamer dieses Gebilde: »Madame Sylvie est très liée avec nos plus brillants généraux, c'est la seule à Paris, qui ait encore un salon im alten französischen Stil. Bei ihr treffen sich täglich die wichtigsten Persönlichkeiten, n'est-ce-pas, Madame Sylvie —.« Hoffentlich geht es bei Madame Sylvie nicht so kraus zu wie in diesem Satzgefüge. Oder man lese diese betrübende Eröffnung: »Votre article, cher Barbusse, malheureusement, noch konnte ich ihn nicht veröffentlichen in meiner Zeitschrift.« Eine schauderhafte Unart, dieses unmotivierte Umfallen aus der einen Sprache in die andere . . .

Und dennoch . . . Nein, Geduld, besseres, freundlicheres Ich, noch sind wir nicht so weit . . .

• • •

Digitized by Google

Gespräche, Gespräche, Gespräche. Es rieselt und rinnt und sickert, statt zu ranken oder zu schweben. Dabei suchen alle diese Konversationen ohne Sinn und Belang sich so zu gebärden, als hätten sie einen tiefen Goldgehalt. Und mitten aus dem Bombast der hingeredeten, hingelächelten, hingestammelten Belanglosigkeiten heraus tönt unvermutet Unruhs schwere Pathetik: »Sein Blick öffnet sich wie ein Vorhang, hinter dem ich Golgatha sehe. Kreuze, an denen grüne, gemarterte Kreaturen mit weit geöffneten Armen den Himmel aufreißen.“ Bei so unerwarteten Übergängen kann auch der willigst Folgende nur schwer mit. Noch lieber als die belanglosen Details der Konversation möchte man die Menus missen, die mit einer verblüffenden Exaktheit wiedergegeben sind: die Aufzählung aller Gerichte, die Unruh bei diesem oder jenem Diner im Hause seines Freundes, im Penclub oder in der Botschaft vorgesetzt wurden, bleibt dem Leser nicht erspart. Seit wann merkt sich ein Mann so etwas? Hat er sich jeden Gang gleich auf der Hemdmanschette notiert? Warum sind ihm die Trüffeln oder Spargeln oder die Pastete so unendlich wichtig? Dabei laufen dann Dinge unter, unglaublich fast, grotesk wie ein schlechter Witz, so, wenn er Maria d'Annunzio die Gattin des italienischen Dichters, mit deren »unerfülltem Leben« er ein tiefes Mitleid empfindet, im Geiste also apostrophiert: »Das preßt mir die Lippen aufeinander. Lieber, als von dem angebotenen Huhn einen Flügel auf den Teller zu nehmen, — hätte ich dir den geknickten Flügel deiner weinenden Sehnsucht wieder gespannt zum Flug in den Frieden und die Erfüllung der Liebe!« Hat der Dichter kein Gefühl für die teuflische Komik dieser Verknüpfung? Ganz selten einmal gelingt beabsichtigte Komik, für die man dann dankbar ist: »Die braunen Bedienten wechseln im Vertrauen auf Landwirtschaft und Industrie zum dritten Mal das schwere Silber.« Aber einen Augenblick vorher sieht sich der Dichter in Verlegenheit: »Plötzlich ist es wieder still. Ich weiß nicht, wie ich die pommes frites geräuschlos in den Schlund bekommen soll. Gott sei Dank, der Journalist beginnt ein Gespräch . . .« Gott sei Dank, der deutsche Dichter hat diese gerösteten Kartoffeln und alle andren Magengefahren seines Pariser Aufenthalts überstanden und ist heil zu den heimischen Penaten zurückgekehrt.

Und dennoch, dennoch . . .

• • •

Wir können allmählich zu freundlicheren Tönen überleiten. Wobei freilich kritische Rückfälle nicht ganz zu vermeiden sein werden.

Eine Art Mikrokosmus ist dieses merkwürdig zwiespältige Buch. Viele Menschen führt es vor, bekannte und unbekannte, viele Szenen öffnen sich, und zuweilen rauscht ein Vorhang hoch, hinter dem sich der Blick in eine andre Zeit auftut. Diese Rückblicke sind mit das Feinste, Gerundetste, so wenn Unruh von seiner Jugend im elterlichen Hause oder in der Kadettenanstalt zu Plön berichtet, so die malerischen historischen Intermezzi in Versailles und Senlis. Da ist die Farbigkeit, die sonst zu oft im Wortstrom erstickt. Fein und innig wird die Sprache, eines Lyrikers Sprache, wenn er von Vater und Mutter erzählt. Da schwindet das Wörteln, der Bombast. Nicht ganz so bei der verhüllten Zwiesprache mit der Frau seines Herzens, seinem Idol Irene. Ergreifend da die Szene mit dem Eisernen Kreuz, sonst aber zu viel Geschwollenheit, unausgegorenes Gefühl. Mag sein, daß er, der sich mit dem Prinzip Weib auseinandersetzt, der tiefernst um Heiligung, Reinigung ringt, daß er Gehalt auch hier fühlt. Aber er vermag dem Leser nichts davon zu vermitteln.

Man hört in Paris die Dichterin Gräfin Noailles reden, sieht Barbusse, der sich ein wenig bärenhaft aufführt, wundert sich über den explosiven Musiker Jacques, erlebt diese und jene literarische Berühmtheit, diese und jene unbekannte Größe. Manches davon ist allzu pathetisch, vieles klugkritisch, einzelnes mit sympathischer Wärme hingetuscht. Höchst interessiert liest man über Einsteins Bekanntschaft mit der Comtesse de Noailles, die sich freilich — nach Unruh — eine höchst geschmacklose Bemerkung über den Gelehrten leistet: »Quel homme, étonnant, bouleversant, lumineux, admirable, incroyable, superbe, astronomique dirais-je même, denn ich bin gewiß, daß seine Füße in seinen Stiefeln devaient avoir un doux éclat de rayon de lune!« Durch seine schon kritisierte Sprachunart verschlimmert Unruh noch die Geschmacklosigkeit dieses Diktums. Überhaupt werden die guten Freunde in Frankreich, die Unruh in diesem Buch wie Marionetten agieren läßt, geneigt sein, ihm die Freundschaft zu kündigen, wenn sie die »Flügel der Nike« gelesen haben. Er geht nicht eben behutsam mit ihnen um. Die Comtesse de Noailles, die wirklich Geistreiche, dürfte kaum Geist genug sein, um Vergnügen zu empfinden bei der Entdeckung, daß der deutsche Besucher sie etwa als einen höchst eitlen, glucksenden und sich spreizenden Papagei malt. Die Fürstin Tozzi dürfte das, was er über ihren Besuch in seinem Zimmer erzählt, als einigermaßen kompromittierend empfinden. Oder sollte es eine Frau von Welt

Digitized by Google

angenehm berühren, wenn sie von sich selbst liest: »So verharren wir. Ihr heißer Atem berührt mich. Wie im Trance verändert sich ihr Gesicht und unter den Armen bricht Schweiß aus.« Man kann nicht umhin, zu finden, daß Unruh sich da etwas wie eine Unschuld vom Lande aufführt. Auch der deutsche Freund Victor und seine sehr sympathische Frau werden das, was er über Victors Sinnesausbruch auf dem Montmartre und sein Rütteln an den Eheketten ausplaudert, mit gemischten Gefühlen lesen. Einmal wird dem von Europens Höflichkeit anscheinend noch nicht Berührten der drückende Lackschuh zum Symbol der menschenfeindlichen, kriegeschaffenden, kulturvernichtenden Gewalten in der Welt, einem Symbol, über das Unruh hundert Zeilen lang ernst spintisiert — notabene: über den Schuh, nicht über das durch ihn Symbolisierte. Klug aber nicht klug genug: es fehlt der Schuß Ironie, der dabei vonnöten wäre. Man möchte Jacques' ärgerlichen Ausruf wiederholen: »Was sie nur mit Ihren Lackschuhen haben!«

• • •

Eine seltsame Figur, dieser Jacques. Ekstatiker wie Unruh selbst aber noch wilder, unausgeglichener, jugendlicher. Er »überunruht« den Unruh noch. Durch und durch Romane, Franzose, dabei aber erobert von deutscher Musik, die ihn wie eine große übermächtige Feindin bezwungen hat und deren Schönheitsgewalt er immer wieder erliegen muß. Auch den Freund, den Abgesandten Deutschlands, empfindet er zuweilen als Feind, der ihn hinüberziehen will ins germanische Element, ihn Frankreich und dem Franzosentum, das er glühend liebt, zu entfremden. »Auch du willst erobern«, sagt er ihm in einem solchen Augenblick, »ich fürchte mich vor Dir. Auch Du willst Frankreich überwinden.« Dieser Jacques ist die Hauptgestalt des Buches neben Unruh selbst, der Teilnehmer all seiner inneren und äußeren Erlebnisse und später, im englischen Teil, der Adressat der Briefe, die Unruh unter dem Eindruck von London und Wembley und Cambridge nach Frankreich schreiben muß. Jacques ruft den deutschen Freund zu Hilfe in seinen inneren Nöten, er ist es andrerseits, der ihm beisteht bei der erschütternden Szene in der Ruinenstraße zu Senlis, wo die Gespenster des Krieges den ehemaligen Ulanenoffizier überfallen, übermannen, daß er ohnmächtig zu Boden gleitet. Jacques wird deutlich und plastisch, die andren Figuren dieses egozentrischen Buches bevölkern den Hintergrund oder treten nur für kurze Augenblicke ins helle Rampenlicht. Fast naiv egozentrisch ist manches hingesetzt, man lese z. B. wie Unruh darüber phantasiert, welchen Eindruck seine äußere Erscheinung auf das Küchenpersonal des Penclubs gemacht hat. Aber in dieser Feststellung soll kein Vorwurf liegen: denn ein solches Buch muß ohne Frage egozentrisch sein, stark egozentrisch, um aus dieser Einstellung heraus ins Allgemeinbeglückende zu stoßen. Es geht nicht anders.

• • •

Mancherlei Ergriffenheiten und Erschütterungen wehen aus dem Flügelschlag der Nike und teilen sich dem Leser mit. Im Penclub in Paris sitzt der deutsche Sendling zwischen Masken, die inhaltlose Worte ballen und aneinander vorbeischießen, und nur die Blicke und Worte von fünf imaginären oder wirklichen Verdunkämpfern treffen ihn, und er trifft sie mit den seinen mitten ins Herz. Eine tieftraurige Erkenntnis wächst ihm da zu, Erkenntnis, die manchem Kriegsteilnehmer ähnlich aufgegangen ist, groß und gallenbitter: »Warum waren nur die fünf Verdunkämpfer geöffnet und herzensbereit? — Weil sie im Kriege waren! erwidert Jacques. Sie glauben, frage ich nur die im Kriege waren, sprengen die Form der Vergangenheit? — Die zuerst, nickt Jacques, allerdings.« Eine Einsicht, die uns nachdenklich stimmen sollte, kommt ihm angesichts der Vertrautheit, die er zwischen ein paar französischen Intellektuellen von Rang beobachtet: »So etwas haben wir nicht bei uns, solche Kameradschaft kennen wir nicht. Da oben waren lauter bedeutende Köpfe beisammen wie Brüder. Können Sie sich an einer Tafel im engen Raum den Sternheim, den Hauptmann, den George denken?« Ein hartes Wort an die deutsche Adresse, hoffen wir, daß es ungerecht ist. Und bisweilen bricht Menschliches, Innerstes heraus aus blutiger Qual, so bei diesem Bericht von seiner Zeugung, über den man nichts sagen, den man nur leise wiedergeben darf, den Bericht, den ihm seine Mutter gab, als er seine Entstehung beklagte: »Immer nach beendetem Dienst wanderten wir in den Abend hinein, streiften durchs Moseltal, sahen zum Rhein und brachen das Brot unter dem Stern, während wir, in die Psalmen der Dichter versunken, unsrer Liebe das Gleichnis suchten. Einmal — die Trauben reiften am Stock und jeder Keim war geschwellt — da blieben wir unter dem Siebengestirn und horchten in den reifenden Sommer. Das Korn stand hoch unterm wachsenden Mond. Da faßte Dein Vater mir ins Haar und ein Feuerstrom schloß mir die Augen zu. Er trug mich in die Nacht hinab — und ins Haus. Seinen Waffenrock legte er schaudernd ab und schmückte uns mit goldgelbem Weizen die Stirn. Dann nahm er

Digitized by Google

sein Cello aus dem schwarzen Holz. — Wir spielten Beethovens Stück von dem Wald und bebten den letzten Tönen zu, die wie Pansgesang um uns den Zauber zogen. Dann standen wir auf. Dein Vater nahm mich bei der Hand und sang, daß es mein Blut erhob — o sang — als nahten wir uns der Pforte, wo der Erzengel wacht — dann salbten wir uns — und dann wollten wir Dich . . .«

Das Bild dieser Frau fällt mir ein, von einer Frankfurter Künstlerin aufgenommen.

• • •

Einmal betritt Unruh deutschen Boden: er kommt als geladener Gast in die deutsche Botschaft. Der Eintretende läßt sich von der feierlichen Mystik des ursprünglichen Wortsinns »deutsche Botschaft« berücken — kein Wunder, daß ihn danach die nüchterne Sachlichkeit des Frühstücksgesprächs enttäuscht. Der Dichter allein war wohl nicht imstande, die Unterhaltung aus dem Komplex der Micumverträge und Syndikate in eine ihm gemäßere geistige oder meinetwegen auch nur literarische Sphäre zu verlegen, aber konnte ihm nicht der feine weibliche Gast zu Hilfe kommen? So stark ist seine Ernüchterung, daß die Wappenriesen vom Botschaftseingang ihn noch lang in seinen Träumen verfolgen. Ein anderes Verlassen französischen Bodens führt ihn nach England, und auch hier gibt's Enttäuschungen: Wembley ist ihm öder Mechanismus in höchster Potenz, und vom Variétérummel mit Nacktkult und Tschindarassassa wendet er sich angewidert ab, ein strenger, allzu strenger Sittenrichter, der aber doch der Versuchung genauer Schilderung der ihm anstößigen weiblichen Schaustellungen nicht widerstehen kann. (Übrigens besagen andere Berichte aus Englands neuesten Tagen merkwürdiger Weise gerade das Gegenteil dessen, was Unruh erzählt: sie rühmen die Anständigkeit der Vorführungen, die keinerlei Fleischeskitzel biete.) Gerade der in seinen feineren Instinkten abgestoßene Unruh beobachtet besonders genau und gut, er bannt noch in seinem Widerwillen plastische Bilder von Farbigkeit und pulsendem Leben, so von der Wildwestvorführung der Cowboys in der Wembleyarena, bei der ein junger Reiter von dem rasend ausschlagenden Pferde getötet wird. »Blut färbt den Sand und ein Schauder weht zu den Sternen«.

• • •

Viel, sehr viel ist in diesem Buche von der Liebe die Rede. Von der Menschenliebe, der Bruderliebe, der Gattenliebe, der Geschlechtsliebe und noch anderen subtileren Kategorien. Ungemein viel Gutes findet sich da in sprödem Gewand. Unruh behandelt diese Dinge schwerblütig und schwermütig in einer oft stark abstrahierenden Form, die nie ganz deutlich, nie sinnlos wird, sich oft ins Gleichnishafte zu heben sucht, aber nie ganz in die Sphäre schwingt, wo das Gleichnis Flügel bekommt. Nur da, wo er Fleischesfreuden richtet, wird seltsamerweise seine Rede Fleisch. Bei den vielen Diskursen über das Lieben ist ein leises Unbefriedigtsein nicht zu unterdrücken: es steht Feines neben Trivialem, Neues neben Vorgedachtem, Tiefes neben Seichtem. Überall ist gute Absicht zu verspüren, aber es fehlt Letztes, Endgültiges, von Offenbarungen ganz zu schweigen. Manches mutet etwas exhibitionistisch an, aber es ist, durch Unruhs Schreibweise ein verschleierter Exhibitionismus, eine contradictio in adjecto. Für den toten Lehmbruck wird Unruh, der Forschende, Schürfende, ein Seelenkünder: »In diesem einsamen, schmutzigen, bitterkalten Hinterhof, mit der Sicht auf Müllkästen, aufgehängte Wäsche, Geschrei tuberkulöser Kinder, kreischendem Gezänk aus Vorstadtfenstern und dem Geruch der Armut, dort beugte Wilhelm Lehmbruck sein Haupt tief vor dem unbegreiflichen Weh der Zeit. Dort saß er, nicht der »Athletische Denker« von Rodin, sondern der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen hochgewölbtes Wissen niederknickt vor dem Elend ringsum — zur Erde wie eine verdorrte Blume. — Einsam ohne Liebe, wissend um die Welt — allein«. Und es folgt die aufwühlende Schilderung eines Besuchs in Lehmbrucks Vorstadtwohnung in Zürich.

Solche Stellen in dem Buch erweisen immer wieder: hinter allem Wortschwall wohnt ein Herz. Man hört und fühlt sein Klopfen.

• • •

Tasten, Suchen nach Form füllt die Seiten. Aus einem Spiegel großer, schmerzhafter Zerrissenheit leuchten Kristalle heraus, wo eine glückliche Formulierung gelang. Geistreich zugespitzt, fast überspitzt liest sich dieses: »In der Horizontalen lebt Erde und Weib. In der Vertikalen Geist und Mann.« Großartig diese einfache Wahrheitskündung: »Die Völker sind nur darum verloren, weil man die Dichtung so höhnisch aus dem Gewissen ihrer Politeia verbannt hält . . .« Vortrefflich diese Nebeneinanderstellung der Wesensart dreier Nationen: »Ja, Deutschland ist die Quelle des Herzens. Wir Franzosen sind das Gehirn. Und Rußland, was eigentlich stellt

Digitized by Google

Rußland vor? Ist es nicht das unergründlich rätselhafte Blut? — Wo ist der Mann, der aus den Stücken einen Körper schafft? —«

England hat er hier bei dieser dem Freund in den Mund gelegten Formulierung nicht mit einbezogen. Und doch sind ihm in England Erkenntnisse englischer Art, englischer Landschaft zugewachsen, von denen man gern und mit Gewinn liest. Wohltuend berühren die dreißig Briefe des englischen Teils schon rein äußerlich durch das Aufhören des gehackten Konversationstones. In einer tollen Fieberphantasie taucht in London wieder Lehmbruck auf, der zusammen mit Rodin durch die Nacht geistert, um in einer chaotischen Atelierszene mit zwei Kokotten zu versprühen. Solche Phantasien haben bei Unruh etwas leicht Quälendes, dem man widerstrebt, gegen dessen Bann man sich wehrt. Auch kleine Sonderbarkeiten oder Schiefheiten stören in dem sonst guten englischen Teil gelegentlich. »Als noch Broke (der Dichter) auf den Mauern des Kirchhofs saß wie der Frühling im Tulpenbeet.« Wo ist da der Angelpunkt des Vergleichs? Wenn Unruh in der Begeisterung seiner freundseligen, mitteilensdurstigen Schreibsucht glüht, tropfen mitunter Verse, freie Rhythmen in die Maschen seiner Prosa. Aber es sind leider mäßige Verse.

»Granchester, — Tempel gibt es in aller Welt, wo man die Gottheit gefangen hält, — frei in deinem Windheidegesang atmen die Götter von Trunkenheit bang, Buddha nicht, nicht der Heilige vom toten Meer... Granchester warum machst Du das Herz mir so schwer?«

• • •

Der vielen Gespräche ungeachtet, die eigentlich der Gestaltung von Visionen Widerstand leisten, ist auch im französichen Teil, dem am Schluß noch ein kurzer warmherziger Epilog in Frankreich nachfolgt, manches visionär eingefangen. Unruh läßt Gespenster schwirren, stört die Lebenden aus dem Bett und Tote aus den Gräbern, läßt Phantome kommen und zergehen, die sich jagen, sich zanken, unverständliche Satzbruchstücke ballen, gellende Brunstschreie ausstoßen. Einmal geht es so dreizehn Seiten lang, ohne Übertreibnng. Wozu der Wolfsschlucht-Aufwand? Vergebens forscht man nach einer Synthese. Gewiß sind einem Dichter Träume erlaubt, bisweilen sind sie sogar geboten, und er soll sie erzählen, wenn irgendetwas aus ihnen herauszuschöpfen ist, ein Gleichnis, eine Erklärung von Tagesvorgängen, die Erhellung einer erlebten Situation, ein Taumel eine Freude, ein Rausch. Aber aus den Unruhschen Pariser Visionen schwingt sich kein Flügelrauschen einer Nike.

Schon sind wir wieder mitten im kritischen Gewässer! Und dennoch, dennoch, dennoch...

• • •

Dies ist das Buch eines Anregers, eines Erregers, eines Aufregers. Der Name Unruh paßt auf den, der es schrieb, wie nach Maß gemacht.

In diesem Buche ist Herz. Ist Blut. Ist Kraft. Ist Wille.

Aus diesem Buch klingt dem, der ein Ohr hat zu hören, wie Orgelgedröhn eine Stimme. Man soll sie hören.

Eine Stimme! Eines Menschen Stimme! Eines Dichters Stimme!

• • •

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

LITERATURGESCHICHTE

ES ist heute kein Streit mehr um die »Richtungen« der Literaturwissenschaft. Auch hier hat das Bewußtsein des Organischen die Entscheidung gefällt. Das Philologische liefert den Unterbau mit der Herstellung des reinen Textes. Vom Text aus entwickelt sich dann die historische Darstellung, die mit den Mitteln des Sprachlichen, der Asthetik, der Psychologie, der Philosophie in einzelnen Querschnitten schließlich zur Gestaltung des gesamten Komplexes von Werken, Problemen, Entwicklungen, Persönlichkeiten in der Einheit des metaphysischen Zeit- und Weltbildes strebt. Diese Gestaltung in der Einheit des Geistes ist, wie schon der erste Literarhistoriker Deutschlands *G. G. Gervinus,* über den *Max Rychner* ein gutes Buch (Verlag Seldwyla, Leipzig) geschrieben hat, erwies, nur möglich durch die geborene Persönlichkeit, also nicht erlernbar. Während Philologie erlernbar ist. Deshalb war es auch möglich, ein Lehrbuch dieses »Handwerks« der Literaturgeschichte zu liefern: *Georg Witkowski,* selbst ein Meister der Editionstechnik, gibt in seiner »*Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke*« (H. Haessel, Leipzig) eine klare Zusammenfassung der Grundsätze, praktischen Verfahren und Gesichtspunkte zur Herstellung eines einwandfreien Textes von wissenschaftlichen und populären Ausgaben neuerer Schriftwerke. Das aus reichen Erfahrungen vielseitige und zuverlässige Buch wird Studierenden wie Forschern,

Digitized by Google

Herausgebern wie Verlegern sehr willkommen sein. Witkowski sei für diese entsagungsvolle Arbeit — alle Philologie ist entsagungsvoll — bedankt. Sein Buch beweist zugleich die Unentbehrlichkeit der Philologie, die sich nicht als Selbstzweck betrachtet.

Sinn aller Wissenschaft, also auch der der Literatur, kann nur der Geist sein. Wilh. Dilthey war es, dessen Lebensarbeit den Geisteswissenschaften im weitesten Sinne des Wortes zu ihrem Rechte verhalf. Von ihm geht darum auch die schöpferische Fortentwicklung und Erneuerung der Literaturgeschichte aus. Seine Studien »*Das Erlebnis und die Dichtung*« über Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin (bei B. G. Teubner, Leipzig) waren eine Befreiungstat und gehören jetzt zu den klassischen Büchern der Wissenschaft. Die Befreiung griff aber noch weiter aus: die jetzt langsam erscheinenden »Gesammelten Schriften«, deren fünfter und sechster Band unter dem Titel »*Die geistige Welt*« (ebenda) eine Einleitung in die Philosophie des Lebens sowohl durch autobiographische Reden wie durch einzelne berühmte Abhandlungen und Aufsätze »über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat«, über »Erfahren und Denken«, über Glaubens- und Psychologiefragen, das Wesen der Philosophie, eine Analyse des moralischen Bewußtseins, Schulfragen, die Einbildungskraft des Dichters, die moderne Ästhetik, das Problem der Religion geben, beweisen die universale Bedeutung Diltheys, die Unerschöpflichkeit seines Werkes. Wer sich in Diltheys Schriften versenkt, erhält, im Gegensatz zu Witkowskis philologischem Unterbau, das gesamte geistige Weltgebäude, in dem die Literaturwissenschaft nur einen Flügel bewohnt.

Die fruchtbare Weiterentwicklung dieser synthetischen Arbeit Diltheys zeigt *Rudolf Unger* in seinem Vortrag »*Literaturgeschichte als Problemgeschichte*« (Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte, Berlin). Die Literaturgeschichte als problemhistorische Fragestellung und Forschungsmethode, wie Unger sie programmatisch umreißt, ist erst seit Dilthey möglich, weil er, die Geschichte der schönen Literatur als »die historische Entwicklung der nach den besonderen Bildungsgesetzen der Phantasie sich vollziehenden Lebensdeutungen schöpferisch begabter Dichter« erwiesen hat. Schicksal, Übersinnliches, Natur, Tod, Liebe sind die großen Lebensprobleme in der Dichtung, deren Entfaltung wissenschaftlich zu ergründen und in ihrem Verlauf darzustellen sind. Obwohl Ungers Methode zum Wesentlichen durchdringt, ist seine »Problemgeschichte« doch nur eine Seite der Literaturgeschichte: wir können keineswegs bei der Forderung nach einer umfassenden Literaturgeschichte auf den materiell-biographischen, kulturhistorischen Teil verzichten, zumal nicht bei der Darstellung längst vergangener Epochen. Die ältere Literaturgeschichte wird darum immer ein Kompromiß sein: kaum spürbar bei solchen knappen, der ersten Orientierung dienenden Abrissen, wie die *Jedermanns-Bücherei* (Ferd. Hirt, Breslau) sie in zuverlässiger Weise mit der Darstellung *Helmut de Boors* »*Schwedische Literatur*« oder *Wolfgang Stammlers* »*Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart*« auf wenig mehr als je hundert Seiten gibt, hier muß natürlich die Ausdeutung vor den Tatsachen zurücktreten. Stärker fühlbar wird das Kompromiß aber bei breiter angelegten Werken.

Wie den von *Julius Zeitler* herausgegebenen »*Epochen der deutschen Literatur*« (J. B. Metzler, Stuttgart). In einem fast 500 Seiten starken Bande behandelt *Ferd. Josef Schneider* »*die Deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus 1700 bis 1785*« als eine Epoche der Sprödheit, des Zerfalls der Renaissancekultur, der Herrschaft des Rationalismus und des Übergangs, Auftriebs zum Neuen. Schneider muß sowohl das Tatsächliche der Zeit, weil es nicht mehr im Bewußtsein der Gegenwart lebt, eingehend berücksichtigen, als auch die geistigen Wellenbewegungen und Strömungen klar herausarbeiten. Eine Einheitsverschmelzung ist nicht möglich, weil keine einheitliche Epoche vorliegt, sondern ein von vielfältigem Auf und Nieder durchfluteter Zeitabschnitt. Schneider ist es m. E. ausgezeichnet gelungen, das Tatsächliche so stark mit dem ihm innewohnenden inneren Leben zu erfüllen, daß wir die Jahre 1700 bis 1785 mitzuerleben vermögen: wir gewinnen durch ihn ein inneres Verhältnis zu der Literatur von Brockes über Lessing bis zum jungen Schiller. Und das will gegenüber diesem Stoff viel sagen.

Hans Naumanns Aufgabe »*Die Deutsche Dichtung der Gegenwart*«, in einem andern Bande der gleichen Sammlung, ist dagegen leichter zu lösen: er kann das Gegenständliche scharf zurückdrängen und sich ganz auf die Ausdeutung der dichterischen Produktion beschränken. Naumann gehört durchaus zur neuen Generation, ihm fehlt nur noch die Sicherheit des organischen Gewissens, um überall scharf Nur-Modisches von Schöpferischem zu unterscheiden (z. B. im Fall der Brüder Mann). Abgesehen da-

Digitized by Google

von gibt er aber in drei großen Abschnitten das Schauspiel, der Roman, die Lyrik (organisch wäre Lyrik, Schauspiel, Roman richtiger) das wesenhafte Bild unserer Zeit in prägnanter, bekenntnisfester und ästhetisch-philosophischer Klarheit. Man wünscht seinem Buch Erfolg, um auch den Wandel des Publikums zur neuen Kunst zu beschleunigen. Neuen Auflagen wünscht man ein stärkeres Verständnis für die volkstumsgeborene Dichtung (darf ein Burte fehlen?!) und mehr Mißtrauen gegen die literatenhafte Produktion der Asphaltregionen: Literatur ist schließlich eine Offenbarung des Lebens, und grade des ursprünglichen, und nicht bloß eine Bücher- und Gruppenwelt.

Georg Brandes greift, wie man weiß, in seinen berühmten *Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts* (in neuer Ausgabe dreibändig bei Erich Reiß, Berlin) über das Nur-Literarische hinaus. Das zwischen 1871 und 1890 entstandene Werk behandelt die Literaturgeschichte des genannten Zeitraums als eine Geschichte der Menschenseele in Europa: es entwickelt nach politischer Art die Gründe, die Anlässe und Kräfte, aus denen die Werke und Weltanschauungen emporwachsen. Mit unvergleichlicher Wissensfülle und Lebendigkeit wird aus liebender Begeisterung zum Gedanken der Freiheit, aus unerschütterlichem Zukunftsglauben der Weg der Humanität durch die Völker und Klassen dargestellt. Wir sind heute skeptischer, nicht so optimistisch, aber Kampfeskraft strömt darum doch aus dem in die Tiefe lotenden Querschnittbuch zu. Wir haben kein zweites Buch dieser Art: es ist die Lebensschöpfung einer dem Geistigen in realster Weise mit politischem Instinkt dienenden Persönlichkeit, die immer gibt auch dem, der widerspricht. Daß wir dies standard-work jetzt in einer endgültigen Ausgabe erhielten, ist eine der erfreulichsten Verlagsleistungen aus jüngster Zeit.

Ohne Diltheys und Brandes' Schaffen wäre ein Unternehmen undenkbar, das den Versuch macht, die »Weltliteratur der Gegenwart« nicht um des Historischen, Tatsächlichen, um der Bildung willen, sondern mit dem Ziel zum Wesentlichen, Methaphysischen, zum Seelischen hin auszuschöpfen. Die beiden ersten umfangreichen Bände gelten *Deutschland* (Franz Schneider, Berlin). Der Herausgeber *Ludwig Marcuse* hat sich mit *Ernst Blaß, Ernst Drahn, Guido K. Brand, Paul Fechter, Fritz Gottfurcht, Adolf Knoblauch, Max Krell, Johannes Nohl, Arno Schirokauer, Lutz Weltmann,* also Schriftstellern im guten Sinne dieses Wortes und nicht Gelehrten nach akademischem Begriffe, vereinigt, um in das Wesenszentrum der heutigen deutschen Literatur, die ganz im Schaffen der erweckten neuen Generation gesehen wird, zu führen. Nach der Klarlegung der Stil-Gesinnungen von Naturalismus bis Klassik, Impressionismus, Expressionismus wird Wesen und Sein des Naturalismus der Neu-Romantik, das Schaffen und der Geistkreis Paul Ernsts, Stefan Georges und der Seinen, des Impressionismus, der Mystik, das des Expressionismus in Prosa, Lyrik, Drama, der Welt von Literatur und Theater, von Dichtung und Journalismus auf das Typische hin analysiert und zugleich zur Synthese gebracht. Der geistige Reichtum des auch programmatisch bedeutsamen Buches, das vielleicht nur an einer Überschätzung des rein Intellektualistischen und an einer Unsicherheit gegen das Literatenhafte hier und da leitet, ist aus elementarem Erleben der Gegenwartswerke so weit gespannt, daß man zu immer neuem Erfahren unserer Zeit geführt wird. Sicher ist diese Literaturdarstellung eine der bedeutsamsten, die uns von der neuen Generation geschenkt werden konnte: man kann sich mit ihr nicht in einem kurzen Referat auseinandersetzen, man wird mit diesem Buch leben müssen und dann erfahren, daß es im Negativen wie Positiven ein Gewinn ist. Darum genüge hier dieser Hinweis.

Nicht die verarbeitete Literatur, nicht ihre seelische Ausschöpfung, sondern die Dichtung selbst in einem großen Sammelwerke nach einem Gedanken Goethes zu geben, war Caesar Flaischlens Lebenswunsch, an den er mehr als ein Menschenalter Arbeit gesetzt hat. Aus seinem Nachlaß tritt jetzt das mächtige »*Buch unserer deutschen Dichtung*« von 1500 bis 1870 (Wilhelm Andermann, Königstein i. T.) mit zwei Großquartbänden, die die Frühzeit von den Volksbüchern über Hutten, Luther, den Meistergesang, Hans Sachs, das Kirchenlied, die Volksdichtung, Opitz, Dach, Logau, Grimmelshausen usw. usw. bis Herder und Wieland im ersten Band, Goethe und Schiller im zweiten Band bringen, hervor. Der Literarhistoriker gibt nur kurze Vornotizen mit den nötigsten Daten. Dann folgt aber in drei enggedruckten Spalten auf den Dünndruckpapierseiten die Auswahl der Werke, die man als die für die Epoche und den Dichter bezeichnendsten und gleichsam ewig lebendigen ansehen kann. Man kann also in langsamer Lektüre nacheinander hier die ganze deutsche Dichtung in ihren wesentlichen Werken aufnehmen, ein Denkmal und ein Volksbuch zugleich sind hier geschaffen, sozusagen die Bibel der deutschen Dichtung.

Digitized by Google

Soll man Bedenken äußern? Sie liegen auf der Hand. Man soll sich lieber an das Positive dieses staunenswerten Unternehmens halten und dem Riesenwerke, das bei guter Ausstattung in jedem Band vierzig sorgsam ausgesuchte Bilder bringt, überall dort Verbreitung verschaffen, wo die deutsche Dichtung lebenbestimmend sein muß.

Der Kenner unserer Literatur wird Flaischlens Werk freilich mehr als ein Denkmal, denn ein Lesebuch werten. Er sucht neben der Durchdringung die Einzelkenntnisse. Wie sie für »*das jüdische Element der Weltliteratur*« *Arthur Sakheim* (Verlag Hazoref, Buchhdlg. Goldschmidt, Hamburg) aus eingehender Vertrautheit mit der spezifisch jüdischen (jiddischen) Literatur von Jehuda Halevi bis Buber, vom Orient bis Spanien überaus lehrreich darbietet. Sakheims Buch ist ein sehr inhaltvoller Beitrag zur Geistesgeschichte der Menschheit. *Karl Viëtor* greift nicht ein Element, sondern eine formale Gattung in seiner »*Geschichte der deutschen Ode*« (Drei-Masken-Verlag, München) auf: den Weg von der Ode im Mittelalter sowie im Humanismus über das Barock bis zur Ode des Aufklärungszeitalters mit ihren heroischen, moralischen, enthusiastischen, horazischen Kernpunkten, bis die elegische Ode (Klopstock) dann jene Beseelung und Vergeistigung anbahnt, die in Hölderlins Lyrik die Krönung der deutschen Ode schuf, was hernach erscheint, ist nur noch Epigonen-Ausklang. Ein überaus interessanter Querschnitt durch das lyrische Schaffen, von wissenschaftlicher Bedeutung. *Ernst Ludwig Schellenberg* hat mit seiner herzwarmen Darstellung der deutschen Romantik als der Sehnsucht nach dem Unendlichen wieder Ziele im Auge, wie Flaischlen. Sein »*Buch der deutschen Romantik*« (mit 84 Bildern bei Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde) will den Seeleninhalt, das Ewig-Lebendige jener Epoche in Literatur, Malerei, Musik neu gestalten, damit er Erlebnis auch unserer Generation bleibe. Schellenberg entwickelt seine farbige Gestaltung aus den Voraussetzungen der mystischen Einsicht und des reinen Künstlertums, man liest seine auch sprachlich schönen Ausführungen mit menschlichem Gewinn. Ebenso ergeht es uns mit dem Strauß, den *H. H. Houben* sich selbst zum 50. Geburtstage gewunden hat: »*Kleine Blumen, kleine Blätter, aus Biedermeier und Vormärz*« (Karl Rauch, Dessau). Die Entdeckungen des unermüdlichen Forschers, die in Einzelaufsätzen verstreut waren und immer Neues und Wichtiges über H. v. Kleist, die Leipziger Völkerschlacht, Schopenhauer, Mendelssohn, aus dem Goethe-Kreis, vom Fürsten Pückler, über Laube, Büchner, Immerman, Zensur und Gregorovius mit seltenen Bildern bringen, haben meist eine reizvolle Erinnerungsstimmung voll menschlichen Gehaltes.

* * *

KUNSTGESCHICHTE

Die Kunstgeschichtswissenschaft sieht erst auf zwei Menschenalter Entwicklung zurück. Sie wuchs mit dem Entstehen der technischen Reproduktionsmöglichkeiten empor und verbessert, erweitert sich mit ihrer Verbesserung, Erweiterung ständig. Kein Wunder, daß darum immer neue Kunstgeschichten hervortreten oder ältere neu bearbeitet werden müssen. Dazu kommt, daß auch die Bewältigung des Materials noch in dauerndem Wechsel der Beleuchtung, des Umfanges, der Analyse- und Syntheseänderungen vor sich geht.

Konrad Escher behandelt im Rahmen der sechs Bücher der Kunst, die E. A. Brinckmann-Köln in der Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion in Wildpark-Potsdam herausgibt, „*Die Kunst der Renaissance*" von ihrer Entstehung im Quattrocento bis zum Beginn des Barocks mit der kulturwissenschaftlichen Vergleichungsmethode, um einen klaren Überblick und die Erkenntnis des Wesentlichen zu erreichen. Er legt die kulturgeschichtlichen Bedingungen, die Quellen, den Anteil der Nationen als Grundlagen dar und zeigt dann die Entwicklung aus der Überwindung des gotischen Idealismus heraus für die Baukunst und das sechzehnte Jahrhundert in klarem Herausarbeiten des nordischen und südlichen (germanischen und italienisch-romanischen) Renaissancetypus. Dieser fesselnd und sachlich geschriebene Querschnitt gewinnt anschauliches Leben durch zahlreiche Abbildungen (darunter 6 gute Farbtafeln), die mehr als das sonst übliche Material bringen. Man wünscht dem Bande nur für neue Auflagen ein Inhaltsverzeichnis und Register.

Stärker auf die Subjektivität einer Persönlichkeit eingestellt ist *Cornelius Gurlitts* „*Deutsche Kunst seit 1800*" (Georg Bondi, Berlin), die vierte umgearbeitete,

Digitized by Google

erweiterte Auflage der „Deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts", die 1899 zum ersten Male erschien. Diese Persönlichkeit ist aber ebenso sehr künstlerischer wie wissenschaftlicher Natur: dadurch wird Gurlitt psychologisch den Künstlern wie kulturgeschichtlich den Zeitströmungen gerecht. Er enthüllt den Zusammenhang und das Nebeneinanderhergehen von Schaffen und Urteil, die Wirkung der einzelnen Kunstrichtungen auf ihre Entstehungszeit und macht das Erscheinende als Ausdruck seiner Zeit verstehen, verständlich. Das mit zahlreichen Bildertafeln geschmückte Werk liest sich infolge dieser inneren Einstellung auf Werden und Vergehen, als erlebte man die einzelnen Kunstabschnitte seit Goethe, das Entstehen der Werke und Richtungen von Schadow bis zum Expressionismus mit. Die subjektive Hingabe des Autors wächst sich zu einer Objektivität der Darstellung aus, wie nur in echten Lebenswerken.

Die ständig anschwellende Materialfülle zwingt die Kunstwissenschaft zu immer stärkerer Spezialisierung, die gewiß Gefahren in sich birgt, aber auch dem Kunstschriftsteller die besondere Aufgabe der monographischen Gestaltung unter Wahrung des zeitgeschichtlichen Zusammenhanges auferlegt. Die Zahl der Monographien behauptet die Mehrheit in aller Kunstliteratur. Die selbstverständliche Monographie war stets die biographische, die sich um einen Künstler sammelt.

Wilhelm von Bode war von jeher ihr Meister. Er schenkt uns jetzt in gewohnter Form-Klarheit und Zuverlässigkeit der Ausarbeitung ein Bild des Lebens und der Werke *Adriaen Brouwers*, das durch die 130 vorzüglichen Abbildungen zu einem Katalog der sicheren Gemälde des im Privatbesitz so reich vertretenen Niederländers wird (Euphorion-Verlag, Berlin). Bodes 1884 erschienenes Urkundenwerk und Dr. Hofstedes 1910 abgeschlossener Katalog erfahren hier die zeitgemäße Erweiterung. Die Biographie wird nur kurz gegeben, das Opus, seine Entwicklung und Art um so reicher an den zahlreichen wieder aufgefundenen Bildern dargestellt: besonders der Landschafter Brouwer tritt uns hier zum ersten Male in seiner vollen Bedeutung entgegen.

Der italienischen Renaissance widmet Bode eine zweite Arbeit *„Bertoldo und Lorenzo dei Medici.* Die Kunstpolitik des Lorenzo il Magnifico im Spiegel der Werke seines Lieblingskünstlers Bertoldo di Giovanni" (Pontos-Verlag, Freiburg i. Br.). Der Lehrer Michelangelos erhält hier endlich einmal die verdiente Monographie, die zugleich erweist, daß des Florentiners Bronzebildnisse wenig mit Lorenzos Dichtungen zu tun haben, vielmehr aus dem gemeinsamen künstlerischen Streben und den gleichen Anschauungen des Mäcens und Künstlers hervorgingen. Der Mäcen ist oft der archäologische Helfershelfer und zeigt eine Größe seines Wollens und Handelns die auch politisch-kulturell weiterwirkt. Bertoldos gesamtes Werk wird dargestellt, nach Voranschicken der Urkunden, gute Abbildungen geben alle bekannt gewordenen Arbeiten Bertoldos wieder. So ist bei guter Ausstattung ein für jeden Freund der italienischen Renaissance wertvolles Buch entstanden.

Die Jahresgabe der Münchener Gesellschaft für zeichnende Künste wird nun, allerdings in einfacher Ausstattung, der Öffentlichkeit dargeboten: es sind 50 in Großoktav vorzüglich wiedergegebene *„Holzschnitte Hans Baldung Griens"*, von *Hans Curjel* ausgewählt und eingeleitet (Allgemeine Verlagsanstalt, München). Dieser aus Dürer Welt stammende Holzschneider bildet die charakteristische Verbindung von der späten Gotik zum Kontur- und Schraffursystem des Barock. So gewährt der sauber gedruckte Band die Möglichkeit zur Erweiterung historischer Schau.

Mehr psychologischer, ja dichterischer Intuition dient *Emil Ludwigs* glänzend geschriebene Darstellung von *„Rembrandts Schicksal"* (Ernst Rowohlt, Berlin). Auch wer mit dieser mehr phantasievollen, als unbedingt zuverlässigen Art, eines Künstlers Tragik an Hand von Leben und Bildern zu enthüllen, nicht einverstanden sein kann, wird für die Anregungen, die gespendet werden, die Belebung des Rembrandtnachlebens empfänglich sein. Ludwig bleibt meinem Gefühl nach freilich im — wenn auch besten und fruchtbaren — Feuilletonismus stecken.

Das Ideal des modernen Kunstschriftstellers wäre, die Stilanmut und den Geist des Feuilletonisten bester Art mit dem Verantwortungsgefühl des Gelehrten zu vereinen. *Julius Meier-Graefe* kommt diesem Ideal bisweilen sehr nahe, so in seinem wundervollen Buche über *Degas,* dem er den raumgebenden Untertitel „Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der modernen Malerei" verlieh. Das 1920 bereits in einer nur für wenige erschwinglichen Ausstattung erschienene Werk wird hier, wieder in einer völlig zureichenden, ja vorbildlichen Darbietung des Degas'schen Bild- und Plastikwerkes auf 62 Lichtdrucktafeln (bei R. Piper & Co., München) so würdig und preiswert aufgelegt, daß jeder Freund des großen französischen Im-

Digitized by Google

pressionismus danach greifen kann. Meyer-Graefe hat den Text zugleich auf Grund der neuen, vor allem die Plastik betreffenden Dokumente erweitert. Degas' Bild und Bedeutung erhielt hier die klassische Behandlung. Man sieht vom Werke und Wesen dieses Malers die Entwicklung von Ingres her über Degas selbst zu Lautrec, van Gogh, Picasso u. a. laufen. Eine Ergänzung zu Meyer-Graefes abschließender, zuverlässiger Gediegenheit bietet des Franzosen *Ambroise Vollard's* Lebensbild in Anekdoten *„Degas"* (bei Bruno Cassirer, Berlin, mit 32 Lichtdrucken). Ein Freund berichtet hier von Lebens- und Wesensart des Meisters, der ein Sonderling war. Anschauung, Erlebniskraft führt hier in das Innere des Menschen und Werkes, das den Namen Degas umschließt Man wird zu dem amüsant und ernsthaft-bedeutsam erzählten Buch ebenso gern greifen, wie zu des gleichen Kunstfreundes Erinnerungen über *„Renoir"* (ebda., mit 35 Abbildungen): aus tausend Einzelzügen, Gesprächen mit Renoir während zwei und halb Jahrzehnte, Beobachtungen über Tun und Lassen und seine Umgebung wächst schließlich nicht nur ein psychologisch feines Porträt des Meisters und seines Schaffens, sondern des ganzen Kunstmilieus, in dem er stand. Dies Kunstmilieu ist aber von so typischer Bedeutung für alle moderne französische Kunst, daß Vollards Buch besonderer Beachtung wert ist. Wir Deutschen entbehren dieses spezifischen Pariser Kunstmilieus: wir müssen aber innewerden, daß es zweifelsohne eine der Triebkräfte immer frischer, neuer Entwicklungen in der französischen Kunst ist.

Schon bei *Camille Corot* macht es sich bemerkbar, wie die von *Hans Graber* herausgegebenen *„Briefe aus Italien"* (Klinkhardt u. Biermann, Leipzig) beweisen, diese Briefe runden sich zu einem Lebens- und Charakterbild, weil Graber eine Auswahl aus den späteren Jahren und Aufzeichnungen Corots über Kunst hinzugefügt, zwölf Bilder ergänzen die Worte. Neben diese heiteren Briefe kann man allerdings auch die schweren Briefe Vincent van Goghs legen, die ein Beweis für die absolute Einsamkeit jedes Künstlers sind, ein Schicksal gegen das Kunstmilieu, aus der einzigen individuellen Anlage und Krankheitsnot heraus.

Kurt Pfister hat *Vincent van Gogh* ein mit 68 Bildern reich geschmücktes kleines Buch (Gustav Kiepenheuer, Potsdam) gewidmet: eine Apotheose des Künstlers, ein Bekenntnis zu ihm, eine Gestaltung der Wesenheit van Goghs, aufs Beste geeignet, in das Werk van Goghs, aus dem sich ein großer Teil der heutigen Malerei herauswindet, einzuführen, und durch Liebe daran zu binden.

Wie *Alfred Kuhns* schönes Buch über *Aristide Maillol* (bei E. A. Seemann, Leipzig), das nicht nur wertvoll durch die Bekanntschaft mit dem großen Bildhauer ist, sondern Bedeutung für unsere Zeit hat. Wird doch hier einmal ein offenes Bekenntnis zur aus gesunder Lebens- und Schaffenskraft emporquellenden, an die griechische Antike erinnernde Monumentalität der Form abgelegt: durch das Wort Kuhns, der den Künstler Maillol aus Biographie, Werkstadtgesprächen und heimatlicher Dorfwelt anschaulich macht, und der in das Wesen dieser prachtvollen Plastik eindringen läßt. Das Auge bestätigt Kuhns Wort: vor den Wiedergaben der Groß-, Klein-, Porträt-Plastik und Zeichnungen Maillols: man erlebt mit verzückter Freude die Einheit und Größe einer neuen klassischen Kunst, die naturhaft ganz aus klarer Kraft hervorbricht. Maillols Name stellt sich neben den Rodins.

Es ist von besonderem, geistigen, historischen wie ästhetischen Reiz, neben Kühns Maillol-Buch *Fritz Stahls* Monographie *Max Kruses* (Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin, mit zahlreichen Tafeln und Textbildern) zu halten. Über das Lebenswerk eines jetzt Siebzigjährigen wird Revue gehalten: in einer schlichten, vornehmen Art, die der Sachlichkeit dient, ohne »Wortinflation«. Kruses bildhauerisches Werk wurzelt in der Kultur des Kaiserreiches, hebt sich aber auch über deren Grenzen, besonders in den Porträts eines Nietzsche, Liebermann, Leistikow, Hauptmann heraus. Fesselnd ist, den Bildhauer Kruse in seiner malerisch gesehenen Plastik durch seine Zeichnungen, Aquarelle, Bühnenbilder bestätigt zu sehen. Hier herrscht nicht die strenge Beschränkung auf die plastische Form wie bei dem Romanen Maillol.

Vergleichende Kunstgeschichte ist ja immer fruchtbar. In lebendigster Weise zeigen dies *Emil Szittyas »Malerschicksale«*, vierzehn Porträts von van Gogh, Henry Roussau, Wilhelm Dreßler, Dix, Wrubel, Wagner, Davringhausen, Laurencen, Marc Chagall, Kokoschka Dérain u. a. Hier wird in scharfer Synthese der geistige Kern des Schaffens lebender Künstler, unsere Zeit- und Kunstauffassung teilweise bestimmender Schaffender mit gutem Stil bloßgelegt. Acht Porträts bereichern das kleine bei Johannes Asmus in Hamburg erschienene Buch.

• • •

Digitized by Google

RUSSISCHE DICHTUNG

Die seelische Entwicklung des letzten Jahrzehnts hat es mit sich gebracht, daß die deutsche Übersetzerarbeit vor allem die russische Literatur erschloß. Während noch vor anderthalb Jahrzehnten nur einige große Namen durchgedrungen waren, sind uns jetzt auch die Autoren zweiten Grades bekanntgemacht worden.

Nicht zuletzt ist es das Verdienst *Arthur Luthers*, der uns auch eine ausgezeichnete »*Geschichte der russischen Literatur*« von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart (mit vielen Abbildungen, im Bibliographischen Institut, Leipzig) beschert hat, gewesen, uns die bedeutsame russische Dichtung nach systematischen Gesichtspunkten verdeutscht zu haben. Luther hat innerhalb der bekannten Meyerschen Klassiker-Ausgaben eine ganze Reihe russischer Klassiker geschaffen: von *Puschkin* bringen zwei Bände die Gedichte, die Tragödie »Boris Godunow«, die Novellen »Die Hauptmannstochter« und »Ägyptische Nächte« sowie die großen Versepen, die kleinen Dramen und die Märchen; von *Lermontow* enthält ein Band die Gedichte, Versepen und die Hauptprosa; zwei Bände *Gogol* enthalten die ukrainischen Geschichten, die Petersburger Novellen, die Komödien sowie den Roman »Die toten Seelen«; *Michael Saltykows* »Geschichten und Märchen« umschließen einen Band ebenso wie *Turgenews* berühmte »Novellen« und die »*Meisterwerke der russischen Bühne*« mit Werken *Gribojedows, Ostrowskijs, Pisemskijs* und *Tschechows*. Alle Ausgaben bringen ausführliche Biographien der Dichter, zuverlässige Einzeleinleitungen, Anmerkungen. Die Übersetzungen sind durchweg in klarem Deutsch als überraschend geglückt zu bezeichnen. Eine unvergleichliche deutsche Bibliothek russischer Dichtung ist hier entstanden, die jeder Freund slawischer Literaturen willkommen heißen und gern weiter vergrößert sehen wird. Luther hat eine glückliche Auswahl der Autoren getroffen, indem er nicht Dichter brachte, deren Werke wir schon in andern deutschen Verlagen haben.

Wie etwa *Tolstoi*. Dessen Opus wurde uns zuerst durch Raphael Löwenfeld im Verlage Eugen Diederichs-Jena vermittelt. Jetzt erschienen in dem hübschen grünen Leinen die fünf Bände »*Gesammelter Novellen*« neu; der Text ist der von Tolstoi selbst festgestellte; knappe Einleitungen führen in Geschichte und Wesen jeder Novelle ein. Zweifellos kann diese früheste der deutschen Tolstoi-Ausgaben nicht übertroffen werden. Inzwischen hat auch der Verlag Bruno Cassirer-Berlin eine neue Gesamtausgabe in Angriff genommen, die Otto Buek sachkundig leitet, verschiedene Übersetzer wirken mit, Einleitungen und Anmerkungen fehlen. Bis jetzt liegen zwei Bände Erzählungen »*Sewastopol*« (aus den Jahren 1852 bis 1855) und »*Polikuschka*« (aus den Jahren 1856 bis 1878) sowie ein Band »*Jugenderinnerungen*« vor. Die Ausgabe, geschmackvoll gedruckt und gebunden, wird jeden Leser befriedigen; in fünfzehn Bänden soll das gesamte dichterische Werk vereint werden; Einzelverkauf der Bände erleichtert die Anschaffungsmöglichkeit. Eine schöne Ergänzung schuf *Arthur Luther* mit der Auswahl der Tagebuchblätter und Briefe »*Leo Tolstoi — ein Leben in Selbstbekenntnissen*« (Bibliographisches Institut, Leipzig): hier entstand eine mit sorgfältiger Einleitung und knappen Anmerkungen bereicherte Selbstbiographie, die kein Tolstoifreund missen wollen wird, da grade Tolstoi sein Leben am besten selbst offenbart, denn der beste Biograph durchdringt nicht den heroischen Entwicklungs- und Erdenweg dieses vielleicht größten Russen.

Sehr reizvoll sind auch die Ausgaben der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. Johannes v. Günther verdeutscht uns mit künstlerischem Sprachgefühl *Alexander Puschkins* »*Novellen und Romane*« (in zwei Bänden) neu und machte uns gemeinsam mit andern Übersetzern wie Henry v. Heiseler, Erich Müller mit dem bisher noch nirgends an sichtbarer Stelle übersetzten prosa-epischen »*Gesammelten Werken*« *N. S. Lesskows* (1831—1895) in vier Bänden bekannt. Diese beiden Ausgaben dienen vor allem dazu, das künstlerische Element echt russischer Dichtung voll in Erscheinung treten zu lassen. Die geschmackvolle und handliche Ausstattung wird die Freude an der Versenkung in diese Erweiterung unseres Wissens um russische Dichtung besonders steigern. Hier schufen Übersetzer aus innerer Beziehung zu ihren Dichtern Verdeutschungen von vorbildlicher Schönheit.

Dies gilt auch von der Übersetzung Korfiz Holms der »*Ausgewählten Werke*« von *Nikolai Gogol* (zwei Bände auf Dünndruckpapier bei Albert Langen, München), die »Die toten Seelen«, die »Petersburger Geschichten«, die »Grenzland-Geschichten« und den »Revisor« enthalten. Holm, selbst ein Epiker von Namen, weiß hier aus

Digitized by Google

eigenem Gestaltungsvermögen Gogols eindringlich-gehaltvolles Russisch in ein gleichwirkendes Deutsch von organischem Eigenleben umzuformen.

Neben Tolstoi erfährt in den letzten Jahren *Dostojewski* immer neue deutsche Ausgaben. Jetzt brachten Hesse & Becker in Leipzig in ihren weitverbreiteten Romanen der Weltliteratur die alte, gut lesbare Übertragung der »*Brüder Karamasow*« von Johannes Gerber in neuer Bearbeitung von Karl Quenzel (zwei Bände) heraus: eine Volksausgabe, die ihren Weg gehen wird.

Mit einem, als Prosadichter in Deutschland bisher unbekannten Dichter macht Emil Matthes Verlag in Leipzig bekannt: mit dem Grafen *Alexander Konstantinowitsch Tolstoi* (1817—1875), der 1868 mit einem Iwan-Drama auch in Weimar mit Otto Lehfeld als Zaren erfolgreich war. Sein Roman »Fürst Serebrianyj« wird jetzt unter dem Titel »*Iwan der Schreckliche*« verdeutscht, er ist vom Haß gegen Tyrannei erfüllt und gilt als der beste historische Roman der Russen. Er fesselt stofflich zum mindesten außerordentlich.

Der Graf *Alexei N. Tolstoi* führt dann in die lebende Generation. Sein Roman »*Aëlita*« (deutsch von A. Eliasberg in der Allgemeinen Verlagsanstalt, München) behandelt die Marswelt, phantastisch, spannend, Überkultur und Revolutionsmilieu trefflich schildernd, besonders wertvoll durch die Gestalt des Helden, eines russischen Soldaten. Das Ganze freilich nicht große Literatur.

Zu der man einige Werke *D. S. Mereschkoswkis* doch immer zählen wird. Vielleicht nicht den kleinen Roman »*Tut-ench-Amon auf Kreta*« (ders. Verlag), der die Idee »die Geburt der Götter« mehr unterhaltsam in altgriechisch-ägyptischen Bildern als tief verfolgt. Dagegen gehört »*Peter und Alexej*« (R. Piper & Co., München), der sich an den »Julianus Apostata« und »Leonardo da Vinci« anschließt, gewiß zu den bedeutsamsten Romanen, die mit der Idee des dritten Reiches ringen. Peter der Große, gigantisch und zart zugleich, ein Antichrist in seiner Art, steht seinem Sohn Alexej, der Christusfigur, gegenüber, der Sohn zerbricht am Übermenschen Vater, der seines Sieges nicht froh wird. Mereschkowski gehört zu den Dichtern, die um des Geistes willen schaffen.

Wie der etwas jüngere *Maxim Gorki* mit seiner urwüchsigen Menschlichkeit. J. Ladyschnikows Verlag in Berlin vereinte sich mit Kurt Wolff-München zu der ersten großen Ausgabe der »*Gesammelten Werke*«, deren erste Reihe mit acht Bänden, neu durchgesehen vom Dichter, ein dreißigjähriges episches und dramatisches Schaffen darbietet. Gewiß, oft wirkt dies Werk bereits historisch auf uns und doch kommen wir an ihm nicht vorüber: das proletarische Rußland lebt dokumentarisch in ihm. Auch der Einzelband »*Erlebnisse und Begegnungen*« (bei Ladyschnikow, Berlin) mit seinen Porträts und Bildern aus dem alten und neuen Rußland packt durch die Unmittelbarkeit der Selbstoffenbarung des russischen Volksums von heute. In dieses ewige Russentum läuft ja schließlich alle russische Dichtung aus.

* * *

Norddeutsche Graphiker. Band 1: Otto Larsen, Dithmarschen-Verlag, Büsum i. H.

Die neue von Hermann Matzen herausgegebene Reihe stellt in ansprechendem, gut gedrucktem Bande den Hamburger Graphiker *Otto Larsen* voran. Larsen ist einer der Eigenwilligsten aus der Schar derer, die aus dem verschlossenen Boden zwischen Elbe und Eider ihre schöpferischen Impulse und Aufschwünge empfangen. Die Heimat drängt zu zögernder Gestaltung in kargem, gewichtigem Ausdruck. Breite Schollen, schwere Wasser, behäbige Schiffe, verlorene Dünen sind die Zeichen, die gleich gegenwartsgebunden wie kosmisch-ragend sind. Das Problem wird nicht verkrampft, sondern ruhevoll hingestellt in unbefragter rätselreicher Gestalt. Eine wuchtig-breite Holzschnittmanier beherscht die Technik, Radierung und Lithographie sind seltener und dann meist Ausdruck heimatflüchtiger Sehnsucht. — Larsen müht sich tief um jedes Werk, das aus ihm zum Dasein hervorstoßen will. Viel Fragmentarisches, im Suchen Erstarrtes ist hinzunehmen, aber die Verheißung des Gelungenen weist auf einstige umfassende und nichts versagende Erfüllung.

O. A. E.

* * *

NOTIZ

Durch ein technisches Versehen wurden die beiden letzten Strophen des Gedichtes *„Asiatische Gottheit"* von *Herrmann Kasack,* Seite 110, umgestellt: die zuletzt gedruckte Strophe ist die vorletzte, die vorletzt gedruckte die letzte.

H. M. E.

* * *

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE HOREN

VIERTELJAHRSHEFTE DES KÜNSTLERDANKS

HERAUSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER

1924/25 HEFT IV

HOREN VERLAG BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

TINOS

VON THEODOR DÄUBLER

FÜR uns heißt ein Meer im Südosten mit ragenden Marmorgebirgen: die Gemeinschaft der Kykladen. Dort umgürten in brüderlichem Bündnis fürstliche Inseln ein geweihtes Eiland: Delos. Der Salzflut entwindet sich, herrschsüchtig aufgereckt, Tinos oder bloß Tino. In seinen Schiefergeweiden bergen sich süße Gewässer; tausend Münder bescheren sie Menschen, Tieren und Pflanzen. Tino blieb fruchtbar. Tenos ⟨Τῆνος⟩ nannten es frühe Geschlechter, doch auch Hydrussa: die mit Wasser beschenkte, war ihr altertümlicher Name. Ophiassa! murmelten Schiffer, die dahinsegelnd Tinos' Riffe silbern beringelten, das bedeutet: Schlangenbeschützerin. Hesychius ist der Meinung, daß tenia, Viper, von Tenos herrührt. Phönizier haben, das war die Ansicht anderer, hier zuerst eine Stätte zu menschlicher Festigung gegründet: Tamoth, auf Phönizisch, heiße nämlich Drache. Tanos aber nannten Dorer die graueste Insel. Stephan von Byzanz freilich glaubte, daß Tinos ein Mann gewesen sei, der als erster zwischen diesen Klippen sich als Herr niedergelassen habe.

Poseidon und Amphitriten hatte man auf Tenos die erfreulichsten Opfer dargebracht, in hellenistischer Zeit einen prachtreichen Tempel in des Meeres und seiner unterseeischen Wälder Glutfarben errichtet. Blühende Oleanderbüsche führten zu den buntumblümten Altären, auf denen an die Menschen gewandte Wassergottheiten in der Nacktheit des Erzes prangten, manche marmorne Gestalt aber erstrahlte im Kleid ihres purpurn schattenden Korallenrots. Ein zierlich zitternder Silberrahmen, von lieblichen Ölbäumen gebildet, bekränzte das Heiligtum, doch auch ein fromm und froher wogender Hain leicht im Winde flimmernder Fichten — dem Gott bitterer sowie uns mundender Gewässer heilig — überwipfelte die schimmernden Riffe zartgekräuselter Bucht. Poseidon ist dafür den Hellenen dankbar gewesen, lange, bis weit nach Christi Geburt, verweilte er, Schlangen verjagend, schlimmen Ungeziefers Vertilgung von botmäßigen Waldwichtlein um Quellen heischend, auf Tenos. Hier war der wellenerwühlende Meergott Hüter wirksamer Zufriedenheit hinter den Hecken liebberieselter Gärtchen. Auf Münzen der Insel erschien er, wo Griechen einander über den Meeren begegneten, mit schlangenumzucktem Dreizack. Noch heute zeugen Trümmer übermütiger Hippokampen von so heiligen Bezirkes köstlicher Heidenzeit: durch des Marmors Schimmern, zur Beschaulichkeit winkend, erhielt sich uns eine trefflich geschweifte Exedra. Seine Liebessehnsucht um mich bezaubert Rastenden verkündend, erblüht noch jetzt, beinahe mit der Erglühtheit üppiger Jünglingslippen, dort Oleander. Eine Sonnenuhr, wie alle Einteiler des Tages im Bereich der Kykladen, Stolz des Joniers, ist in Stücken, Jahrtausende überdauernd, bis auf uns gekommen. Ein Gedicht, wahrscheinlich an Andronikos von Kyros, Stifter des Turmes der Winde in Athen, gerichtet, steht auf dem Stein, über dem der Zeiger zwischen den Ziffern hinzüngelte, eingekerbt.

Digitized by Google

Homer erzählt uns von einer Kenntnis der Stunden durch die Sonne auf Syros: also erkundigte man sich, ursprünglich und vorzüglich auf diesem Inselstrich, durch Uhren nach der Zeit, soll doch auch Pherekydes eine Grotte oder einen Kreis für Bestimmung des Standes unseres Tagesgestirns benützt haben. Syros aber war, vor Delos, Königin der Kykladen! Sagen erleuchten uns, bei Steinen, daß sie die Wahrheit reden!

Aus geweihtem Hafen, geheiligter Bucht des Poseidons, öffnet das Meer seine Arme der Unendlichkeit, zuerst bleibt, was uns aufbringt: Blau und Gebraus. An seligen Tagen aber entschleiert gerade die Kette der Kykladen ihre feierlichen Reize einer Staffelung durch die Welt, deren Rund uns hier vertrauter scheint, wo Delos, Eiland der Frommen, in der Mitte der Uhr, mit den Inseln, ihrer Stunden Geheimnisse unaufhörlich verbreiternd, Eingeweihten behutsam anzeigend, ruht. Delos, Geburtstag von Sonne und Mond!

Certo non si scotea si forte Delo,
Pria che Latona in lui facesse nido
A partorir li due occhi, del cielo
Dante, Pur. XX. 131–133.

Wer mag von einer der Kykladen aussagen, ohne Delos' eingedenk zu sein? Dieser winzigen Insel Mittelpunkt in der Zeit hat den Tag von Hellas, hat die Nacht Europas — durch herrlichen Zauber ferneher — bestimmt: möge Apollo, ihr Sproß, wenn Hellas die Welt erobert, den künftigen Morgen, heilig lächelnd, seinen freundlichen Menschen wiederum aus den Weiten der Hyperboräer emporholen! Wir haben uns entschlossen, Delos solchen Anbruch nahesagend, für des Gottes Kommen, in erhabenem Bogen — zu unserm Nachklimmenkönnen — Treppen der Mäßigung, auf Stein geschriebene Zeichen, durchs Jahrhundert zu wälzen!

Die Insel Tenos war kühn in ihren Schiffern! Als Homers Gesang von Eiland zu Eiland erklang, blieb der Tenier Gefühl unwirsch gegen Odysseus, sie liebten Poseidon, innig hielten sie zum Gott über fürstliche Stürme. Dann kamen starke Männer, Ruderer und Beflügler von Segeln aus Eretria, auf Euböa, überraschten Tenos' Flotte und machten sich durch Handstreich die Insel botmäßig. Lange währte die Herrschaft fremder Hellenen, als Darius erschien, Eretria zerstört hatte, gehörte ihm auch Tenos. Söhne der Insel stritten um Salamis, als sie Väter eines jungen Geschlechts geworden waren, traten sie dem ersten attischen Seebund bei, Folgende verweigerten sich nicht dem zweiten. Bevor der Makedonier Hellas gegen Osten führen sollte, überrumpelte Alexander von Pherai, der thessalische Tyrann, Tenos und plünderte es aus. Der schönen Insel Tage, in frühestem Glanz, waren noch nicht da: ein neues Bündnis mit Athen, Staat der Pallas, Stadt des Poseidon, barg Bürgschaft zu gesteigerten Reichtümern, nun erst konnte das Heiligtum des Wogen wälzenden, Stürme türmenden Gottes in herrlicher Vollkommenheit durchgeführt werden, um Tenos' großen Ruhm zu begründen. Mit Rhodos zusammen, sollte, im Bund der Inseln, ⟨κοινὸν τῶν νησιωτῶν⟩ Tenos, besonders geehrt, zu großem Gedeihen gelangen!

Digitized by Google

Wohlbestellt sind die Hügel in der Bucht, wo Tenos' Poseidontempel in holden Farbigkeiten funkelte: weiße, morgenländische Schlößchen blitzen blitz-blank durch das zerflitternde Silbergrau windgefächelter Ölbäume auf breiten Terrassen. Tausend Tauben flattern, in entflammtem Weiß, wie ein Feuerwerk des Tages, um so abenteuerliche Gebäude. Taubenschläge ⟨περιστερεῶνες⟩, eine Merkwürdigkeit der östlichen Kykladen, nicht Häuser für Menschen, sind nämlich die baumeisterliche Zierde der Insel. Überall, in allen feuchten Tälern, gibt es diese hübschen Edelsitze, mit Zinne und Erker, für Schloßherrn und Täuberich, Frau von Taube: oft sind, in den niedern Geschossen, Gerümpelkammern, auch Scheunen untergebracht, selbst Menschen leben, im Schutz einer von Tauben durchflatterten Stein- und Mörtelkrone, doch nimmt das Tier, das den Heiligen Geist versinnbildlicht, nicht Gottes Ebenbild, auf Tinos die köstlichsten Sitze ein! Hier gab es immer viele Wildtauben, erzählte mir ein gesprächiges Mädchen, Tochter der Insel, die Kreuzfahrer wären gekommen und hatten den Tinioten geraten, statt auf Tauben zu jagen, Tauben in ehrbaren Behausungen zu pflegen, um sie wohlbeleibt desto bequemer im Herbst für den Haushalt zur Hand zu haben. Und so geschah es auch: auf Tinos werden noch jetzt unzählige Täubchen mit Essig und Öl in Bottichen eingemacht und nach der Levante, besonders Smyrna und Konstantinopel, versandt!

Von den Kreuzrittern sprach man mir oft, alle Burgen der Venezianer, viele Mauern aus byzantinischer Zeit werden ihrem erbaulichen Hiersein zugeschrieben: sie leben als Herrliche der Sage, in diesem Vor-Osten fort. Ihren vermeintlichen Spuren zu, erklomm ich die Ruinen von Exóburgo, einer Feste in Trümmern, auf steilstem Felsenhorn, hoch über der Stadt. Einen heißen Mittag hindurch erfrischte ich meine Gefühle dort oben, in Gedanken an die Geschwader der Kreuzherrn, Byzantiner und Sarazenen, die Flotten Genuas und Pisas, Venedigs Galeeren und des Türken Großschiffe, sowie an die Eilsegler allerverwegenster Seeräuber aus der Berberei. Wenn die Leute auf Tinos so viele erhebende Vorstellungen von den Kreuzzügen haben, so kommt es daher, daß die Insel sehr lange, und hier auch klug, von den Venezianern beherrscht wurde,: beinahe die Hälfte der Tinioten ist heute noch römisch-katholisch — ihre Vorfahren wurden nämlich, ohne sich davon richtig überzeugt zu haben, in die Kirche des Papstes geschoben. Wohl an jedem Morgen erwachte ein Grieche mehr als Römling: er ahnte es nur in seltenen Fällen und dann gewiß vorübergehend. Bloß die Katholiken hatten damals einen Bischof auf der Insel: sie allein veranstalteten Umzüge, hohe Feiern. Ihre Beamten, nicht ein Rechtgläubiger war darunter, führten und fälschten die Taufregister. Sprache beim Gottesdienst, Kulthandlung änderten sich, auf vielen Kykladen, unvorgesehn: wer beachtete es, wenn, statt auf Evangelien-Hellenisch, die alten Kirchen nunmehr Gesänge mit lateinischen Lauten durchhallten, Orgelspiel, das die Rechtgläubigen nicht kennen, plötzlich einsetzte, wenn, statt der Allheiligen Mutter, in hieratischer Ruhe, wie es das Stilgefühl der Byzantiner vorschreibt, bei einer besonders heiligen Kirchenfeier, ein lebendigeres Madonnenbild, mit sehr beweglichem Bambino, aus einer Werkstatt in Venedig, die Blicke der Andächtigen empor-

Digitized by Google

zog? Eine Kirche nach der anderen bedurfte gründlicher Ausbesserung im Innern, blieb deshalb einige Wochen geschlossen: zufälligerweise verschwand dabei jedesmal das ehrwürdige Ikonostat, doch ein schöner Altar, aus Marmor, prangte an seiner Statt, in der erneuerten Stätte der Andacht. Griechischen Priestern ging es dabei gar nicht übel, obschon sie von kirchlichen Handlungen, die Katholische gern für sie übernahmen, fernblieben. Alles das aber war eine Folge der hier so hoch gelobten Kreuzzüge!

Schon in meiner Kindheit bin ich Philhellene gewesen, nicht Latein und Griechisch auf den Gymnasien vermochten das über mich, sondern meine Begeisterungen in Venedig. Tagelang schlich ich allein in der Markuskirche umher: Byzanz ward mir Wirklichkeit und Traum zugleich. Einmal, ich konnte nun schon ein wenig Latein, erspähten meine Augen eine Inschrift, die mir großen Eindruck machte. Sie stand auf der Stele eines Bandenführers im Dienst der Republik. Der Name des unter ihr Begrabnen ist dem Gedächtnis der Menschheit nicht geläufig geblieben. Darunter kann man lesen: Terror Graecorum Jacet hic, also: Der Schreck der Griechen Hier liegt er.

Obschon beglückt über meine Erlebnisse in Venedig, ärgerte ich mich dennoch, daß der Doge Enrico Dandolo dereinst arge gegengriechische Staatsränke spielen ließ. Hatte ich doch erfahren, daß auf seine Veranlassung Konstantinopel im lateinischen Kreuzzug berannt und gebrandschatzt ward; immer meinte ich nun, Schuld dieses unseligen Krieges war es, daß Ost-Rom später fiel, Europa bis weit hinaus muselmanisch überschwemmt wurde. Als Erwachsner fand ich dann bei Gregorovius folgende Sätze: »Diese große Festung Europas ⟨Konstantinopel⟩ erstürmten nicht etwa Feinde des Christentums, sondern christliche Kreuzfahrer, deren Glauben mit demjenigen der Griechen in allen wesentlichen Sätzen der Religion vollkommen identisch war. Sie verschuldeten es, daß endlich die Türken durch die zersprengten Pforten des Bosporus in das Abendland eindrangen und die Fahne asiatischer Barbarei auf der heiligen Sophia wie auf dem Parthenon aufpflanzten.« Grund oder bloß Vorwand, den Kreuzzug über Konstantinopel zu lenken, war — wir wissen es — die Absicht, Isaak Angelos, den freventlich geblendeten Kaiser, wieder, statt des Übeltäters Alexius, auf den ehrwürdigsten Thron dieses Sterns zu setzen; doch suchen wir, im Sinne des Thukydides, nach der *αἰτία* ⟨Schuld⟩, nicht der *πρόφασις* ⟨Veranlassung⟩, zu dem verhängnisvollen Feldzug, so gewahren wir Enrico Dandolos', des ersten, nicht wie man jetzt sagt, großblickenden, sondern machthaberisch fernhin schielenden Staatslenkers Neu-Europas Betreiben, den Krallen des Markuslöwen, auf den Inseln des Archipelagus, Beute zu verschaffen. Anna Comnena spricht diese Tatsache aus, legt ihr bis auf unsere Tage zureichende Beweise bei. Damit aber tötete der Doge, indem er dem Verbote Innozenz' III., christliche Reiche anzugreifen, getrotzt hatte, was noch an Herrlichkeit des Seelenschwunges damals den Kreuzzügen innewohnte. Der Herr aber spricht: Die Rache ist mein! Schließlich sollte Venedig verbluten und rasch verblühen, weil statt des im Grunde friedlichen, bloß um sein Fortbestehen herrlich ringenden Griechen-

Digitized by Google

volkes, der kriegswilde, viel mächtigere Türke, voll Raubgier, der Lagunenstadt im Morgenland gegenüberstand. Dauerndes Beunruhigtsein konnte den Gondelstaat tiefer treffen als die Tatsache, daß die Wasserwege des Verkehrs nach dem weiten Westen abschwenkten. Islamisch geworden, bot nämlich der Osten nicht mehr, was sich nun aus Westen leichter einbringen ließ.

Auch die Großsprecherei unter der Ritterschaft Europas dürfte damals zuerst zu Worte gelangt sein. Gregorovius führt aus, die Waffentat, durch die Konstantinopel erobert wurde, habe als der Gipfel ritterlichen Ruhmes, seit Erschaffung der Welt, gegolten! Ferner hat Gregorovius bestimmt recht, wenn er behauptet: »Darum können im Verhältnis zu diesem Reich jene lateinischen Eroberer kaum eine höhere Stellung einnehmen als Alarich, Attila und Genserich in ihrer Zeit im Verhältnis zu West-Rom.«

Am meisten rühmte Rambaut de Vaqueiras, der dichtende Waffenbruder des Markgrafen Bonifacio de Montferrat, die Ruhmestaten im lateinischen Kreuzzug. Bei ihm erfahren wir durch zwei Verse

Quis, precor, Arrides, que Graie, milia gentis,
Que poterit nostris equari Troia triumphis?

die er seinen Berichten mitgab, wofür sich die Ritterschaft, als sie Konstantinopel heimsuchte, wohl hielt. Ja, Franken und Belgier des dreizehnten Jahrhunderts wußten bestimmt, weil sie eine romanische Sprache redeten, daß sie von Priamos' Stamm waren, Trojas Untergang an den Kaisern von Byzanz rächen mußten! Der Ritter Robert von Clari spricht es klar und grundsätzlich aus, besteht auf so vornehmer heidnischer Ahnenschaft! Auch heute erlebt man noch derartige Ruhmredigkeiten: der griechische General Pangalos wollte, statt zu Lausanne den Frieden mit Angora zu schließen, in Thrakien einfallen, auf die Stadt am Goldenen Horn losziehn. Die Flotte hätte die Dardanellen vergewaltigen sollen, um dann dem Anmarsch gegen Konstantinopel hilfreich beizuschwimmen. Ein Teil der Schiffe müßte dabei das Opfer des Drucks werden, versicherte man Pangalos in Athen von maßhaltender und maßgebender Seite. »Welches Schiff opfert ihr?« fragte gar feurig der Feldherr. »Dieses oder jenes!« war die Antwort. »Ich setze meinen Sohn darauf, er falle für Konstantinopel!« Bestand der Kriegslustige auf seiner vaterländischen Absicht. Dagegen ist bei einem hohen Offizier weniger als dafür zu sagen, doch mittelalterlich mutet es an, wenn nun Zeitungen Pangalos mit einem homerischen Helden vergleichen: hat doch niemals, seit dem Trojanischen Krieg — steht bei ihnen zu lesen — ein hellenischer Feldherr einem so glanzvollen Heer geboten, auch sei er Agamemnon gleich zu verherrlichen, denn wie der höchste König der Achaier seine Tochter Iphigenia, so wollte er den eigenen Sohn zur Vollführung des kriegerischen Werkes hergeben!

Wie viel dachte ich auf Tinos' höchster Burgzacke an Kreuzritter, die hier keine Ruhmestat vollbracht haben, bloß weil ein Mädchen, von einem Priester dazu verleitet, meine Gedanken in die Zeit geharnischter Männer, auf dem Kriegszug ins Heilige Land, gelenkt hatte! Tinos war

Digitized by Google

bereits 1207 durch den Feldherrn Andrea Ghizzi unter die Botmäßigkeit von Venedig gebracht worden. Kaum auf einer Insel widerstand die Lagunen-Republik so ausdauernd den Angriffen des Großtürken. Im sechzehnten Jahrhundert wäre sie bald in die Gewalt des Halbmonds gelangt, Barbarossa, der verwegenste Streiffahrer des moslemischen Morgenlandes, wollte Tinos überrumpeln: seine christliche Bewohnerschaft, Venedigs Besatzung, vereitelte jedoch tapfer, wenn auch schon fast verzweifelnd, den frevelhaften Anschlag. Etwa dreißig Jahre später gelang es Sultan Selim II. während des Krieges auf Zypern, ein Heer auf der Insel ans Land zu setzen, sie zu brandschatzen und auszurauben, doch die Festung widerstand. Immer wieder wurde von nun an Tinos vom Türken angegriffen, geschädigt, als die Feinde zum letztenmal von den Christen abgewiesen wurden, erzählt Tournfurt, ging es besonders grausig zu: Mezzo-morto, der Pascha zur See, versprach den Tinioten alle Grausamkeiten und Schandtaten, deren ein verruchtes Ostheer fähig ist, falls man sich nicht gleich zu hohem Tribut entschließen mochte. Ihm wurde jedoch geantwortet: er möge sich nach Tinos bemühen, man sei bereit, ihn als Erbfeind zu empfangen. Unter dem Proveditore Moro, der aus der Familie stammte, die wohl das Urbild zum Othello, dem tapferen Mohren von Venedig, abgab, ward so glücklich gekämpft, den Anstürmen widerstanden, daß der Bramarbas-Pascha mit seinen Galeeren das Weite zu suchen für gut hielt. Die Venezianer standen derart ausgezeichnet mit den nun allerdings größtenteils katholischen Inselbewohnern, daß sie keine eigene Besatzung aus Italien in den Festen liegen hatten, sondern Tino selbst ein winziges Heer bilden ließen. Doch schmachvoll sollte im Jahre 1714 die Herrschaft des Markuslöwen gerade auf Tinos enden: der Proveditore Bernardo Babbi war ein Feigling und übergab, trotz aller Beschwörungen und Kampfschreie der Tinioten, die Insel der ersten Galeere, die sich mit dem Halbmond auf dem Mast vor dem Hafen zeigte. Er zog sich nach Venedig zurück, wurde vor ein Gericht gestellt, verbrachte den Rest seiner Tage unter den Bleidächern. Zweihundert Familien aus Tinos wurden nach Nordafrika verschleppt, die Insel blieb für Venedig verloren.

Von Exóburgo, der zerfallenen Feste der Republik, begab ich mich nach Xinara, dem Dorf, wo der katholische Bischofssitz fortbesteht, hier widerstanden die Päpstlichen, unter den Türken, den Verfechtern der Wahrheit aus dem Munde des Propheten, hier schlossen sie sich während des Befreiungskrieges, den sie ablehnten, gegen die rechtgläubigen Griechen ab. Der Ort ist sauber, heiter: die Kirche sieht sehr italienisch aus. Viele katholische, die sogenannten Frankendörfer, schließen talabwärts mit ihren römischen Klöstern einen Ring um Xinara. Ich liebe Tinos sehr mit seinen grünen Hügeln, die Lehnen hinan bestellten Bergen. Die Gegenden sind meistens wohl bewohnt, unzählbare weiße Kirchtürme, oft waghalsig fürs Himmelblau, das durchjubeln soll, geschlitzt und durchbrochen gebaut, überragen in blendender Schlankheit morgenländisch-würfelartige Häusergruppen, entwurzeln sich geradezu wie eigenartigste blaßblühende Pflanzengebilde lieblichsten Hainen. Ich fand auch Hügel- oder Muldenkirchlein, deren Glockentürme für Einsamkeit

Digitized by Google

Zeugenschaft abzulegen scheinen. Am Nachmittag kam ich in den Schatten eines orthodoxen Frauenklosters. Kein Baum, kein Fels bot in der Nähe Sonnenschutz, doch der Klosterbrunnen versprach Erquickung! Mit der Äbtissin und zwei Nonnen, ihren Nichten, unterhielt sich's ganz angenehm über Fragen der Unweigerlichkeit und Duldung in Kirchenangelegenheiten: natürlicherweise vergaß ich nicht, daß ich Nathan den Weisen gelesen, aufgeführt gesehen habe, meinen tragisch erworbenen Grundsätzen treu bleiben mußte! Nach den tiefsinnigen Gesprächen mit Mönchen gings bei kleinen Kapellen zwischen Tabakfeldern vorbei, um Tagesverglühen dem größeren Hafenort zu: Orangenbäume umduften, Granatäpfelgärten beprangen ihn nach drei Winden hin, bloß vom Meer befächelt gesunde Seeluft seine reichsten Häuser, Strandbuden und Bummelwege.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts empfing eine recht- und strenggläubige Nonne ihr fürs übervölkerte Tinos notwendige Gesicht: es sollte schnell für die Wohlfahrt der Insel entscheidend nützlich sein. Sie hatte, wie das in Griechenland wiederholte Male vorkommt, ein Bild der Mutter Gottes unter der Erde vergraben geschaut: dieser Wink, ein Traum einer Jungfrau, kam einem Priester wie geboten, mit starker Hand griff er zu: er fand, was die Insel bedurfte, wirklich im Boden, an bedeuteter Stelle, vergraben. Vielleicht hatte man das heilige Bild aus Heidenangst dort eingescharrt. Jedenfalls betrieb er nun sofort die Gründung einer Wallfahrtskirche. Sie entstand stark und wohlhabend, wie sonst nirgends auf griechischer Erde. Der große Bau, in aufgedonnertem Nachbarock, erhebt sich mit seinem luftigen Turm, voll von Glocken, wie eine zu arg verkrauste Giralda ‹Turm der Kathedrale von Sevilla› über ungeheurer Freitreppe, die man noch im vorigen Jahrhundert auf freventliche Art aus Marmortrümmern von Delos den Hügel hinaufgeführt hat. Fünf Minuten weit entfernt greift der Schiffer- und Pilgerhafen mit zwei Steinmauern ins Meer: der geheiligte Bezirk heißt Evangelistria, ist also der Evangelischen Botschaft durch den Geist, in Gestalt von Engel und Taube, geweiht. Brillanten in unerhörtem Aufwand, dabei sterbende Perlen in Platinfassung, tausend kostbarste Buntedelsteine aus dem gesamten Orient zieren das Wunderbild: Hoffnung und Trost von unnennbar vielen Erkrankten, Gekränkten auf Erden, Männern und Knaben in Seenot, bangenden Frauen bei Unwetter, Witwen ohne menschliche Habe, irdischen Halt. Unter den Bögen der marmornen Vorhalle, im Schatten doch nicht Schutz der Umfassungsmauern, in Kellern und Nebengebäuden dieser nunmehr üppigsten Wallfahrtskirche des Archipelagus, lagern und lungern — seit dem Zusammenbruch des Hellenentums in Kleinasien, der Einäscherung von Smyrna — die christlich-überzeugtesten, von den Türken verfolgten Flüchtlinge verelendet umher. In malerischen Trachten — nun sind es Lappen — kamen die Unglücklichen aus dem jonischen Kleinasien, um Hilfe ringend, auf Inseln und Festland des freien Griechenreichs. Vor der Verkündigungskirche blieben die Glaubenseifrigsten und beten jammernd, schluchzend um Rettung und Rückkehr in die alte Heimat. Lebhaft in ihren Gebärden, verwünschen sie, bei An-

Digitized by Google

lässen, die der Kult bietet, den nun entthronten König Konstantin, wegen seiner hartnäckigen, nichtswürdigen Herrscherart und Eitelkeit: alle schwören, bloß er habe so viel Unheil über sie gebracht, ihn treffe die Schuld an der Ausrottung des Griechentums, nach dreitausend Jahren, im asiatischen Jonien. Heimat europäischer Dichtung, Weisheit, fügen die Gebildeten hinzu. Er wußte, beteuert jeder Dahergeflohene, nicht, wie Griechenland zu schützen war, habe es von seinen alten, bewährten Bundesgenossen weg, auf Abenteuer, zugunsten einer beschränkten Hofgesellschaft, gelenkt: statt Konstantinopel hat dann Griechenland diesen König Konstantin, noch alberner und dünkelhafter, zurückgeholt! Das größte Unglück seit dem Fall Konstantinopels in die Hand der Türken, habe nun das Volk der Hellenen getroffen! Beinahe wie die Juden um die Klagemauern Jerusalems, bestürmen nun, bei Prozessionen und nachher, die armen Flüchtlinge das Heiligtum ihrer Beschützerin im Himmel, das Bild der Verkündigung in der Kirche, die Heilige Jungfrau, flehen sie, möge doch Erbarmen mit der armen Christenheit haben, den Treuergebenen, den Gläubigen, den Boden der Vorfahren wiedererstatten! Ein Archäologe wohnte einem solchen Umzug bei: auf einmal rief eine der Unseligen, sie schaue die Mutter des Heilands, wie sie in Silberschleiern aus den Wolken zu ihrem Bildnis herniedersteige, sie sei riesengroß und nicke allen Flüchtlingen zu! Die Popen sollen darüber gelächelt und doch keinen Unwillen gezeigt haben: es heißt ja in Griechenland vielfach, sie seien die einzigen Atheisten, das ist natürlicherweise keine Übertreibung, sondern Unsinn. Wunder ereignen sich jedoch, wenn sie geglaubt werden sollen, am besten in der Einsamkeit, vor Zeugen, die doch auch hätten schauen müssen, sehen wollen, haben sie weniger Wirkung.

Den Fanatikern um die Kirche von Tinos dürfte es entgangen sein, daß ihr angebetetes Gnadenbild den nun allerverhaßtesten König Konstantin, als er schwerkrank während des Weltkrieges darniederlag, in Stunden schwierigster Entscheidungen, die zum Verhängnis werden sollten, beigestanden hat. Ich lasse hier folgen, was damals ein Zeuge der Athener Vorgänge, Ernst von Falkenhausen, in seiner »Erdrosselung Griechenlands« niederschrieb:

»Es stand schlecht mit König Konstantin, jeder fühlte es. Und doch waren die fremden Ärzte fern. Nur ein Wunder konnte helfen.

In dieser höchsten Not sandte die Regierung den Schlachtkreuzer »Avéroff« nach der Insel Tinos. Dort hütete ein kluger Bischof ein wundertätiges Muttergottesbild. Die heilige Madonna, so glaubte man, würde dem König helfen.

Am Morgen des 26. Mai traf der »Avéroff« wieder im Piräus ein. Es war ein rechter griechischer Sommertag. Der alte Metropolit von Athen erwartete am Hafen das heilige Bild, um es im Kraftwagen nach Athen zu bringen. Aber gleichzeitig harrte eine unübersehbare Menge, die das Bild begleiten wollte. Halb gefahren, halb geschoben langte der Metropolit um die Mittagsstunde in Athen an und barg das Bild zunächst in der Kathedrale. Das ganze Volk des Piräus, der Hochburg

Digitized by Google

des Venizelismus, hatte unter lauten Gebeten den stundenlangen, glühenden und staubigen Weg nach Athen zurückgelegt, wartete nun und ließ sich nicht abweisen, es wolle seinem König selbst das Madonnenbild bringen.

In der heißen Zeit ist Athen über Mittag und in den ersten Nachmittagsstunden wie ausgestorben. Kaum ein Mensch ist auf den Straßen. Alles schläft, um die kühlere Nacht zum Tag zu machen. Aber am 26. Mai 1915 wälzte sich gegen zwei Uhr nachmittags ein Menschenstrom von der Kathedrale zum Palais. Es war ein nie gesehenes Bild und ein Bild, das man in dieser packenden Kraft nie wieder sehen wird. Wie mit einem Schlage bildet sich ein dichtes Spalier auf beiden Seiten der Straße. Langsam nähert sich der Zug, von alten Kirchenfahnen überbauscht, von Kirchenlaternen und Kreuzen überragt, die irgendein Mann aus dem Volke ergriffen hat, und mit denen er nun dem Wunderbild voranschreitet. Laute Gebete für die Gesundheit des Königs ertönten, die Menschen links und rechts des Fahrweges warfen sich in den Staub und stimmten in die Gebete ein. Heiliger Schauer erfaßte selbst den Ungläubigsten. Inmitten der Menge thront der Metropolit, das Bild auf den Knieen, in seinem Wagen, von Menschenhand geschoben.

So gelangt der Zug zum Palais, an dessen Pforten das Volk nun gläubig auf das Wunder harrt, während der Metropolit und der Bischof von Tinos mit dem Madonnenbild zum Krankenlager des Königs emporsteigen. Das Bild wird dem König zum Kusse gereicht, er richtet sich mühsam aus seinen Kissen auf, küßt das heilige Bild und sinkt mit einem Schmerzenslaut wieder zurück. —

Wenige Stunden später geht ein Aufatmen der Erlösung durch die immer noch harrenden Volksmassen. Aus dem Palais dringt die Kunde, daß im Befinden des Königs eine wesentliche Besserung eingetreten ist. Das Wunder ist geschehen. Die heilige Jungfrau hat den König gerettet!

Und das war wirklich so. Als der König das Madonnenbild küßte, hatte sich die nach Punktion eingelegte Kanüle verschoben und dadurch einen starken Eiterausfluß verursacht. Die Erleichterung, die dem König auf diese Weise geschaffen wurde, hielt bis nach dem Eintreffen der fremden Professoren an. Für das Volk gab es keinen Zweifel, daß tatsächlich ein Wunder geschehen war. Ein alter Grieche, dessen Eltern mit König Otto ins Land gekommen waren, sagte zu dem Bischof von Tinos: »Wenn man den Hergang hört, ist man wirklich geneigt, an ein Wunder zu glauben.« Der kluge Bischof antwortete sehr frei: »Mein lieber Freund, wenn Sie bei Ihrem Alter noch nicht an Wunder glauben, so wird es höchste Zeit. Ist nicht die Welt ein großes Wunder?«

Athen, November 1923

* * *

Digitized by Google

ZEHN GEDICHTE AUS ZEHN JAHREN

VON ALBRECHT SCHAEFFER

DAS VERLANGEN NACH DEM MONDE

Bleich, o wie bleich,
Fahler Himmel, ist dein Nachtbereich!
Schwarzer Busch, von Nacht erstarrt,
Schüttelt sich und blickt und droht mir hart.
Eng und bang, du düstrer Gang,
Führst mich, weiße Wand entlang,
Fort vom abgestorbnen Haus
In die Ebene hinaus,
In die Nacht hinein.

Schein, ach kein Schein
Blinkt von fern und winkt, getrost zu sein.
Aus der Ebne atmets her,
Eine Riesin tränenschwer
Liegt am Boden, sucht und kniet
In der Finsternis Gebiet,
Schluchzt und tastet, sucht und weint,
Ob kein silbern Licht erscheint,
Licht, das sie verlor.

Vor, o tritt vor,
Seele Mond aus deinem Hütten-Tor!
Hoch die Ampel in der schmalen Hand
Sanft erleuchte das erschrockne Land!
Ruf der bangen Riesin zu ein Wort,
Sprich: Hör auf! — Sprich: Suche dort!
Ach, dann glimmt ein blaues Licht von weit!
Ruhig wallend fließt ihr Kleid
Über mein Gesicht.

Diese zehn einzelnen Gedichte bilden neben den Zyklen der »*Saalhorner Stanzen*« von 1918 und der »*Marienlieder*« von 1923 den kritisch erlesenen lyrischen Ertrag während des letzten Schaffensjahrzehnts *Albrecht Schaeffers.*

Digitized by Google

Licht, ach ein Licht
Wohnt in Wolken und erhört mich nicht!
Murmelt Woge unterm Brückenjoch?
Eine Stimme wagt es doch.
Zweige nächtig schwarze Flut bespült,
Nacht im Boden flutet hingewühlt . . .
Brausend steht die Riesin auf und ficht
Übern Himmel hin nach Licht,
Reißt und riß, und mächtig fällt
Licht auf eine tiefe Schlummer-Welt. —
Schlaf nur ruht im Feld.

⟨1915⟩

* * *

MEERES-ABEND

Du schüttelst, Baum, dein dunkles Haupt,
So ganz gedankenüberlaubt,
So altersgrün, so zeitbestaubt.

Geschüttelt flog der Windgott aus,
Mit Schwingen spitz, im kalten Saus,
Und kreist, und bläst ums Bauernhaus.

Dann schleicht er schlank und schlangengleich
Durchs wehnde Gras, hinan den Deich,
Und hockt dort schwarz, vorm Abend bleich.

Der riesige Okeanos
Mit Rossen und Tritonen-Troß
Dahingestreckt die Augen schloß.

O Glanz des Meers perlmutterklar!
Der Windgott schließt das Augenpaar
Und lächelt schmal und wunderbar.

Verschwand er dann? — Der Deich ist leer.
Es schläft der Baum, das Haus, das Meer.
Aus Westen weht ein Traum daher . . .

⟨1916⟩

* * *

Digitized by Google

MARIE

Am Himmel du letztes Grün,
Abfließend in das irdene Dunkel der Nacht,
O schmelzende Liebe,
Herüber duftend späte Süßigkeit!

Lieb Antlitz, erscheinst du da
Im ewigen Rahmen, dunkel lächelndes Bild?
Dein Arm umfängt das gereifte,
Das reine Glück, das lallend sich wendet und
Nach Süßem greift an unendlicher Himmels-Brust.

Oh Antlitz, das nie mir vergeh!
Ach, aber das Dunkel vertilgt
Haar und Wange und Mund, — nur das Auge,
Sieh, o siehe, es ward
Waltendes Licht in dem Dunkel,
Auge des Ewigen — Stern.

Mit ihm allein, furchtlos die lange Nacht,
Bleib ich gerne, denn sieh, o
Siehe, es blickt von droben dein Aug,
Wärmt mich hier unten dein Herz.

⟨1918⟩

* * *

STANZEN FÜR MEINEN SOHN

AM EINHUNDERTFÜNFUNDSIEBZIGSTEN TAG SEINES LEBENS

Du schläft, du schläfst, — und durch dich zieht die Stunde
Den weichen Schleier der Vergänglichkeit.
An deiner Seele ist noch keine Wunde
O kleiner Leichnam ohn Empfänglichkeit.
Wie voll mit süßer Nacht von Grund zu Grunde
Die Frucht in ihrer reifen Länglichkeit,
Bist du erfüllt von Dunkel und Vergessen,
In dich verloren ganz von dir besessen.

Digitized by Google

Traum-Wesen über dir, die nach dir streben,
Abgleiten mit den Händen geisterhaft,
Versagend am uneindringlichen Leben,
Das heiß und kräftig an sich weiter schafft.
Und tiefer, tiefer neuer Kräfte Weben
Durchflutet dich mit leichtem Purpur-Saft;
Und in dir selber schwimmst du wie im Öle
Der Mutter-Grotte, pochend warmer Höhle.

Wie lang? Wie lang? Vergingen Monde, Jahre,
Seit du versankest in Vergessenheit?
Da öffnet dich der fremde wunderbare,
Der Sonne Strahl, und dir wird seltsam weit.
Auf einmal, leicht wie deine flaumigen Haare,
Schwebst du herauf zur schönen Sichtbarkeit,
Und wunderst dich . . Da streift ein innres Fächeln
Von Lieblichkeit dein Herz, und du mußt lächeln.

War es das Augenpaar, das schon bekannte,
Das immer da ist, wenn du zu mir kommst?
⟨Vor Urgezeit erschien es dir und brannte
So herzlich, daß du gleich daran erglommst!⟩
Nun wieder blickt's von dort, wohin dich's wandte,
Und auf dem Schlaf-Gebirg, das du erklommst,
Hoch oben liegst du nun in luftiger Reine,
Bezaubert von dem mütterlichen Scheine.

Ein Augenblitz — und Alles ist verschwunden.
Wo warst du, wo? Vergessen rauscht und spült,
Und unterm Strom der rieselnden Sekunden
Liegst du, unendlich tief hinabgewühlt.
Und wieder Jahre, Monde oder Stunden . .
Ein Hauch, der tiefer wärmt . . ein Hauch, der kühlt . .
Du schläfst, du unbegreiflich dämmerlicher,
In dir verloren und unendlich sicher.

Digitized by Google

Jedoch was jetzt? Was haftet' ein Vermächtnis
Des Lichts und wirkt ein Zwielicht? Leise wankt
Ein Dasein auf in dir und ein Gedächtnis . .
Was für ein Wesen ist in dich gelangt,
Durch welche Ritze, körperloser Schmächtnis,
Die wolkig wächst, beweglich, daß dir bangt?
Erinnrung . . Lichter sprühn und Stimmen schallen . .
Du fliegst, — du flogst, — und ach, du bist gefallen!

O bittre Ängste! und das eigne Schreien
Erschreckt nur mehr, und eine Finsternis
Entsetzt dich ganz, — doch liebreich zu befreien,
Ein linder Lichtschein schon die Nacht zerriß.
Da bist du wieder bei dir: an den zweien
Bekannten weißt du's tröstlich und gewiß,
Den Augen, die mit guten Blicke-Mächten
Dich völlig mit Geborgenheit umflechten.

Und jetzt ergreift dich das bekannte Starke,
Erhebt und trägt dich fort in einem Nu.
Schon flutet Schlaf und löst dich, kleine Barke,
Da drängt das weichste Ufer auf dich zu,
Du liegst ihm an, und plötzlich bis zum Marke
Erfüllen Ströme dich von Süßem: Du,
Ganz aufgelöst in Saugen, ruhst gebettet
In warmen Trank und seufzst und bist gerettet.

Zum ersten Mal. — Doch Der auf deinen Schlummer
Hinabsieht ‹trübes, staunendes Gespenst
Aus einer alten Nächte-Welt voll Kummer›,
Er wendet sich. Vielleicht einmal ergänzt
Die Hand, die noch nicht greift, gereift in stummer
Rührung dies Blatt, mein Sohn, und du bekennst.
Sei's Lust, sei's Leid, was dann die Hand auch schriebe,
Je Leides mehr, auch desto mehr der Liebe.

‹1918›

* * *

Digitized by Google

STROMABWÄRTS

Hinunter das Licht schon fiel.
Wolken wandern noch abendwärts.
Sterneneinsam ein glänzendes Spiel
Schwebt erdevergessen im Raum, — oh mein Herz,
Wir fahren auf lautlosem Kiel

Im Schatten der Erde. Grünende weit und breit,
Abendbedunkelte Aun,
Und der Strom, und der Stern ist im Strome zu schaun,
Am Grunde feiernd seine Einsamkeit.

O tiefe Breite, die den Nachen trägt!
O ferne Häuser in Wiesen, Mauern, noch weiß
Her leuchtend, unter Wipfel stumm gelegt,
Und Abend-Äther kalt und blau und still wie Eis.

Abschied nehmend zittert ein güldenes Licht,
Löschend im Schauder der Lüfte, und Ahnung der Nacht
Hebt über den schweigenden Breiten sich wie ein Gesicht.
Lange verstorbene Augen — fürchte dich nicht! —
Sehen auf dich, an die du jetzt gedacht.

Ufer im Dunkel schon schwand.
Wo werden wir landen? wann? — An dem Bug
Murmelt die Flut, und der Schlaf hob die Hand.
Im Dunkel unsichtbar ward Flut und Land.
Im Dunkel ziehn wir wie ein Vogel-Flug.

⟨1918⟩

* * *

Digitized by Google

KAIROS

Zwischen deinen Bücher-Wänden,
Wo die heiligen Namen glänzen
Auf den vielgefärbten Rücken,
Golden und geschweift —
Sieh, dich will ein Gott beglücken,
Leuchtend aus den Wolken-Kränzen,
Abend mit den goldnen Lenden,
Göttlich ausgereift.

Helles Gold der ganze Äther,
Glüht in stillem innerm Brande
Wie ein Antlitz, wie ein Beter,
Lauter lautre Glut.
Nun zu spüren, sei's imstande,
Wie das reinlichste Erglühen
Und das seligste Verblühen
Da zu sein geruht.

Feurig Glanz auf Glanz zu legen,
Auf die Namen, auf die Bilder,
Auf die Werkzeug' und die Schalen,
Auf dein Augenpaar,
Hält der Heilige auf den Wegen
Ein, zu dir hineinzustrahlen,
Immer tiefer, immer milder,
Immer sanfter klar.

Schon in Feuer steht dein Zimmer —
Öffne nun die innre Kammer!
Ist der tiefste Winkel offen,
Mach dich ganz bereit!
Sieh, nach langen Dunkels Jammer
Hat mit seinem höchsten Schimmer,
Hat der Gott dich angetroffen
In der Herrlichkeit.

Denn es ist von Stern zu Sterne,
Erd und Sonne, Sonn und Erden,
Nirgend Abgrund, keine Ferne!
Alles das ist Schein
Für den Gott! — Unendlichkeiten
Liebt er nur, hindurchzuschreiten.
Kannst du nicht unendlich werden?
Freudig zieht er ein.

⟨1919⟩

* * *

Digitized by Google

AN DEN HÄNGEN VON V.

Der Duft von unserm Leben
Hängt noch im Wiesenplan —
Was du mir hier gegeben,
Was ich dir dort getan,
Die Blicke, Küsse, Worte,
Tiefsinn und Zärtlichkeit,
Befeuerten die Orte . .
O Seele, schön befreit

Aus Leibes-Hindernissen
Zu Wolke, Busch und Baum,
Vertauscht und hingerissen
Zur Feurigkeit im Raum:
Wie eines wilden Aares
Hier flammiger Blick es scheint
Nun Flattern goldnen Haares,
Nun Auge hold verweint,

Nun Hauch, nun ein verschwiegen
Ursprünglichs Leuchten quoll,
Die Hänge wollten fliegen —
Und plötzlich blitzevoll
Entflammte sich die ganze
Erschrockne Landschaft so:
Ich taumelte im Glanze,
Und blendend lichterloh

Erfuhr ich deiner Glieder
Gewaltiges Trunkensein
In einem Feuer wieder,
Das wie ein Glorien-Schein
Baum, Haus, Gebirg und Hänge
In Göttlichkeit verwob.
Die donnerte gestrenge,
Sie schlug mich stürmisch nieder,
Ich lag — und sie entstob. (1920)

• • •

NACHT-FAHRT

Hartes Bett und schmale Kammer,
Leiber dreifach hingestreckt,
Jeder in dem eignen Jammer,
Nur mit Staub und Nacht bedeckt.

Dürftiger als du im Dunkel
Schlafen sie und atmen laut,
Da dir Schmerz und Glücks-Gefunkel
Die verstummte Brust betaut.

Immer doppelten Geschickes
Sollst du fahren Nacht um Nacht,
Überm Schwarz des Abschieds-Blickes
Höchstes Gold der Engels-Wacht.

Schmerzliche Begnadigungen
Andre will dein Los dir nicht,
Doch du bleibst mit Gott verschlungen,
Immer Licht im andern Licht.

Staub und Nacht in deinen Haaren,
Wirst du, blind und schlummerlos,
Wie der Blick der Wunderbaren
Endlich wieder groß. (1924)

• • •

Digitized by Google

MEINER MUTTER

Die du, schon lange gemodert,
Unter dem schwer behaunen Granit
Und am tosenden Ufer des Städte-Stroms,
Aber todesgleichgültig,
Seellos verewigt und Anteil der Erde bist:
Warum geschieht es, daß heute
Deinen alternden Sohn
Nach dir Unerfüllbarkeit zieht?
Denn was kannst du noch leisten
Und dem gewähren, dem du, noch lebend,
So klein und fern und ohne Gestirn-Kraft warst,
So wie im Fenster ein Lämpchen,
Das spät heimgehendem Wandrer
Freundlich ans Herz mahnt, dieweil er
Zum anderen eigenen Hause
Ihm vorüber sicher den Richtweg weiß.

Doch ahn ich schon, was mich so
Geheim verlangend in deine
Toten-Verschollenheit leise zurücksaugen will:
Daß dein ein Glück war, Mutter,
Einst, und damals mir nicht bekannt,
Und daß mich anhaucht Erinnrung
Mit Duft von Eden, geatmet einst,
Nie wiederkehrend.
Denn einmal war ich
Verbunden,
Ganzen Leibes dir eingetan,
Und nicht wie heute
Einsam, dem Stern, der Wolke,
Dem hinstampfenden Schiffe gleich,
Das nachtverhangenem Ziele
Folgend, unkenntlichen Ufern
Und Lichtern dunkel vorüber zieht.

Digitized by Google

Da war ich, so wie die Erde
Mit tausend Strahlen-Kräften wurzelt im All,
Die innere Blüte,
Schwimmend in dunkel goldener
Grotte, entfaltend das eine
Blatt nach dem andern, mich wiegend,
Zart in dem Zarten,
Atem in Atem
Und Blut im Blute,
Nahrung in Nahrung.
Und deins und meines,
Noch ungesonderte Leben,
War eins.

Oh und so weiß ich warum,
Unfolgsam der Natur,
Ich mich geweigert, der Ordnung
Willig zu sein, und vielmehr mich
Quer zur Stunde der Trennung
Lagerte vor das Tor,
Daß über mich auf der Schwelle
Hinschritte, wer wolle, hinschritte — und sei es der Tod.
Aber hinaus in das eisige
Dasein, unbekümmert,
Mich das eiserne Werkzeug riß,
Fast dich zerreißend . . und sieh nun, wie fernher
Nach Jahren tiefrer Verschuldung
Zu dir zurück die müde Seele will
Und ratlos die Falter-Schwinge
Um deinen kantigen
Grabstein schlägt.

⟨1925⟩

* * *

Digitized by Google

SEHT DIE ERDE!

Ach, daß wir von Sternen wissen!
Warum gabst du, Herr der Welten,
Uns die Augen, aufzuschauen,
Daß wir über Finsternissen
Uns die goldne Ordnung bauen
Aus den Punkten, die nicht gelten —
Ewig nicht für uns?

Doch mit Sinn und Übersinne
Haften wir an den Gestalten,
Die so herrlich sich bewegen,
Daß sie uns bezaubert halten,
Daß zu jeglichem Beginne
Wir nach ihrem Wink uns regen.
Doch nach jubelnder Gebärde
Ist das Ende auf der Erde
Und ist nichts geschehn.

Ordnungslos und unerfahren
Taumeln wir in Sang und Tänzen
Zum Triumph zerrißner Maße,
Während sie nach tausend Jahren
Wie vor tausend Jahren glänzen,
Selig, ihre eine Straße,
Wo sie schon als Kinder waren,
Immer noch zu ziehn:

Ach, nur darum, Sterne, Sterne,
Ließ euch Gott aus seinen Hüllen
Leuchten überm Erdgetriebe:
Daß wir wissen eine Liebe
Göttlich schön wie eure Zeichen
Und verlockend, hinzureichen . .
Doch kein irdisch Herz erlerne
Sie lebendig zu erfüllen:

Digitized by Google

Bruder, Braut und Kind sind Alle
Wie die himmlischen Kristalle,
Jedes ein Gestirn.

Letzte Ohnmacht, höchsten Willen
Wir verschmolzen dulden müssen:
Aus der Inbrunst, immer wieder,
Einmal einen Stern zu küssen,
Stürzen wir in unsre Glieder,
Und dann liegen wir, die Stillen,
In Verfinsterung.

Himmels-Antlitz aller Nächte:
Golden drohendes Gewissen,
Funkelst du dem Nacht-Geschlechte —
Ach, warum uns aufgegangen,
Wenn das heiligste Verlangen
Nur umsonst im Busen zittert
Und aus Süßigkeit verbittert
Vor dem Tode steht zerrissen
Wie ein Dornstrauch dürr.

Doch die Liebe, ungeheuer,
Ohne Rast, doch unaufhaltsam,
Allgewaltig, ungewaltsam,
Treibt mit jauchzendem: Ich werde!
Brausende Planeten-Feuer
Zur Äonen-Fahrt.

Seht die Erde! Seht die Erde!
Was die Sterne nie erfuhren:
Wissensvollen Kreaturen
Lehrte sie's auf stiller Reise.
Tief im Finster aus uns bricht es:
Andern Leides, andern Lichtes,
Auf geheimnisvolle Weise
Sind wir Sternen-Art.

(1925)

* * *

Digitized by Google

ZAUBER DER KINDHEIT

NOVELLE VON VICTOR CURT HABICHT

WELCH ein seltenes Wesen meine Mutter war, beginne ich nun erst und in immer stärkerem Grade zu begreifen. Aber nicht in dieser Erzählung will ich ihr ein Denkmal setzen, durch schlichten Bericht soll es ein andermal geschehen und gezeigt werden, in welchem unerhörten Maße Güte, Selbstaufopferung und liebendes Pflichtgefühl sich in ihr vereinigten.

Die Märchen, die sie uns, meinem jüngeren Bruder und mir, erzählt hat, haben mich gefesselt, weil sie aus ihrem Munde kamen, weil ein bittender Blick oder ein Streicheln ihrer geliebten Hände sie oft begleiteten. Aber die Märchen meiner Kindheit waren es nicht.

Viel reicher, viel lebendiger, viel verzauberter war das Leben selbst, es ist das wirkliche und stärkere Märchen — ein ununterbrochenes, wunderbares — für mich gewesen.

Ich fürchte nicht, etwas hinzuzutun oder auszuschmücken, im Gegenteil wird es mich alle Kraft kosten, auch nur einen Abglanz dieser unbeschreiblich reichen Zauberwelt erstehen zu lassen, ich fühle es schon jetzt, daß ich eher zu wenig als zu viel sagen werde. Daß mich eine »verklärende« und »schönmalende« Erinnerung nicht täuschen wird, weiß ich genau, denn nicht ein jetzt Erschaffenes, sondern ein Gelebtes, ein höchst Wirkliches von solcher Süße und Stärke steht vor mir auf, wenn ich an dieses Kindheitsleben denke, daß ich nur wie ein irrsinnig Verliebter nach dem Gewesenen meine Hände strecken kann.

Mit diesen Augen die Welt zu sehen, mit dieser Innigkeit der Sinne und mit dieser himmlischen Bereitschaft der Seele — ich weiß es, kann uns nur wieder auf der höchsten Stufe unseres Menschseins gelingen, reifer und geänderter zwar, aber ähnlich doch.

Denn sowenig sich der »verständige« Mann und das Kind gleichen, so verwandt sind der Vollendete, der Heilige, der Weise — und es. Und die Mittler, die zwischen Mensch und Heiligen stehen, die Künstler — denn anderes sind sie nicht —, sind nur dann Dichter, wenn sie wieder die unbeschreibliche Erlebnisbereitschaft und Erlebnistiefe des Kindes besitzen, und — wie wir wissen — sind Genies nur die, die sie immer behalten.

Meine Märchen oder meine Kindheit — und es ist dasselbe — spielen in einer kleinen Stadt, später in einem Dorf.

Wir wohnten zu O. in einem alten Fachwerkhaus, das mit der Schauseite unmittelbar an der Straße stand. An der linken Seite führte eine enge Gasse zur nahen Nahe, rechts lag ein vertieft gelegter Garten, hinter dessen Zaun dichtes Buschwerk und Bäume den Blick zur Straße abschlossen. Hinter dem Haus wurde der Garten ziemlich breit, verlief dann aber in einem langen schmalen Streifen, der als Bleichplatz und Gemüsegarten benutzt wurde, bis dicht an die Nahe.

Digitized by Google

Hier am Ende schloß eine sehr hohe Mauer das Grundstück ab. Hinter dem Hause war ein kleiner gepflasterter Hof mit einem alten riesigen Kastanienbaum und dann folgten allerlei Schuppen. Vor einem von ihnen, der am Wohnhause anstieß, waren wir besonders gewarnt. Er bestand aus zwei Räumen. In dem vorderen, zur Not noch ohne Strafe betretbaren, stand ein großer Destillierapparat, dessen seltsame Formen, Kolben und Gläser mich, wie der fremdartige Geruch, der hier herrschte, wenn der Apparat in Betrieb war, heftig anzogen. Dann folgte der Raum, in den wir nur im Beisein des Vaters eintreten durften.

Ein merkwürdiger, süßlich-bitterer Geruch — angenehm wie Mandeln — und zugleich irgendwie drohend-ätzend, paßte gut zu einem alten, abschreckend häßlichen Mann, der hier tagaus tagein Cyankali abwog und in Stanniolpapier packte ‹das Gift wurde in den zahlreichen Bijouteriefabriken des Ortes gebraucht›.

Man hatte uns eingeprägt, daß es Gift sei, was hier verarbeitet würde, daß dieses Gift so stark und gefährlich wäre wie kein anderes. Ein Stäubchen auf die Zunge — und sofort tot. Um so unbegreiflicher war uns natürlich der alte »Karel« — wie der Mann genannt wurde —, und die Tatsache, daß er mit den Stückchen umging, als wären sie Zucker.

Ich konnte mein Gesicht stundenlang an eines der trüben Fenster drücken — und dem gleichmäßigen und doch so geheimnisvollen Tun des alten »Karel« zusehen. Er mochte mich nicht — aber ich hatte ein unbegrenztes Interesse für ihn — ich liebte ihn.

An meinem vierten Geburtstag geschah dies:

Umschlungen und zart geküßt, erwachte ich. Meine Mutter hob mich hoch und ich stand blinzelnd und schlaftrunken mit meinem langen, auf dem Boden aufstoßenden Hemde schwankend vor ihr am Rande meines Bettes, dessen ungestrichene, merkwürdig gedrehte Hölzer ich liebte, denn sie waren mir Halt und oft einzige — wie lebendige — Gefährten bei einer noch nicht lange vergangenen Typhuskrankheit gewesen.

Meine Mutter hob mich heraus und ich begann mich zu waschen und anzuziehen ‹ich konnte es allein und ließ mir sogar nicht gern helfen›. Meine Mutter ging an das Bettchen meines Bruders, weckte ihn und zog ihn an. Sie sah lustig und lieb zu mir herüber und, da ich noch etwas müde und traumtrunken dumme, langsame und ungeschickte Bewegungen machte, rief sie: »Flink doch allez!«

Aber ich hörte den Sinn der Worte nicht, plötzlich war mir, als sei ich in die Fieberträume zurückgesunken, in die erstickten Angstschreie, und als hörte ich wieder die ersehnte erlösende Stimme der Mutter. Ich wußte, daß ich dann gar nicht geschrien hatte, daß ich nur hatte rufen wollen und daß dann doch auf einmal neben mir: »Sei doch ruhig, ich bin ja da« von ihr gesagt worden war. Daran dachte ich und an den wunderbaren Klang der Stimme in dem Dunkel und an die seltsame Kraft, mit der mich ein paar Worte beruhigt und in tiefen Schlaf gebracht hatten.

Noch einmal rief meine Mutter: »So mach doch« Ich erstaunte, es klang ein wenig scharf, fast wie ein

Digitized by Google

Befehl, und ich frug: »Warum?« »Ei, Buwel, weißt du's denn nicht, hast doch Geburtstag heut.« — Ich sprang zu ihr und begann zu fragen, ob ich alles bekommen, was ich gewünscht. Sie drückte mich an sich, sagte: »eil dich, komm nur.«

In diesem Augenblick trat mein Vater ein, lächelte, als er das Bild sah, hatte dann aber gleich wieder einen besorgten, mich erschreckenden Ausdruck im Gesicht. Ich drängte mich an ihn, schwieg aber von meinen Wünschen, weil er streng, fast böse aussah. Er konnte leicht zornig werden und ich fürchtete mich ein wenig. Meine Mutter sah auf, zuckte erbleichend, frug: »Was ist?« »Karel hat sich ertränkt.« Meine Mutter schrie leise, aber entsetzt: »Ertränkt? Warum denn?« Mein Vater brummte unwirsch: »Das möchte ich auch wissen. Wird betrunken gewesen sein. Wer soll die Arbeit jetzt nur machen?« Meine Mutter überlegte, sagte dann rasch: »Ich komme gleich herunter.« Mein Vater ging, schimpfte, etwas wie »Zucht!« vor sich hinmurrend.

Meine Mutter beeilte sich mit meinem Bruder, nahm ihn auf den Arm, drehte sich zu mir küßte mich, frug: »Kannst du es auch schön allein?» Ich nickte, sie ging hastig hinaus.

Eine Zeitlang zog ich mich ruhig weiter an.

Aber mein Herz schlug immer heftiger. Dunkel, das schaurig Drohende umwuchs mich wieder wie in den Fieberträumen. Die Hände, o diese Hände, die nach mir griffen, an der Kehle, wie Eis fühlte ich sie wieder.

Ich stürzte an das Fenster. Hell war es draußen, Sonne. Wie grünes Gold zitterten die Blätter des wilden Weins, der an der Gartenseite bis unter das Dach wuchs. Sie sah ich und das Blau des Himmels und ein wenig von dem Berg, in dessen Mitte eine Kirche in den Fels gebaut war und der auf der Spitze eine Ruine trug.

Da hinauf sehnte ich mich.

Wann ich konnte, ließ ich mich von unseren Mädchen oder den Eltern dorthin führen. Dort war ein Reich, das ich liebte, anders noch als die vertrauten Versteckplätze des Hauses, den Garten und den Hof, — vielleicht nicht tiefer, aber mit einer verwunderten, ganz in glücklichem Staunen befangenen, seltenen Liebe.

Schon der Weg war unwirklich und schön. Er ging zwischen immer enger werdenden Gassen hindurch, ließ das Städtchen dann unter sich, wurde steiler — und bald fing der Wald an.

Wald, o Wald war das eine Geheimnis des Zaubers dieses Berges. Sobald ich drin war, fühlte ich ein kühlendes und doch warmes, behagliches Geborgensein. Ein Versteck, das lebte, das wunderbar umschloß — und doch Freiheit gab, das sanfteres Licht spendete als die nackte Helle und zugleich dunkel genug war, das im Grün seiner unzähligen Stimmen immer flüsterte, das schön und voller Farben leuchtete.

Hier war Stille — und doch nicht das von mir so gefürchtete Schweigen der lastenden Nacht, hier war alles seltsam und doch verwandt, hier flogen die leisen Entzückungen ins Herz — und

Digitized by Google

waren alle Schrecknisse gebannt, hier ging ich wie ein Herrscher in seinem Reich, als diente mir alles. — Oft war mir, als ob ich gar nicht zu gehen brauche, als ob mich das Wehen der Kronen der Bäume hinziehe — oder Moos, Blätter und Blüten mich trügen mit unsichtbarer Hand. Hier war ich eins mit allem, was lebte, war und wuchs.

Dieser untere Wald war nicht sehr groß. Es folgte dann ein ziemlich langer Anstieg im nackten Fels bis zu einem kleinen Plateau, an dessen Rückseite die Felsenkirche lag. Das Plateau umzog ein Eisengitter, — und stets war es das erste, daß ich dicht bis an es heranlief und hinuntersah.

Gewiß verstand ich noch nicht die Schönheit des entzückend gebogenen Tales und die Reize des Bildes des am Fluß gelegenen kleinen Städtchens. Aber wenn ich mich zur Tiefe bog, leicht erschaudernd die Eisenkette fester drückte, den Kopf hob und in die Weite sah, war ich ganz voller Glück. Jetzt weiß ich es, was es war —, denn das Entzücken von einst ist mir treu und das gleiche geblieben. Ich liebe die Höhen und die Seligkeit, über die Täler der Leiden und Tränen — und es gibt nur solche — gütig gehoben, dankbar die Nähe des Himmels zu empfinden. Freier, gelöster empfinde ich mich dann, erhoben aus Gnade, ja fast möchte ich sagen: erwählt, Herrscher.

So oft ich es nur konnte, schlüpfte ich dann rasch in die Kirche. Wieder war es hier das besondere Erleben des Geborgenseins, das mich bestrickte. Sowenig ich von allem verstand, daß ein Ehrfürchtig-Heiliges dieser Raum, dies wußte ich. Und zu dem Gehörten und Erzählten, dem Gottesdienst, zu dem meine Mutter mich manchmal schon mitgenommen hatte, zu all dem Heimlich-Geduckten kam das, was ich selbst ergriff, erlebend verstand.

Sicher war mir der Wald lieber und sein Schutz vertrauter, aber ein ähnliches Gefühl hatte ich doch auch hier. Ganz ungleich dem unscheuen Anstaunen der Erwachsenen, dieses sehr seltsame Erleben des Erhabenen, wie es Kinder ohne Gedrücktsein empfinden, befiel mich dann — und das Merkwürdige, in allem so Fremde dieses riesigen Hauses reizten mich tief zu verzaubernder Freude. Diese Stimmungen wurden gesteigert durch zwei schaurige Vorstellungen, die sich an Geschichten banden, die man mir gerade nicht erzählt, von denen aber beim Vorbeigehen dieser Stelle so oft gesprochen worden war, daß meine Phantasie reichlich Nahrung hatte. — Man zeigte auf dem Plateau einen Platz, worauf sich ein Ritter, der seinen Bruder aus Eifersucht getötet hatte, herabgestürzt hatte und einen andern am Steilabhang, von dem ein junger Mensch vor noch nicht langer Zeit aus Liebesgram herabgesprungen war, um zerschmettert am Fuß gefunden zu werden.

Namentlich die Mädchen gefielen sich darin, sich diese Vorgänge breit und schaurig genug auszumalen und lang und gefühlsselig davon zu sprechen. Fielen sie mir in der Kirche ein, schwand plötzlich das angenehme Gruseln und ich lief rasch in eine Kapelle, deren Rückseite nackte Felswand war, aus der eine — wie man sagte — heilkräftige Quelle sprudelte. Mich zogen das Lebendige, das leise lustige Plätschern, das silberne Glitzern in dem dämmerigen Raum, die feuchte Kühle an — und vor allem auch wieder das Soganzandere, daß nämlich in einer Stube — so

Digitized by Google

empfand ich den Raum — und in einer so ungewöhnlichen, wirkliches Wasser ungehindert floß. — Das letzte Stück des Weges ging dann anhaltend durch den Wald, und auf der Spitze traf man zunächst auf eine moderne Wirtschaft, die vor der Burgmauer lag.

Ein großer Wirtsgarten mit herrlichen alten Lindenbäumen bot nach der Talseite auf O. und die ganze Umgegend einen bezaubernden Blick. Hier wurden auch, wenn es besondere Feste zu feiern gab, die für O. berühmten Spießbraten gegessen. Weniger als das Essen hatten mich bei den zwei oder drei Gelegenheiten, die ich dabei gewesen war, die erregte, lustige Erwartung der Erwachsenen, besonders aber die ungewöhnliche Zubereitung gefesselt.

In einer Art von kleinem Backhaus wurde ein bestimmtes großes Stück Ochsenfleisch an einem Spieß über offenem Holzfeuer gebraten, wobei das Fleisch immer gedreht und begossen werden mußte. Es wurde dabei sehr viel geredet und geraten, d. h. jeder der beteiligten Erwachsenen kam mindestens einmal, um seine besondere Meinung abzugeben und Wünsche und Ratschläge zu erteilen, die die alte Wirtsköchin aber wenig störten. Jedoch am meisten beschäftigten mich die im offenen Feuer gebratenen Kartoffeln. Sie wurden ganz schwarz und so mit dieser harten Kruste, auf die etwas Butter gelegt wurde, gegessen. Ein so schlechter Esser ich sonst war, konnte ich es hier vor Ungeduld nicht erwarten, bis mir die Köchin eine gar gewordene Kartoffel aus dem glühenden Feuer herausholte, mit Butterklümpchen bestrich und zuschob.

Trat man durch die halbzerfallene Burgmauer, stand man in einem sehr großen Hof. Die Burggebäude, in denen allein herumzukriechen mir streng verboten war, hingen in kläglichen Resten und Stümpfen, zum Teil verschüttet und ineinandergestürzt, nach der Talseite. Von Ruinenzauber verstand ich noch nichts und rechte Erklärungen des ursprünglichen Zustandes gab man mir natürlich auch nicht. So blieben nur ziemlich schaurige und mir etwas widerliche Bilder, die durch das Aufgeschnappte aus den Erzählungen der Erwachsenen von unterirdischen Verließen und Gängen, von Folterkammern, Rauben und Morden der Ritter entstanden waren. An zog mich in dem Ganzen eigentlich nur ein verhältnismäßig gut erhaltener, kapellenartiger Raum des Pallas oder — sogar nur das Fenster dieses Raumes. Ich saß gern in den tiefen Steinsitzbänken, von denen man durch das Maßwerk und die Stäbe einen für mich ganz besonders reizvollen Blickausschnitt bildmäßiger Art auf den Bogen des Nahetales erhielt.

An all das hatte ich nur kurz gedacht oder vielmehr in unbestimmten Sehnen mich erinnert. Ich glaubte fest, ich brauche es nur zu wünschen — und ich wäre dort. Und ich wünschte es so sehr. Nichts anderes. Unbewußt eilte ich zur Türe und versuchte, sie abzuriegeln, wirklich gelang es auch. Warum ich es tat, weiß ich nicht. Ich war in einer grenzenlosen Erregung, erst zog ich mich weiter an, dann lief ich im Zimmer umher und stand dann wieder an dem offenen Fenster. Ich war wirklich dort oben. Es war kein Unterschied, ob hier unten oder dort droben. Jedenfalls fühlte ich mich deutlich über den weichen Boden des Waldes gehen. Ich war ganz allein. Seltsam sprachen die Bäume zu mir — und ich verstand sie. Daß sie mich lieb hätten, dies begriff ich ganz gewiß.

Digitized by Google

Plötzlich rüttelte jemand an der Türe. Ich erwachte wie aus einem tiefen Schlafe, aber ich konnte mich nicht regen. Meine Mutter rief mich, ich antwortete, sie lockte, bat, flehte: »Komm doch, mach doch auf!« Ich stand wie gebannt. — Wieder umfing mich der Zauber des Berges — und ich war dort. Noch leichter schwebte ich über den Boden, noch stiller war es, und doch sprach alles, aber anders wie die Menschen, ohne ihr Gebell und Geschrei.

Da donnerten die Fäuste meines Vaters gegen die Türe, er hörte auf, lockte mit bebender Stimme, ich hörte aus den Kosenamen seinen Zorn.

Mein Bann brach, ich gehorchte, furchtsam näherte ich mich der Türe. Nun sprachen beide. Es dauerte lange. Immer wieder flehte meine Mutter: »Heb doch das Händchen, drück den Riegel, zur Seite, Buwel, bitte tu es doch.« Schon hob ich die Hand, da fing mein Vater ungeduldig an zu drohen: »Wirst du wohl gleich, du Lausbub, warte.« Die Mutter beschwichtigte: »Sei nicht, ängstlich, Buwel, du bekommst keine Schläge.«

Aber ich tat es nicht. »Ich kann es nicht,« war das einzige, was ich schließlich herausbrachte. Nun hörte ich den Vater gehen. Die Mutter rief dauernd nach mir, frug: »Stehst du noch an der Türe? Bleib, bleib hier stehen. »Sie erzählte mir, was ich alles zum Geburtstag bekommen, schilderte alle Gegenstände.

Aber ich konnte nicht hinhören. Immer wieder fiel mir das Schaurige ein, der Tod des Karel, irgend etwas Entsetzliches wollte mich ergreifen — und ungeheuer süß und verlockend folgten Bilder des Berges: Kühle und Stille des Waldes, Farben und Lichter, singende Zweige und Blätter Eichhörnchen und Kaninchen.

Meine Mutter beschwor mich, ich hörte sie weinen: »Lieber Buwel, bleib an der Türe, nicht an das Fenster gehen.« Ich begriff ihre Sorge nicht und ihre Selbstvorwürfe, daß sie es geöffnet, ihre schreckliche Angst, daß ich hinaufklettern und in den Garten stürzen könne.

Ich schrie laut auf, als plötzlich zwei große Hölzer in das Zimmer ragten und kurz nachher der Vater in das Zimmer von der Leiter hereinsprang. Er packte mich und schlug, wohin er traf. Dann erst öffnete er die Türe. Meine Mutter stürzte herein, umschlang mich, hob mich hoch, küßte mich, etwas wie »Sorgenkind« immer wieder ahnungsvoll flüsternd.

Es war mir unmöglich, dem Vater, der mich ihr entriß, zu antworten, warum ich eigentlich nicht aufgemacht hätte. Ich konnte es doch nicht sagen. —

Nichtfaßlich war mir sein Zorn, um so weniger, da er mich oft sinnlos herzen und küssen konnte, mir viel eher als die Mutter eine Schmeichelbitte erfüllte. Ich erinnerte mich, wie er mich während meiner Krankheit gepflegt, daß er mich oft Nächtelang in meinen Fieberträumen dadurch beschwichtigt und beruhigt hatte, daß er mich, im Zimmer auf und ab gehend, auf seinen Händen getragen, mich an sich gedrückt, meine zitternden Glieder gestreichelt, mir zugesprochen hatte, als ob ich ein Erwachsener wäre. Schließlich ließ er seine Fragen, er sagte: »Willst du das noch einmal tun?« Ich antwortete schluchzend: »Nein!«, dann ging er.

Digitized by Google

Nun half mir meine Mutter, rasch war ich fertig. Sie drückte mich ein paarmal heiß an sich und seufzte, sah mich mit großen mitleidigen Augen an und führte mich zur Türe.

Auf dem ersten Treppenabsatz war eine schiefe, dunkle Ecke. Sie wußte, daß ich sie fürchtete — und doch zuweilen zitternd und ganz aufgeregt in ihr saß. Als wir vorbeikamen, zog sie mich näher an sich und streichelte mir mit einer sehr hastigen, aber von mir deutlich als schützend-wohltuend empfundenen Geberde das Haar.

Im Erdgeschoß lagen drei Zimmer, die nur im vordersten, der Straße nächsten eine Tür zum Flur hatten. Das erste war außerdem durch eine Glastür mit dem Verkaufsraum der Apotheke verbunden. Hier und in dem letzten Zimmer, von dem eine Türe und Eisentreppe in den Garten führten — dieses war das Zimmer meiner Mutter — hielt ich mich am liebsten auf.

Dieses Gartenzimmer — wie ich es nennen will — betraten wir rasch. Obwohl es zwei Fenster nach dem Garten zu hatte, war es ziemlich dunkel durch Vorhänge und dichte Portièren. Es war ein kleiner Raum, der außer einem Schreibsekretär, ein paar Stühlen und einem kleinen altmodischen zweisitzigen Sofa keine Möbel enthielt.

Die immer fleißige Mutter hielt sich nicht viel hier auf. Meist war es die Dämmerstunde, die sie nach Lektüre oder Schreiben, mir allerlei erzählend, mich fragend, ermahnend, dort kurz mit mir verbrachte. Das Zauberhafte, das dieser Raum für mich besaß, kam aber noch durch einen anderen Umstand. Um Weihnachten herum fand ich hier Morgens, wenn die Läden noch geschlossen waren, in den Fensterbänken meine Schuhe, — wenn ich sie oben vergeblich in unserem Schlafzimmer gesucht hatte — und in ihnen immer eine Überraschung: in buntes, silbriges Papier, das ich staunend liebte, verpackte »Plätzchen« oder Schokolade oder ähnliches. Kam ich dann beglückt und überrascht mit den gesuchten Schuhen und den geheimnisvollen Geschenken atemlos nach oben, empfing mich die Mutter schelmisch lächelnd und erzählte mir von Engeln und dem Christkind und den Belohnungen der guten Kinder. Davon sprachen wir dann oft noch in den Dämmerstunden, vielmehr ich hörte auf meine vielen Fragen sehr merkwürdige und mich eigentümlich bewegende Dinge.

Ich sah gleich den kleinen mit Blumen geschmückten Tisch und wollte auf ihn stürzen, als meine Mutter davor trat, mich zurückhielt und sehr leise sagte: »Du darfst das aber nicht wieder tun.« Ich schüttelte den Kopf und drängte an ihr vorbei. Und tatsächlich lagen da nun all die von mir so sehr gewünschten Dinge. Was es eigentlich war, erinnere ich mich nicht mehr, nur auf ein mit roten und blauen Punkten bemaltes Holzpferd, das einen Schwanz von Hühnerfedern hatte, kann ich mich deswegen noch deutlich besinnen, weil es eine kleine Geschichte für mich hatte.

Einige Tage vorher war der Maimarkt abgehalten worden. Die meisten Buden — oft waren es nur Auslagetische — standen auf der Hauptstraße, an der unser Haus lag. Unmittelbar an der Wand unseres Hauses hatte sich ein Händler aufgestellt, der Holzsachen, besonders auch Spielzeug, feilbot. Unter allen seinen Herrlichkeiten war es das bunte Pferd, das ich vom Fenster

Digitized by Google

oder von der Straße aus immer wieder wie den begehrenswertesten aller Schätze anstaunte. — Als ich wieder einmal in verträumter Bewunderung am Fenster stand und mit wachsender, fliegender Phantasie das Lebendigwerden, Strahlen und Springen dieses bunten Pferdes erlebte, trat ein Reisender einer großen Drogenhandlung ein, den ich wegen eines Geschenkes, das er stets mitbrachte, besonders liebte. Was er nach der Begrüßung und den, wie mir schien, albernen und gewohnten Redensarten der Erwachsenen mit geheimnisvoller Wichtigkeit aus seiner Brusttasche zog, gab es sonst nirgends. Nur er hatte diese seltsamen roten Seidenpapiere, auf denen ein Jäger mit einer Flinte meistens dargestellt war.

Das für mich ungeheuer Spannende dieser Blätter lag darin, daß man sie an einer bestimmten Stelle anstecken konnte, es lief dann ein heimliches Glimmen über das Papier in einer vorgezeichneten Linie — und dann folgte — z. B. am Ende der Flinte — ein kleiner Knall und Dampf — wie bei einem echten Schuß.

Diesmal hatte er mich ganz verloren am Fenster stehen sehen und frug mich, was da draußen eigentlich sei. Ich antwortete: »Maimat« ‹so sprach man im Dialekt von O. Maimarkt aus›. Er frug: »Dein Markt«? Ich: »Nein, Maimat«. Dies ging noch ein paarmal so hin und her, bis ich merkte, daß er überlegen tun und sich über mich lustig machen wollte. Ärgerlich wandte ich mich zum Fenster und zeigte fast weinend auf das bunte Pferd. Er zögerte einen Augenblick, machte einen Schritt zur Türe, und beinahe hätte ich damals schon das Wunderpferd bekommen, dann besann er sich aber doch anders, drehte mich zu sich und holte so schöne und neue Schießblättchen aus seiner Tasche, daß ich meinen Liebling für den Augenblick vergaß und nur Sinn für die roten Blättchen hatte. Er steckte auch gleich eins an, — und ich war ein wenig ärgerlich. Denn ich hütete diese Blättchen, wenn ich sie bekommen hatte, lange und erlebte im Aussinnen seltsamen Geschehens nach den Bildern, die sie trugen, tagelang reiche, phantastische Geschichten, die dann gewissermaßen durch die Verbrennung einen Schlußeffekt erhielten, der geweiht war und fast nichts mehr mit dem einfachen Verlauf zu tun hatte. Ganz geheuer war mir übrigens bei den Dingern nie zumute, obwohl sie gänzlich ungefährlich waren. Nun, ich hatte sie inzwischen doch in Funktion gesetzt — und so kam mir das »herrliche« Pferd sehr recht.

Wir hörten meinen Bruder vom Garten her schreien — und meine Mutter verließ rasch das Zimmer. Ich nahm schnell mein Pferd und ging in den Gang, dort überlegte ich mir, daß es eigentlich in den Raum gehöre, der mir der phantastischste des ganzen Hauses schien. Ich ging also die Treppe hastig hinauf, stellte mein Pferd einen Augenblick in die schiefe, dunkle Ecke des ersten Treppenabsatzes — und zog es sehr schnell, als ihm nichts geschehen war, wieder heraus, drückte es fest an mich und ging weiter. Die Treppe endete im obersten Stock auf einem schmalen Flur, gegenüber lag die Türe zu einem sehr großen Zimmer, das nach der Straße zu die ganze Breite des Hauses einnahm: die Materialkammer.

Digitized by Google

Hier sah es ähnlich aus, wie in der Apotheke, die ich aber selten und nur ungern und nicht nur, weil es mir verboten war, betrat. Dort unten waren der Vater, dessen Zorn und Hand ich fürchtete, die Gehülfen, die ich nicht leiden konnte, Menschen, die laut sprachen. Anders hier oben. Hier roch es intensiver und anreizend für mich, auch hier waren große Schränke mit zahllosen Schiebladen, standen seltsame Flaschen und Büchsen — und in einem Kasten, den ich sehr gut kannte, lagen Spielkarten.

Diese Spielkarten und die Stille hier oben — das waren die geheimen Anziehungspunkte, denen ich nicht widerstehen konnte. Die Karten, die unten — übrigens auch von Karel — zum Abwiegen von Pulvern benutzt wurden, waren ungebrauchte, aber altmodische Spiele. Mich begeisterten die glänzend weißen Flächen mit den merkwürdigen bunten Bildern, die man umdrehen konnte und die immer, oben wie unten, die gleichen waren — und mindestens so stark auch die Rückseiten, deren Muster blau und silberfarben oder rot mit goldenen Sternen mir als das Schönste des Schönen erschienen.

Hierher, unter ein Kartenhaus, mußte ich mein Pferd stellen. Es schien mir, als müßte es so sein, als erfüllte ich ein natürliches Gesetz. Ich zitterte ein wenig, als ich mich streckte, um die Klinke zu greifen, einmal aus Angst, die Türe könne verschlossen sein, was meistens der Fall war, dann aber auch, weil es mir so scharf verboten war, allein hinaufzugehen.

Zugleich fiel mir die Szene vom Morgen ein. Zwar begriff ich nicht, daß ich etwas Schlechtes getan haben sollte, — denn ich hatte die Türe doch einfach nicht öffnen können —, aber Schläge, Worte und Zorn des Vaters und Bitten der Mutter mußten schließlich doch einen Grund haben. Ich war deshalb fast glücklich, als die Türe widerstand und ich, mich langsam die Treppe wieder heruntermachen mußte.

Unten ging ich in dem schmalen Flur zwischen den Erdgeschoßwohnräumen und der Apotheke nach der Hinterseite des Hauses. Dort kam ich auf einen Gang, hinter dem je zwei Treppen rechts nach der Küche, links nach einem Fremdenzimmer, das wir im Sommer auch als Kinderzimmer benutzten, führten. Dieser in der ganzen Breite des Hauses quergelegte Flur, eigentlich eine Überdachung zu dem Anbau, war eine der merkwürdigsten Stellen des Hauses für mich. Namentlich — seine wie mir schien — ungeheure Größe und Höhe, die er in Wirklichkeit nicht in dem Maße besaß, daß ich ihn mit Recht mit der Kirche hätte vergleichen dürfen — wie ich es aber tat —, verfehlten aber ihren Eindruck auf mich nie.

Auch daß hier Treppen — in Wahrheit ein paar Stufen — hinauf und hinunter — nämlich an der linken Schmalseite in den Garten — führten, hoben das Erstaunliche und Seltsame noch.

Ich eilte nach rechts, der Gedanke, den Mädchen mein Geschenk, dieses wunderbare Zauberpferdchen zu zeigen, trieb mich. Ich wurde beglückwünscht, derb, — mir unangenehm — geküßt, nach den anderen Geschenken gefragt, die ich stotterte, dabei hielt ich, begeistert und auf Begeisterung gefaßt, mein Pferd hin. Aber sie lachten nur. Ich wandte mich ab — und es war ihnen recht, denn nun konnten sie wiederholen, was sie sich gewißschon zehnmal erzählt hatten, nämlich die Geschichten von Karel.

Ich hörte nur soviel heraus, daß ihm ein Zufall zugestoßen war, denn mit Cyankali hätte er

Digitized by Google

sich, wenn er das gewollt hätte, viel leichter und angenehmer »umbringen« können. Ich konnte nicht mehr zuhören, fing an zu schluchzen, die Mädchen drehten etwas unwillig über die Störung und mit kleinem bösen Gewissen die Köpfe, solche Dinge in meiner Gegenwart zu besprechen — es war ihnen ausdrücklich wegen meiner Schreckhaftigkeit, die nach meiner Typhuskrankheit geblieben war, verboten, — und schickten mich hinaus.

Mir wurde in dem hohen, kühlen Gange schwindlig, ich hielt mich an der Wand, tastete nach der Gartentüre — und lief wie ein Verfolgter zu der Eschenlaube am Ende des Vorgartens, wo meine Mutter gewöhnlich saß.

Sie sah mich erstaunt so rasend mit meinen kleinen Beinen auf sich zulaufen, rückte ihre Schüssel mit Bohnen hin und her, zögerte in ihrer Arbeit erschreckt, fast erstarrt. Aber ehe sie noch ihre Sachen hatte auf den Boden stellen können, war ich in vollem Laufe auf sie zugeflogen — und hatte mir das Messer, das sie in der Hand hielt, tief in den Rücken meiner Linken gerannt. Wir schrien beide auf, das Blut spritzte, ich war ganz besudelt — und fiel in Ohnmacht, auf ihren Armen nur noch ihr Rufen nach dem Vater und ihr Weinen hörend.

Ich erwachte auf dem kleinen Sofa im Zimmer meiner Mutter. Von dem, was geschehen war, wußte ich lange Zeit nichts, auch spürte ich keinen Schmerz und, da meine verbundene Hand unter einer leichten seidenen Decke lag, kam ich auch gar nicht an die Fäden des Geschehenen. Ich verspürte nur eine Leichtigkeit, gleichsam als ob ich in der Luft schwebte, mich nichts drückte und beengte.

Es war mir unsagbar wohl, ich sah das bekannte und geliebte Zimmer und war mir bewußt, zu wachen, zugleich aber war alles leicht verändert, anders wie gewohnt, und es erstaunte mich gar nicht, daß es so war. Zuerst blickte ich gegen die Wand, ich dachte an die Straße — und schon sah ich sie, aber nicht als ein inneres Bild des Erinnerns, sondern wirklich, als ob die Wand nicht da wäre. Ich lag blinzelnd und ließ die wechselnden Bilder an mir vorüberziehen: hin und hergehende Menschen, den Jungen des Bäckers von gegenüber mit seinem Reifen, Wagen, hüpfende und fliegende Spatzen, die huschenden Lichter der Sonne.

Es gefiel mir und ich dachte an den Fluß. Sofort war es, als säße ich auf der hohen Mauer unseres Gartens, wo ich so schwer hinauf konnte — und, ach, so gerne saß. Eine Zeitlang sah ich dem ziemlich rasch fließenden Wasser und ein paar Frauen, die am diesseitigen Ufer wuschen, zu. Dann aber ließ ich meine Blicke an dem jenseitigen, hohen Ufer auf und ab gleiten. Die großen dunklen Formen des Steins, der an wenigen Stellen bewachsen war, boten unerschöpflichen Stoff für wechselnde Bilder meiner gestaltungsgierigen Phantasie. Ich versuchte, auch die Häuser des jenseitigen Stadtteiles, den wir sehr selten betraten und der darum besonders viel Fremdgeheimnisartiges für mich hatte, zu sehen. Sie standen zum Teil dicht — wie kleine Burgen — an den nackten Felsenschroffen.

Bei ihrem Betrachten fiel mir mit einem Male der merkwürdige Mann ein, der unter einem Felsabhang an der großen Chaussee nach B. in einer Hütte wohnte, die ich um mein Leben gern einmal

Digitized by Google

betreten hätte. Aber das hatte man mir nie erlaubt — und es war auch bei den wenigen Malen, die wir dort vorbeigekommen waren, nie eine rechte Gelegenheit gewesen. Soweit man mir meine Fragen überhaupt beantwortet hatte, wohnte — oder »hauste«, wie man sagte — in dem »Loch« ein alter Jude, von dem man nicht recht wußte, was er trieb — und warum er eigentlich das seltsame Leben führte, das so garnicht zu seinem angeblichen Reichtum und der angesehenen, betriebsamen Stellung seiner Glaubensgenossen in O. paßte. Ich hatte ferner einmal gehört, daß diese obwohl sie das »Landstreicherleben« als einen Makel für sich selbst empfanden, eine ehrfürchtige Scheu vor dem Alten bewahrten und daß ihm offen niemand Vorwürfe zu machen wagte.

Ich war mehr erschreckt, als beglückt, daß ich das schiefe Felsenhüttchen deutlich vor mir sah, kaum daß ich meine Gedanken dorthin gewendet hatte. Eine grün gestrichene Holzwand paßte sich oben schlecht und recht in die winkligen Formen des Felsens ein, eine kleine Türe und ein Fenster waren in dieser Wand eingelassen. Nach links schloß der Fels vollständig ab, nach der rechten Seite folgte eine zweite Wand, die ähnlich der ersten in der Höhe Anschluß an den Stein suchte. Auch hier befand sich ein kleines Fenster. Mit brennendem und neugierklopfendem Herzen sah ich mir dieses wunderliche Haus an. Zu meinem größten Schrecken öffnete sich die Türe und freundlich winkte mir ein gebückter, weißhaariger Mann, den ich mit Bewußtsein noch nie gesehen hatte. Ich zögerte, starr, mich zu rühren — und machte winzige, furchtsame Schritte, als gingen die Beine schwer, aber mit eigenem Willen unter mir weg, auf die Türe zu. Aber immer leuchtender, immer freundlicher wurde das reine, gütige Gesicht des Alten — und plötzlich stand ich in einem ziemlich dunklen, aber, wie mir schien, peinlich sauberen und aufgeräumten Zimmerchen.

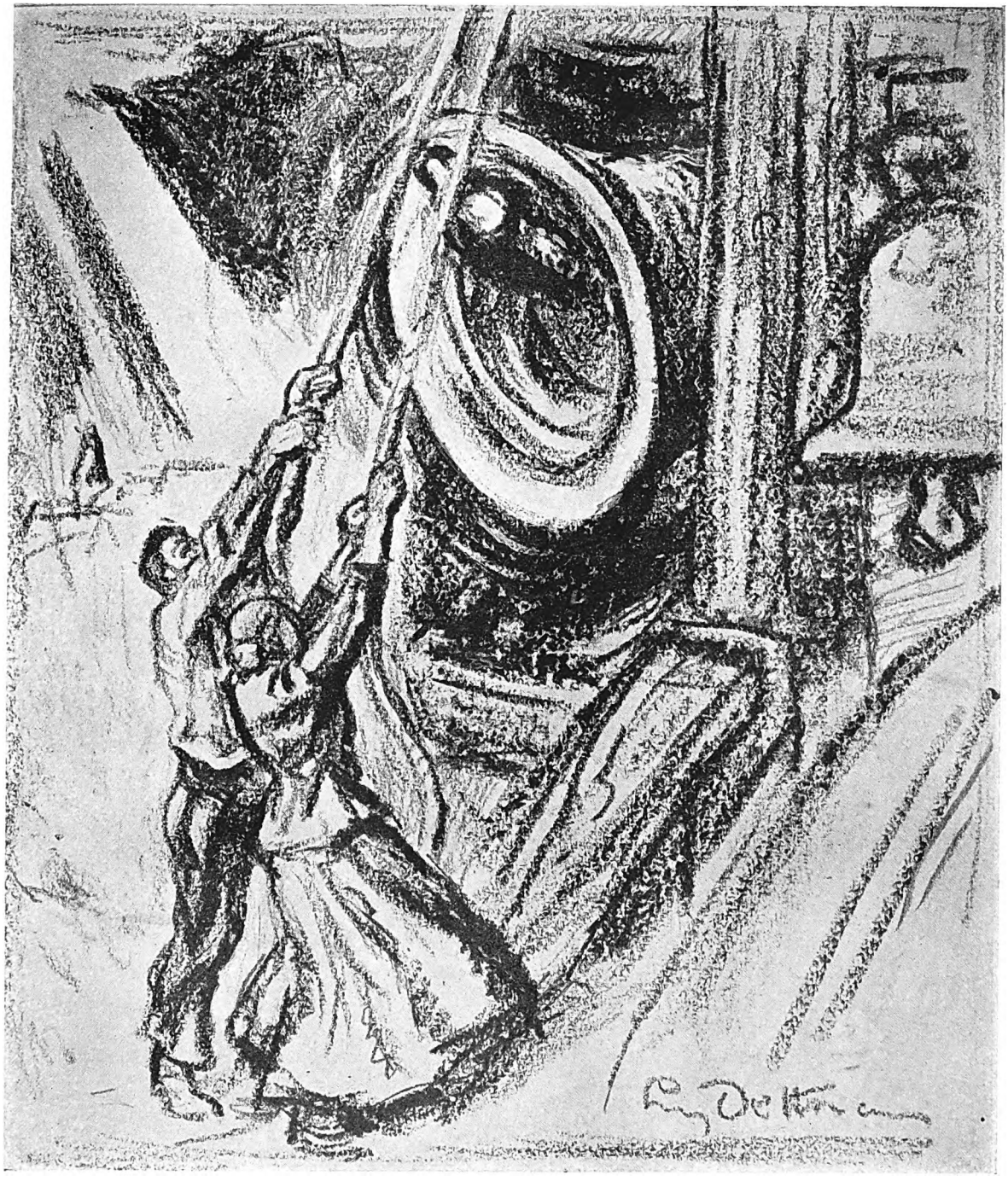
Der Alte nahm meinen Kopf zwischen seine Hände —, sah mir sehr lange in die Augen, wobei sein prüfendes Gesicht sich zusehends freudiger und staunend erhellte. Schließlich nickte er, wie einer Sache gewiß, entschieden mit dem Kopfe, nahm mich an der Hand, führte mich an einen Tisch, schlug ein Buch auf — und deutete auf ein merkwürdiges Zeichen, sagte mit leiser fester Stimme: »präge es dir gut ein, Liebling, du wirst es einst wiederfinden.«

»Buwel« — wie aus unendlich weiter Ferne drang der Mutter Ruf an mein Ohr. Noch einmal »Buwel« — und ich erwachte, sah meine besorgte Mutter neben mir stehen. Sie küßte und streichelte mich unaufhörlich, zog die Decke vorsichtig ab, nahm meine Linke zart in die Hand, frug: »Tut es weh?«

Ich wußte nicht, wo ich war, erst allmählich schwand das Gesicht oder deutlicher mein Dortsein bei dem Alten vor der Wirklichkeit, und ich sprang lustig und in einem mir selbst unerklärlichen Glücksgefühl auf, kletterte der Mutter auf den Schoß und flüsterte ihr ins Ohr: »Nie mehr Sorgenkind sagen«. Meine Mutter nickte lächelnd — und weinte plötzlich. Da brach es auch aus mir, ich flog fast krampfartig geschüttelt in wahnsinnigem Schluchzen hin und her — und ganz dumpf und unklar, wie es einem Kinde möglich ist, aber überwältigt mein seltsames Schicksal ahnend.

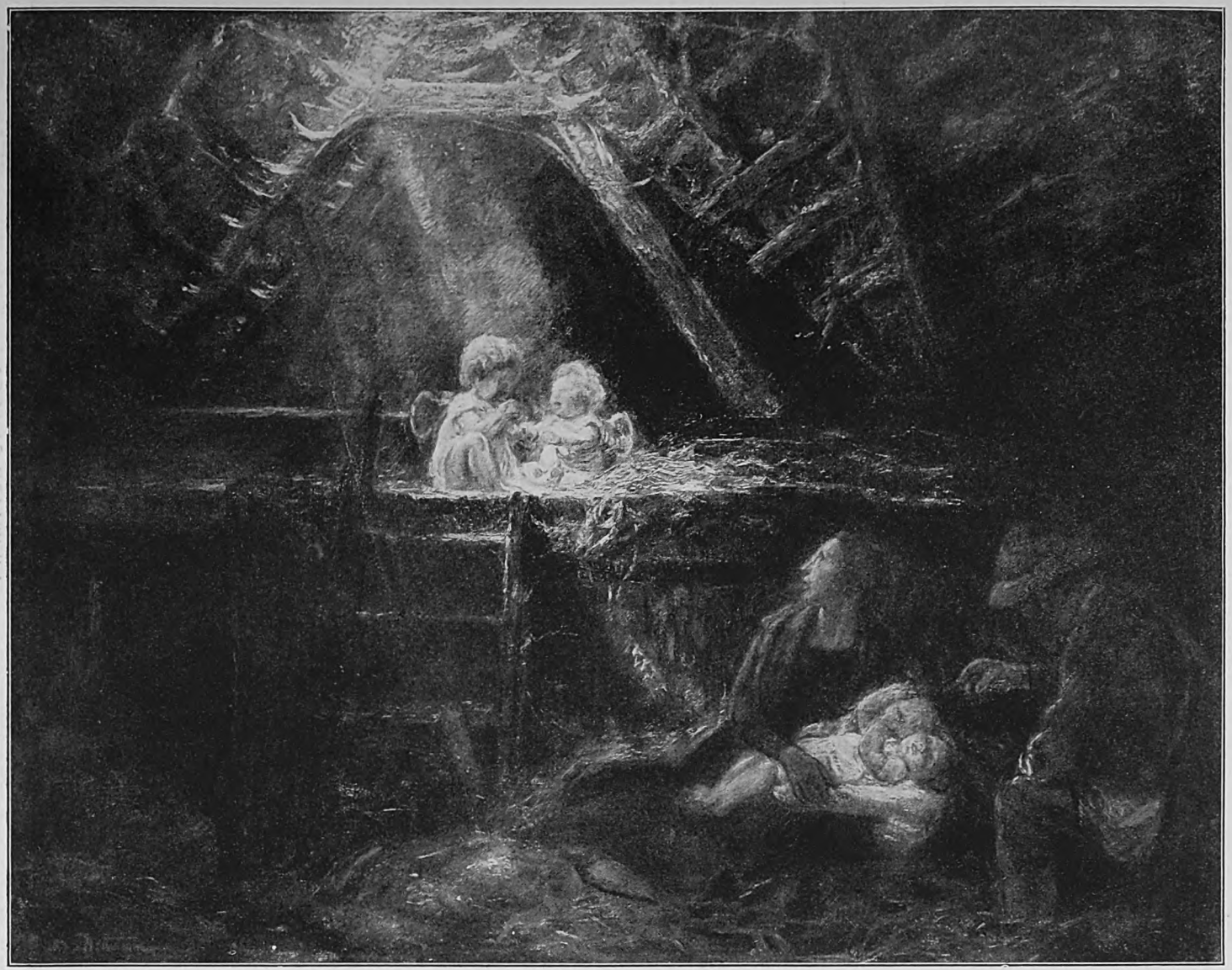
* * *

Digitized by Google



Entwurf zum Gemälde „Morgen ist Feiertag"

Digitized by Google



Idyll (1907)

Digitized by Google

LUDWIG DETTMANN: *Die Welle*

LUDWIG DETTMANN

VON HANNS MARTIN ELSTER

DES jetzt sechzigjährigen Ludwig Dettmanns Schaffen dehnt sich über die Jahre 1885 bis 1925. Wenn sich ein Werk im Verlaufe von vier Jahrzehnten ständig im Vordergrunde der Gegenwartskunst behauptet, muß es schon etwas Besonderes darum sein. Es handelt sich in der Tat hier auch nicht um irgendeine Mode- noch sonst irgendwie zeitlich begünstigte und bedingte Kunst, sondern um den reinen Ausdruck einer lebendigen künstlerischen Persönlichkeit, die nie stillsteht, sondern in stetem Wandel ist und doch aus der Einheit ihrer Natur heraus erlebt und gestaltet.

Ludwig Dettmann ist Norddeutscher, Schleswig-Holsteiner. Der zu Adelbye bei Flensburg geborene Sohn eines preußischen Zollbeamten, der seine Jugend in Hamburg verlebte und als Neunzehnjähriger auf die Berliner Akademie kam, hat nie verleugnet, daß sein niederdeutsches Blut nichts zu tun hat mit der populäreren süddeutschen Malerei. Bis in die jüngste Zeit hinein sind alle Versuche, sich den Süden, z. B. Italien, zu erobern, nur als Versuche zu werten. Dett-

Digitized by Google

LUDWIG DETTMANN: *Steinarbeiter, Zeichnung*

manns Wesensausdruck ist norddeutsch, niederdeutsch, ausgehend von der engeren holsteinischen, friesischen Heimat, dann sich aber ausdehnend über die ganze norddeutsche Breite bis hinauf nach Ostpreußen und westwärts bis Ostfriesland.

Diese norddeutsche Art umfaßt zwei charakteristische Merkmale seiner Kunst: ihre feste, klare, bisweilen sogar harte Form und Farbenskala sowie ihre Besinnlichkeit bei aller Nüchternheit. Wenn Dettmann sich, als er in dem Berlin der Liebermann, Uhde, Skarbina seine Lehrjahre durchmachte, dem impressionistischen Realismus anschloß, wenn er ein Maler der lichtdurchfluteten Atmosphäre wurde, so war dies in seinem Blut begründet und nicht um äußerer Überlegungen willen geschehen. Dieser Künstler hatte das Glück, mit seinem Wesen voll in eine starke, reife Kunstbewegung hineinspringen zu können und von Jugend an die Einheit seiner individuellen Veranlagung mit der großen Kunstentwicklung der Zeit als etwas ganz Natürliches, durchaus Selbstverständliches zu erobern.

So war es denn kein Wunder, wenn der von der ganzen unverbrauchten Arbeitskraft des gesunden Volkes Vorwärtsgetriebene früh zu Anerkennung und Erfolg kam. Er griff mit der ihm eigenen malerischen Leidenschaft frisch ins Leben hinein. Seine Augen tranken die Schönheit der Welt, wo immer sie sich bot. Mußte er zuerst sich als Illustrator in »Schorers Familienblatt«, der »Leipziger Illustrierten Zeitung«, dem »Daheim« in den achtziger Jahren durchschlagen, so war dies illustrative Arbeiten bei ihm von Anfang an doch mehr als ein Gelderwerb: es war Dett-

Digitized by Google

Sturm an der Ostsee

Digitized by Google

manns Schulung für das rasche Erfassen der wirklichen Erscheinung und für die beweglichste zeichnerische Technik, die man sich denken kann. Dettmann legte hier den Grund für sein späteres großes Kriegsbilderwerk, das nur möglich wurde, weil er die Fähigkeit erlangte, fast unbewußt schnell hinzuzeichnen, was er im Vorüberblitzen sah — und erlebte. Hier lag von jeher der Nachdruck: Dettmann war immer ein Erlebender dessen, was er sah. Er wurde nie, was Liebermann besonders ist: der innerlich unbeteiligte Impressionist der wirklichen Erscheinungen. Sondern er gab immer den ganzen Menschen in die Zeichnung, in das Bild. Sein Schaffen erhielt daher sofort den persönlichen Ausdruck.

Er ist bei dem jüngeren wie dem reifen Künstler darauf aus, das Leben selbst zu fassen. Stofflich ebenso sehr wie wesenhaft. Stofflich gab es kein Motiv in Norddeutschland, das in den von 1890 an laufenden Landschafts-, Interieur- und Heimatarbeiten nicht mit Leidenschaft ergriffen wurde. Der Blick geht zuerst durchaus in die Breite des Lebens, der Wirklichkeit. Niemals läßt dabei aber das künstlerische Interesse nach. Mag er nun eine »Trauung«, ein »Abendmahl« im Kircheninneren malen oder ein »Fischerdorf im Sonnenschein«, einen blühenden Kirchhof oder einen Nordweststurm an der Kolberger Küste — niemals drängt sich der Stoff ungebührlich vor und erschlägt die malerische Gestaltung, sondern stets ist Dettmann der Künstler, der dem Licht und seinen Problemen, den Farben und ihren Wirkungen technisch wie aesthetisch, ihr volles Recht läßt. Wenn er als Mensch eine Landschaft, eine Situation erlebt, so erlebt er sie zugleich auch als Künstler: in diesem Meister sind Kunst und Menschentum eine seltene, natürliche Einheit.

Daher gewinnen seine Bilder auch von Anfang an den vollen Glanz des strömenden Lebens und atmen nie Künstlichkeit oder Gewaltsamkeit. Daher stammt ihre unbekümmerte Freimütigkeit und Bewegtheit. Dettmann gab und gibt sich eben immer ganz. Und diese Ganzheit verfügt über eine elementare Begeisterungsfähigkeit für die Natur in allen ihren Stunden, eine Begeisterungsfähigkeit, die man heute das Ekstatische des Künstlers zu nennen pflegt und durch die es Dettmann möglich ist, volles Verstehen auch für Wege und Streben der jungen und jüngsten Künstlergeneration aufzubringen. Weiter eint sich mit ihr eine große Kraft der Phantasie, ja der Vision. Dettmann ist durchaus ein »Schauender«: als Realist mit den Stoffen der Wirklichkeit, als besinnlicher Norddeutscher aber auch mit den Stoffen der Mythologie, der Religion. Wenn er einen blühenden »Kirschbaum« aquarelliert, ist es nicht um ein Konterfei zu geben, sondern um das Schauerlebnis eines solchen Blütenbaums vom Farbenspiel bis zum Bienensummen, von der Frühlingsluft bis zum Duften dieser Blüte zu vermitteln. Ihm ist in begeisterungs- und phantasieerfüllter Schau die Eigenschaft zuteilgeworden, das Ganze einer Erscheinung wirklich und wesentlich zu erfassen. Und er war von Jugend an stets der Künstler, seinen Wirklichkeitserlebnissen künstlerisch Gestalt zu verschaffen.

Weil er innerlich vorurteilslos war. Er verließ sich auf seine gesunden Augen, seine gesunde

Digitized by Google

Sterbender Schimmel

Digitized by Google

LUDWIG DETTMANN: *Das Sturmbataillon*

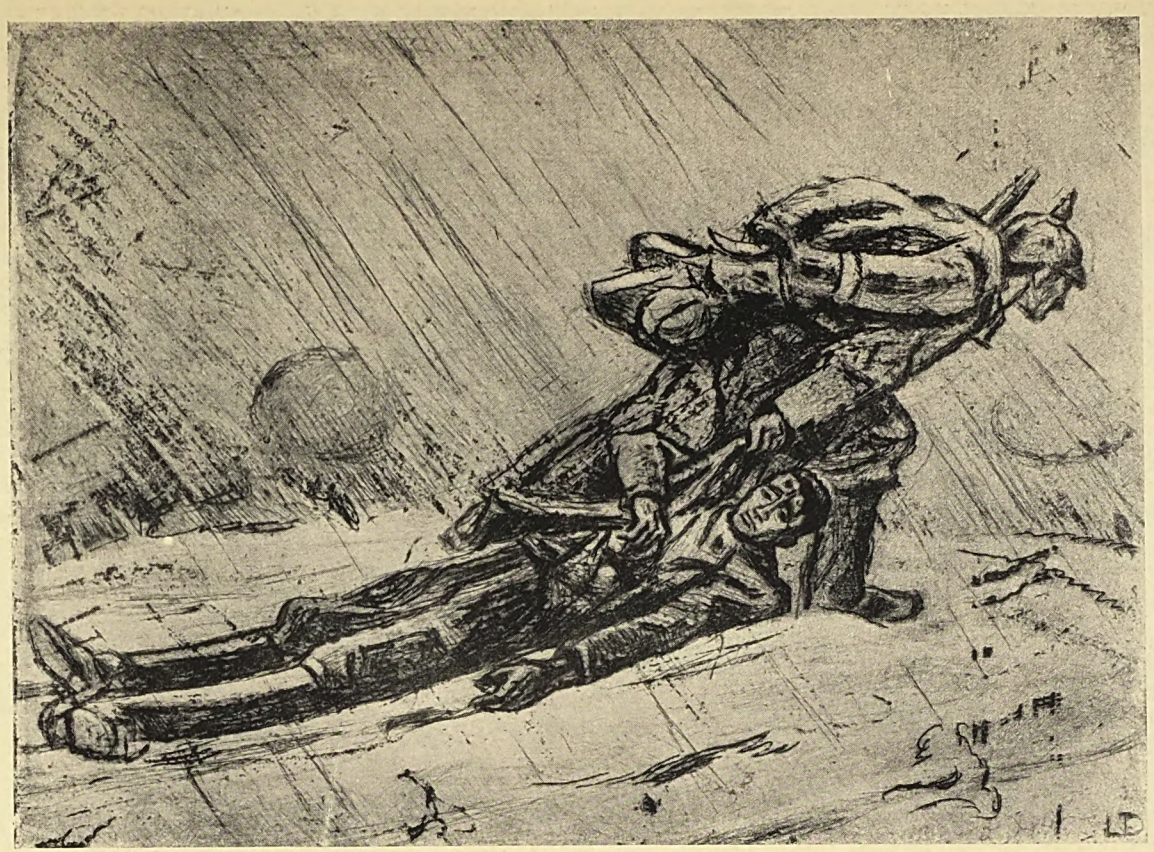
Natur und sein künstlerisches Gefühl. Diese innere Vorurteilslosigkeit brachte seinen Werken schon 1893 die große goldene Medaille der internationalen Kunstausstellung zu Dresden und weiter Erfolg um Erfolg bis zur Berufung als Akademiedirektor nach Königsberg, wo es einen »Schweinestall auszumisten« galt und Dettmann von 1900 bis 1916 vorbildlichste Arbeit leistete, bis zum Ehrendoktor, Mitglied der Berliner Akademie der Künste u. a. m. All diese Erfolge, die auch große öffentliche Aufträge einbrachten und seine Bilder über die großen Museen Deutschlands, Italiens, Spaniens verbreiteten, konnten ihn von seinem Wege als Künstler nicht abbringen: die Welt mit den Sinnen zu erobern und seelisch zu besitzen. Einige Jahre widmete er großen Fresko- und Caseïnwandmalereien in Altona, Danzig, Kiel, Königsberg: hier erneuerte er die repräsentative Wandkunst, die im akademischen Stil verkalkt war, durch Aufnahme der Freilichtmalerei. Wie glücklich ist zum Beispiel der Einzug der siegreichen Bundestruppen von 1864 in Altona: ganz unkonventionell wird hier der jubelnde Akkord der flutenden, flatternden Fahnen vom Erleben des Zuschauers aus so gestaltet, daß die Herzensfreude dieses Augenblickes in jeden Beschauer übergeht. Hier war Dettmanns Persönlichstes in die Freskokunst übertragen — das unmittelbare Leben in seiner ganzen Bewegtheit und Stimmung.

Schon der junge Künstler zeigte aber nicht nur in diesen frohen Augenblicken seinen Sinn für Feierlichkeit, sondern auch für die ernsten Ereignisse. Wir treffen von Jugend an bei ihm auf das Motiv des »verlorenen Sohnes«. Dettmann hatte die Besinnlichkeit seiner Ahnen in sich. Sie war

Digitized by Google

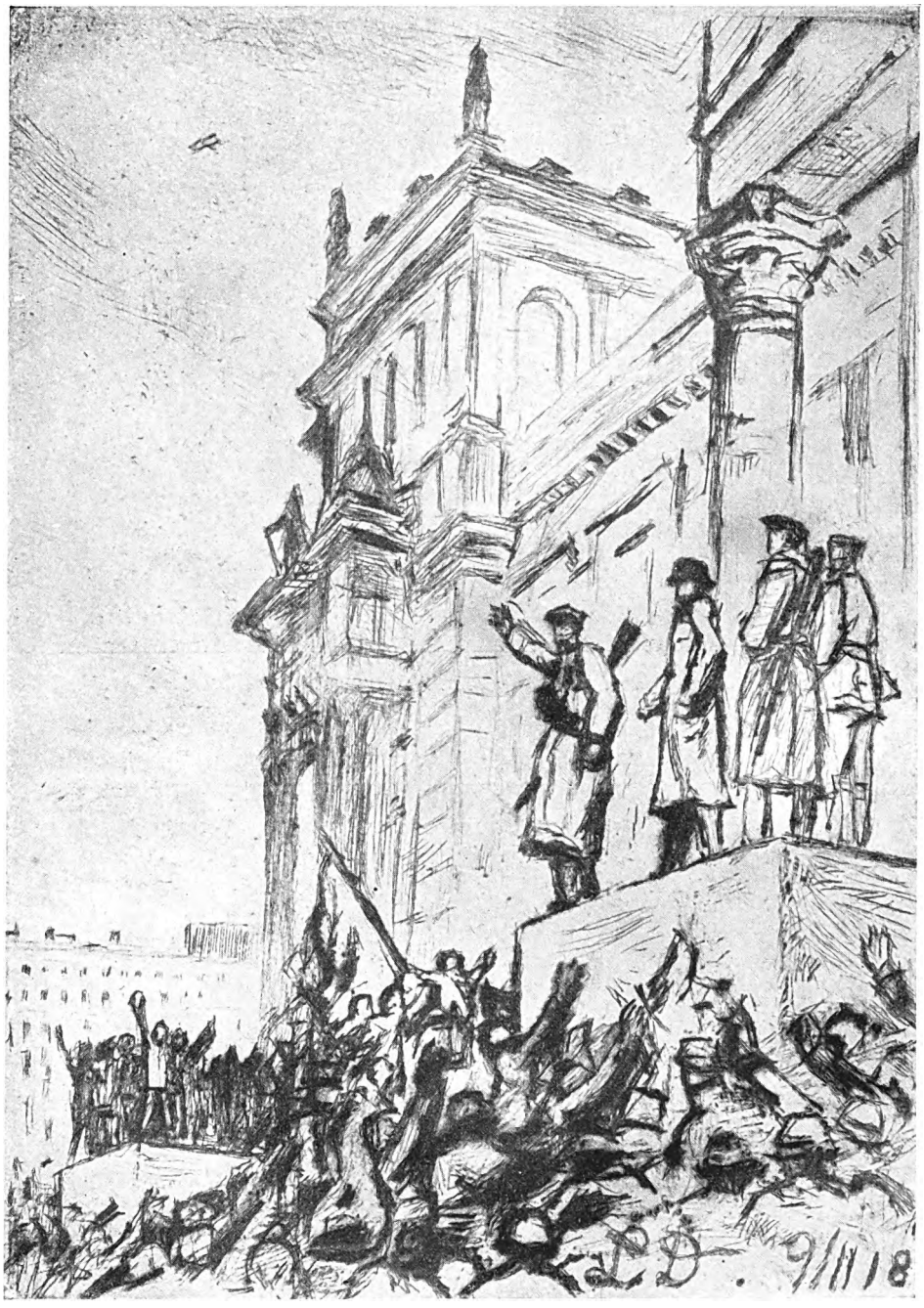
Fallender Landsturmmann

Digitized by Google



Soldat schleift seinen Kameraden aus der Feuerlinie (Radierung)

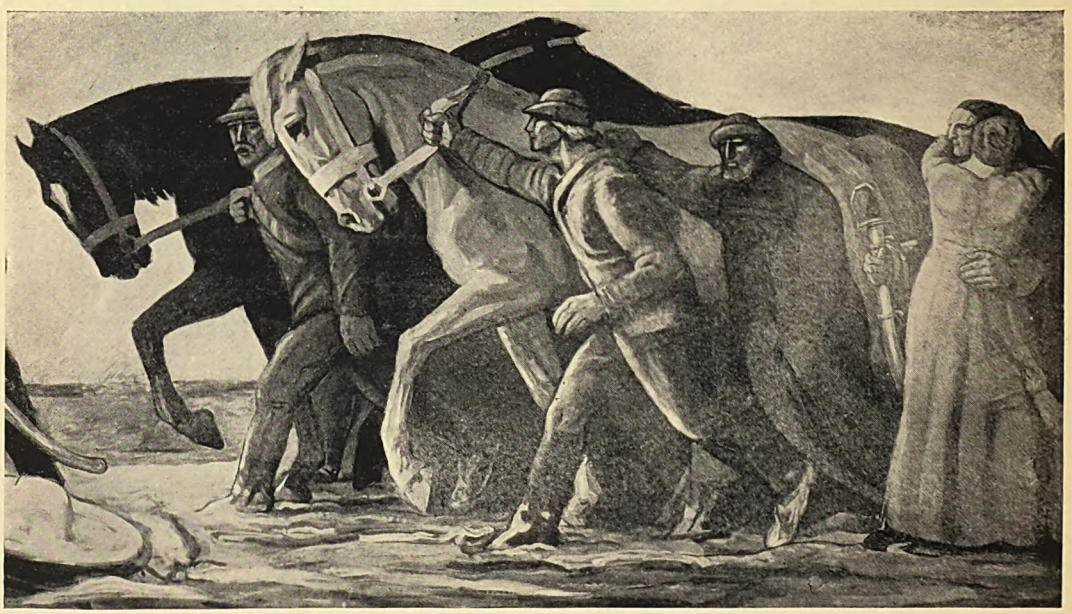
Digitized by Google



Der 9. November am Reichstagsgebäude (Radierung)

Digitized by Google

Entwurf für die Aula der Universität Kiel: Der Sämann



Teilbild aus dem Wandgemälde „1813" in Königsberg

Digitized by Google

es, die jene ernste Poesie in manches seiner Sämanns- und Landschaftsbilder brachte, sie war es, die die Sonne nicht nur als jubelnde Lichtquelle, sondern auch als Lebensschöpferin sah, sie war es, die Dettmanns Kunst zu kosmischen und religiösen Motiven hinführte. Das Verinnerlicht-Stille wirkte sich auch in ihm aus, die norddeutsche Schwere, der grübelnde Ernst trat in seinen Schiffer- und Fischergestalten nach Feierabend oder in seinen friesischen Frauen und Mädchen, ein Lied singend oder zur Kirche gehend, zutage, und führte den Künstler bald auf die Wege Uhdes, besonders nachdem er auf einer holländischen Reise Rembrandts Religiosität tief erlebt hatte. Damals entstanden jene Interieurs: »Das Kind auf Stroh«, »Mutter und Kind im Stall«, jene Triptychen »Heilige Nacht«, die in ihrem Farbenschimmer zu den schönsten religiösen Bildern des letzten halben Jahrhunderts gehören. Weil sie innerlich echt sind. Dettmann besitzt ein natürliches Frommsein und gibt ihm ehrlich, ohne moderne, intellektualistische Hemmungen Ausdruck. Bis in seine rein realistischen Bilder hinein. Schwingt nicht im Glockenklang seines starken Bildes »Morgen ist Feiertag« der ganze Jubelton religiöser Gläubigkeit, kindfroher Gotterhobenheit? Und erfaßt er andererseits nicht in seinen Motiven aus der Bibel die warme Mystik dieser alten Sagen und Mären?

Dettmann konnte die Wirklichkeit eben nicht nur naturalistisch sehen, sondern mit ehrlichem Realismus im Weltzusammenhang sub specie aeternitatis. Sein Werk erhielt und behielt symbolische Bedeutung. Je reifer sein Schaffen wurde, desto stärker prägte sich dieser Drang zur Vergeistigung aus. Er suchte das Geheimnis des Lebens. Er stand in Beziehung zum Urewigen der Schöpfung.

Als dann der Krieg ausbrach und sofort mit raschem Sprung in sein persönliches Leben zu Königsberg eingriff, da gab es für ihn auch nur eine Möglichkeit: aktiv und sich opfernd mitten in das Zentrum des Lebens zu springen, wo sich in Tat und Opfer das höchste Menschensein offenbarte. Als erster Kriegsmaler ging er hinaus: nicht ein Etappen-, ein Hinterfrontmaler, sondern als einer, der nur dort zu finden war, wo gekämpft wurde, wo der Krieg selbst regiert. Er brachte aus diesen Jahren eine Fülle von Bildern, Studien, Aquarellen, Skizzen heim: nicht etwa als ein Sammelwerk von Illustrationen zum Krieg, sondern als der erlebte, geschaute Krieg selbst. Wie Dettmann den Krieg sah und gestaltete, werden wir, die wir ihn daheim oder draußen miterlebten, immer sehen. Denn Dettmann gestaltete nicht für oder gegen den Krieg, sondern in unantastbarer Wahrhaftigkeit den erlebten Krieg. Wenn Deutschland Sinn für die Größe und Bedeutsamkeit der Kunst hätte, dann errichtete es sich kein anderes Denkmal des Weltkrieges, als die dauernde Ausstellung von Dettmanns Kriegsbildwerk in seiner Gesamtheit; eine große Halle müßte es umschließen: aus dieser Halle würde uns der Atem einer Heroen- und Leidenszeit anwehen, wie kein sonstiges Kriegsdenkmal, das erst nach den Ereignissen, jetzt, geschaffen wird, es vermag.

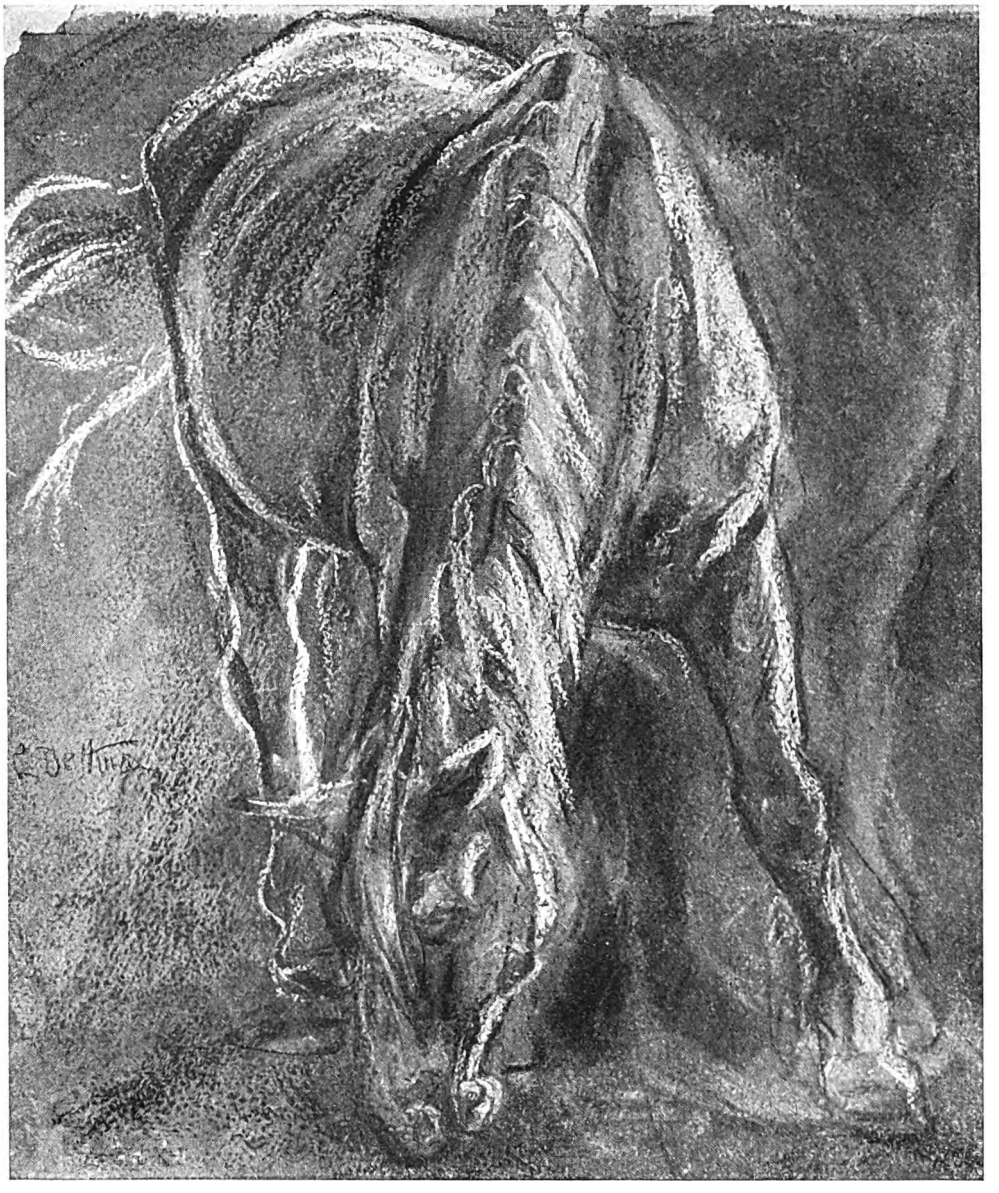
Digitized by Google

Die Geschehnisse der Jahre von 1914 an wirkten auch auf Dettmanns Kunst ein. Sie ward stärker in die Richtung der Innerlichkeit, des Kosmischen, des Religiösen gedrängt, ohne dadurch etwa eine Tendenz zu empfangen. Der Künstler schloß sich nur enger der Natur an. Er ging nach Sylt und hier öffnete sich ihm das Lebensgeheimnis in wundervollen Schöpfungsbildern, hier kam er dem Elementaren wieder ganz nahe. Auch Ostpreußens agrarisches Leben enthüllte ihm neu die Ewigkeit alles Naturhaften, alles Menschentums. Er fand in reichem, unermüdlichen Schaffen mit neuen goldbraunen Farben die Übereinstimmung mit dem Leben wieder. In ihm siegte das Großzügige, Weitgespannte, Tiefe und Gesunde seiner Art, wie Werk um Werk beweist, das sein großes Atelier in seinem schönen Hause zu Dahlem bei Berlin verläßt.

LUDWIG DETTMANN: *Die Letzten am Geschütz*

Digitized by Google

LUDWIG DETTMANN



Grasendes Arbeitspferd

Digitized by Google

Dahlienstrauß

Digitized by Google

DREI GEDICHTE

VON ARNOLD ULITZ

SCHATTEN

Alle Dinge hatten
Ihr Blut von dir zu Lehen,
Du durftest nicht von mir gehen,
Sonst wurden sie zu Schatten.
Nun ist es doch geschehen!

Du gabst dem Morgen das reine Licht,
Dem Tage gabst du die Wärme,
Du gabst der Nacht die dunkle Innigkeit.
Nun haben sie verloren ihr eigenes Gesicht,
Und Morgen und Tage und Nächte
Sind nur noch zehrende Zeit!

Ach, Zeit voll Leid zehrt schnelle!
Noch gestern war ich helle
Als Fruchtbaum, der in Blüte steht.
Wie schnell zehrt Zeit von Leid!
Noch gestern warst du hier und mein
Und heute bist du fremd und weit,
Und morgen bin ich ganz verweht
Und vom Vergessen zugeschneit.

* * *

RASTLOSE SEHNSUCHT

Ach, Sehnsucht ist so schwere Fracht!
Die Tage schleppen sich krumm an ihr.
Ich freue mich auf jede Nacht,
Dann träume ich von dir!
Doch, wie ist's weit zur Nacht!

So schwere Tage fliegen nicht,
Der Stundenpendel steht versteint,
Ich brauche dein liebes Angesicht,
Ich habe schon um dich geweint!

Digitized by Google

Am anderen Strand der Träumenacht
Erblüht der Tag, den du mir gibst.
Ich bin so froh, daß du mich liebst,
Doch Sehnsucht bleibt als schwere Fracht!

Ich weiß, wie alles wird geschehn:
Trostkraft des Traumes wird vergehn,
Dann wird auch noch die Nacht zu Stein,
Dann werde ich betteln, heischen, schrein:
Du sollst für immer, Tag und Nacht,
Auch in den Nächten bei mir sein!
Denn Sehnsucht ist zu schwere Fracht!

Ich weiß, dies alles muß geschehn,
Das tastet schon, das bricht heran!
Dann darf ich dich nie wieder sehn,
Und dann, was tu ich dann?

* * *

GLÜCKSELIGES VERFALLENSEIN

Irdische Geräusche, irdische Gesichte,
Nichts von irdischem Laut noch Lichte
Soll in mein demütiges Herz herein.
Ich will ganz dein Besitztum sein.
Ich mache nur die Augen zu,
Dann lebst von allem Leben du
In meinem Blut allein!

Dann geht Verwandlung wunderbar
In meinem sehnsüchtigen Blute um.
Ich weiß nicht, wie ich früher war,
Nur: Jetzt bin ich erlöst und stumm!

Bin leibhaft eine blühende Alm,
Nur Blühen noch und ganz ent=icht,
Du aber bist das Sommerlicht
Und segnest mich Halm um Halm.

* * *

Digitized by Google

ABDON

EIN KAMMERSPIEL VON ARMIN RENKER

PERSONEN:

Abdon – Beda – Roman – Clara – Abdons Schwester

Zimmer

Abdon, seine Schwester

Abdon: Wird sie heute kommen?

Die Schwester: Sie hat es mir versprochen. Um fünf Uhr will sie hier sein.

Abdon: Wie spät ist es?

Die Schwester: Wenige Minuten fehlen der Stunde.

Abdon: Ich glaube dir nicht, es ist darüber hinaus, mir summt noch das unreine Glockenspiel im Kopf.

Die Schwester: Abdon!

Abdon: Du darfst mir die Unwahrheit sagen, bei Blinden ist alles erlaubt, denn sie sehen nicht, – aber sie fühlen.

Die Schwester: Du bist bitter und ungerecht. Dein schweres Schicksal belastest du mit Steinen.

Abdon: Ich möchte wohl, ich hinge über einem Brunnen und könnte mir Stein an Stein fügen, bis sich der trügerische Lebensfaden überspannte und mich in mein Element, das milde Dunkel entließe. Dann wäre mir wohler.

Doch wird sie auch ganz gewiß kommen? An diesem Wiedersehn liegt mir alles, mein ganzes erloschenes Sinnen und Sehnen ist nur auf diese eine Begegnung getürmt. Auf nichts als dies ziele ich heute, nichts anderes bestimmt die Musik meiner Gedanken zu Einklang oder Mißklang und ich bin begierig, welche Tonfolgen mir ihre Gegenwart löst.

Die Schwester: Du weißt, daß sie nicht pünktlich ist. Noch nie kam sie zur rechten Zeit.

Abdon: Vergib, nun höre ich die Glocken schlagen, nun ist es fünf.

Die Schwester: Warum mußt du stets mir mißtrauen, stets Zweifel in meinen guten Willen setzen?

Abdon: Ich muß es, weil ich böse Erfahrungen an mir selbst gemacht habe. Ich habe früher nie mit Blinden verkehrt, aber hätte ich es getan, ich würde auch mit Notlügen ihre Lage zu lindern gesucht haben, da ich nicht wußte, daß ihre Sinne doch alles erraten. Ich hätte ihnen im strahlenden Bewußtsein meines Gesichts brutale Unwahrheiten in das zerstörte Antlitz geworfen, ohne des feinen Mienenspiels zu achten, mit dem sie meinen Reden widerstritten.

Die Schwester: Könnte ich dies Mißtrauen aus deinen Zügen lösen, mir wäre um vieles wohler.

Digitized by Google

Abdon (horcht): Sie kommt. Hörst du nicht ihre Schritte?

Die Schwester: Ich höre nichts von ihr.

Abdon: Was hörst du?

Die Schwester: Ich höre die Fliegen summen — die Schmetterlinge gegen die Scheiben flattern — höre die Bäume rauschen — höre ....

Abdon: Nun tritt sie an die Tür. (Es schellt).

Die Schwester: Deine Sinne sind überirdisch, Abdon.

Sie geht zu öffnen.

Abdon: Nur einer ist unterirdisch und hat mich mit sich gerissen ins Unermeßliche. (Pause).

Beda tritt ein.

Beda: Abdon!

Abdon (Stummes Spiel. Horchen).

Beda: Abdon!

Abdon: Ein greller Mißton war zwischen die Harmonien gefahren, nun klingt es wieder rein in meinen Ohren, gleich den Akkorden einer unsichtbaren Aeolsharfe.

Beda: Ich bin's, Abdon.

Abdon: Du bist es, ja. Willkommen. Seit Wochen habe ich gelauscht auf diese Stunde, habe sie ersehnt, erfürchtet. Nun du vor mir stehst, bin ich ganz ruhig und finde sogar die Muße, die Einklänge zu erforschen, die mir bei deinem Kommen ins Gehör fließen. Denn das Ohr, weißt du, ist mein liebster Gefährte geworden.

Beda: Wie sehr hast du leiden müssen, Armer.

Abdon: Nicht bedauern, sonst werde ich eitel und komme mir gar noch rührend vor in meiner tölpelhaften Hilflosigkeit. Du mußt dich in diesen Zustand finden. Ich bin zu einem anderen Menschen geworden, ob zu einem besseren, zu einem schlechteren, daran wende ich einen Teil der nutzlosen Grübeleien, in die ich mich verbohre.

Er faßt ihre Hand.

Deine Hand ist feucht, dein Taschentuch. Hast du geweint? — Du darfst nicht weinen, Beda, es ist nutzlos. Auch ich habe geweint, als mir dies geschehen war, aus Wut, nicht aus Bedauern. Es war unnütz und half mir garnichts, besser wurde es keineswegs, eher schlimmer. Viel später habe ich mich in mein Schicksal ergeben und mich mit aller Kraft darangemacht, mein Leben neu zu gestalten.

Vielleicht würdest du jetzt lächeln, wärest du nicht traurig, und denken, was kann ein Blinder viel gestalten. Ich habe Quellen in mir entdeckt, die bisher unbeachtet entrannen, nun mir erst bewußt wurden, da der breite Strom, der mich getragen hatte, versiegt war. Du magst es glauben oder nicht, mancher kann durch ein solches Ereignis zum Künstler werden, der es vor-

Digitized by Google

her nicht war. Die gewaltsame Verschiebung der Sinne kann uns Räume eröffnen, an deren Tapetentüren wir bisher achtlos vorbeigeeilt sind, Räume, deren Einblick uns neue unermeßliche Weiten erschließt. Der Schleier, der sich auf meine Augen gesenkt hat, ist das Gewebe, das bisher meine anderen Sinne verhüllt hatte. Diese nun, bisher blind, wurden hinausgestoßen und taumelten geblendet ins Freie. Langsam nur lassen sie sich lenken, erziehen, und lange wird es dauern, bis sie ihre volle Selbständigkeit erlangt haben.

Das Gesicht hatte mir von jeher so viele Eindrücke vermittelt, daß ich sie nicht mehr in meinem Kopf fassen, unterbringen, einordnen konnte. Wäre ich sehend geblieben, ein tiefer Strudel hätte mich hinweggerissen. Der Taumel der Sehnerven hätte meine anderen Sinne erstickt. Nun es mit einem Schlage dunkel geworden war vor meinen Augen, stellte sich das Übermaß auf normales Empfinden ein. Drei Dinge erwachten mir vom unbeachteten Dasein zum Leben: Hören, Fühlen und Riechen. Musik, die mir vorher nur Mittlerin gewesen war, tauchte aus ihrer untergeordneten Stellung hervor und wurde mir Gefährtin. Aus ihr schöpfe ich Ersatz für das, was ich entbehren muß. Die Einklänge, die mir früher als unbestimmte und rätselhafte Begleiter der Gesichtseindrücke erschienen waren, wurden selbständig und nahmen Gestalt an, manche wurden mir Freunde, andere wiederum Feinde. Nun reihe ich sie ein in Klassen und die Skalen sind zu Prüfsteinen meiner Stimmungen, zu Wahrsagern und Propheten geworden. Aus Fühlen wurde mir ein physischer Ersatz für das Sehen . . .

Beda: Und deine Seele, Abdon?

Abdon: Meine Seele ist stumm, still und kalt.

Beda: Kalt und still?

Abdon: Was vorher als unlöschbare Glut gebrannt hatte, ist ineinander gesunken und erkaltet. Der Blick hat bei seinem Scheiden alle Bilder mit sich hinweggerissen, hat alles getilgt, was ehedem durch sein Übermaß mich zu verderben gedroht hatte. Hattest du es dir anders vorgestellt?

Beda: Was ist dir geschehen!

Abdon: Ich bin sehr einsam. Nie hatte ich in früheren Jahren um Freundschaft geworben, denn die besten Freunde waren mir durch den Tod entrissen worden, und neue zu suchen scheute ich mich, denn ich bildete mir insgeheim ein, Freundschaft mit mir bringe Tod. Ich hatte zu fest und zuversichtlich auf der strahlenden Brücke gestanden, die meine Augen in die Weite schossen, als daß ich dabei anderer bedurft hätte. Du weißt es selbst, unsere Wege gingen mehr und mehr auseinander und wenig hätte gefehlt, wir hätten einander ganz und gar aus dem Gesicht verloren. Nun ich mit einem Schlage hilflos geworden, wurde alles anders. Ich brauchte Hilfe und mußte mich an meine Mitmenschen klammern, die ich bisher entbehren zu können geglaubt hatte. Dieser Zwang erschloß mir manchen neuen Weg, baute manche Brücke.

Wiederum riß Empfindsamkeit, Ungebärdigkeit manche Wunde, ich muß mich dessen anklagen.

Digitized by Google

Auch zu meiner Schwester ist meine Stellung keine ungetrübte, ich argwöhne, daß sie mir zuweilen die Unwahrheit sagt, nicht in böser Absicht, im Gegenteil, mein Leiden zu lindern. Doch ich fühle alles, man kann nichts vor mir verbergen, ich muß jeden Verdacht äußern, grob hervorstoßen, darum leidet sie unter meinem Mißtrauen.

Vergib, daß ich dich mit Worten überflute, doch ich habe zu viel Gedanken in mir angehäuft, als daß ich sie der einzigen Vertrauten, die ich besitze, verschweigen könnte.

Beda: Du bist überreizt und erblickst in allem nur das Böse.

Abdon: Nein, ich bin ganz ruhig. Vielleicht aber entspringen all diese Empfindungen dem Überfluß an Zeit, in dem ich noch wate, denn noch habe ich meine Nacht — das ist, was ihr den Tag nennt — nicht richtig eingeteilt. Will ich nicht versinken, so dürfen keine leeren Stunden, keine tatenlosen Minuten übrig bleiben, alles muß einander folgen und am liebsten wäre es mir, könnte mir mein Dasein ablaufen wie ein Uhrwerk, Stunde um Stunde.

Beda: Alles stürmt auf mich ein. Ich hatte mir dies Wiedersehen zu anders vorgestellt, als daß ich mich gleich in deine Worte finden könnte.

Abdon: Habe ich eine Bitte an dich, so ist es die, mir deine Freundschaft zu bewahren, denn ich habe sie nötiger als je.

Beda: Meine Freundschaft.

Abdon: Anderes mag früher zwischen uns bestanden haben, ein Band, das Freundschaft mit tieferem verknüpfte, ein Wille, welcher der Gestaltung entgegenreifte. Heute bleibt uns das Band der Freundschaft, dies aber innig stark und unzerreißbar. Halte es fest, es ist zu deinem Besten, zu meinem Besten. Manches hat unausgesprochen zwischen uns geruht, nicht zu schwach, nicht stark genug, es muß versinken und sei versenkt in einen tiefen Abgrund. Wir haben beide gelernt in der schweren Zeit, die hinter uns liegt, haben Beherrschung gelernt, die wollen wir nun erproben. Es geht, es geht, wenn man auch zuweilen auf die Zähne beißen muß.

Beda: Mach dir das Leben nicht schwerer, als du es ohnehin zu tragen hast, Abdon. Ich sehe, wie hart es dir ankommt, dich selbst zu verleugnen. Ich bin da, bereit und du verstößt mich.

Abdon: Noch immer verstehst du mich falsch oder willst mich nicht verstehen. Deine Freundschaft ist es, um die ich bei dir werbe, nachdem sie fast eingeschlummert war. Wolltest du sie wieder zum Leben erwecken, so würdest du mir eine große Hülfe erweisen, doch du darfst kein Opfer bringen. Ich verspreche mir viel von dem Leben, das wir zusammen führen können. Wir könnten Musik treiben, Konzerte besuchen, das Theater, könnten wissenschaftlich arbeiten. . . . .

Beda: Und kalt und breit soll ein Abgrund zwischen uns klaffen?

Abdon: Ich sehe keinen Abgrund. Du mußt bedenken, ich bin ein Kranker und Kranke bedürfen anderer Kost als Gesunde.

Beda: Aber du bist ja gar nicht krank, du bist gesund.

Digitized by Google

Abdon: Manche Geschicke schwanken zwischen Gesundheit und Krankheit, je nach der Seite, von welcher man das Prismenglas der Betrachtung anlegt. Körperlich bin ich gesund, nicht aber geistig, du hast mich in diesem neuen Zustand noch nicht genügend kennen gelernt, um zu wissen, daß auch dies eine Krankheit, ja noch schlimmer ist als eine Krankheit.

Beda: Du stellst dich absichtlich krank, um mich zu schrecken. Hältst du die Sinne der Sehenden für so stumpf?

Abdon: Ich bin recht unbescheiden in meinen Ansprüchen, das muß ich gestehen. Meine Forderungen sind unbillig, denn sie sind durchaus einseitig. Ich verlange Leistung und bin zur Gegenleistung nicht in der Lage.

Beda: Du hast dich in ein Netz von bitteren Gedanken verstrickt, aus dem du nun nicht mehr den Ausweg findest.

Abdon: Ich bin nicht so unglücklich, nicht so verbittert, wie du denken magst, denn ich habe so viel Neues in mir entdeckt, daß mir ein Menschenalter kaum hinreicht, es zu fassen, zu verarbeiten. Nur einen Menschen brauche ich, der mir dabei hilft, der Verständnis hat für das, was neu von allen Seiten in mich hineinströmt, der mir hilft, die Quellen zu fassen. Wir könnten ernste Arbeit leisten, Beda, und ernste eindringliche Arbeit ist tiefste Befriedigung.

Ein neues Augenpaar hat sich in mir geöffnet, das nach innen sieht, das tiefer schaut und buntere Farben ansaugt wie das alte. Doch es tritt nur bei bestimmten Gelegenheiten in Tätigkeit und hat sich mir erst erschlossen, seit ich dich wiedergesehn habe. Willst du es wieder verlöschen machen, willst du mich wieder in die Nacht stoßen, in der ich bisher ohne Halt auf und nieder schwebte? Noch kann ich nicht überblicken, wie viel mir das Wiedersehn mit dir gebracht hat, doch darf ich noch von Leben reden, so möchte ich wohl sagen, du hast ein neues Leben in mir erweckt, hast mein verloschenes wieder neu entzündet. Das natürliche Licht ist einem künstlichen gewichen.

Beda: Kann ich mich weigern, Abdon? Es wäre grausam, wollte ich dich verlassen.

Abdon: Ich habe es gewußt. Ich bin selbstisch, eigensüchtig, tyrannisch, wie es einem Blinden zukommt, der an der Hand geführt werden muß und von allen genasführt und betrogen wird. Uralte Naturtriebe erwachen wieder im Menschen, sieht er einen Mitmenschen hilflos. Früher, in Urzeiten, wäre ich erschlagen worden oder, von allen im Stich gelassen, im Elend zugrunde gegangen. Heute wendet die Menschheit weniger gefährliche, doch nicht minder grausame Mittel an. Daß sie so wenig von ihren Urtrieben gewichen ist, zeugt von gewisser Ursprünglichkeit.

Versprich mir, stets die Wahrheit zu sagen, meinen geschärften Sinnen entgeht nicht der leiseste Zweifel, nicht die innerste Unwahrhaftigkeit. Versprich mir, nichts vor mir zu verschweigen, nichts hinzuzufügen, nichts lindern zu wollen, wo es nichts zu lindern gibt. Sei wie ein Mensch zum Menschen, nicht wie eine Mutter zum Kind.

Digitized by Google

Beda: Vertraue ich dir, Abdon, so sollst du auch mir vertrauen. Opfere ich dir mein Leben, so gib du mir dein Vertrauen als Entgelt dafür.

Abdon: Soll es denn ein Opfer sein, das du mir bringst, so muß ich auch dies hinnehmen. Ganz vertraue ich mich dir und weiß, daß ich wohl aufgehoben bin.

Noch immer ist deine Hand feucht, du solltest nicht weinen. Wer weiß, wie bald du schon wieder lachst.

Beda: Du bist kalt und hart, Abdon, bitter und ungerecht, doch ich fühle deutlich, wie du alles in dir erzwingst.

Abdon: Noch einmal, nein. Du täuschst dich in mir. Nach vorwärts richte den Blick, nicht zurück. Laß alles hinter dir, alle Kulissen, mit denen du dein Herz zu einem Theater hast machen wollen, streife alles ab, was noch als getrübter Hauch über deiner Seele liegt.

Erwäge noch einmal sorgfältig deine Entschlüsse. Schwer ist die Aufgabe, zu der du dich erklärt hast, sie zu erfüllen erfordert Ausdauer und Geduld.

Ich blicke freudig in die Zukunft. Nicht umsonst sind die klaren Harmonien in meiner Seele erklungen. Alles deutet mir auf eine Wandlung hin, auf Aussicht, diesem unheilvollen Brüten zu entrinnen.

Beda: In einigen Tagen erst sollst du wieder von mir hören, Abdon. Diese Zeit brauche ich, um mich zu finden in das, was ich bei dir angetroffen habe. Bis dahin leb wohl.

Abdon: Leb wohl, Beda.

Sie geht. Abdon wartet stumm und horcht auf ihre Schritte. Man hört die Haustür sich schließen. Die Schwester tritt ins Zimmer.

Die Schwester: Was hast du ihr getan? Sie hatte rotgeweinte Augen, als sie aus dem Hause ging.

Abdon: Ich habe gelogen.

Die Schwester: Nun lügst du selbst, doch mir wirfst du jede fromme Lüge vor, mit der ich nur dein Gutes will.

Abdon: Man muß nur die Zähne aufeinander beißen, dann geht es. Der bitterste Trank ist nun genommen, was folgt wird leichter sein.

Die Schwester: Tränen, Abdon?

Abdon: Die letzten Tränen sind's. Die letzte große Entscheidungsschlacht ist geschlagen, ich bin der Sieger geblieben. Was nun folgt ist besser, stiller, grenzt vielleicht an Glück. Ich habe mein Leben entschieden.

Die Schwester: Du hast ihr weh getan.

Abdon: Besser ist es, durch kurzen Schmerz zu heilen, als durch lange Qual zu töten.

Die Schwester: Du durchschneidest alle Seile, die man zu deiner Rettung auswirft.

Digitized by Google

Abdon: Nein, gute Schwester, du täuschst dich. Dir wird Erleichterung, denn Beda hat versprochen, mir zu helfen, sich meiner anzunehmen. Du sollst dich wieder ganz dem widmen, was dir gehört.

Die Schwester: Gehörst du mir nicht?

Abdon: Nicht so, wie dein Mann und deine Kinder dir gehören. Uns mag der große Altersunterschied entfremdet haben. Du siehst in mir noch das Kind, das du einst behütet hast und glaubst mich nun in meiner Hülflosigkeit wieder zum Kinde geworden. Doch du täuschst dich. Hat mich dieser Zustand verändert, so bin ich eher zum Greisenalter gesunken, als zum Kind gestiegen.

Aber du sollst innigen Dank haben für deine Pflege. Ich sehe wieder Ziele vor meinen Augen und habe den Tiefpunkt meines Lebens hinter mir. Ernste Arbeit soll mich wieder fördern aus dem Schacht, in den mich ein widerwärtiges Geschick gestoßen hat. Ich steige.

* * *

Das Gartenhaus am See

Beda und Clara an einem Tisch

Clara: Ganz blaß siehst du aus, Gute. Man sieht dir an, daß du wochenlang in der Stube gesessen hast. An diesem Nachmittage sollst du Licht und Luft trinken, so viel du magst, und ich wünsche, ich könnte dir noch einen Ballen davon mitgeben, um auch Abdon der ungesunden Großstadtluft zu entwöhnen.

Beda: Ich hatte mich recht vergraben diese ganze Zeit, der Anfang meines neuen Daseins kam mir mehr wie ein Ende vor, wie ein Ersterben. Doch ich bin geschärft und widerstandsfähig geworden durch meinen langen Dienst als Krankenschwester und überwand auch diese Zeit.

Clara: Du opferst dein ganzes Dasein andern auf, dir selbst bleibt nichts als Mühe und Arbeit. Nimm dich in acht, die Zeit schlüpft und überflügelt dich, ehe du dich recht versiehst, bist du alt, und das vertane Leben liegt trauernd unter dir, das kommende aber blickt ohne Hoffnung auf dich hinab.

Beda: Wie gerne möchte ich geben und nehmen, statt opfern zu müssen und selbst mit leeren Händen auszugehen. Es scheint mir nicht vergönnt.

Doch ganz ohne Freude, wie du dir vorstellen magst, bin ich nicht. Mein neues Leben bringt mir tiefe innere Befriedigung und der Gedanke, einem Hilflosen einziger Trost, einzige Stütze zu sein, hilft mir über vieles hinweg, nicht über alles.

Auch lerne ich viel: Wißbegierde und Lerneifer sind von neuem in mir erwacht, und was ich zusammen mit Abdon leiste, dünkt uns beide wert, daß es der Zukunft erhalten bleibe.

Clara: Wie gern fände ich Zeit, deinen armen Blinden aufzusuchen. Im Winter sollt ihr mich gewiß bei euch sehen.

Digitized by Google

Beda: Sprich nicht von einem armen Blinden. Du würdest staunen, sähest du ihn in seinen vier Wänden sich bewegen, du würdest ihm keinen körperlichen Fehler anmerken. Als ich ihn wiedersah, fand ich ihn starr an seinen Sessel gebannt, unbeweglich, verbittert und mißtrauisch. Seit ich um ihn bin, ist er wie umgewandelt. Wäre er so geblieben, wie ich ihn zu Anfang antraf, ich wäre nicht so gut über diese Zeit hinweggekommen.

Clara: Er ist dein Jugendfreund gewesen?

Beda: In unserer Jugend fanden sich unsere Wege und liefen jahrelang einträchtig ineinander. Dann führten sie auseinander und wären vielleicht jetzt weit entfernt, wäre nicht dies Ereignis eingetreten, das sie aufs neue nebeneinander laufen heißt.

Clara: Nun ist dein Gesichtchen wieder blaß geworden, das eben schon von etwas frischer Farbe überlaufen war. Du bist nicht hier, um deinen Sorgen nachzuhängen, du sollst dich hier erholen, nur darum habe ich dich eingeladen. Wir wollen nachher eine Kahnfahrt auf dem See machen. Sieh nur, wie er zu uns herüberblaut.

Beda: Diese Luft könnte auch die bleichen Wangen Abdons röten machen.

Clara: Das nächstemal mußt du seinen Widerstand besiegen und ihn mitbringen, solange mußt du ihm zureden und erzählen von hier.

Beda: Sieh, was soll ich ihm erzählen? Von dem, was es hier zu sehen gibt, mag ich ihm nichts sagen, ich fühle, wie es ihm wehtut, redet man von Dingen, die man gesehn, die aber er nicht kennt und nun sich nicht mehr vor Augen stellen kann, von der Luft allein aber, der gesunden, frischen reinen Luft kann ich doch auch nicht reden.

Sie blickt auf den See hinaus. Der Schatten eines Bootes gleitet vorüber.

Wer kommt dort im Boot? Das ist Abdon.

Clara: Bewahre, Närrchen, wie soll dein Abdon rudern können und noch dazu allein?

Beda: Abdon ist es.

Clara: Es ist mein Vetter Roman, der drüben auf der Landzunge wohnt. Hast du ihn nie bei uns gesehn? Sieh, dort legt er an. Ist die Ähnlichkeit wirklich so groß?

Beda: ⟨verwirrt⟩ Abdon, ist es möglich?

Roman, an Gestalt dem Abdon ähnlich

Clara: Du kennst meine Freundin Beda noch nicht? Hier ist sie.

Roman: Ich habe soviel von Ihnen und Ihrem Geschick gehört, daß ich begierig war, Sie kennen zu lernen. Von Clara erfuhr ich, daß Sie heute kämen und so ist denn meine Ruderfahrt auf eine heimliche Verabredung hin geschehen. Ich hoffe, Sie nehmen mir diese Keckheit nicht übel.

Beda: ⟨verwirrt, schweigt.⟩

Digitized by Google

Clara: Du hast meine Freundin ganz aus der Fassung gebracht, Roman. Sie glaubte, ihren blinden Freund Abdon in dir zu erblicken. Ist die Ähnlichkeit wirklich so groß, Beda?

Beda: ⟨Zu Roman⟩ Verzeihen Sie meine Verwirrung, meine Verlegenheit. Die Ähnlichkeit zwischen Ihnen und Abdon ist in der Tat der seltsamste Zufall, der mir je begegnet ist. Nicht an Gestalt allein sind Sie sein vollkommenes Ebenbild, die Ähnlichkeit Ihrer Sprache setzte mich von neuem in Erstaunen.

Roman: Welch hartes Geschick ist Ihrem Freund in so jungen Jahren widerfahren!

Clara: Und Beda, die lebensfrohe Beda, hat sich mit ihrem Freund begraben lassen. Seit Wochen hat sie die Stadt nicht mehr verlassen, die es früher keinen vollen Tag in ihr aushalten konnte.

Roman: Nein, Clara, was sie erfüllt ist heilig, ist höchstes Opfer. Ich kann mir keine herrlichere Pflichterfüllung denken, als einem Verlobten Treue zu halten im Unglück, wenn er das nicht mehr sein kann, was er sein wollte.

Clara: Doch Beda ist nicht verlobt.

Roman: Nicht verlobt?

Clara: Abdon ist ihr Jugendfreund, nichts weiter. — Beda, so rede doch. Was geht in dir vor?

Beda: Ja, ja, mein Jugendfreund.

Roman: So ist ihr Opfer doppelt zu anerkennen.

Pause

Clara: Beda, Beda, ich weiß nicht, was in dich gefahren ist, du wechselst die Farben hin und her, bleichst und glühst.

Beda: ⟨zu Roman⟩ Wirklich, ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Ein Schwarm längst versunkener Jugenderinnerungen ist bei Ihrem Anblick in mir aufgefahren und flattert mir nun zum Erschrecken vor den Augen auf und nieder. Bunte Kugeln schweben vor meinen Augen. Mir ist, als trüge ein anderer sehender Abdon mir alles Vergessene, Versunkene von neuem zu.

Roman: Noch immer muß ich darüber nachdenken und meinem Geschicke danken, daß es nicht auch mir einen dunklen Schleier vor die Augen gelegt hat. Sollte es möglich sein, daß ich diesen See in seiner überirdischen Bläue einmal nicht mehr erblicken sollte? Sollte ich die Staffeleien, die Spiegel meines Lebens, einst mit einer Schicht überziehen, deren Farbe ich nicht mehr erkennen kann, mit Körpern beleben, deren Form von mir gewollt, erdacht, nicht aber mir und andern erkennbar ist?

Beda: Für Sie, den Maler, wäre ein solches Geschick doppelt hart und grausam.

Roman: Ich würde es nicht lange tragen. Wissen Sie, es gibt Auswege.

Beda: Ich weiß, was Sie meinen. Sie sind noch jung. Vielleicht aber würden Sie später doch anderen Sinnes.

Digitized by Google

Clara: Roman ist jung und töricht, doch Beda ist uralt und weise.

Roman: Sie ist jedenfalls so weise, als du naseweis bist.

Beda (zu Roman): Sie mögen sich das Dasein eines Blinden vielleicht schlimmer vorstellen, als es in Wirklichkeit ist. Viel hängt natürlich ab von Alter und Temperament. Wer jung und himmelstürmend geblendet wird, mag in der ersten Verzweiflung zu dem Ausweg greifen, der ihm der einzig richtige erscheint. Die Meisten aber ergeben sich schneller in ihr Schicksal, als sie je für möglich gehalten. Viele erschlaffen in dem Gedanken, daß ihr Leben nun kein Kampf mehr, daß sie behütet und versorgt seien. Zu einer Art von innerem Glück wie Abdon gelangen wenige, denn nicht jeder kann Quellen in so reichem Maße in sich erschließen wie er.

Clara: Gut hast du reden, kluge Beda. Wohlwollende Verwandte unterstützen euch, nähren und kleiden euch. Sag, wie würde es um euch stehen, wäret ihr arm wie die Kirchenmäuse?

Beda: Ganz gewiß ist unser Los nicht das schwerste. Doch auch wir arbeiten, wir verdienen. Wir besuchen Konzerte, Abdon rezensiert. Für manche Zuschriften erhalten wir Bezahlung.

Clara: Beda, kleine Phantastin, glaubst du im Ernst, eure Rezensionen trügen euch so viel ein, als ihr zum Lebensunterhalt braucht?

Roman: Laß sie, Clara, sie ist so überzeugt von dem Guten, das sie tut, daß ich gewiß bin, sie würde sich und ihren Freund auch durchbringen, fehlten ihr alle anderen Mittel. Wie würdest du hilflos dasitzen und die Nase rümpfen über alles, was dir nicht gefällt.

Clara: Ich muß lachen, wenn ich daran denke. Du hast recht, ich würde eine jämmerliche Figur abgeben, bin nicht zur Heldin geboren. — Doch still, alles Böse liegt ja so weit hinter uns. — Laß mich ein wenig in deinem Boot fahren, Roman, und heitere mir unterdeß meine kleine Beda auf, daß sie fröhlich ist und lacht, wenn ich wiederkomme.

Sie geht langsam, man hört die Bootskette rasseln, hört, wie das Boot vom Ufer abgestoßen wird. Stille.

Beda: Erklären Sie mir, ich bitte Sie herzlich, wie kommt es zu dieser rätselhaften Ähnlichkeit? Eine unbeschreibliche Angst hat mich befallen, seit ich Sie im Boot herangleiten sah. Noch nie hat mich ein solches Zittern überlaufen, wie in jenem Augenblick. Mir ist so bang zumut, so dumpf und ich werde nach Hause zurückkehren wie ein gescholtenes Schulkind mit einem schlechten Gewissen, ehe Sie mich nicht davon überzeugt haben, daß Sie nicht Abdon selbst, doch sein Ebenbild sind.

Roman: Die Natur macht zuweilen seltsame Sprünge und einem solchen launenhaften Zufall wird es auch zuzuschreiben sein, daß zwei Menschen einander gleichen wie ein Ei dem andern, obwohl sie keineswegs verwandt miteinander sind.

Beda: Mich macht diese Laune zittern. Sie reißt mein Inneres auf und bringt eine schmerzhaft verheilte Wunde von neuem zum bluten. Warum mußte ich Ihnen begegnen? Warum haben Sie diese Begegnung herbeigeführt?

Digitized by Google

Roman: Clara hatte mir soviel Gutes und Schönes von Ihnen erzählt, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, Sie auf so ungezwungene Weise kennen zu lernen. Warum wollen Sie das beklagen, über das sich Vorwürfe machen, was Sie noch gar nicht überblicken können?

Beda: Wie soll ich nun Abdon entgegentreten, nachdem ich Sie kennengelernt habe?

Roman: Ist es denn etwas so Außergewöhnliches, einen Menschen kennengelernt zu haben, den man noch nicht kannte, der noch dazu einem andern zum Verwechseln ähnlich sieht, dem man vertraut ist? Ihrem Abdon wird diese Tatsache ein Kuriosum sein, und ich zweifle nicht daran, daß er begierig sein wird, meine Bekanntschaft zu machen, ebenso wie ich wünsche, ihn zu sehen.

Besorgen Sie eher, daß mir die Bekanntschaft mit Ihnen etwas von meiner Ruhe raubt, denn einen Maler lassen die Gesichter, die sich seinem Geist zu besonderen Stunden einprägen, nicht so bald im Stich.

Beda: Die Ruhe und Bescheidung, die ich erreicht zu haben glaubte, ist nun in einem Augenblick dahin. Wie trübe, trotz Sonnenschein, liegt See und Himmel vor meinem Blick.

Roman: Vielleicht bringt uns diese Begegnung Besseres, als Ihnen jetzt scheint. Wie mögen Sie so voreilig urteilen über Dinge, deren Tragweite Sie noch nicht überschauen können.

Beda: Wie Freude und Weh so nah beieinander ruhen und doch durch einen unüberwindlichen Abgrund getrennt sind. Nie werde ich bei Abdon die Ruhe wiederfinden, die ich in den letzten Wochen in mir erkämpft hatte. Stets werde ich daran denken müssen, wie glücklich Sie, sein Ebenbild sind, wie glücklich er selbst sein könnte, wäre er gesund.

Roman: Sie sagten doch, er sei glücklich.

Beda: Verstehen Sie mich recht, er ist glücklich, seinem Zustand entsprechend, in den engen Schranken, die ihm gesetzt sind, in seinem Käfig. Sein Glück ist zum mindesten ein Teilglück ein winziger Bruchteil, ein Schimmer von dem Glück, das andere Menschen seiner Art empfinden das er selbst sehend empfände. Manches bedrückt ihn, was er mir verschweigt, was ich nur ahne. Dies wühlt am Schlimmsten in ihm.

Roman: ⟨hat unterdes auf den See hinausgeblickt⟩ Dort kommt Clara wieder. Lassen Sie mich eines Ihnen noch sagen: Behalten Sie Fühlung mit der Außenwelt, erblinden Sie nicht freiwillig aus Teilnahme für Ihren Freund, es wäre schade um Sie. Das Weib ist nicht zum Opfern allein auf der Welt. Wünschen Sie eine Hilfe, einen Rat aus dem Kreise, dem Sie entsagt haben, so nehmen Sie den meinen an, ich bitte Sie herzlich darum. Ich will Ihnen gern nach meinen Kräften helfen.

Er macht eine Bewegung, als wolle er ihre Hand ergreifen, Beda wendet sich ab.

Dämmerung

Digitized by Google

Clara: Ich habe euch schon von weitem beobachtet, ohne freilich eure Unterhaltung zu verstehen. Meine Beda saß da wie ein Schulmädchen, das beim Anblick des Lehrers seine Lektion vergessen hat, bedrückt und zusammengekauert, Roman aber schuf mit großen Gesten Luftschlösser, doch nicht ohne ein gewisses pedantisches Äußere zu verleugnen, als sei er ihr Lehrer. Wie könnt ihr an einem so strahlend schönen Sonntagabend nur Schule spielen, ihr seid nicht recht gescheit. Freuen solltet ihr euch. Nun, Beda?

Beda: Ich fürchte, ich habe das Freuen verlernt.

Clara: Kleinmütige, du willst in so früher Jugend deine Freude begraben? Warte nur, du hast eine Scheintote zu Grabe getragen, sie wird die Todeshülle durchdringen und eines Tages dem Licht wieder entgegensprießen, dann aber all das Versäumte nachholen und dich doppelt und dreifach in ihre Düfte hüllen.

Beda: Du Glücklich-Sorglose, beinahe möchte ich dich beneiden.

Clara: Bin ein Taumelfalter, weißt, taumle unbewußt, spielerisch von Lust zu Lust. Möchte mir kein Feuer in den Weg kommen. Faßt es mich, brenne ich lichterloh. —

Es wird kühl, mich schauert. Laßt uns ins Haus gehen, ich habe die Hoffnung aufgegeben, heute noch ein fröhliches Gesicht zu sehen. Nur mich könnt ihr nicht bekehren, trübsinniges Volk. Nun kommt.

Sie gehen.

* * *

Zimmer

Abdon und Beda arbeiten.

Abdon: Geschwind, Beda, laß uns enden. Wir wollen noch unseren Abendspaziergang machen, ehe es dunkelt. Es ist heute später geworden als sonst.

Beda: ⟨schlägt im Lexikon nach⟩ Bach, Beethoven . . .

Abdon: Das Nachschlagen will dir heute nicht recht gelingen, Beda, du findest doch sonst im Augenblick die Worte.

Beda: Gleich, Abdon, gleich.

Abdon: Wie seltsam ist dies: Ich sehe dein Gesicht vor mir, zum erstenmal, seit wir einander wieder begegnet sind, sehe ich deine Züge, doch sie sind anders wie früher, halb verschwommen, halb verweht, als habe Rauch das treue Spiegelbild geschwärzt. Heute siehst du traurig aus, als ob ein innerer Zweifel dich hin und her triebe. Unruhig flackert mir dein Bild auf und ab und vergebens mühe ich mich, es zu halten. Beda, liebe Schwester, ein Kummer bedrückt dich, seit du von deinem Besuch heimgekehrt bist, ich habe es gefühlt und mit dir gelitten, wußte ich auch nicht, was dir begegnet war. Du bleibst bedrückt, traurig und schweigst. Bleibst verzagt, uneins mit dir selbst, als rängest du mit zwei Geistern im Nebel. Hast du so wenig Zutrauen,

Digitized by Google

bin ich dir so fremd geblieben, daß du es nicht über dich vermagst, dich mir zu vertrauen, meinen Rat anzunehmen?

Beda: Wie habe ich mich bemüht, Abdon, dich nicht merken zu lassen, was mein Inneres umwühlt. Deine geschärften Sinne tasten den geringsten Schwingungen der Seele nach, wie konnte ich hoffen, eine solche Wandlung vor dir zu verbergen.

Abdon: So beweise mir deine Freundschaft und dein Vertrauen und erzähle mir, was dir geschehen ist.

Beda: Ein seltsamer, unheilvoller Zufall ist die Ursache der Verstrickung. Ich lernte meiner Freundin Clara Vetter Roman kennen. Es war Abend, wir saßen am See, als er auf einem Nachen zu uns trieb. Es riß mich hoch, als ich ihn von weitem erblickte, denn er war an Gestalt dir so ähnlich, wie überhaupt ein Mensch einem anderen gleichen kann. — Er stieg an Land und redete uns an, — es erklirrte in mir, auch seine Stimme war der deinigen gleich, daß ich dich zu hören glaubte. Ein Gespräch begann, und näher und näher umzogen mich Kreise, daß ich mich im Traume glaubte.

Abdon: Beda!

Beda: Die Wellen schlugen über mir zusammen, verklungene Jugendlieder ertönten von neuem in entlegenen Räumen meines Gehirns, Düfte, die sich an längst verschollene Begebenheiten knüpften, entquollen, aus unsichtbaren Weihrauchfässern geschwungen, Blumen, die zu meinen Füßen blühten, riefen längst vergessene Bilder wach. Dies Dämmern dauerte einen Augenblick, Abdon, dann war der Erinnerungstraum verweht, ich erwachte und saß ihm gegenüber wie ein Schulmädchen seinem Lehrer gegenüber sitzt, wenn es seine Lektion nicht gelernt hat. Trauer und unsagbare Angst um dich befielen mich nun. Alles, was du verloren hast, trat mir mit unheimlicher Klarheit vor die Seele, gemessen am so viel höheren, strahlenden Lebensglück des andern, gleichen. Ich bezichtigte mich der Untreue gegen dich, da solche Gedanken meiner Herr wurden, konnte aber doch den Blick nicht von jenem lassen. Mir war, als säße ein glücklicher sehender Abdon neben mir. Seither ist die Ruhe von mir gewichen, Romans Augen folgen mir und lassen mich nicht mehr.

Abdon: Beda, und du freust dich nicht, du frohlockst nicht der Entscheidung, die dir endlich naht? Deine Augen leuchten nicht? Wie gerne sähe ich sie strahlen.

Beda: Schwer, schwer bedrückt mich dies, Abdon. Ich hatte ein gewisses Gleichgewicht zu finden geglaubt in den Wochen unseres Zusammenlebens, war zu einer Bescheidung gelangt, die einem inneren Glück ähnlich sah. Nun ist die Ruhe von mir gewichen und ich zittere vor dem Strahl, der allzu heftig, wie ein Blitz, in mich gefahren, mich zu zerspalten droht.

Abdon: Was kann dich so zittern machen? Offen liegt ein Weg vor dir, was zögerst du, ihn zu beschreiten?

Digitized by Google

Beda: Vor meinen Blicken liegt kein Weg offen, ich bin in ein Dickicht geraten, aus dem kein Weg führt, die Zweige drohen mich zu ersticken.

Abdon: So haue um dich und bahne dir den Weg, der dir bestimmt ist.

Beda: Mein Geschick ist es nicht allein, das mich bedrängt und peinigt. Ich komme mir vor wie eine Treubrüchige.

Abdon: Willst du unsere Freundschaft aufsagen?

Beda: Nicht unsere Freundschaft ist bedroht.

Abdon: Du quälst dich, arme Beda, glaubst mir Leid anzutun. Du mußt daran denken, daß ich jenseits bin von Freude und Schmerz, losgelöst von allen irdischen Trieben, daß ich in einer anderen Sphäre schwebe, in welche die Schwingungen aus deiner Welt nur gedämpft hinübergleiten. Du brauchst kein schlechtes Gewissen, keine Angst zu haben, brauchst dir keine Sorge um mich zu machen. Du hast mir aus meinem Abgrund herausgeholfen auf einen festen Weg, auf dem ich nun weiterkomme.

Beda: Ich habe dir mein Wort gegeben, dich nicht mehr zu verlassen, ganz dir zu gehören. Dies ist es, was mir die Ruhe raubt, was mich so bedrückt, daß dir der Wechsel nicht entgehen konnte. Ich sinne und sinne, diesem Irrsal zu entgehen.

Abdon: Nun hast du die Ruhe verloren, die du dir so mühsam erkämpft hattest, und doch solltest du jubeln, denn du siehst ein Ziel vor deinen Augen, ich freue mich für dich.

Beda: Du weißt nicht, wie es um mich stand, als wir uns wiedersahen. Wie kann ich vergessen, wenn ich ihm angehöre, der Zug um Zug dein Ebenbild ist? Das ist es, was mich zerbricht. Ich möchte mich spalten oder ein Abbild mit meinen Zügen formen.

Kann ich je zu einem tiefen Glück gelangen, wenn ich doppelte Gesichter sehe, bei jeder seiner Bewegungen an dich denken muß?

Abdon: Was soll ich dir, der Sehenden?

Beda: Denke an das, was zurückliegt.

Abdon: Unsere Wege führten auseinander, immer weiter auseinander. Wie weit wären wir jetzt entfernt, hätte unser Leben uns in gerader Richtung vorangeführt.

Beda: Du zweifelst daran, daß uns unsere Wege trotz allem wieder zueinander geführt hätten?

Abdon: Wir hätten uns bald aus den Augen verloren.

Beda: Du bist hart wie Stein, doch du kannst mich nicht überzeugen.

Abdon: Was hat überhaupt zwischen uns bestanden? Ist nicht Freundschaft das Band gewesen, das all die Jahre überdauert hat, das einzige, das sich bewährte? Haben wir nicht diesem Bande, dem festesten, das uns gehalten hat, alles anvertraut? Wolltest du dieses lösen, so würde ich freilich an dir enttäuscht werden.

Digitized by Google

Beda: All dieser bitteren Gedanken bin ich nun Mutter, nachdem unser Leben sich abgeklärt hatte, doch ich kann nicht anders, Abdon, soll nicht alles in mir zerbrechen.

Abdon: Wie weit ist es doch mit uns überempfindsamen Menschen gekommen. Wir schrecken vor Naturtrieben zurück, aus Zartgefühl, aus Rücksichtnahme auf andere, aus irregeleiteten Empfindungen. Würdest du Verzicht leisten, wenn ich dich darum bäte?

Beda: Nein, Abdon, zu tief hat mich diese Neigung erfaßt.

Abdon: Du hättest mir keinen Gefallen erwiesen, hättest du das Gegenteil gesagt, denn du hättest mir damit nur bewiesen, daß du natürlicher Gefühle nicht mehr fähig gewesen wärest.

Beda: Das Schicksal ist zuweilen grausam und hart. Nun ich in ähnlicher Lage bin wie du, kann ich mich in deine Empfindungen einfühlen. Warum muß das Geschick uns aus dem ungeheuren Wirbel herausgreifen? Geborgenheit schlägt ins Gegenteil. Mir ist, als sollte ich am Pranger stehen, am innerlichen Pranger, büßen ohne Schuld.

Abdon: Du quälst mich und verblutest selbst, Beda. Für heute habe ich die Lust verloren, weiter mit dir zu streiten. Komm, laß uns unseren Spaziergang machen, es ist schon spät geworden.

Sie gehen.

* * *

Das Gartenhaus am See

Roman, Beda

Roman: Beda, Liebste, Zweifel um Zweifel? Ich kann dir nicht sagen, wie auch mich dies bedrückt, wie ich leide unter der Mutlosigkeit, die dich zu Zeiten befällt.

Beda: Über allen meinen Wegen lastet ein Verhängnis, reines Glück ist mir nicht gegönnt.

Roman: Die tiefste innerlichste Entscheidung ist uns genaht. Wir haben ein Glück gefunden, wie wir es nie erhofft haben, und doch, unser Denken und Träumen ist eingefangen in kleine Räume, dehnen wir uns, strecken wir uns, stoßen wir gleich mit dem Kopf an die Decke.

Beda: Wären uns keine Hinderungen in den Weg gelegt, unser Glück wäre zu unermeßlich, als daß wir es begreifen könnten, es würde uns durch die Finger rinnen wie durch ein Sieb. Wir würden leichtfertig werden, spielen mit dem, was uns so kampflos zugefallen und über Nacht wäre alles zerronnen. Nun wir kämpfen müssen, wird das ferne Ziel stets lockender.

Roman: Ob wir es erreichen? So glücklich, so übermütig mich dein Geständnis gemacht hat, so stark hat mich nun der Rückschlag getroffen, der eines jeden Übermaßes Folge ist.

Beda: Daß ich Abdon nicht mehr recht verstehe, quält mich am meisten. Er, dessen Seele in der letzten Zeit unverschleiert vor mir lag, hat wohl noch gleich freundliche Worte für mich. Seine Bitten, dir zu gehören, haben etwas väterliches, doch in all dem klingt ein Ton des Entsagens, den er hartnäckig leugnet. Von unserem Glück spricht er viel, von seinem Schicksal selten, drängt

Digitized by Google

auf unsere baldige Verbindung, als sei ihm ein besonderer Gefallen damit erwiesen, als werde er von einem inneren Zwang befreit sein, wenn sie geschehen. Er weiß sich so zu stellen, daß man seine Ratschläge für Ausgeburten seiner innersten Überzeugung halten könnte, läge nicht zuweilen ein Verzagen in seiner Stimme, das mich an die ersten Tage unseres Beisammenseins erinnert, als er noch hilflos und sich selbst überlassen war. Ich zweifle und kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß er seine wahre Gesinnung vor mir verbirgt. Ratlos stehe ich da, weiß mir sein Verhalten nicht zu erklären, vermag nicht zu erfassen, welche Beweggründe ihn leiten. Ich kann dich nicht lassen, von ihm mich zu trennen wäre Grausamkeit. Soll man zürnen wider ein Geschick, das einem einen solchen Zwiespalt schafft?

Roman: Du willst zürnen gegen das Schicksal, das uns zueinander gebracht hat, du weißt nicht, was du tust, nicht, was du willst. Kann nicht Abdon uns beiden gleicher Freund sein, wie er vorher dir allein Freund war?

Beda: Wie wird Abdon dich aufnehmen? Diese Frage lege ich mir täglich neu vor. Bringt er dir das Mißtrauen entgegen, mit dem er seinen Mitmenschen, mich allein ausgenommen, begegnet, so ist mir bange um ihn und auch fast um unsere Zukunft. Er ist unberechenbar und voll von Widersprüchen. Als Knabe schon war steter Widerspruch sein Element.

Roman: Seine Krankheit mag diese Eigenschaft gewandelt, gewiß gemildert haben. Hat er ein Recht, uns unser Glück streitig zu machen?

Beda: Still, ich bitte dich, still vom Recht. Willst du Empfindungen dem Recht nachordnen? Laß unsere Gedanken nicht zurückgleiten. In ihm mag Vergangenes aufleben, das er immer wieder verdrängt. Für uns ist es tot, muß es tot sein.

Roman: Kämpfe hattest du zu bestehen, doch jetzt liegt nur ein Weg vor dir.

Beda: Ein Weg, eine harte, dornenvolle Straße, entspricht das Ziel, das wir erreichen, den Mühen, sie zu bahnen, so wollen wir freudig wandern. — In uns löst sich alles leicht, wir ergänzen einander, doch kannst du in Abdons Inneres blicken, das Hirn begreifen, das solange eckige Steine umherwälzt, bis es Schmerz empfindet? Weißt du, was in ihm vorgeht, während wir unser höchstes Glück finden?

Roman: Sorge um Sorge bewegt dich, im fremden Glück und Leid erschöpfen sich deine Gedanken, dein ganzes Sinnen. Du gibst dich aus, bis du ganz leer bist. Was nützt uns alles Hin- und Herkrümmen? Wir haben einander gesehen und können nicht mehr voneinander lassen, darum muß alles, was uns im Wege steht, weichen. In stetem Kreislauf kehren deine Gedanken immer wieder zu dem selben Punkt zurück. Ruhe sie aus, sie sind bitter und müde und laß uns unser Zusammentreffen mit Abdon abwarten.

Clara

Clara: Kleine Beda, noch immer ernst und still? Wann soll dann die Freude bei dir erwachen, wenn Roman sie nicht erweckt?

Digitized by Google

Roman: Still, Clara, sie ist erwacht und wird bald stärker sprießen. Gib acht, daß du die zarte Pflanze nicht überschattest mit dem großen Baum, den du in dir trägst, und ihr Wachstum hemmst.

Clara: Ich will ganz still sein und aufmerksam hinschauen, wie die kleine Pflanze den harten Erdboden durchbricht.

* * *

Zimmer

Abdon, seine Schwester

Abdon: Ich muß dir manches abbitten, mein harter Sinn, mein Mißtrauen hat dir weh getan. Die Schläge, die ich in sinnloser Wut über mein Mißgeschick gegen mich selbst führte, haben auch dich getroffen. Die ganze Welt habe ich mir in kurzer Zeit zum Feinde gemacht und schwer wird es mir, Vergebung zu erbitten, zu erlangen. Ich hatte jedes Maß verloren, bin unmäßig und unerträglich in meinen Forderungen, in meinen Ansprüchen gewesen. Jetzt, da alles wieder ins Gleichgewicht gebracht ist, merke ich erst, wie schwer ich es euch allen gemacht habe.

Die Schwester: Auch ich bin selbstsüchtig gewesen, Abdon, habe manche Pflicht an dir versäumt.

Abdon: Ich habe dir weh getan, ich weiß es, als ich dich verließ und zu Beda zog. Allzu schroff stieß ich hervor mit meinen Wünschen, ohne deiner Meinung zu achten, deinen Rat zu hören. Mein neues Empfinden war in Gärung, es kochte in mir, gewaltsam zerriß ich alle Bänder, mit dem mich zu vereinen, was mir Rettung schien. Es gelang, ich wurde wieder zum Menschen, freilich zu einem anderen als ich vorher gewesen war. Du hast mir viel zu verzeihen.

Die Schwester: Wir wollen unsere Schuld gegeneinander ausgleichen und alles vergessen.

Abdon: Nun habe ich endlich das Gleichgewicht gefunden, das mich bei allen Menschen einspielen läßt, Ruhe und Bescheidung. Was vorher in mir stritt, war ein wilder Strom, den ich nicht mehr bändigen konnte. Ich habe viel geopfert, doch ich bin über alles hinweggekommen, leichter als ich gedacht habe.

Die Schwester blickt zum Fenster hinaus.

Die Schwester: Ich sehe Beda. (Sie erschrickt.)

Abdon: Was ist dir?

Die Schwester (gefaßt): Nichts, mich schaudert.

Abdon: Übermenschliches hat dich angefaßt. Ich danke dir.

Die Schwester: Sie nähern sich dem Haus.

Es schellt, sie geht zu öffnen.

Abdon: Töne? Es klingt? Ein stiller Gleichklang ruht in mir, die Wellen haben sich beruhigt. Göttlich, wer seiner selbst so Herr geworden ist, daß der Körper sich willig vom Geiste löst, daß neu, immer wieder neu, mit jedem Tage schöner der Geist sich entfaltet. Göttlich, wer zu solcher Einsicht gelangt ist, leiblicher Güter bar, göttlich, wer körperliche Leiden überwindet,

Digitized by Google

bezähmt, daß sie still ruhen und zu Nebendingen werden. Der Sieg, den ich errungen habe, ist über alle Maßen, ein Sieg des Geistes über den Körper.

Roman, Beda treten ein, Abdon sitzt still da.

Beda: Abdon.

Abdon: Freunde! Laß mich dich Freund nennen, Roman, dich, den ich nie gesehen habe, nie sehen werde, gib mir deine Hand. Sei auch du mir Freund, wie Beda mir Freundin ist.

Zweifelnd steht ihr da, verstummt, wißt nicht, ob ihr mich für einen Lügner halten, mir Glauben schenken sollt. Laßt mich den letzten Schleier lösen, der noch zwischen uns schwebt.

Sie setzen sich.

Abdon ⟨zu Beda⟩: Offen soll alles zwischen uns liegen, nun dir Entscheidung geworden ist, mir Klarheit. Erraten hattest du meine mühsame Verstellung, deiner so unwert wie möglich zu erscheinen. Noch hatte ich mich nicht losreißen können von der Liebe zu dir, und doch spielten zwei Empfindungen in alle Gedankengänge hinein, die, daß ich dir in meinem jetzigen Zustand kein Gefährte mehr sein konnte, und weiter, daß meine Neigung zu dir erkalten würde, nun meine Sinne auf so gänzlich neuen Nährboden gestellt waren.

Das erste Gefühl gab den Anlaß, mich zu verstellen und mir den Anschein zu geben, als sei ich schon zu dem Punkt gelangt, dem mich die zweite Empfindung nachher in der Tat zutrieb. Ich erschien kälter als ich war, und trieb so, halb bewußt, halb unbewußt dem Ziele zu, das ich erreichen wollte, meine Neigung zu dir erkaltete. Zu viel hatte sich in mir gewandelt. Die mir neu erschlossenen Sinne verlangten nach tieferer, innerer Nahrung, als die groben Augensinne je gefordert hatten. Sinnliche Regungen wurden völlig ausgeschaltet und mein ganzes Empfinden stellte sich auf innerliche Anreize ein. Dinge, welche mir in meinem früheren Dasein nur Lockspeisen gewesen waren, wurden mir Nahrung und Zweck, so verwand ich schneller als ich je zu hoffen gewagt das, was zu überwinden ich mir zur Aufgabe gestellt hatte, ich überwinden mußte, um Dasein zu erlangen.

Schwer wurde es mir, dich zu quälen, denn ich empfand deutlich, wie sehr du noch an mir hingst, wie sehr du auf eine Erwiderung deiner Liebe gerechnet hattest. Ich biß die Zähne aufeinander, blieb fest und erreichte mein Ziel. Daß ich Freundschaft von dir forderte, die noch andere Gefühle mir darbrachte, war ein gefährliches Spiel, über dessen Folgen ich mir nicht klar war, häßlicher Egoismus, dessen ich mich jetzt schäme.

Eine Komödie der Verstellung habe ich vor dir spielen müssen mit dem bitteren Gefühl, von dir durchschaut, nicht aber im innersten Grunde verstanden zu sein, in steter Furcht, dein Mißtrauen wachzurufen. Auch du hattest viel zu überwinden, ich fühlte den Schlägen nach, mit denen ich dich von einer Enttäuschung in die andere treiben mußte, mitleidlos und nicht völlig überzeugt von dem Erfolg meines Schrittes.

Digitized by Google

Das, was ich zu hoffen nicht mehr gewagt hatte, trat ein. Du fandest neue Liebe, ein neues Ziel, mühsam und bedachtsam begrabene Hoffnungen erwachten von neuem in dir. Ich fühlte dein Zögern, drängte dich zur Entscheidung, um uns beiden Entlastung zu schaffen, und wiederum trat eine Hemmung ein: die Ähnlichkeit, die zwischen Roman und mir bestehen soll — ich kann sie nicht mehr prüfen, würde aber gewiß enttäuscht sein, könnte ich es — rief zu viele Erinnerungen in dir wach an unsere gemeinsame Jugendzeit. Immer tiefer bedrückte dich der Gedanke, daß du eigentlich doch mir bestimmt gewesen seist, immer stärker entsprang dir das Gefühl deiner Liebe zu Roman. Krankhafte Gedankengänge der Teilung erwachten in dir. Zum Glück rang sich dein gesundes Gefühl durch, und nun, nach diesen Worten, kannst du, darfst du nicht mehr zögern, deinem Geschick froh und glücklich entgegenzutreten.

Beda: Aus tiefen Träumen glaube ich zu erwachen. Soll ich weinen, Abdon, dir danken?

Roman: Laß uns ihm danken, Beda, er hat uns unser Glück geschaffen, wir nehmen es aus seinen Händen.

Beda: Er geht leer aus.

Abdon: Leer nicht, Beda, du hast mir ein neues Glück geschenkt, ein neues Leben, und täglich neu soll es mir erstehen, bleibt es bei der alten Freundschaft zwischen uns.

Ihr mögt mir zum Vorwurf machen, daß ich nicht gleich nach Bedas Geständnis euch dies darlegte. — Zu unerwartet war mir alles gekommen, meine Gefühle waren noch zu ungeordnet, zu wenig hatte ich in der letzten Zeit mit mir selbst geredet, mein Inneres befragt, als daß ich gleich mit dem hätte hervorbrechen können, was als innerste Überzeugung in mir ruhte. Nach und nach erst kamen mir die Worte, der Mut, meine Gesinnung zu beweisen. — Zwischen uns aber soll unentwegt ein inniges Band der Freundschaft schweben, in das auch Roman eingeschlossen sei. Ich will den Anteil an dem Glück hinnehmen, das euch beschieden ist, das jetzt wie eine schwere duftbeladene Wolke still über uns hängt.

Ich bin glücklich in mir und habe es zu einem Maß der Bescheidung gebracht, das mich mein Leben mit innerer Befriedigung ertragen läßt. Mit deiner Hilfe nur, Beda, bin ich der Tiefe entkommen, in die mein Geschick mich gestürzt hatte, ein hilfloses Tier, in dem menschliche Sinne erst wieder erweckt werden mußten.

Wollt ihr mich halten, Freunde, daß ich nicht wieder dem Abgrund zutaumle, den ich hinter mir gelassen, so erweist ihr mir den besten Freundesdienst, den ihr mir leisten könnt, mir, dem Blinden.

Beda und Roman: Wir wollen es, Abdon.

Ende

* * *

Digitized by Google

MAGISCHER MOND

VON HEINZ LUDWIG RAYMANN

MONDFINSTERNIS

Die Nacht wölbt hoch und silberblau,
Nordwind bläst feucht und herbstlich rauh:
Der Mond schwimmt überm dunklen Dom
Umhoft von fahlem Grün und Chrom.
Sieh, leis verfinstert sich der Mond
So seltsam trüb und ungewohnt.
Erschatten dunkelt sein Gesicht
Zu düsterrotem Ampellicht,
Er schimmert rot und transparent
Wie runde Martinsfackel brennt —
Und Sterne gelblich bläulich grün
Wie kleine Lampions aufglühn.
Nun hängt inmitten aller Stern
Mit sanftrubinem Feuerkern
Des roten Monds Papierlatern —
Sonst wachend überm Katafalk
Tiefernst bei Leichen starr und kalk,
Schwankt taumelnd er im blauen Raum,
Aus Japans Märchen unfassbarer Traum
Verspritzend dunkles Gelb und Rosaschaum.

Die Schläfer träumen tief in Not
Von einer Zeit, die blutig droht.

* * *

SENDUNG

Ich schreite feldwärts ganz in Hüllen
Von rauchgewebten Abendtüllen
Erwartend ob des Hügels Neigen
Des roten Monds glanztrunknes Steigen.

Digitized by Google

Sturmschiefe Silberpappeln fliehen
Vor grauen Himmels Wolkenziehen,
Die hochgereckt allein gleich Riesen
Entragen Nebeln weißer Wiesen.

Herbstfeuer schwelen Rauch und Funken
Im tiefen Abendblau ertrunken.
Irrwischkobolde bläulich hexen
Vor Weidenstümpfen dumpfen Klexen.

Nun bricht in funkelklaren Wellen
Aus mir gestauten Glanzes Quellen,
Ich wachse riesig im Nachtdunkel
Verspritzend innres Sterngefunkel.

Da — über mir brennt weiße Zunge
Mit irren Sprühens Flammensprunge,
Die Stirne braust in weißen Lohen,
Fremdwilde Worte mich bedrohen.

Erzharte Stimme schreit im Feuer
Von Weltseins Sinn und dunklem Steuer,
Sternbahnen rauschen vor mir offen
Vom Blitz Erleuchtung grell getroffen.

Kühl braust mit ungestümem Rasen
Ins Herz mir reinen Geistes Blasen,
Allwelt strömt mir in glühnde Seele,
Gesang füllt bronzen meine Kehle.

Und alle Tiefen, alle Höhen
Erbrausen voll im Rausch der Böen —
Und meiner Seele Flammen schlagen
Goldlohig an den großen Wagen.

Urplötzlich lischt der Sendung Feuer:
Schwarztannen finstern ungeheuer,
Nachtfenster glimmen tief im Tale —
Die Welt schläft mild in runder Schale.

Schaumwölkchen silbert zart die Ränder
Aufgehnder Mond, ein guter Spender,
Wird meiner Seele Eisenzwinger
Berühren leis mit sanftem Finger.

Doch rast mit erzprophetnem Grimme
In mir erwachte Seherstimme:
Ich steig gereckt im Schöpferdrang
In Räume, Licht und Überschwang.

* * *

MOND IM ZIRRUSGEWÖLK

In Sprockästen krummbizarrem Gewirr
Leis schaukelt an grüner Fäden Geflirr
Der Mondscheibe Goldblech klar und klirr.

Wie schimmernde Frau in Silberfuchsflaum
Zieht blendend durch Baum und gläsernen Raum
Frau Luna in weißem Zirrusschaum.

Digitized by Google

Ich wollte ich höb aus silbrigem Kies
Empor mich zu ihr, zum flaumigen Vlies,
Den zärtlich Windhauch ums Mondblech blies.

Wir schleichen gebannt an Blut und Gebein,
Wir sehnen empor zum lockenden Schein —
Und atmen verhext das Goldlicht ein.

* * *

GEISTERSTUNDE

Der Mond, den obre Lüfte treiben,
Schwimmt nah opalig blauen Scheiben,
Gießt in mein Zimmer magisch Licht,
Das alle Formen, Farben bricht.

In Silber will er alles tunken,
Entzündet stumpfe grüne Funken
Auf dem Gerät von grauem Zinn —
Löst alle Schwere, allen Sinn.

Auf der Tapete bunten Flecken
Erheben Leuen sich und Recken,
Sie treten kämpfend in das Licht,
Die Leiber rühren mein Gesicht.

Aus meines Bettes weißer Decke,
Darunter ich die Glieder strecke,
Macht mitternächtgen Mondes Schein
Mir einen fahlen Leichenstein.

Der Mond greift kalt an meine Kehle,
Schlürft aus dem Leib mir Blut und Seele,
Ich liege in dem Licht erstarrt
Als wie vom Henker weggekarrt.

Indeß auf grünen Mondlichtwellen
Fühl ich astralig weich mich schwellen,
Erfülle groß des Zimmers Raum
Hinschwebend leicht wie Zirrusschaum.

Schau mich im weißen Bette liegen
Alpstöhnend bei der Seele Fliegen,
Belächle meines Leibes Qual
Aus Fernen geisterleicht astral.

So schwebe ich zur Geisterstunde
Beim grausen Mondgeheul der Hunde
Entrückt des Leibes schlimmer Haft
Mit vierten Reiches Zauberkraft.

Wenn ich in weher Nächte Wunde
Mich sehne nach der letzten Stunde
Bereitet mir der Mond, der Schalk,
Gar feierlichen Katafalk.

* * *

Digitized by Google

SELBSTDARSTELLUNG

VON RICHARD VON SCHAUKAL

I. TEIL

UMRISSE DES ÄUSSEREN LEBENS

ICH bin am 27. Mai 1874 zu Brünn im ehemaligen österreichischen Kronlande Mähren geboren. Die alte Stadt, als Mittelpunkt industrieller Tätigkeit, namentlich durch Tucherzeugung berühmt, liegt am Hange des Spielberges, dessen Festung, heute Kaserne, ihr anmutiges Profil krönt. Weit ins Grün hinaus verbreiten sich die Vororte. Das Haus, in dem ich am späten Abend geboren ward, der hohe »Stadthof«, lehnt sich an den Domberg, den lieblichen Franzensberg, in dessen altmodischen Anlagen unterhalb des schlanken Obelisken, des Denkmals der Siege von 1809, ich den ersten, unbewußten Sommer meines Lebens verbracht habe. Aber das Haus, das mir vom zweiten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre Heimstätte war, steckte mitten in der altertümlichsten Stadt, in der Ferdinandsgasse, gegenüber der Franziskanerkirche und soll im 18. Jahrhundert und früher ein jüdisches Bethaus gewesen sein. ‹Es steht nicht mehr.› Das Untergeschoß nahmen Laden und Warenräume der Drogen- und Chemikalienhandlung Josef Lehmann & Co. »zum Schwarzen Hund« ein, in deren Diensten mein Vater, Franz Schaukal aus Namiest im Bezirke Boskowitz, nach zurückgelegten kaufmännischen und technischen Studien als junger Mann getreten war und als deren Eigentümer er 1908 gestorben ist. Am 2. August 1873 hatte der dreißigjährige blondlockige vollbärtige Mann die zwanzigjährige Mina Seidl aus dem von Jugend durchschwirrten rotbedachten Familienhause am Franzensglacis, wo sie mit ihrer frühzeitig verwitweten Mutter und einer älteren Schwester friedlichschlicht hinlebte, als Gattin abgeholt. Meine Mutter, schlank, dunkelhaarig, mit grauen, tiefen Augen, eine liebliche Erscheinung, hat ihr Glück in ihren zwei Kindern gefunden, mir und der drei Jahre später geborenen Schwester Lotte. Wir drei hielten zusammen, während der Vater, meist mürrisch und von Sorgen bedrückt, daneben stand. Die Mutter sah in uns die verwelkten Träume ihrer Jugend wieder erblühen, uns hat sie ihre Liebe zu den Dichtern eingeflößt, ihre Begeisterung für die Helden der Geschichte, allen voran Alexander und Napoleon. Täglich führte uns der Weg aus der engen Stadt zu Großmutter in den kleinen rosengeschmückten Garten, den Onkel Christian Struck, ein kleiner Mann mit dichtem weißen Schnurrbart und schwarzer Hornbrille über der gebräunten Nase, in seinen reichlichen Mußestunden sorglich pflegte. In diesem stillen Garten, zu dem vom geräumigen Hof ein paar Steinstufen hinunterführten, habe ich die Kindheit verbracht, dort lernte ich Bäume, Blumen, Vögel, Käfer lieben, am Rande des schmalen Brunnens, in dessen Mitte ein Kranich den Wasserstrahl emporwarf, hab ich das stumme Wunder der Goldfische stundenlang angestaunt, am Tannen-

Digitized by Google

bäumchen an der Seite des dumpfriechenden Lusthäuschens hingen alljährlich im Frühling die ersten Kirschen, von »Stracka«, der uralten Amme Großmutters, für den Liebling heimlich aufgesteckt. Das Haus war von vielen jungen Tanten und ihren Freundinnen belebt. Sie haben mich, den ersten kleinen Buben, alle mit ihrer Zärtlichkeit verwöhnt. Als Tante Laura, Mamas schöne Schwester, im Gegensatze zu der lebhaft Beweglichen eine träumerisch melancholische Brünette, Carl Luz, den reichen alten Fabrikherrn, geheiratet hatte, kam ein anderer größerer Garten in die Familie, die »Villa« im Schreibwalde, die der an Wagen und Pferde gewöhnte neue Oheim eine halbe Stunde außerhalb der Stadt inmitten eines herrlichen Blumen- und Obstgeheges erstehen ließ. Seit Großmama zuerst Sommer über, dann durchaus zu Tante Laura übergesiedelt war, wanderten wir vom Mai bis zum September jeden Nachmittag in die prächtige Villa. Ihre Hecken und Wiesen, insbesondere aber das luftige hölzerne »Zauberschlössel« auf tannenumstandenem Hügel waren mein Märchenreich, hier lebte ich meine Indianergeschichten oder kämpfte mit der stets willfährigen Schwester und einer Schar von heranwachsenden Vettern und Basen meine Sarazenenschlachten, lieber jedoch saß ich im Sommerhauch auf der weinumrankten Galerie des Schlößchens und las. Denn ich bin von Kind auf ein ungeheurer Leser gewesen. Und noch ehe ich lesen konnte, wußte ich die Kinderbücher, »König Nußknacker und der arme Reinhold«, »Struwwelpeter« und seine Verwandten, so haargenau auswendig, daß ich Mama, die sie während ihrer Arbeit »vorlesend« gleicherweise rezitierte, genauestens überwachte und ihr jeden Verstoß gegen den Wortlaut rügte. Später waren es zumal die Märchen von Grimm und Bechstein sowie der 1001 Nacht, die mich selig in ihren Bann schlugen. Ich liebte aber nicht nur den Inhalt der Bücher, sondern sie selbst, die soundso gestalteten Exemplare, streichelte sie, ließ sie bei mir schlafen und zog eines dem andern vor, verehrte hie und da eines höchlich um seines besonderen Äußern willen, hegte und schonte sie: Ich habe meine Kinderbücher fast alle noch meinen Kindern in gutem Zustande übergeben können; auch von Mamas eigenen Kinderbüchern sind einige darunter. Den Märchen sind die »Theaterbüchel« — gleichzeitig mit der durch ältere Knaben geweckten Lust am selbst in Szene gesetzten Tischtheater —, diesen die »Indianerbüchel« gefolgt, aber die eifrig betriebene Schulgelehrsamkeit förderte höhere Interessen, und so rückten Mythologie und alte Geschichte in den Vordergrund. Die griechische Götter- und Heroenwelt war dem Zehnjährigen so vertraut wie die Bibel, die die Mutter schon dem Kinde vermittelt hatte. Robinson und Don Quixote, Gulliver und Münchhausen, Eulenspiegel und die Haimonskinder haben mir näher gestanden als meine Schulgenossen, von denen ich mich keinem aus Bedürfnis anschloß; ich ließ mir die Anhänglichkeit eines und des andern, die mich morgens zum gemeinsamen Schulgang abholten und denen ich hinwiederum auf dem Heimgange gern frei erfundene endlose Geschichten erzählte; gefallen, aber meinem Herzen waren außer Mama und Lotte die Gestalten der Dichter wahlverwandtere Gesellschaft.

Digitized by Google

In der Schule saß ich vorn unter den fleißigen Juden, mit deren einem ich bis zur Maturitätsprüfung vergebens um den Vorrang eiferte, ich blieb der Secundus, zumal da mir die Mathematik die schönen Züge des Zeugnisses immer durch eine knappe Grenznote bemakelte. Die alten Sprachen lernte ich leicht und gern, mit siebzehn Jahren las ich griechische Texte wie deutsche Autoren. Im Juli 1892 habe ich mit Auszeichnung die Maturitätsprüfung abgelegt. Ein besonderer Triumph war der lobenswürdige Erfolg in der verhaßten und gefürchteten Mathematik. Im Herbst bezog ich die Universität Wien, um Jura zu studieren. Nichts zog mich zu diesem Studium, das ich gewählt hatte, weil es einen vornehmeren Beruf ermöglichte, Kaufmann zu werden, wie mein Vater einst gewünscht haben mochte, hatte ich mit Verachtung abgelehnt. Ja, ich gestehe, daß ich mich zu Zeiten vor einem oder dem andern Bekannten aus reichem Hause des alten Gebäudes mit dem niedrigen Eingang, des Kaufladens und der bei aller Bequemlichkeit engen Wohnung geschämt habe, ein armseliges Gefühl, das kurzsichtiger und bereits von eitlen Wünschen verblendeter Anschauung entsprang. Wie ich denn auch Menschen für schön hielt und geradezu um körperliche Vorzüge beneidete, die, wenn ich sie mir später bei Ruhe und Besonnenheit vorstellte, sich als von der Natur vernachlässigt erwiesen. Ich mit meinen gesunden Farben, der samtweichen feinen Haut und den vollen Gliedern schien mir nämlich gelben, magern, schwarzen Menschen gegenüber im Nachteil! — Mit Rührung denke ich an das stille warme alte Haus zurück. Es war erfüllt vom süßen Geruch der Droguen, im Hofe, auf den das einzige kleine Fenster des großen düstern Kinderzimmers hinausging, erscholl das stumpfe Stampfen eines schweren Stößels im gewaltigen Mörser, jenseits ragte traurig die Feuermauer des vor Jahren abgebrannten Stadttheaters, und mitten zwischen den Ziegelwänden rührte ein bis an das vergitterte Fenster emporgewachsener Baum melancholisch seine grüne Krone. Mamas inniger, herzlicher Lebensmut hielt die Schwingen über uns, ihre teilnehmende Sorge begleitete jeden Atemzug unseres beglückten Daseins.

Als ich vom Hause schied, um als Student in der großen Stadt die Kräfte zu erproben, die man mir allseits nachrühmte, geschah es ohne Freude an der Freiheit. Auch habe ich mich fern von der Heimat, mit der ich mich verwachsen fühlte, niemals, ich kann sagen nicht eine Stunde wohl befunden. Schon die häufig gewechselten öden Mietzimmer bereiteten mir Qualen. Und die Sehnsucht nach Mama, mit der ich regelmäßigen Briefwechsel unterhielt, zehrte mir am Herzen. Oft und oft bin ich während der Studienjahre in die Heimat zurückgekehrt und habe glückliche Wochen und Monate in der gewohnten Umgebung verbracht, freilich nicht mehr so unbefangen wie einst, von mancherlei Wünschen beunruhigt, mit manchem unzufrieden, was mir sonst behagt hatte. 1894/95 diente ich als Einjährig-Freiwilliger bei den Sachsendragonern in Wien und Stockerau. Das feudale Regiment der in Brünn und Göding garnisonierenden »Sechser«- ‹Albrecht-› Dragoner war mir zu meinem Leid vom bürgerlich-kleinlichen Vater versagt worden. —

Im August 1897 trat ich nach mehrwöchigem Aufenthalt im ersehnten England bei der mähri-

Digitized by Google

schen Statthalterei in Brünn als Konzeptspraktikant in den politischen Verwaltungsdienst. Von 1892 bis 1897 habe ich meine Education sentimentale durchgemacht, sie hat mich innerlich früh gereift, aber einen melancholischen Hang bestärkt. Ich bin schon als Achtzehnjähriger in Wien viel unter verschiedene Menschen gekommen, habe das gesellschaftliche Leben mancher Kreise kennengelernt, Sitten und Formen als aufmerksamer und gelehriger Beobachter vervollkommnet. Von Kindheit auf zu Schwimmen und Eislaufen angehalten, später zum Fechten, Reiten und Tennisspielen mit Überwindung einigen Widerstandes des stets hemmenden Vaters gelangt, hatte ich meinen Körper nicht vernachlässigt. Und ein lebhaftes Herz hatte immer wieder in zärtlicher Liebelei gebangt. Auch im dunklen Labyrinth heftiger Sinnlichkeit bin ich heiß und unersättlich umgeirrt.

Im Jänner 1898, nach zwei Wintern eifriger Geselligkeit, in der mein Ehrgeiz zwischen Befriedigung und Enttäuschung schwankte, lernte ich meine spätere Frau kennen, Fanny Hückel aus Neutitschein, die bei Verwandten die Faschingssaison verbrachte. Im Sommer traf ich mit ihr auf dem Lande wieder zusammen, und wir fanden einander fürs Leben. Im Mai 1899 führte ich sie, inzwischen zum Doktor juris promoviert, an den Altar. Nach einigen glück- und glanzerfüllten Wochen auf Capri und in Venedig begründeten wir unsern Hausstand in Mährisch-Weißkirchen, wohin ich versetzt worden war, einem freundlichen Landstädtchen, das durch die an der Kavallerie-Kadettenschule als Lehrer wirkenden Offiziere sein Gepräge besaß. Vier Jahre habe ich dort zugebracht, in heiterem Umgange mit liebenswürdigen Vertretern jener leichten, anmutigen altösterreichischen Adelswelt, die mir, seit ich die ersten selbständigen Schritte unter Menschen aufmerksam vor mich gesetzt hatte, als der einzig erstrebenswerte äußere Verkehr erschienen war. In Mährisch-Weißkirchen, wo im April 1900 mein ältester Sohn, Johann Wolfgang, geboren ward, habe ich neben dem langweiligen Aktengeschäfte im alten Fürstlich-Hatzfeldschen Schloß, das der Bezirkshauptmannschaft zur Unterkunft diente, die schon früher auf mährischen Landsitzen gern geübte Jägerei eifrig betrieben. Der stets genährte Wunsch, die Beamtenlaufbahn in die ministerielle Sphäre zu heben, ward im Februar 1903 endlich erfüllt: als Bezirkskommissär ins Ministerratspräsidium nach Wien einberufen, erhielt ich die Zuteilung zum Preß-Departement und übersiedelte zunächst nach Hietzing in eine kleine Villa, die uns als der friedliche Sitz unserer ersten Wiener Jahre in schönster Erinnerung lebt. Vom Herbst 1905 bis zum Mai 1912 hatten wir eine Wohnung in der Stadt inne, Spiegelgasse 1, ein Stockwerk über der uns aus Schloß Löschna bereits bekannten Baronin Marie Ebner-Eschenbach. Es war die Zeit gehäufter bureaukratischer Arbeit, aber auch des raschen Aufstieges auf der Stufenleiter des Erfolges. Seit 1909 Präsidialchef im Ministerium für öffentliche Arbeiten, seit 1911 Ministerialrat, sah ich, bewundert und beneidet, den Weg zu höchsten Staatsstellen offen, bis ein jäher Umschwung meine Hoffnungen verschüttete: ein mir vom ersten Augenblick an feindlich gesinnter Minister, der Czeche Trnka, ein nicht unbegabter, aber herrischer und brutaler Emporkömmling, entsetzte mich meines einflußreichen Postens, und Feigheit

Digitized by Google

und Mißgunst taten das ihrige, mich nicht mehr emporkommen zu lassen. Als der unwürdige Inhaber mißbrauchter Macht nach fünf Jahren vom Amte schied, war mir der längst nur mit Überwindung stärkster Abneigung ertragene Dienst bereits so verleidet, daß ich, vom Nachfolger meines Widersachers auf das ehrenvollste rehabilitiert, den Augenblick ersehnte, mich ganz meinen künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu dürfen. Als der Umsturz der Staatsverhältnisse nach dem verlorenen Kriege mir dazu den Anlaß bot, trat ich mit Ende 1918 aus dem Dienste. Seither lebe ich meiner Berufung und meinen Neigungen im engsten Verein mit meinen geliebten Kindern, deren Geistes- und Seelenbildung mir die höchste Aufgabe meiner Erfahrung bedeutet. Wir bewohnen ein altes Haus am Rebenhange des Kahlenberges, fern von der durch eine neue fremde Gesellschaft entstellten Stadt. Die Sommermonate verbringen wir in unserm lieben kleinen »Haus Immergrün« auf dem Semmering, das uns Ersatz zu bieten hat für die in der entfremdeten mährischen Heimat nach dem Tode meiner Mutter veräußerten Erbhäuser, worunter sich auch das Paradies meiner Kindheit, die ehemals Luzsche Villa im Schreibwald befunden hatte. Ich habe in diesen bösen Jahren der Zerstörung eines uralten Kulturbodens, oft auf die kärglichsten Mittel beschränkt, unter Opfern kostbarer Besitztümer den Kampf ums Dasein in seiner bittersten Form kennen gelernt: mühsames Aufrechterhalten einer um die gesicherten Grundlagen gebrachten anspruchsvollen, bis dahin sorglosen Gemeinschaft. Und mit den Sorgen hat Krankheit sich in mir eingenistet. Noch aber sitze ich wenigstens zweimal wöchentlich zu Pferde in der spanischen Hofreitschule auf den uradligen Lippizaner Schimmelhengsten, allem Leid der Gegenwart auf eine kurze Stunde selig entrückt.

II. TEIL

ENTWICKLUNG DES DICHTERS

Meine Mutter hatte kein ausgesprochenes Talent, wenn sie auch in ihrer Jugend nicht ungeschickt nach Vorlagen gezeichnet und gemalt hat, sie war im Gegensatz zu meinem Vater, der neben großer mathematischer auch eine freilich unausgebildete musikalische Begabung besaß, ohne Gehör für Musik, aber ihr war von früh auf herzliche Neigung zur Dichtung eigen, und sie hat gern und oft Lieblingsverse angeführt. Jedenfalls danke ich ihr, die viel, rasch und mit entschiedenem Geschmack las, den schon im Kinde geweckten Sinn für gefühlvollen Ausdruck starker Empfindung und das lebhafte Interesse am Schönen. Ihrem im Grunde heiter-klaren Gemüt war Schwärmerei nicht fremd, als Mädchen hatte sie stille Heldenverehrung getrieben und auf mich vererbt. Ihre Lieblingsdichter, Schiller, Uhland, Heine, Chamisso, Lenau, Bodenstedt, waren mir durch sie vertraute Begleiter erhöhten Daseins. Ihr Bücherkasten, der mit Eifer gesammelte gute Ausgaben der Klassiker aufwies, stand mir zu forschendem Einblick offen. Schon eh ich schreiben konnte, habe ich ihr Gedichte diktiert, sehr bald zu allen den zahlreichen Festtagen der verzweigten Familie selbst verfaßte poetische Glück-»Wünsche« geliefert. In der Schule

Digitized by Google

befleißigte ich mich, insbesondere von Andersen angeregt, eines gewählten schriftlichen Ausdrucks, meine deutschen Klassenarbeiten wurden von den Lehrern geschätzt und oft als Muster vorgelesen. Ebenso bildete ich meinen mündlichen Vortrag, bereits als kleiner Knabe habe ich bei öffentlichen Feiern mit Schwung Gedichte aufgesagt. Als wir die antiken Dichter lasen, fertigte ich manche metrische Übersetzung an, und die der Chorlieder des Oedipus von Sophokles sind noch zur mündlichen Maturitätsprüfung als anerkennenswerte Leistung dem leitenden Inspektor vorgeführt worden. Eine lebhafte Phantasie, die mit häufigen Fieberanfällen einherging, vermochte mich in der frühesten Kindheit zu lügnerischen Erzählungen von Spielsachen, die mir angeblich zur Verfügung ständen. Aber auch Märchen ersann ich, die ich durch Stunden und Tage auszuspinnen in der Lage war. War doch mein ganzes Leben manche Jahre hindurch ein einziger durchgeführter Dichtertraum, ich ein »amerikanischer Feldherr« und meine ganze Umgebung, die Gassen, durch die ich ging, »Amerika«. Zu eigentlicher schriftstellerischer Tätigkeit ward ich vierzehnjährig durch meine schon damals aufkeimende Liebe zu E.T.A.Hoffmann veranlaßt: ich bot aus freien Stücken der »Allgemeinen Musikzeitung« in Leipzig einen Aufsatz über Hoffmann als Musiker an, als aber die Schriftleitung mein Angebot angenommen hatte, beschränkte ich mich, ohne Kenntnis des kühn in Absicht genommenen Themas, darauf, eine populäre Literaturgeschichte auszuschreiben und dem schalen Artikel ein paar Phrasen über den »Musiker« anzuhängen. Selbstverständlicherweise ward die Stümperei mir wieder zur Verfügung gestellt. Ich verwendete nunmehr meine erwachten Autortriebe auf die Bereicherung einer kurzlebigen Schülerzeitung, die ich u. a. mit einem ebenso unselbständigen Chamissogeschreibsel ausstattete. Seit der Kindheit mit dem Theater in genießender Verbindung, da ich sehr häufig in die im Stadttheater abonnierte Loge mitgenommen ward, und mit der ganzen älteren Bühnenliteratur, namentlich der Oper, allmählich vertraut, warf ich mich, nach einigen harmlosen Versuchen, die häuslichen mit Mitschülern ab und zu unternommenen wilden Aufführungen durch eigene Schöpfungen zu gestalten, auf die dramatische Schriftstellerei und schrieb als Sechzehn- und Siebzehnjähriger zwei oder drei Dramen, die aber keineswegs etwa romantische Ritter- oder heroische Römerstoffe, sondern Themen des neuzeitlichen Daseins behandelten und, zumal eines, das eine nur vom Hörensagen bekannte brüchige Ehe zum Gegenstand hatte, dem naturalistischen Stil der Zeit gemäß waren. Mit einem empfänglichen, überaus leicht entflammten Herzen ausgestattet und schon als Knabe jeden Augenblick in irgend ein zumeist älteres Mädchen verliebt, dichtete ich viele melancholische Liebeslieder, von denen ein großer Teil in mein erstes 1893 bei Pierson in Dresden erschienenes Gedichtebändchen aufgenommen ward. Einzelne Gedichte waren schon während meiner Gymnasialzeit in einem Brünner Tagesblatte abgedruckt worden. Aber erst nach der Maturitätsprüfung trat ich, und zwar in der »Wiener Illustrierten Zeitung« und in der Leipziger »Gesellschaft« unter vollem Namen als Dichter in die literarische Öffentlichkeit.

Digitized by Google

III. TEIL

MEIN WERK — EINE ÜBERSICHT

1896 erschienen bei Rudolf M. Rohrer in Brünn in 500 Exemplaren »Verse 1892—1896«. Mit diesem Buche hat der Aufstieg des Lyrikers zu selbständiger Gestalt begonnen. Denn jene »Gedichte« aus dem Jahre 1893, die meine Produktion von etwa 1890 an umfaßten, sind, mit wenigen bezeichnenden Ausnahmen, der Lektüre, Heine namentlich, nachempfunden. Die »Verse« zeigen bereits eigene Züge. Ein lebhaftes sinnliches Temperament kommt darin zu wohllautendem Ausdruck. Freilich ist das Ganze beherrscht von einer weltschmerzlerischen Stimmung, die einigermaßen spielerisch anmutet, wenn sie auch der Melancholie jener Jahre durchaus gemäß ist. Bemerkenswert sind darin die ersten nicht ungeratenen Versuche, Gautier und Verlaine in deutschen Versen wiederzugeben. Der größte Eindruck meiner Jünglingszeit, Mussets »Nuits«, war anderen stärkeren gewichen. Allgemach wird neben Verlaine Baudelaire von bestimmendem künstlerischen Einfluß auf den sich nach dem Kavalleriejahr mit Bewußtsein betonenden Dandy. 1896 schrieb ich unterm Eindruck einerseits von d'Annunzio, andererseits von Jacobsen meinen ersten und einzigen Roman. Ein Bruchteil davon ist in den 1901 herausgegebenen »Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen« enthalten. Es war ein Buch der Liebeserfahrungen und der Frühlingstrauer. 1897 erschienen, nachdem ein »Heinebrevier«, Hartlebens Goethebrevier nachgeahmt, zum 100. Geburtstage dem einstigen Vorbild den letzten Gruß gespendet hatte, bei Schuster & Löffler »Meine Gärten — Einsame Verse«. Das Buch hat mich als Lyriker auf lange Zeit hinaus festgestellt. Es war ein mit Pracht und Glanz errichtetes Gebäude symbolistischen Stils, künstlerisch durchkomponiert und von stolzem Künstlergeist erfüllt. Das Erlebnis von Richard Muthers »Geschichte der modernen Malerei« hatte es befruchtet. Namentlich die englischen Präraphaeliten und ihre malerische Weltanschauung sind ein maßgebendes Element des formenstrengen und richtunggebenden Werkes. Nach der Rückkehr aus England, wohin mich außer Shakespeare Shelley und Keats seelisch begleitet hatten, tritt zugleich mit dem allmählichen Abklingen einer tiefen Neigung ein Wandel in meinem Dichten ein. Immer mehr schwindet aus ihm das aus stilisiertem Kunstempfinden stammende Künstliche von Thema und Ausdruck, wieder wie früher, aber gereift und gereinigt, tritt unmittelbare Empfindung in ihr Recht. »Tristia« und »Tage und Träume« sind im Gegensatze zu »Meine Gärten« impressionistische Bücher des gelebten Lebens. Ihr Stil ist nicht mehr bildnerisch gebändigt, sondern musikalisch gelöst, Lied und Bekenntnis. »Sehnsucht« ‹1900› bringt die Vermählung der beiden Grundsätze meiner lyrischen Kunst. Zugleich etwas innerhalb des lyrischen Schaffens völlig Neues: das lyrische Porträt, die lyrisch wieder geborene Seele erlebter fremder Kultur. Einzelne Proben aus »Sehnsucht« waren im Berliner »Pan« abgedruckt worden,

Digitized by Google

die seit dem »Modernen Musenalmanach auf 1894« angeknüpfte Beziehung zu O. J. Bierbaum brachte mich mit der Monatsschrift »Die Insel« in Verbindung. 1901/02 erschienen bei Seemann in Leipzig vier Bände: Ein Akt in Versen »Vorabend«, nach E.T.A. Hoffmanns »Magnetiseur« in einem Zuge niedergeschrieben, nicht ohne Farbenschmelz und lyrische Melodie, dramatisch gut geschürzt und straff zur Katastrophe emporgeführt, aber im Stil einigermaßen Hofmannsthal nachempfunden, der mich von 1898 bis 1901 lebhaft beschäftigte, »Einer, der seine Frau besucht, und andere dramatische Skizzen«, drei ältere Versuche, darunter der beste, ein Stück Bekenntnis, leider Fragment, ein zum Teil an den Akt »Rückkehr« ⟨1894⟩ anknüpfendes, zum Teil in die Zukunft weisendes interessantes Werkchen, von erfahrenen Dramatikern als vielverheißende Leistung gewürdigt: »Das Buch der Tage und Träume«, eine erweiterte Ausgabe des kleinen, innigen Heftes von 1899, worin auch die vielbewunderten Bilder aus »Sehnsucht« mit Virtuosität fortgesetzt werden ⟨das Buch ist durch die geschmacklose Sitte der Einzelwidmungen an alle möglichen und unmöglichen Menschen, Freunde, Bekannte und literarische Tagesgrößen und -größchen entstellt⟩, endlich »Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe«, das Heinrich Vogeler mit einem reizenden Titelbilde geschmückt hat, ein anmutig-übermütiges Werkchen, das, in einem anderen Lande erschienen, in seiner lässigen Grazie seinen Schöpfer berühmt gemacht hätte und von Literaten emsig wäre gepriesen und übersetzt worden, es ist verschollen.

1904 sammelte ich meine Gedichte und gab die »ausgewählten« beim Insel-Verlag, den damals der feinsinnige Herr von Poellnitz leitete, zugleich mit »Mimi Lynx« heraus, einer, aus den »Intérieurs« als einheitliches Stück gelösten »Novelle«, die bei Kennern als Meisterwerk galt und gilt, sie gehört jedenfalls zu meinen besten Arbeiten. Es ist ein mit einer leichten, sicheren Hand hinweggeschriebenes erlebtes Liebesgeschichtchen, zugleich in seiner unbefangenen Jugendlichkeit als anschauliches, getreues und typisches Bild einer bestimmten geistigen und seelischen Verfassung ein repräsentatives Werk, gleich fern von peinlich-engem Naturalismus wie von dem damals schon grassierenden vagen, leeren und unwahrhaftigen Literatenstil eines postulierten Symbolismus: es gibt sich selbst ohne Rückhalt, aber mit künstlerischem Instinkt für das echt Epische und damit ein atmendes Stück kleiner Welt, in der sich die ewige spiegelt.

Mit «Großmutter« ⟨1905⟩ beginnt nach einer durch heftige Erkrankung gekennzeichneten Erneuerung des ganzen Menschen eine Ära größter dichterischer Fruchtbarkeit. Gleichzeitig entstehen unmittelbar neben und nach einander »Großmutter«, »Giorgione«, »Literatur«, »Eros Thanatos«, es folgen 1906 »Verlaine—Heredia«, 1907 »Schlemihle« und »Andreas von Balthesser». Dazwischen gehen Gedichte, die 1908 das »Buch der Seele«, ein reifes, hohes Werk, versammelt, und Essays, die die Bände »Vom Geschmack« ⟨1908⟩ und »Vom unsichtbaren Königreich« ⟨1909⟩ vereinigen. Es sind Werke teils des unmittelbaren ästhetischen Bekenntnisses, der künstlerischen und kulturellen Weltanschauung, teils rein dichterische Schöpfungen

Digitized by Google

darunter Nachdichtungen als Wiedergeburt wahlverwandten Geistes, »Großmutter« und »Balthesser« einander bedingende Gegenstücke; dort melancholische Erinnerung, hier ironische Kritik, dort ehrfürchtige Pietät, Liebe und Demut, hier selbstbewußte Ablehnung, verachtende Überlegenheit, dort der Gegenstand eine mit Treue gepflegte, lieblich befriedete Vergangenheit, Kultur, hier die Anarchie der Kulturlosigkeit, das gnadenlose Menschentum einer enterbten Zeit. Geradezu Angriffe, heftige Herausforderungen an die verhaßte unkünstlerische, weil unerlebte »Literatur« in bildender Kunst und Schrifttum bilden den Inhalt der beiden Dialogbände »Giorgione« und »Literatur«: seit 1900 tief im literarischen Getriebe hatte sich der Autor seine Erfahrungen all der Kleinlichkeit, Erbärmlichkeit und Unfähigkeit von der Seele geschrieben, die ihn seit 1907 immer mehr dem Schrifttum entfremden.

Vom Herbst 1907 bis Ende 1911 hatte mich von Jahr zu Jahr gesteigerte verantwortungsreiche Amtstätigkeit wenig zum Schreiben kommen lassen. Um so wichtiger sind die einzelnen Äußerungen zurückgestauter Mitteilung, vorzugsweise Urteile über geistige Eindrücke, meist Ablehnung, ja Abwehr ⟨»Vom Geschmack«, »Die Mietwohnung«, »Vom unsichtbaren Königreich« 1908—1910⟩. 1908 entstehen die Übersetzungen einiger Novellen Mérimées, 1909 folgt Barbey d'Aurévillys »Brummell«, Autor und Gegenstand Wahlverwandte meines im literarischen Deutschland wenig begriffenen »Balthesser«. Die »ausgewählten Gedichte« erfahren eine neue strenge Sammlung und Sichtung ⟨1909⟩. Hatten schon »Literatur«, »Giorgione«, »Balthesser«, »Mietwohnung« und eine Reihe von Aufsätzen in »Vom Geschmack« und »Vom unsichtbaren Königreich« Ironie, Spott, Satire, Hohn in allen Farben und Tönen spielen lassen, so verdichtet sich bittere Welterfahrung in dem kleinen, aber gewichtigen Bande »Beiläufig« zu epigrammatischer Schärfe. Die Gedichte von 1908 bis 1912 versammeln die »Neuen Verse«. 1913 schenkte mir die »Märchen von Hans Bürgers Kindheit«, ein inniges Buch der Erinnerung und der wehmütigen Sehnsucht. Die »Kindergedichte« ⟨1913⟩ runden sich zum Kranz. Es entstehen die zwei großen Mérimée-Nachdichtungen »Carmen« und »Lokis«, die reinen, reifen, traurigen Gedichte des Bandes »Herbst« ⟨1914⟩, es folgt, als »Hans Bürgers Meinungen« zwanglos gesteckt, der »Zettelkasten eines Zeitgenossen«, ein Mittelding zwischen Abhandlung und Sinnspruch, knappe Betrachtungen über eine Verfallskultur, von einem satirischen Anhang, Parodien typischen Zeitstils, begleitet. Der Ausbruch des Weltkrieges schien mir den Quell verschüttet zu haben, ich meinte, wie ich einem Freunde schrieb, keine Zeile beitragen zu können zur hohen Zeit seelischen Aufschwungs. Aber plötzlich brach's aus mir hervor, und in drei Sommermonaten drängten sich, oft bis zu zehn an einem Tage, die »Ehernen Sonette«, unterbrochen von den »Kriegsliedern«. 1915 folgte eine reiche Nachlese. Aber auch das stille Liederbuch »Heimat der Seele« war mir gereift, und das wehmütig heitere »Buch Immergrün« knüpfte an »Großmutter« und »Hans Bürger« an. Weltpolitische und ästhetische Abhandlungen und Gedanken vereinigen

Digitized by Google

die Bände »Zeitgemäße deutsche Betrachtungen« (1915) und »Erlebte Gedanken« (1917). »Österreichische Züge« (1917) reihen eine Anzahl älterer und neuerer Porträts aus der österreichischen Geisteswelt an geschichtsphilosophische und staatstheoretische Übersichten über Österreichs seltsame Entwicklung. Dazwischen ist eine Übertragung von Shakespeares »Macbeth« geraten. 1918 habe ich zum drittenmal meine Gedichte in einer wohlabgewogenen größeren Sammlung vereinigt. Die erste Hälfte 1919 gehört der Arbeit an der Zeitschrift »Das Gewissen«, die die ganze zerfallende Zeitgeschichte kritisch durchleuchtet (schon 1918 war dicht gedrängt eine Folge von politischen Aufsätzen entstanden). 1920 schrieb ich zum erstenmal seit 1907 wieder rein epische Dichtungen, die Novellen »Dionys-bácsi« und »Die Krücke«; die Gedichte von 1918 bis 1922 bringt der Band »Jahresringe«; viele literarische Arbeiten schlingen sich hindurch, die kritische Tätigkeit wird wieder aufgenommen, Flauberts »Bibliomanie« übersetzt, die zweibändige Ausgabe von Hoffmanns Märchen begonnen. 1921/22 entsteht das große Werk über E. T. A. Hoffmann, ein Roman wird nach manchen Anläufen früherer Jahre entschieden gefördert. 1923 werden die Essays seit 1909 geordnet, und es wird die zweite Auflage von »Beiläufig« ausgeweitet. 1924 schenkt mir die Nachdichtung von Shakespeares »Sturm« und die Jubiläumssammlung der »ausgewählten Gedichte«. Es ist ein reiches, vielfältiges Werk, das ich an meinem 50. Geburtstag überblickte. Nur wenige Zeitgenossen haben seinen Umfang erkannt, seine Tiefe ermessen, die Nachwelt wird es zu werten wissen.

* * *

FLÜGEL

VON RICHARD VON SCHAUKAL

Unsichtbar umschimmern dich Flügel,
Die dich, Kind, zu entfalten nicht gelüstet,
weil du ihrer, der schrumpfenden, nicht bewußt bist.

Einmal, am Hang der hinter dir wachsenden Tiefe,
Die hinabgähnt, wo dich arglos dein Tritt trug,
wirst du gemahnt vom Geist nach deinen Flügeln tasten,
Deren Schatten den Abgrund überbrückte . . .

Nimmer erneuen sie sich, doch andre werden,
tröste dich, wenn du jenem Ufer treu bleibst,
dir vorausfliehn und du wirst folgen können!

* * *

Digitized by Google

GEDICHTE

VON ALFRED HEIN

EINEM FRÜHGESTORBENEN DICHTER

In diesem Frühling würde der Lyriker Walter Heymann 42 Jahre alt geworden sein, wäre er nicht im Januar 1915 vor Soissons gefallen. In einem seiner letzten Briefe heißt es: „Mein Leben wäre ganz Anfang, wenn's bald enden sollte — — sterben . . . schad um zehn ungeschriebene Bücher".

Als du die Welt aus deinem Ich verloren
und dieses Ich ins All zerflog,
drang noch der Schaffenswille aus des Leichnams Poren,
bis ihn der Hügel öde überbog.

Da trog der Trost, und jedes Wort verweste.
Hier ward nicht abgerundet, — abgehackt:
ein Leben jungen vollen Stroms und großer Geste
zerspellt, zerfällt im hellen Aufstieg-Takt.

Nur Schweigen überbleicht das bleiche Schweigen,
das von dir lichten Freunden düstre Last . . .
Mit abgeschlagenen Armen deine Werke zeigen
den Weg empor, dem du entsaget hast.

Da gähnt er nun: kahl, kalt bis an die Grate
des Hochgebirgs, das sich dem Tal entschwang,
das loh durchblühten Hangs sich schon der Steilheit nahte, —
da barst der Berg: und dein Gesang zersprang.

* * *

Digitized by Google

TERZINEN BLÜHEN AUS DEM FRÜHHERBST

Es sind die Tage, die wie Frühling leuchten, hell erglommen!
Wie neu erfreut der Bläue treue Wiederkehr!
Schon stöhnten wir von öden Regentönen schwarz benommen.

Nun wissen wir vor lauter Blau nicht mehr
und ganz von Glanz umtanzt, wie es gewesen.
Und keiner denkt daran, daß uns nur doppelt schwer

der Abschied werden soll. Man jauchzt: Genesen!
Wo nur das letzte Flammen wie bei Lungenkranken
noch einmal Blinken läßt aus todesblinden Blicken lesen . . .

Oh, wieder überwölkt, wird alles jäh gewahr, daß längst die
[Blätter sanken.

* * *

FÜR DIE LIEBSTE GEFLÜSTERT

Laß den Mond, den Gespielen
aus Einsamkeiten,
mit seinen kühlen
Fingern durch offene Haare gleiten.
Er ist ja noch leiser als meine Hand,
die dir bebend löst
das lila Band.

Was soll das Wort Herz?
Ich kenne dein Haar
und ich weiß um deinen Mund
und ich sah schon dein Blut.
Ist das alles nicht mehr
als Herz?

Aber wenn du Seele sagst,
dann spür ich:
Du nimmst das Wort,
das deiner Augen Silber ist
und hältst es mir entgegen
als atmende Schale,
deren Süße ich austrinken soll
und nicht kann.

* * *

Digitized by Google

PROMETHEUS ODER THERSITES

DER EPIKER AM SCHEIDEWEGE

VON RICHARD SEXAU

Epische Dichtung: Homunkulus oder Organismus?

MEHR als ein Mal, wenn ich im Gespräch mit geistig hochstehenden Persönlichkeiten, denen Drama und Lyrik auch in ihren jüngsten Erscheinungen wohl vertraut waren, auf Epiker vom Rang eines Wassermann, Keyserling, Coster, Gontscharow oder wer es sonst gerade sein mochte, zu sprechen kommen wollte, wurde ich mit Äußerungen abgefertigt, die nicht eben für eine sonderlich hohe Meinung von der Epik Zeugnis ablegten.

Ist nun diese verbreitete Geringschätzung im Wesen der erzählenden Dichtungsgattung begründet? Davon kann wohl keine Rede sein. Also fällt die Schuld dem unerhörten Mißbrauch zu, der mit der epischen Form getrieben wird.

Das epische Gebiet, zumal der Roman als heute bevorzugte epische Form, ist zum Tummelplatz für übelsten Dilettantismus und noch üblere Jobberei geworden. Was da von einer gewissen Industrie unter der Marke Roman auf den Markt geworfen wird zu einer Zeit, da wertvolle künstlerische und wissenschaftliche Schöpfungen nach dem Weg in die Öffentlichkeit verschmachten, gehört nicht in den Rahmen einer aesthetisch-kritischen Betrachtung.

Weit verhängnisvoller als die Herabwürdigung der epischen Kunst zur Eitelkeitsbefriedigung von Liebhabern oder zur Geldgewinnung auf dem Umweg über den Kitzel niedriger Masseninstinkte wirken irrende Theorien, die des Romans eigentlichste strenge und hohe Kunstform zerschlagen und, um die Einheitlichkeit ihrer willkürlichen Konstruktion zu retten, das erzählende Dichtwerk vergewaltigen.

Ich habe vor allem jene ästhetische Richtung im Auge, die des Verfassers Persönlichkeit in den Vordergrund des epischen Werkes rücken, die seine Willkür zum allbeherrschenden und alleinseligmachenden Grundsatz aller erzählenden Kunst erheben, ja geradezu das Charakteristikum für echte epische Dichtung in einem alle Form sprengenden Subjektivismus erblicken möchte.

Theoretiker dieser Schule unterstellen der epischen Kunst, wenn sie nicht überhaupt Gesetzlosigkeit für den Roman proklamieren und ihn so zu Freibeute stempeln, sie strebe als Ziel an, die Dinge im Spiegel eines betrachtenden Mediums erblicken zu lassen, eines Mediums, das — nach romantischem Muster — die Illusion des Miterlebens stetig dadurch zu zerstören habe, daß es sich selbst einmische, seine eigenen Anschauungen, Erinnerungen, Einfälle breitträte, daß es von Dingen rede, die mit der Erzählung nicht das Mindeste zu tun haben. Selbstdarstellung des Erzählers, so behaupten sie, Aufteilung des Stoffes unter die Personen der Dichtung und ihn selbst stellten wesentliche Vorzüge der epischen Technik dar. Reflexion sei die eigentliche Achse aller Erzählung.

Weiterhin beschränken sich solche Theorien keineswegs darauf, daß sie den Hauptton auf die Persönlichkeit des Verfassers legen.

Öfter noch hört man die Forderung: das erzählende Werk sei reine Schilderung, Mitteilung, nicht jedoch Darstellung oder gar Gestaltung.

Und schließlich will man dem Erzähler zur Pflicht machen, daß sich sein Stil durch stets gleichbleibende, überlegene Ruhe auszeichne. Diesen Dogmatikern schwebt als höchstes Ideal ein absolut vollkommener Stil vor, der, einerlei welchem Stoff man ihn aufpfropfe, die letzte Meisterschaft verbürge.

Für einzelne Werke — das sei keineswegs bestritten — mögen derlei Postulate künstlerische Notwendigkeit bedeuten. Sie jedoch zur Richtschnur, zum Elementargesetz alles erzählerischen Schaffens machen zu wollen, zeugt von kurzem Gesicht, von Verkennung des epischen Wesens und bringt obendrein verhängnisvolle Verarmung mit sich. Wie kann man jedwedes Werk in eine einzige Form hineingießen wollen, unbekümmert darum, ob es nicht nach einer andern schreit, ob es nicht in dieser Schablone verkrüppeln muß. Es bestehen doch nebeneinander viele gleichberechtigte Formen, ja solche, die an Rang der hier fälschlicherweise mit Epos identifizierten weit übergeordnet sind. Wer darf über Polizeivorschriften den heiligen Geist der Gesetze vergessen! Der aber heißt: Freiheit dem Talent! Kampf der Beckmesserei!

Letzten Endes spitzt sich alles, was wir bisher streiften, auf die Frage zu: Stellt das erzählende Dichtwerk die

Digitized by Google

Frucht ungebundenster Willkür des Verfassers dar, ein anarchisches Gebilde, die Mißgeburt eines Homunkulus, nach ganz bestimmten Rezepten in der Retorte gebraut aus Elementen, die nicht zusammengehören und weit auseinanderstreben, einen wahrhaftigen pot pourri oder Kehrichtabladeplatz?

Oder achten wir im erzählenden Dichtwerk einen Organismus voll Eigenleben, der sich nach ihm innewohnenden Gesetzen naturnotwendig entwickelt bis in seine scheinbar unbedeutendsten Bestandteile zweckbewußt straff gegliedert, einen Organismus, der, wie Geschöpf vom Geschöpf verschieden, je nach seiner Eigenart ganz individuelle Forderungen in sich birgt? Die Fassung der Frage kennzeichnet bereits unsre Stellungnahme.

Um sie zu begründen, brauchen wir uns zunächst nur vor Augen zu führen, wohin das Vordrängen des Erzählers führt. Der Verfasser, als eigentlicher Held seines Werkes, zu uferloser Geschwätzigkeit verleitet, wird um alle Dinge des Daseins herumreden, in vermeintlicher Überlegenheit, pedantisch krittelnd, besserwissend, vor allem darauf schielend, seinem Publikum den gehörigen Begriff von seiner Gottähnlichkeit beizubringen.

Jedes Buch predigt ein neues »Dichter-Ich«, einen neuen Götzen, der, je minderwertiger, umso aufgeblasener, seine Leser mit Bevormundung seiner Figuren, die er ja wie ein Puppenspieler an Drähten hält, mit Urteilen über ihr Handeln und Unterlassen, mit schlimmster Médisance, ja mit Klatsch über sie und — welch gefahrlose Abrechnung — seine persönlichen Feinde traktieren wird, mit Blicken in seine Werkstatt, mit Meinungen über alles, was sich seit Entstehung der Welt ereignete, über Politik, Kunst, Philosophie, Musik, Lebensziele, mit guten Ratschlägen zur Behandlung einer kranken Seele oder träger Därme .... Wen überläuft nicht ein Schauer?

Vielleicht hätte der Erzähler Fesselndes zu geben. Aber getreu den ihm eingeimpften Grundsätzen darf er ja dem Leser nur ein paar Brocken hinwerfen, um gleich, in immerwährenden Unterbrechungen, die Illusion störend, auf andere Dinge abzuspringen, Episoden einzuschachteln, einen Wirrwarr anzurichten, daß sich alles im Kreise dreht. Da sind eigentliche, Vor-, Schachtel-, Schlußgeschichten zu einem Labyrinth verwoben, in dem man umkommen muß. Da wird z. B. in einer vielgelesenen Erzählung das »Heute« vorweggenommen, gleich darauf von »vorgestern«, der Zeit »vor einer Woche«, von »gestern« in tollstem Durcheinander geredet, sodaß man nur mit Hilfe eines Abreißkalenders, auf dessen Blättern man die entfallenden Einträge vermerkte, mühselig zu einer gewissen Klarheit kommen könnte. Von einem Genuß ist nicht die Rede. Mit Fragen schlägt man sich vielmehr ständig herum: was ist Gegenwart, was Vergangenheit, was Fortgang der Erzählung, was Reminiszenz, was des Verfassers, was seiner Figuren Meinung, was Tatsache, was Furcht, was Traum, was Wunsch?

Folgerichtigerweise müßte solche Erzählung stets in die Ichform gekleidet sein. Aber welche Beschränkung bedeutete, zu was für Zwangszuständen führte das? Am Schluß der bekannten Südwestgeschichte eines angesehenen Verfassers stellt sich heraus, daß »Ich« diese Geschichte gar nicht selbst geschrieben hat, daß »Ich« sie vielmehr einem Bekannten berichtete, der sie nun als »Ich« weitererzählt. Der sie erlebt, erzählt sie nicht, der sie von sich erzählt, hat sie nicht erlebt.

Wie unendlich viel mehr noch als die gewaltsam aufrechterhaltene Unterstellung eines Eigenerlebnisses stört das unvermittelte Auftreten des Autors im Gang einer Erzählung, die sich bisher von innen heraus entwickelte. So etwa in Dostojewskis »Dämonen«, wo der Dichter plötzlich als Zuschauer auftritt, um dann ebenso geheimnisvoll wieder zu verschwinden. Die Zuschauerfiktion bleibt indes gar nicht immer einheitlich durchgeführt. Denn »Ich« erzählt Szenen, bei denen »Ich« gar nicht zugegen ist. Gegen die Berechtigung eines »Ich« wäre nichts einzuwenden, wenn dies »Ich« die tiefsten Beweggründe und Zusammenhänge aufdeckte, Rätsel löste, das Chaos entschleierte, das scheinbar Sinnlose, Zufällige, Wiederspruchsvolle deutete. Steigert das »Ich« aber nur wie in diesem Fall die von Dostojewski selbst beklagte Wirrnis noch mehr, so bedeutet seine Einführung einen dichterischen Mißgriff.

Das Werk soll allein sprechen, nicht sein Schöpfer als solcher. Der Blickpunkt der Erzählung ist von Wichtigkeit, nicht jener des Erzählers.

Das Vordrängen des Verfassers fände seine ideale Reinkultur in der »romantischen Ironie«, jenem Spiel der Dichter mit ihren Figuren, Stoffen, Zeitereignissen und Zeitgenossen, wie es etwa Tiecks »Gestiefelter Kater« oder »Verkehrte Welt« kennzeichnet. Oder noch vollkommener in dem atemlos sprudelnden, vom Hundertsten ins Tausendste verfallenden Krankheitsbild eines maniakalisch Gestörten.

Wenn einmal Jemand derlei theoretische Vorschriften

Digitized by Google

hemmungslos folgerichtig durchführte und schriebe, was ihm eben einfiele, so könnte dies als Satire in kleinem Rahmen überaus belustigend und heilsam wirken. Zum ästhetischen Gesetz erhoben führte die Vordergrundstellung des Verfassers zu völliger Anarchie, zur Auflösung aller Form, zur Zersetzung alles Gehalts.

Denn sie erstickt im Keim jede straffe Konzeption, jeden großzügigen, klaren Aufbau, und verzerrt das erzählerische Gebilde zur Karikatur.

• • •

Berichterstattung oder Gestaltung?

Reine Schilderung, wie sie unendlich viele Theoretiker vom epischen Dichter fordern, die aber bestenfalls eine Vorstufe darstellt zum durchgestalteten epischen Werk, führt in eine Sandwüste, in der ungezählte Fallen und Wolfsgruben ödester Schablone und Stereotypie verankert sind, zumal wenn sie Hand in Hand geht mit Proszeniumsallüren des Verfassers. Da wird hübsch etikettiert, rubriziert, in Läden gespeichert. Der Umfang der Leitmotiverei muß überhandnehmen.

Doch wozu aufzählen, welches wilde Heer von Schemen der Zwang streng durchgeführter Schilderung auf uns losließe? Es genüge die grundsätzliche Abwehr eines Prinzips, das die epische Kunst ins Handwerk hinabzerrte. Was will man auch damit erreichen? Soll Dilettantismus noch verheerender die ungeschützten Gefilde der Literatur überschwemmen? Trachtet man danach, Jobbern Winke zu erteilen, wie sie im Mantel des literarischen Magiers noch müheloser die Masse nasführen können? Gilt die kunstvolle Zucht von Stümpern und Beckmessern so viel? Oder geschieht alles nur aus verhängnisvoll blinder Freude an Schulmeisterei?

Besinnen wir uns doch darauf, daß nicht Paragraphen Werke schaffen, sondern Persönlichkeiten allein, daß nicht irgendwelche Regeldetri entscheidet, sondern Talent, einzig Talent und nichts anderes.

Nicht die Durchgestaltung, sondern die Beschränkung auf reine Berichterstattertätigkeit stellt ein Überbleibsel daraus der gottlob überwundenen naturalistischen Epoche.

Guter Berichterstatter kann jeder sein, der seinen Stil und Geschmack pflegt, eine gewisse Disziplin besitzt, vielleicht auch ein wenig menschliche Überlegenheit, psychologische Kenntnis und sachliches Urteil.

Gestaltung jedoch setzt dies alles zwar auch voraus, aber noch obendrein eine Fülle anderer, nicht auf dem Markt käuflicher Eigenschaften.

Der Berichterstatter schafft von außen nach innen, der Gestalter von innen nach außen.

Berichterstatter bedienen sich gemeinhin direkter Charakteristik, Gestalter in höherem Maße der indirekten.

Berichterstatter erteilen Kommentare, Gestalter enthalten sich jedes Urteils.

Berichterstatter ist Partei, der Gestalter lebt sich in jedem Geschöpf aus.

Ein Berichterstatter modelliert seine Figuren, schafft deren Konflikte und löst sie, in Wahrheit der pappdeckelne Maschinengott aus der Schmiere. Der Gestalter lauscht andächtig auf Atem und Puls seiner Gestalten, geleitet sie sorgsam in den Verwicklungen, die sie sich aus ihrem eigensten Wesen heraus schaffen, zittert in der Furcht, ob sie unterliegen oder Herr werden.

Ihre verschiedengeartete Einstellung zum Erlebnis mag ein Bild illustrieren: Dem Berichterstatter wird eine Fliege an eisüberzogener winterlicher Fensterscheibe stets eine Fliege bleiben. Dem Gestalter kann sie zum Symbol werden für die fluchbeladene Einsamkeit alles Lebens, auch des Menschen, zum Erreger eines hinreißenden Werkes von Größe und Allgemeinschicksal.

Berichterstatter schaffen nur ein flaches Bild, gesehen von einem einzigen Gesichtswinkel aus. Gestalter erwecken vermöge der ihnen innewohnenden medialen, seherischen Kräfte ein Weltbild oder den Ausschnitt eines solchen in voller Rundplastik, einen nach eignen Gesetzen lebenden Mikrokosmos zum Dasein.

Noch ein Gesichtspunkt sei herangezogen, der allerdings an und für sich keinen Maßstab abgeben dürfte, der indes die gewonnenen Eindrücke noch einigermaßen vertieft: Die Frage der größeren oder kleineren Schwierigkeit.

Alles zu schildern, zu beschreiben, in Schachteln einzubuddeln, mit Aufschriften zu bekleben, bevormundend, zurechtbiegend, das setzte denn doch wohl eine wesentlich bescheidenere Begabung voraus als die Erfordernis, sich voll Andacht in Geschehnisse, Menschen und ihre Entwicklung zu versenken, ihren Herzschlag abzulauschen und sie von innen, aus ihrer eigenen Seele heraus, ohne jede Parteilichkeit als eigenlebendig hinzustellen.

Zu einer feinsäuberlichen logischen Analyse und zur Wiedergabe des so erzielten Ergebnisses gehören Intellekt und Selbstzucht, nicht eben viel mehr. Durch Rede indes, Geste, Stimmung, Duft, kleine, kaum merkbare Züge und Äußerlichkeiten den menschlichen Kern, die tiefsten treibenden Kräfte aufschimmern zu lassen, das läßt sich mit

Digitized by Google

Verstandes- und Willensgaben allein nicht erzielen. Dazu gehört noch die vielbelächelte Kraft der Intuition.

Erlernbar also ist das Handwerk des Berichterstatters. Ob einer gestalten kann, das dünkt mich reine Talentfrage. Man besitzt die Naturgaben dazu oder man besitzt sie nicht; ähnlich wie etwa dem Einen die Fähigkeit eignet, seelisches Erleben durch Musik auszudrücken, dem Andern nicht. Was sich in Berichterstattung erschöpft, bleibt Literatur. Den Weg zur Dichtung findet nur der Gestalter.

Gerade das Vermögen, sich aufzulösen in das Wesen anderer Menschen, ihre Schicksale zu erleben und sie plastisch zum Leben zu erwecken, bildet ja eben das vornehmste Charakteristikum des schöpferischen Dichters; gerade also der Verzicht gewissermaßen auf individuelle Selbstherrlichkeit. Des Dichters Menschsein geht so weit, daß es alle und jede Regung umfaßt. Ihm bleibt in Wahrheit nichts Menschliches fremd. Was Menschen je zu bewegen vermag, er kann es verstehen, nacherleben, nachschaffen. Er taucht unter, um sich scheinbar zu verlieren, in die Seelen der Erzengel wie der Teufel, der keuschesten Jungfrau wie der Dirne, weltfremder Asketen wie animalischer Genußmenschen, der Märtyrer wie der Tyrannen, der Wohltäter des Erdballs wie der Bösewichte, kurz aller menschlichen Kreatur und ihres Widerspiels. Und ihr Wesen wird zu dem seinen, nicht weil er etwa, persönlich ein Chamäleon der Seele, keinerlei Charakter besitzt, oder nur dann. Seine ethische Eigenpersönlichkeit bleibt unberührt.

Dichter und Seher ist eins. Nicht in der Anklage erschöpft sich sein Beruf. Mag eine noch so unerbittliche Richterseele in ihm wohnen, auch wenn er Unendliches zerschlägt, irgendwie schenkt er Ewigkeitswerte, neue Zuversicht, den Glauben an ein Hinan. Er bereitet den Aufbau, trägt Grundsteine bei. Er verkörpert die Bejahung, dem Leben, den Menschen gegenüber. Er rührt an das Letzte, an die verschütteten oder gewaltsam verhohlenen Elementarfragen alles Daseins.

Echte, reife Menschlichkeit, naturnahe, den Elementen verwandt, ausbruchsfähig wie sie, das ist der Acker, auf dem Dichter wachsen. Nicht jene abgezirkelte Paragraphentafel, mit der Mittelmäßigkeit alles über den gleichen Leisten zu schlagen trachtet und einem Beckmesser oder Thersites die Palme zuerkennt.

Mögen Jene sich immerhin genügen, wenn sie in ihrer vorschriftsmäßigen Fazette rezeptgetreu das Teilchen eines Sonnenstrahls prismisch aufgefangen haben. Wir treten in die volle Sonne. Wir bekennen uns zu Prometheus.

• • •

Stileinheitlichkeit oder Relativität des Stils?

Will man wirklich im Ernste dem Gestalter, dem Schöpfer, dem Dichter schlechtweg zuguterletzt die beklemmende Rüstung eines alleinseligmachenden Stils aufzwängen?

Jener Stil der überlegenen Ruhe, den man dem Epiker ein für allemal zur Pflicht machen möchte, war der Stil Goethes, Gottfried Kellers. Er war die ihrer Persönlichkeit angemessene Ausdrucksweise, er entsprach ihrer Zeit. Aber nicht dieser Stil an sich macht ihre Meisterschaft aus, ihre überragende Menschlichkeit vielmehr ist es, die Summe der in ihnen wirkenden prometheischen Gaben.

Sollen nun andere Persönlichkeiten, andere Zeiten nicht ihren eigenen Stil auswirken lassen dürfen?

Die Gegenwart erschöpft sich nicht mehr in Beschaulichkeit. Rhythmus und Tempo dieser aufgewühlten Epoche wollen auch in ihrem Stil zum Ausdruck gelangen.

Ja, schließt nicht jeder Vorwurf, jeder Stoff die Forderung nach einem ganz bestimmten Stil in sich, dem einzig ihm angemessenen? Ist es nicht Sache der dichterischen Begabung, ihn herauszufühlen? Muß nicht der Stil von Werk zu Werk, ja sogar innerhalb des gleichen Werkes verschieden sein?

Überlegene Ruhe forderte auch heute eine Erzählung, in der ein abgeklärter Greis, rückblickend, in vollkommener Weisheit das Fazit all seiner Lebenserfahrungen zieht.

Wie aber sollte überlegene Ruhe des Stils das Motiv eines Schiffbruchs künstlerisch ausschöpfen können? Der sorgsam überdachte, caesareanische Periodenbau mit seiner kunstvollen Gliederung würde wirken wie etwa ein Diadem von erlesener Pracht und Schönheit, ein vollendetes Meisterstück der Goldschmiedekunst, am blutenden Schenkel eines sich in Qualen windenden San Sebastian. Wir fänden es übel am Platz und besäßen kein Verständnis für seine Schönheit.

Ein Elementarereignis wie der Untergang eines Schiffes im Höllenkessel aufgewühlter Seen muß auch im Stil den Orkan atmen. Aus Satzgefüge, aus Wahl von Rhythmus und Ausdruck muß das Gebrüll der Wogen dröhnen, das Bersten zerschmetterter Planken und Türen, das Klirren von Scheiben, die Verzweiflungsschreie von Menschen in Todesangst. Wie zuckende Blitze müssen die atemlosen

Digitized by Google

Phasen Bild auf Bild erhellen, jagend, peitschend, sich überstürzend. Und zwar nicht aus naturalistischem Affentrieb, nein, weil der Dichter zum Miterleben zwingen will und dies in vollkommener Weise nur kann, läßt er das Geschehnis in voller dramatischer Wucht abrollen.

Richtiges künstlerisches Empfinden trieb die Kaiser und ihre Genossen, bis törichte Nachläufer ein im Einzelfall wohl organisch notwendiges und künstlerisch wohlbegründetes Gestammel sinnlos zu Mode und Gesetz erhoben.

Also nicht absolute Stileinheitlichkeit, sondern vielmehr Relativität des Stils wäre als oberstes Stilprinzip zu verkünden.

Denn nicht nur der getragene Stil kann vergriffen wirken in Situationen höchster Gespanntheit. Elemente, die in solchen Momenten die Lebendigkeit steigern und die letzten dichterischen Absichten verwirklichen, nehmen sich, wenn der Stoff Versonnenheit atmet, abgeschmackt und stilwidrig aus wie etwa Barockschnörkel an einem dorischen Tempel. Das friedlich abgeklärte Landschaftsbild bedarf anderer Darstellungsmittel als Feuersbrunst und Straßenkämpfe in einer überfallenen Stadt. Um eine lüstern-preziöse Genießeratmosphäre zum Leben zu erwecken, kann man sich an stilistischem Aufputz ebensowenig leicht genug tun wie an der Verschwendung von Blumen, Brokaten, Gobelins, Statuetten, Watteaubildern, Wohlgerüchen. Ganz, ganz andere Register aber gilt es zu ziehen, sollen Elend und Trostlosigkeit einer verlassenen Frau Gestalt gewinnen.

Eine Dichtungsgattung, deren wahres Wesen derart verkannt wird, daß selbst ernsthafte Kunstrichter im Widerspruch zueinander wie zu ihrem eigenen Schaffen durch ihre Theorien den Zerfall derselben fördern, muß sie nicht zu Geringschätzung verdammt sein? Gerade die Abgründe, die sich oft zwischen Theorie und Schaffen des gleichen Autors auftun, verkörpern die Lehre: Intuitiv schafft das Talent aus den Erfordernissen des Stoffes Form und Stil seines Werkes, von Fall zu Fall verschieden, ja im Gegensatz zu Regeln, die es wohl selbst aufstellte.

Besinnung tut not, dem Schaffenden wie dem Genießenden: Besinnung darauf, daß episches Werk nicht Erzeugnis blinder Willkür sein darf, daß der epische Dichter völlig hinter seiner Schöpfung zu verschwinden hat, einzig und allein darauf bedacht, deren Naturgesetze zu erfüllen, sie organisch wachsen und reifen zu lassen, mikrokosmisch greifbar zu gestalten, genau im Stil, den allein sie nach ihrer Eigenart erfordert. Gebt Raum aller prometheischen Kraft. Aber zieht vom Leder gegen jeden Beckmesser und Thersites.

• • •

HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

NEUE EPIK

GEGENWARTIG offenbart sich der Widersinn heutiger Daseinsformen der Menge am brutalsten in der Epik. Beachtung findet die Produktion, die am Tage hängt und dem Tage dient, Beachtung, Leser und Käufer. Wie etwa *Heinrich Manns* neuer Roman »*Der Kopf*« Paul Zsolnay, Wien), der sich anmaßt, ein Spiegelbild des wilhelminischen Kaiserreiches sein zu wollen, in Wahrheit nicht einmal ihr Zerrbild ist, sondern nur das Unvermögen eines sterilen Hassers, dem objektives Sehen — um vom Schauen gar nicht zu reden — nicht gegeben ist und der sich bis zur Unverständlichkeit in einen »persönlichen« »Stil« hinein- und übersteigert. Heinrich Manns Haß gilt dem Fürsten Bülow. Auf Grund dieses Hasses, der sich ebenso dem Kaiserreich wie dem Bürgertum zuwendet, schreibt Heinrich Mann schließlich einen Tendenzroman, wie man sich ihn einseitiger, geschichtlich unwahrer und bewußt karikaturistischer gar nicht vorstellen kann. Dieser Autor, der in den Augen vieler ein großer Epiker, ja Dichter, ja Geist sein soll, besitzt nicht einmal die Fähigkeit, das Pamphlet zu vermeiden. Es fehlt Heinrich Mann jede Kraft, überlegen, vornehm und mit Verantwortungsgefühl das Schicksal eines Volkes zu gestalten. Was er will, erreicht er: als Techniker des Erzählens die Verzerrung, als Nutznießer der jüngsten Wirklichkeit und Vergangenheit die Sensation. Dieser Verzerrung und Sensation läuft die Lesermasse nach, um der kino- und radioähnlichen Aktualität willen, ohne zu spüren, wie sie sich durch solche Lektüre, durch solche Geister immer mehr von ihrem Wesen, von ihrem Seinsmittelpunkt entfernt.

Darauf kommt es doch aber auch bei aller Epik an: aus der Lebensmitte für die Lebensmitte schaffen. Das mag nun in steter Hingabe an den Dämon in uns, an die Sehn-

Digitized by Google

sucht nach Unendlichkeit und Ewigkeit, also in Hölderlinscher, Kleistscher Art geschehen. Oder in nie nachlassender Versammlung, Besinnung, Konzentration, Abrundung, Harmoniestreben nach Goetheschem Vorbild. *Thomas Mann* geht diesen Weg bis ins kleinste Werk, bis zur Idylle »*Herr und Hund*,« deren Einzelausgabe (bei S. Fischer, Berlin) Georg W. Rößner mit 15 gut beobachteten Zeichnungen schmückte. Das tut auch bereits der junge *Gerhart Hauptmann* in seiner jetzt neu gedruckten, von Alfred Kubin illustrierten Novelle »*Fasching*« (ebda.), die einen reinen, furchtlosen Sinn für das Schicksalhafte des menschlichen Daseins zeigt. Hier fehlt eben jener Krampf Heinrich Manns, der sich um Aufgaben müht, die zu lösen seiner Natur nicht gegeben ist, und der sich infolgedessen in die Mittel der Talentlosen verliert, in die Sucht des gestürzten Luzifer verirrt. Wahre Epik wächst nur aus der nach innen wie außen restlos aufrichtigen Natur, die die Kraft besitzt, das Ja *und* das Nein des Daseins bis ins letzte abzuwägen, gelten zu lassen. Nur der ist geborener Epiker, der das All, in welcher Form immer, ob realistisch oder phantastisch, ob lyrisch oder ekstatisch, ob Hölderlinsch oder Kleistisch, Goethisch oder Raabisch in sich trägt. Daß man auch mit absolut geschlossener Individualität Epiker sein kann, mit einem absolut individuellen Stil und mit schärfster kritischer Veranlagung, zeigt *Carl Sternheim*. Seine Novelle »*Gauguin und van Gogh*« (Die Schmiede, Berlin) offenbart viel mehr das Wesen jener Epoche um 1890, als Heinrich Manns ganze Romantrilogie, weil Sternheim das Wesen des Geistigen, des Künstlers, damit das Absolute und damit das All besitzt. Seine mit männlichster Energie zusammengeballte, in die Tiefe gehende Gestaltung der Freundschaft Gauguins und van Goghs und deren Ende im Untergang van Goghs ist ein bleibendes Meisterwerk.

Große Epik wächst nur aus dieser Mitte. Sie ist der Brunnen, aus dem *Albrecht Schaeffer* von Anbeginn seines Schaffens mit wunderbarer Sicherheit schöpft, wie seine von 1918 bis 1923 entstandenen dreizehn Novellen und Erzählungen »*Das Prisma*« (Inselverlag, Leipzig) mit klassischer Schönheit beweisen. Hier ist keine Künstelei des Stils, kein Krampf der Sprache, sondern jene große Einfachheit, jene mühelos quellende Natur am Werke, aus der allein reine Schönheit blüht. Schaeffer besitzt das Irrationale, das jenseits aller Ratio aus dem Erleben Gottes, der Ewigkeit, der Unendlichkeit stammende Lebensgefühl, jene Allverbundenheit, die ebenso hingebend wie schöpferisch ist. Er ist erfüllt vom Dämon des Göttlichen, das das Reine ist, vom Hölderlinschen Geiste, zugleich ist er aber auch Besitzer des Goetheschen Naturhaften, in ihm vereint sich das Lichthafte, Schwebende, das rein Seelische mit dem Irdischen, Gestalthaften, Körperlichen zu einer realen Idealität, zu einer Form gewordenen Religiosität. Seine Innigkeit hat Gehalt, sein Geist hat Gesicht, seine Vision hat Leben, seine Idee hat Natur, seine Menschen sind Blut und Geist in einer geschlossenen Einheit. Am schönsten wohl in den Legenden, am reifsten dort, wo aus der Novelle fast Legende wird, wie in der mächtig ans Herz greifenden »Treibjagd«. Überall ist dieser Dichter ebenso tief wie breit, ebenso Lebenskenner wie weitherzig, ebenso Persönlichkeit wie vergottet. Wir haben, glaube ich, gegenwärtig keinen zweiten Novellenband von solch innerem Gewicht, von solch funkelnder Lebensschönheit, von solch strahlender, edler Wahrheit, von solch erhabener Reinheit und zwingender Größe. Wenn man von der »Unfruchtbarkeit« der jungen Generation spricht, dann weise man dies Werk des in jedem Sinne zum neuen Geschlechte zählenden Dichters vor, und alle Erlebnisfähigen werden ihre Einwände gegen die neue Welt, die aus deutscher Dichtung wächst, verstummen lassen müssen.

Und weiter weise man *Friedrich Schnacks* bisher zu Unrecht nicht bekanntgewordenen Romane »*Die goldenen Äpfel*« und »*Die Hochzeit zu Nobis*« (beide bei Jakob Hegner in Hellerau in sehr schönem Druck) dar. Hier ist Kunstwerk in jedem Sinne geworden, was Gerhart Hauptmann für seine »Insel der großen Mutter« vorschwebte: die utopische Vision. Friedrich Schnack hat aber die Vision und gestaltet sie aus einer rational wie irrational arbeitenden Phantasie mit einzigartiger Unmittelbarkeit und in unvergleichlicher dichterischer Schönheit. »Die goldenen Äpfel« sind das bis ins Orphische vorstoßende Suchen des Menschen nach Glückseligkeit, sind des Menschen Ringen mit dem Tode. Wer schrieb uns in den letzten fünf Jahrzehnten solche Dichtung wie diese: voll zauberhafter Märchenphantasie und doch so sinnvoll wie nur große Kunst sein kann? Wer vereinte soviel Magie der Worte mit soviel Wahrheit? Wer beherrschte aber das Reich der Seele, des Traumes, des Märchens wie ein Gralsucher, wie ein Wolfram von Eschenbach und zugleich auch die Wirklichkeit mit unerhörter Gestaltungs-, Schilderungskunst wie in der »Hochzeit zu Nobis«? Nobis ist die Stadt am Weltende, in der jeder vom Tod Gerufene seine letzten vierundzwanzig Stunden verlebt, ehe er ins Jenseits entschwindet, auch Knockout, der Dollarmilliardär, muß

Digitized by Google

nach Nobis und entfesselt hier an seinem letzten Lebenstage ein Fest der Lust für alle Nobisbewohner: wie dies Fest verläuft, als Hochzeit zweier ganz reiner Menschen, und wie dies Fest zur Enthüllung des Lebenssinnes und -unsinnes wird, das ist von Friedrich Schnack meisterhaft gesehen und gestaltet. Hier hat schöpferisches Vermögen, das der Lyriker Friedrich Schnack uns bisher bewies, gezeigt, daß die Jugend kann, wofür das Alter besten Falles noch den Einfall besitzt. Zwanglos blüht diese Epik zum höchsten Wunder der Poesie empor.

Und weiter: wollt ihr die selbständige Leistung der jungen Generation aus dem Geiste der großen epischen Tradition heraus, so nehmt *Hans Brandenburgs* sprachlich mit Verantwortung gearbeitete Idylle »*Pankraz, der Hirtenbub*«, zu der Dora Brandenburg-Polster eine Anzahl köstlicher Federzeichnungen (in der schönen Großquartausgabe des Verlages H. Haessel, Leipzig) schuf. Hier ist im Schicksal eines Hirtenknaben das Bild des Dorfmenschentums, oberbayerischer Natur, ohne allen pedantischen Naturalismus so gegeben, daß uns die Wesenskräfte dieser Urwelt ins Blut dringen. Wer die Einheit mit der Natur sucht, findet sie hier auf so ungezwungene Weise, daß man das Erlebnis des Dichters in das eigene Innere übergehen spürt. Ähnlich besitzt *Regina Ullmann* diese Verbundenheit mit dem Wesenhaften in vier Novellen »*Die Barockkirche*« (Verlag Seldwyla, Leipzig), die den Untergang eines alten kirchentreuen Messeweibleins, das Vorbeigehen eines Krämers am wahren Leben, die ländliche Tischrede eines Bezechten und den Tod eines Bauernjünglings auf seiner Brautfahrt durch brünstige Hirsche mit fast grausamer Unmittelbarkeit Bild werden lassen. Wie strömt der Schicksalszusammenhang durch diese in schlichter Sprache klaräugig erzählten Geschichten!

Das ist es ja, was die neue Epik von der alten von Grund auf unterscheidet: das Wissen um Schicksal und Gott, um das Irrationale, um das, was über aller Vernunft und jenseits aller Vernunft ist. Die Epik ist jetzt keine Aufklärungsarbeit im Sinne wissenschaftlicher Psychologie mehr, sondern sie gestaltet, was ist, wessen sie inne geworden ist. So *Curt Wesse* in »*Den Himmelstieren*« (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin), die Jugend eines Bildhauers: wundervoll, wie hier sich aus kindhaftem Erwachen zum Leben das Bildnerische empor-, zu Bewußtsein ringt, man erlebt, wie tief verwurzelt alle schöpferischen Kräfte im Blut und Wesenserbe des Individuums sind. Wesse arbeitet als Dichter und nicht als beschreibender Psychologe. Ebenso tut es *Margarete Windthorst* in ihrem Roman aus der westfälischen Adelswelt »*Der Basilisk*« (G. Grote, Berlin). Hauptsache ist hier nicht — wenn es auch mit größter Anschaulichkeit vermittelt wird — das Milieu, sondern das Schicksal des Grafen Gunther, der angeblich mit dem bösen Blick begabt ist und darüber Leben und Glück versäumt, das innere und äußere Schicksal in seiner unabänderlichen Notwendigkeit nicht zu beweisen, sondern als so selbstverständlich zu gestalten, daß jeder verstandesmäßige Beweis lächerlich erscheint, weil das Erlebnis als solches alles beweist. Margarete Windthorst ist die Dichterin, um dies Wesenhafte aus ihrem reichen Stoffe wachsen zu lassen, so stark, wie bei kaum einer Dichterin unserer Zeit.

Aber auch die Epik, die nicht so sehr aus der Synthese von Anfang an stammt, sondern erst auf dem Wege der Analyse, unter Zuhilfenahme des Verstandes zum Zusammenschluß des Gemütes, der Gefühlswelt mit der Vernunft, der Erkenntnis- und Sinneswelt kommt, läßt heute nicht los vom Wesenskern des Schicksalhaften. In den vier Novellen »*Das törichte Herz*« von *Paul Zech* (J. H. W. Dietz Nachf., Berlin) ist die Titelnovelle ein Meisterwerk dieser Art in sich: der Weg zweier Liebenden aneinander vorbei und doch zu ihrer Vereinigung im Tode ist mit hoher Seelenkunst und zarter Sprachreinheit Lebensoffenbarung geworden. Das ist ja auch der besondere Wert der drei anderen, überaus wirksamen Geschichten, die z. T. stofflich gebundener sind, daß sie uns immer an den letzten Geheimniskern des Menschenseins bringen. Das kann eben nur ein Dichter. Schriftsteller dringen nie so weit vor. Deswegen erkennt man auch *Rolf Bergs* Art schließlich als dichterische an: in seinem Erstling »*Die Beichte des Dritten*« (Paul Aretz, Dresden) geht er zuerst mit der Methodik des analysierenden Schriftstellers vor, das Liebeserlebnis zweier moderner Menschen, eines Schriftstellers und einer Schauspielerin, zu sezieren, bald aber sieht man, hier wird nicht analysiert, um alle Differenziertheit bloßzulegen, sondern um das Absolute des Künstlermenschen, der um seines Werkes willen sich an irdische Liebe nicht verlieren kann, zu ergründen. Rolf Bergs Roman schließt also mit einem positiven Ergebnis ab: deshalb kommt ihm bleibende Bedeutung zu, die man *Walther Eidlitz'* Roman »*Die Laufbahn der jungen Clothilde*« (Paul Zsolnay, Leipzig), der Geschichte der Erweckung eines Mädchens zu ihrem Weibtum, zu ihrem Muttertum, wohl im Gehalt, nicht aber der allzu herkömmlichen Form

Digitized by Google

wegen zuerkennen möchte. Ebenso kann man *Victor Meyer-Eckhardts* Roman aus der französischen Revolutionszeit »*Die Möbel des Herrn Berthelemy*« (Eugen Diederichs, Jena) nur zu den sauber gearbeiteten, kulturhistorischen, mehr kunstgewerblichen als schöpferischen Prosawerken von vielen feinen Reizen rechnen, wenn auch die Gepflegtheit des Stils, die aristokratische Haltung, die wirkliche Kultur des Geistes und die Weite des seelischen Raumes stets fesseln.

Wir brauchen und suchen in der Kunst aber immer wieder das Elementare. In die Tiefe loten die Dichter, in der Tiefe wird und ist das Leben. Das weiß *Arnold Zweig* in seinen neun Novellen »*Frühe Fährten*« (J. M. Spaeth, Berlin) aus eigenem Erleben überzeugend darzutun. Er formt Selbstbekenntnisse aus der Jugendzeit: man schaut Menschentum im Werden. Die stille, vornehme, lebenskennerische Art, mit der diese Schau gegeben wird, entzückt, und man bewundert, wie leicht hier Tiefstes und Ernsthaftes wird: wie ein Spiel, und es ist doch das Sein. Einen Schritt weiter und wir treten aus der Erkenntnisklarheit des Städters in die franziskanische Gemütsverträumtheit, in die Demut, Güte, Einfalt der Art *Felix Brauns* in seinen »*Wunderstunden*« (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), darin die Schicksale eines Gärtners, einer Magd, einer Wanderung voll tiefer Bedeutung aufblühen: die Magie östlichen Fatalismus wird hier wie bei Arnold Zweig fast wach.

Diese Wandlung vom westlichen, ethisch-heroischen Ideal zum östlichen, christlich-chaotischen Glauben geht *Walter von Molo* in seinen Romanen »*Auf der rollenden Erde*« und »*Bobenmatz*« (Albert Langen, München). Man kann diese stilistisch glänzenden Werke nur mit tiefster Erschütterung lesen und mit Ehrfurcht. Hier handelt es sich nicht um eine modische, literarische Wandlung von Fridericus zu Christus, vom heroischen Ideal des westlichen Europas zum Demutsheldentum des Orients, sondern um eine *menschliche*. In Walter von Molo ist das Dämonische des Menschen an sich wach geworden, jener Dämon Hölderlins und Nietzsches, der über das Irdische hinaus begehrt zur Einheit mit Gott, mit dem All, zum Dienst am Heiligsten, zur Dienerschaft an den Göttern, zur Hingabe an das Absolute. Wenn man dieses Dämonische, das immer das Höchste aller Kunstschöpfung gewesen ist, erkennt und anerkennt, wie hier bei Molo, dann kann man nur Aufnehmender, Empfangender, Erschütterter, Beschenkter sein. Und so glaube ich denn, daß unsere Zeit nur wenige Romane hat, denen sie sich so sehr hingeben sollte, wie Molos »Auf der rollenden Erde« und »Bobenmatz«, denn deren Sinn erlebt zu haben heißt in der Lebensmitte leben und wirken.

• • •

NEUE LYRIK

Es ist keine Frage: die lyrische Seele des Deutschen, vielleicht seine stärkste, sicher seine breiteste elementare Dichterkraft, ist wieder zu urschöpferischer Lebendigkeit erwacht. Selbst die traditionelle Lyrik, wenn sie nicht wie in *G. F. Jansens* »*Liedern, Bildern, Balladen*« »eines rheinischen Ingenieurs« (bei Fredebeul & Koenen, Essen) und in des schon verstorbenen Schweizers *Jakob Bossharts* »*Gedichten*« (Grethlein & Co, Leipzig) im Eklektizismus rückgewandter Art stecken bleibt, hat eine neue Durchleuchtung erfahren und strahlt wie in *Max Reuscheles* »*Dom der Seele*« (Eugen Salzer, Heilbronn) und *H. F. Christians* »*der wehende Gott*« (H. Haessel, Leipzig) bei großer sprachlicher Schlichtheit magische Verbindung mit dem Unendlichen aus. Das Erlebnis Gottes verdichtet sich, ganz gleich ob unmittelbar oder mittelbar durch das Naturbild, zum Bekenntnis. »Gott ist der Jäger, der mich jagt«, ist der oft schöne Refrain wie in *Franz Johs. Weinrichs* »*Mittag im Tal*« (Frankes Buchhdlg., Habelschwerdt), so für die heutige Lyrik überhaupt geworden. Deutsche Verskunst geht jetzt nicht mehr in die Breite, sondern in die Tiefe. Selbst *Arno Holz*, der so ganz in der Breite, in der minutiösen, aber naturalistischen Schilderungssucht seinen Eigenwert hat, kann in seinem sprachlich und rhythmisch mir oft unerträglichen, inhaltlich aber fesselnden »*Kindheitsparadies*« (I. H. W. Dietz Nachf. Berlin) bei aller freundlichen Erinnerungsfülle nicht am Bekenntnis zum Unendlichen vorüber.

Das ist es: wie alle wahre Kunst quillt auch nun die Lyrik wieder ganz aus dem Verwobensein alles Menschlichen mit dem Unendlichen und Ewigen. Als — vor nun schon anderthalb Jahrzehnten und längerer Zeiten — Rilke, Däubler, Mombert den ersten Klang ihres Erlebens des

Digitized by Google

reinen Geistes hinausschickten, erklärte die Mehrheit auch der sich geistig nennenden Deutschen ihre Werke für fast unverständlich. Heute fühlt aber jeder tiefere Sinn die orphische Tiefe und Selbstverständlichkeit der Lyrik, die Verwandtschaft dieser Sprachkunst mit der Musik als organisch und rein. Das Chaos der Zeiten gebar Vorurteilslosigkeit und Hingabe. Dadurch ist große Lyrik wieder möglich.

Rilke gibt sie uns mit starker Eigenwilligkeit in Wort und Form, durch die man sich zum Wesens- und Schönheitskern seiner Verse erst hindurcharbeiten muß, in den »*Duineser Elegien*« und noch weiterreichend in den »*Sonetten an Orpheus*« (beide Inselverlag, Leipzig.) Hier spricht ein gänzlich Vereinsamter zuerst von der Not des Ichs und dann, erhaben über Lust und Leid, von der Qual der Zeiten, die im Gegensatz zum ewig Schöpferischen stehen, die sich im Triebtrüben, Nüchternen, Mißtönigen zersetzen. Rilke ist hier ganz zum Mystiker geworden, der uns nicht etwa Begriffe und Erkenntnisse des Verstandes vermittelt, sondern die Urkräfte der Seele, die Keime des Göttlichen, die Triebe zum Ewigen. Seine Verse wirken in uns hinüber wie zeitlose, erhabene Musik: sie treiben uns weiter in die Richtung auf das Unendliche hin . . .

Nicht anders wirken *Theodor Däublers* Phantasmagorie »*Päan und Dithyrambos*« sowie »*Attische Sonette*« (ebda.) Däubler ging nach Griechenland: in der Natur dieses Landes und in seiner höchsten Vergangenheit fand er seiner Seele Heimat. Er *lebt* in der antiken Götterwelt, selbst des Gottes voll, und er erlebt sich selbst, ein neuer Grieche der Antike, so voll und stark, daß man überwältigt seiner Stimme lauscht. Dies ist keine epigonische Klassik, dies ist urschöpferische Vollnatur, die hier mit Aphrodite, Pan und Dionysos in weitschwingender Phantasie und blutvollem Gefühl Griechenland, Griechentum und Griechengeist neu gebiert. Es ist dieses Landes Sonne, die das Blut des Dichters durchglüht und zu dieser unermeßlich reichen Fruchtbarkeit fähig macht. Däublers neue Gesänge sind nur dem griechischen Wein vergleichbar: das Traubenblut und das Blut dieser Gedichte sind Geschwister.

Es ist eben kein künstlicher Weg, der von der neuen Lyrik zum Unendlichen gegangen wurde, sondern die natürliche Heimkehr in ihr wesenhaftes Element. Sie wohnt in ihm mit all ihrem Sein, und ihr Ausdruck ist drum unbegrenzt. Auch im reinen Geist von *Alfred Momberts* großen Gedicht-Werken, dem er jetzt »*Ataïr*« (ebda.) als einzigartige Geistphantasie zufügte. Durch die Materie hindurch dringt er vor zu den Ur-Jahren und darüber hinaus in die Aetherwelt Sfairas, ganz reine Geist-Gestalt. Nur wer höchster Phantasiekraft mächtig ist, dringt mit Mombert in diese Weite des Alls, zu Gottes Thron vor. Musik ward hier Wort, Gedicht. Sie erschließt sich natürlich nur denen, die von allem Stofflichen absehen können. Wie wenige sind es. Nur die absolut Musikalischen.

Die Mehrzahl auch der ehrlich der neuen Lyrik Ergebenen werden des Zusammenwirkens von Empfinden und Verstand, von *allen* natürlichen Kräften des Menschen in der idealen Ausdruckkunst nicht entbehren können. Auch ihnen bietet sich heute Vollendetes, Außerordenliches. Vielleicht nicht in *Stefan Zweigs* »*Gesammelten Gedichten*« (ebda.). Denn Zweig ist keine lyrische Urnatur, in ihm überwiegen die Kräfte des Novellisten, des Psychologen, des Essayisten, des Kulturmenschen. Er hat Leidenschaft, aber deren Ausdruck ist rhetorisch. Er hat Visionen, aber deren Gestaltung wird durch den Geschmack bestimmt. Zweig gibt, aus der Wiener Tradition heraus, von Verhaeren geschult, edelste Kulturlyrik. Seine »gesammelten Gedichte« sind in diesem Bereiche einer der vornehmsten, auch menschlich vornehmsten aesthetischen Genüsse unserer Zeit. Aber wir sehnen uns doch bei ihrer Lektüre auch stets nach mehr, eben nach jenem Elementaren und Orphischen, das wahrhaft vollendet jetzt in *Ernst Bertrams* neuem Werk, dem »*Nornenbuch*« (ebda.) herrliche Gestalt wurde.

Bertram wurzelt tief in dem gotischen, das heißt zeitlosen, ewigen Deutschtum, das noch Blutverbindung, Geistverbindung hat zum germanischen Ahnenwesen. In sein Inneres und in sein Leben wirkt die Norne noch unmittelbar und mythisch-fern, noch nordisch klar und weisheitsvoll-übermenschlich hinein. Diese Norne, die Mutter, die Ahnin der Deutschen, mahnt, warnt, leidet, lehrt, deutet und weissagt, mit jenem Gefühl für das ewige Volksgeschehen, das uns verloren ging, durch Bertrams Mund. Sie wendet sich an das Volk, an den Einzelnen, an sich selbst. Zu ergründen die Zeit, die Gegenwart, deren Not und Leid. Unser Schicksal ist ihrer Seele Unruhe. Unser Schicksal im Realen der nationalen und geistigen Not, im Zusammenhang mit unseren Weg vom Zeitlosen ins Zeitlose. Bertram ist hier ganz Prophet, ganz Stimme des Volkes, ganz elementarer Künder des Jahrtausendgeistes, den die »Volkheit« in sich trägt. Beim Lesen dieser Verse und Sprüche ist uns, als

Digitized by Google

hörten wir die Glocken gotischer Dome hallen: klagend und mahnend. »Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht: Ihr seid Kinder des Eises.« Aufbricht germanische Schau und eine Klarheit wesenhaften Urteilens und Denkens, der Führergeist innewohnt, denn immer fordert dies Erkennen und Wissen. Bertram ist heroischer Art, geistig-heroischer Art. Und keine haben wir nötiger als diese. Keine wird mächtiger wirken, als wenn sie wie hier im »Nornenbuch« unmittelbar in das Innere all derer dringt, deren Ohren noch nicht durch den Lärm technischer Lebensweise ertaubt sind. Wir haben hier wieder Poesie von der Monumentalität unserer »*altdeutschen Lyrik*«, die in glücklichen Nachdichtungen jetzt von *H. Graumann* (Allgem. Verlagsanstalt, München) mit einer Auswahl vom Hildebrandslied, dem 8. Jahrhundert über die höfische Kunst des 13. Jahrhunderts, die volkstümlichen Sprüche und Lieder bis zu den geistlichen Strophen des 14. Jahrhunderts neu herausgebracht worden ist, besonders jener Zaubersprüche, jenes Wessobrunner Gebetes, jener Blut- und Waffensegen, die noch den Atem reiner germanischer, eddischer Art bewahrt haben. Spruchähnlich und didaktisch ist Bertrams Art, doch erfüllt von jenem dithyrambischen Urton, der in aller großen Lyrik, in Ekstase und Weisheit jene Hölderlinsche Einheit mit dem Göttlichen, mit dem Gotte bezeigt. Das deutsche Volk wird alle Kräfte anspannen müssen, Bertrams »Nornenbuch« ganz zu eigen zu erwerben: dies Buch reiht sich in unsere große Dichtung ein ....

Nur selten kann man solchen Spruch tun. Bertram kommt aus dem Kreise Stefan Georges, ist aber schöpferischer und eigener Baumeister in dieser Georgescher Art. Er strahlt ja jetzt seine Atmosphäre wirksam ins geistige Werden der neuen Generation. Ein großer Teil junger Lyriker atmet in diesem Reich, atmet stark aus eigener Kraft, so daß sich durch das übernommene formale Gewand die subjektive Seele jünglingsfrisch durchdrängt. So bei *Hanns Jobst*, der in seinem knappen Einakter »*Antinoos*« sowie in seinen »*Gedichten*« zusammen in einem Bändchen (bei Karl Rauch, Dessau) wohl George-Schüler ist, doch geistig schon den Weg seines Jünglingswesens geht: mit so reinem, heroisch-edlem Ethos und so hellem Froherleben des Daseins, daß man bewegt das neue Seinsgefühl, dies irdische Gotteinssein erfährt. *Paul Thun-Hohenstein* hat in seinen »*Sonetten*« (Wiener literar. Anstalt, Wien) schon die volle Reife lebenüberschauender Männlichkeit, die ehrlich gegen Irdisches und Jenseitiges zur Erkenntnis drängt. *Bernhard Brentano* lebt in seinen reinen und starken »*Gedichten an Ophelia*« (Ferd. Schöningh, Paderborn) ganz seiner jungen Liebe zwischen Entsagung und Gewährung, mit keuschem Faltenwurf der Verse und geheimnisvoller Zurückhaltung des Wortes voll ergreifender Stimmungs- und Gefühlsfülle. Gedankenschwere meldet sich dazwischen. Brentano ist aber schon eigener Ton. In der Wirkung noch kräftiger ist *Richard Friedenthal* in seinen Sonetten »*Demeter*« (Axel Juncker, Berlin). Wir haben seit langem nicht ein so wundervolles, dichterisch lebendiges, künstlerisch packendes Bekenntnis zur Sinnenschönheit des Weibkörpers, zur Sinnenliebe erhalten. Friedenthal erlebt die Frau, das Weibtum in seltener Rauschschönheit und besitzt ein ebenso seltenes Vermögen, sein Erlebnis köstliche Verskunst werden zu lassen. Dieser Dichter erzwingt sich mit diesem Band sofort weitestgehende Aufmerksamkeit. Wir erhoffen von seiner Veranlagung viel. Denn sein Wort, seine Verse quellen ursprünglich aus dem Urwesen des Menschseins und sehen, formen das Erlebte neu, in gewachsener Individualität.

Dieser Besitz an menschlicher und künstlerischer Sonderindividualität bleibt auch in der Lyrik das Entscheidende. *Heinrich Lersch* ist nicht des Stoffes in seinem »*Mensch im Eisen*« (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) wegen ein Sänger von höherem Ruf, sondern weil er dies sein Kesselschmied- und Proletarierleben aus seiner Seele heraus, um seiner Seele willen lebte. Mit großartiger Leidenschaftlichkeit geht er den Weg durch den Materialismus der Zeit, der Industriewelt am Rhein, durch die Phantastik einer Abenteurerfahrt quer weltein zum Leid in Krieg und Nachkrieg, zum Erkennen des reinen Geistes Gottes. Lersch findet hier oft zwingend starke Rhythmen und Sprachformen. Auch der in deutscher Sprache und aus deutscher Seelenverwandtschaft dichtende Italiener *Silvio di Casanova* dringt nicht um des Stoffes — »*Wald und Elemente*« (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) — willen in unser Innerstes ein: sondern weil er in rauschhafter Musikalität den Lebensgeist des Waldes, der Elemente, mit mystischer Schau und Verbundenheit aus eigener Seele heraus offenbart. Je stärker der Lyriker ist, desto individueller wird seine Lyrik sein, ohne daß sie im Subjektiven stecken bleibt. Sondern sie erreicht durch das Gestaltungsvermögen die selbständige Insichgeschlossenheit, das Fürsichsein des Kunstwerkes wie in der Plastik, in der Musik, in jedem Kunstzweige. *Arnold Ulitz'* Gedichte »*Der Lotse*« (Albert Langen, München)

Digitized by Google

sind ein starkes Beispiel dafür: der Mensch ist der Lotse, der in das Meer, sein Ich, unersättlich sein Lot — das Sinnsuchen — senkt und schließlich hineinspringt, damit das Tausendfältige sich balle, eins werde, »Einssein ist Tod!« Ulitz ist tiefer Melancholiker, aber ganz als Geistiger, mit dem steten Trieb zur klaren Selbsterkenntnis. Er hat den dunklen Mollton östlicher Lyrik. Er setzt die große deutsche Gemütslyrik schöpferisch fort. Er hat auch die große Schlichtheit und ist ohne jeden Krampf. Wie auch *Richard Billinger*, der in seinen ersten, frühlingshellen Versen »*Über die Äcker*« (Ernst Rowohlt, Berlin) durch die wundervolle neue Art, Dorf, Wald, Wiese, Acker und Landleben zu ergreifen, entzückt. Man sieht hier die fruchtbare Weiterentwicklung des vielgescholtenen Expressionismus: denn Ulitz wie Billinger sind von Haus aus Expressionisten, ohne es programmatisch, literatenhaft zu sein, sondern aus ihrer Natur heraus: reinen Ausdruck geben der Vermählung von Innen- und Außenwelt. Das muß das letzte Ziel aller Lyrik sein, es wandelt sich je nach der Stärke des individuellen Phantasie- und Religiositätstriebes bald hierhin, bald dort hinab.

Friedrich Schnack in seinem »*Vogel Zeitvorbei*« (Jacob Hegner, Hellerau) ist ebenso wie der ihm verwandte *Fritz Walther Bischoff* in den »*Gezeiten*« (Friedr. Lintz, Trier) vorwiegend phantasiehaft bestimmt. Die fast brüderliche Ähnlichkeit der seelischen Struktur dieser Dichter ist entschieden auffallend, um so mehr, als beide Dichter zu gleicher Zeit mit ihren ersten Versen hervortraten. Es eint sich in ihnen die Umarmung der Erdenschönheit in heiterer Genußfreude und das Versinken in das Unterirdische, Dunkel-Mystische des Daseins. Mythische und ethische Einstellung gleicht sich auch. Diese Bruderschaft kann aber weder die Schönheit, den Glanz ihrer Gedichte, noch deren Bedeutung innerhalb unserer Gegenwartslyrik irgendwie beeinträchtigen. Beide schaffen für sich aus ihrer Blutnatur mit hingebender Ehrlichkeit. Beide schenken uns die Erde, das innere und äußere Leben so ursprünglich neu, daß wir die hier vernommenen Töne, bald episch, bald liedhaft gewendet, immer in uns nachklingen spüren. Wer traumerfüllte, schwermütig-heitere Visionslyrik aus dem Urkern des Seins heraus sucht, findet sie hier in einer Holdheit, Süße, Reife, Trunkenheit, Fabelphantastik, wie nur in ganz eigenwüchsiger, großer Kunst. Ein Schritt über diese immer noch sehr substanzhaltige Phantasmagorien hinaus und wir sind im Reiche *Alfred Momberts*, dessen »*Thron der Zeit*« der Verlag Walter Hädecke in Stuttgart in einem schönen Einzeldruck mit zwei bunten Bildern Gustav Wolfs vorlegt: hier erhebt sich ein Dichter über alle Substanz hinaus in die Unendlichkeit und Ewigkeit mit sphärischem Gesange.

Es gehört stets eine besondere Vergeistigung dazu, Mombert ganz folgen zu können. Das kann man ruhig auch nach den Zeiten des Expressionismus aussprechen. Lyrik ist ja stets äußerste Differenzierung, aber auch ebenso letzte gesammelte Einfachheit. *Iwan Goll* schwankt in seinen gesammelten Dichtungen »*Der Eiffelturm*« (Verlag Die Schmiede, Berlin), die auch epische, bereits früher gedruckte Dichtungen, wie »*Die Chapliniade*«, bringen und ein Schaffen von 1912 bis 1923 umfassen, zwischen beiden Elementen hin und her. Goll ist Großstädter: seine Differenziertheit entstammt den Nerven, seine Einfachheit den seelischen Begegnungen mit der Natur, immer aber bestimmt ein überwiegender Intellektualismus den Ausdruck seiner Innenwelt, die Verarbeitung seiner Pariser und sozialen Erlebnisse, auch Baudelaire-Nachglanz meldet sich, merkwürdig ist die Unerotik der Gollschen Natur und Lyrik. Auch *Victor Wittner* ist in den Gedichten »*Sprung auf die Straße*« (ebda.) Großstädter, aber er hat die einfachere Plastik, und die gleichsam österreichische Weichheit ist stärker als bei Goll. Prachtvoll sind Stadtbilder wie »*Tag im Nebel*«, »*Die Stadt im Schnee*«, wenn auch andere Gedichte wieder einen leisen journalistischen Hauch haben. Dort, wo Wittner nur das Menschliche offenbart, findet er in großer Schlichtheit die ergreifendsten Worte, freilich oft allzu bar der mitströmenden Musikalität.

Wie sie in *Max Bittrichs* Beichte einer großen Liebe »*Der Sünder*« (Ferd. Acker Verlag, Wolfach, Baden) mit männlicher Pathetik ertönt. Bittrich gibt die Jugend, die erste Liebe und Sünde, die Abenteuerfahrt, die Heimkehr zur inneren und äußeren Ruhe in einzelnen Gedichten, die wie einzelne Themen einer großen Fuge aufeinander folgen. Bittrich ist ein lyrischer Gestalter von seltener Plastik, Substanzfestigkeit. Er kann gegenüber allzu starker Neigung der jungen Generation, sich zu verflüchtigen, vorbildlich sein, denn Bittrichs Art ist wesenhafter Stil. Seine leider nur in kleiner Auflage gedruckte Dichtung fordert weite Beachtung. Der viel jüngere *Adolf von Hatzfeld* mit seinen wertvollen »*Gedichten*« (Pontos-Verlag, Freiburg i. Br.) hat auch den Weg des reinen deutschen lyrischen Stils gefunden: die Motive der Natur, Liebe, Zeit, Ewigkeit, werden substantielle Musikalität von

Digitized by Google

großer Klarheit und Sinnenfrische. Hatzfeld ist der Erde ebenso wie Gott eingewurzelt, sein Blut strömt die Süße des Ackers ebenso wie den Duft des Alls in wellendem Atem ein und aus. Neben ihn kann man *Robert Boßharts »Singenden Brunnen«* (Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig) stellen: er ist noch verträumter, weltfremder. Auch *Alfred Hein* schlägt in seinen *»Neuen Gedichten«* (Reuß & Pollack, Berlin) gleichen Schlichtheitston an und findet manch geschlossen Lyrikwerklein.

Die Beseeltheit allein macht aber noch keine große Lyrik für die Dauer. Leidenschaft muß hinzutreten, wie sie verhalten aus Bittrich, wie sie hier und da offen aus Hatzfeld ausbricht. Ganz getragen von dieser Leidenschaft zum Ewigen sind *Franz Spunda* in *»Gottesfeuer«* (Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig, in schönem Druck) und *Hans Franck* in seinen kostbar mit Holzschnitten Eberhard Viegeners geschmückten zwölf Rhapsodien *»Gottgesänge«* (Walter Seifert, Heilbronn). Spunda ist wie ein neuer Angelus Silesius ganz durchglüht vom Gottesfeuer: ihm wandelt sich alles nach innen, seine Religiosität ist eine warme, wundertiefe, halbmystische Hingabe an Gott, eine Vereinigung von Gott, die als selige Ruhe, als Beglückung aus seinen rhythmisch getragenen Versen in uns eingeht. *Hans Franck* holt sich die Stoffe seiner wirkungsvollen Rhapsodien nach symbolischem Auftakt aus der Bibel: Abrahams Opfer, Isaak und der Engel, das goldene Kalb usw. bis zur Apokalypse. Franck zieht in starker Konzentration der Bibelüberlieferung das Geistige, das Seelisch-Elementare aus den Stoffen und weckt dadurch die gleichen seelischen Kräfte in uns. Es ist eine Tat, uns die biblischen Mythen wieder zu solch nahem und neuem Erleben zu bringen. Das vermag nur, wer als Mensch und Dichter getragen ist von eigengewachsener Religiosität, wer täglich aus dem Erleben der Unendlichkeit, der Ewigkeit neugeboren wird. Wo dies der Fall ist, wächst bei dem natürlichen Mitwirken echten Künstlertums, wie hier bei Franck, immer starke, ja bisweilen sogar große Kunst, wenn noch eine bedeutende Persönlichkeitsvollendung hinzutritt.

* * *

NEUE GOETHELITERATUR

DIE Goetheliteratur wird so lange sich weiter vermehren wie der Deutsche sich um universales Menschentum müht. Das heißt aber: so lange es geistige Deutsche, so lange es Menschen gibt, die aus ihrer Mitte heraus zu leben begehren. Dieser Erlebnisanlaß ist es, der jeder Generation ihre Goetheliteratur beschert. Zurückgetreten ist gegenwärtig zweifellos die historisch-philologische, gewachsen die psychologisch-geistige Goetheliteratur. Der Wandel der Zeiten drückt sich darin aus: die Analyse, das Einzelwissen dient als Hilfsmaterial, die Synthese im Erkennen und Bekennen ist das Ziel.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus haben neue Goetheausgaben, soweit sie noch entstehen, etwas Abschliessendes. Selbst bei dem katholischen Goethe, wenn man solche Einseitigkeit überhaupt zulassen will. Otto Hellinghaus' dreibändige Auswahl von *»Goethes Werken«* in der »für Schule und Haus« bestimmten Bibliothek deutscher Klassiker (des Verlages Herder & Co., in Freiburg i. Br.) bringt auf rund 1800 Seiten tatsächlich aus des Dichters Lyrik Balladen, Xenien, westöstlichem Diwan, den Epen, den Dramen, das, was Volkseigentum ist und sein sollte. Hier natürlich in einer Auswahl, mit Einleitungen, Anmerkungen und einer Lebensbeschreibung, die sorgsam auf das Seelenheil des Katholiken bedacht sind. Von Goethes Prosa ist nichts aufgenommen: hier sollte doch ein vierter Band mit »Dichtung und Wahrheit« und den Novellen angegliedert werden. Wenn wir auch die Abschliessung gegen viele Werke des Dichters nicht verstehen, besser ist doch, daß Goethes Persönlichkeit überhaupt auf strenge Kirchengläubige wirken kann. Auch hier wird der Zeitenwandel sicher noch weitere Werke Goethes in katholische Kreise bringen. Denn nur der Mensch ist ethisch und religiös gefestigt, der den Dämon der Universalen in sich erlebte.

In vorbildlicher Weise hat *Georg Witkowski* mit seiner Ausgabe und seinem Kommentar von *»Goethes Faust«* (2 Bde. Hesse & Becker, Leipzig) den Weg gezeigt, auf dem wir zur vollkommenen Ausgabe sämtlicher Goethewerke kommen können. Hier wird neben dem zuverlässigen Text des Werkes, des Urfaustes, des Fragmentes, der Helena, des Nachlasses, eine ausgezeichnete Geschichte der Fauststsage und -dichtung von Goethe, der Goetheschen Dichtung sowie deren Erklärung im ganzen wie im einzelnen mit einem fesselnden Bilderanhang geboten, so

Digitized by Google

daß man bei der sehr praktischen Einteilung in zwei Bänden, die das Nebeneinanderlesen von Dichtung und Erläuterungen erleichtern, alles Notwendige beisammen hat. Schade nur, daß die Ausstattung in Papier, Druck, Einband fast alles zu wünschen übrig läßt. Billigkeit ist keine Veranlassung noch Entschuldigung für Ungeschmack.

Das Bibliographische Institut in Leipzig beweist, daß man ebenso billig wie inhaltlich, ebenso vollkommen wie mit Geschmack arbeiten kann. In den bekannten Meyerschen Klassikern wird hier nach und nach die neue große Goethe-Ausgabe geschaffen, der keine andere verglichen werden kann, da sie alle Liebhaber- und Wissenschaftswünsche in den Grenzen bestwilliger Möglichkeit erfüllt. *Robert Petsch* hat »*Goethes Faust*« in einem Bande nach Witkowskis Vorbild gleich umfassend und zuverlässig besorgt, *Ewald A. Boucke* faßte die *Epen*: Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis in einem Bande zusammen, und in einem weiteren Bande *Goethes Gedichte* mit besonders wertvollen Anmerkungen, leider nur in einer freilich weitgreifenden Auswahl, die hoffentlich später durch einen zweiten Band ergänzt wird. *Rudolf Richter* sorgte für den »*westöstlichen Diwan*« gleich zuverlässig: man freut sich besonders, dies unausschöpfbare Weisheitswerk in einem Sonderbande zu erhalten. Da jeder Band in besonderen, von ersten Buchkünstlern entworfenen Einbänden einzeln käuflich ist, kann man sich hier die beste Goethe-Ausgabe der Nachkriegszeit allmählich erwerben und wird dabei dann weitere Fortschritte auch der Ausstattung, z. B. das notwendige Fortlassen der häßlichen Zeilenzahlen, gerne begrüßen.

Für seine Lieblingswerke wird man neben diesen allgemeinen Ausgaben niemals auf bibliophile Drucke verzichten wollen, die infolgedessen auch eine hohe Zahl erreicht haben. In seinen Reuchlindrucken, kleinen, sauber gedruckten Heften, die nur typographisch wirken wollen, nahm Karl Rauch Verlag in Dessau Goethes Steinbachanbetung »*Von deutscher Baukunst*« auf, die »antike Gotisch« entspricht sicher der Stimmung dieses köstlichen Bekenntnisses. Der Dachauer Einhornverlag ließ die »*römischen Elegien*« in Rudolf Kochs neuer Antiqua von Wilh. Gerstung in Offenbach mit reinem Stilgefühl neu drucken und schlicht binden. Eine besonders schöne Gabe bescherte uns aber *Ludwig von Hofmann* mit acht Holzschnitten *zu Goethes* »*Pandora*«, nach dem vergriffenen Seldwyla-Druck brachte Carl Reissner Verlag, Dresden, nun mit Hilfe des Roder-Verfahrens einen einfachen Neudruck heraus, der zwar nicht alle Wünsche befriedigt, aber doch genügt, um an die Schönheit der Hofmannschen Holzschnitte heranzuführen. Es ist hier wenigstens die Möglichkeit einer weiteren Verbreitung geschaffen.

Schließlich sei hier noch auf eine ausgezeichnete, einbändige Auswahl aus »*Goethes Briefwechsel mit Zelter*«, die Mary Sabia mit vollem Verständnis für den Wert und die Zusammenhänge dieses umfangreichsten Freundschaftsverkehrs Goethes traf, verwiesen. Der Wolkenwanderer-Verlag zu Leipzig, gab dem Bande in Druck und Einband eine vornehme und angemessene Ausstattung ohne jede Ziererei noch Knauserei, daß man wünschte, es wäre ihm möglich, uns alle Goethebriefe so zu drucken.

In den Büchern der Bildung des Münchener Verlages Albert Langen sind zwei reizvolle Zusammenstellungen herausgebracht worden: Josef Hofmiller gibt uns den »*Ur-Goethe*«, das heißt den Abdruck der Ur-Fassungen des Goetz, des Faust und der Iphigenie, der voritalienische Goethe wird hier in Stimme und Atmosphäre offenbar. Und weiter werden »*die schönsten Essays von Goethe*« vom selben Herausgeber vereint: aus Gelegenheitsschöpfungen wuchs der größte deutsche Essayist, das ist das unvergleichliche Erlebnis und Ergebnis dieser Sammlung von Produktionen genialer Intuition.

• • •

Das Wunder der Unausschöpfbarkeit des Goetheschen Lebens bezaubert ebenso wie die Universalität seines Geistes immer neu. Schon wenn man den jetzt von *Karl Heinemann* herausgegebenen *Goethe-Kalender auf das Jahr 1925* (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) mit seinem Abdruck der Dokumente zur Schilderung der fünfzigjährigen Wiederkehr des Einzugstages in Weimar am 7. November 1885 sowie des Prometheus, mit F. A. Hünichs Aufsatz »Goethe und seine Verleger«, den wohlgewählten Sprüchen zur Hand nimmt, überzeugt man sich, daß noch viel Neues hier zu lernen ist. Nur sollte der Kalendermann es unterlassen, eine Novelle von Erich Ebermayer aufzunehmen: es ist eine der scheußlichsten Ehrfurchtslosigkeiten unserer Zeit, Goethes Gestalt und Leben von Undichtern im Stile Paul Burgs, Trentinis u. a. m. behandelt zu sehen. — Neben dem Kalender und dem Jahrbuch hat seit vier Jahren das »*Jahrbuch der Sammlung Kippenberg*« (Inselverlag, Leipzig) seine Berechtigung erwiesen. Auch der 4. Band bringt an Dokumenten (Riemers Tagebücher, ein Brief A. Mendelssohns über

Digitized by Google

Goethe, Eckermanns Briefe an Auguste Kladzig, Faustsplitter Kippenbergs), an Abhandlungen (»Nur« von Albert Köster, Auguste Duvau von F. Michael, Aus der Wertherzeit von F. A. Hünich), an Bildern und Faksimiles soviel Unbekanntes, Wertvolles, daß man dankbar erkennt, um Goethes Gestalt sammelt sich das gesamte Deutschland in seiner bisher größten geistigen Epoche. Die umfangreiche Auswahl Briefe, die Maria Fehling in dem Bande »*Briefe an Cotta*« (J. G. Cotta, Stuttgart) aus dem Zeitalter Goethes und Napoleons getroffen hat, beweist ebenso unmittelbar, wie in der einen Persönlichkeit, neben die damals nur die Napoleons gleichberechtigt trat, das Weltwesen sich wiederspiegelt. Die Schiller- und Goethebriefe des Bandes waren schon bekannt, und doch gewinnen sie jetzt erst, da sie zusammen mit den Verlagsbriefen der zeitgenössischen Autoren an Joh. Friedr. Cotta gelesen werden können, die rechte Bedeutung ihrer überragenden und bleibenden Größe. Wir lesen Hölderlin, Lichtenberg, Wieland, Seume, Joh. v. Müller, Fichte, Schelling, Tieck, die Schlegel, Frau v. Staël, Z. Werner, Kleist, Joh. H. Voss, Baggessen, Jean Paul neben manchen anderen geistigen und politischen Persönlichkeiten und erleben auf einmal unmittelbar die Epoche von 1790 bis 1832 wie unsere Gegenwart. Historiker werden den Wert dieser besonderen Gabe des Cottaschen Verlages nach Gebühr erkennen. Der Literaturfreund wird ihn zu den besten Dokumenten der Goethezeit zählen.

Daneben wird er »*Die Briefe der Elise v. Türckheim geb. Schönemann*«, von Goethes Lili stellen, die John Ries zusammen mit Ernst Markwald bei Englert & Schlosser in Frankfurt a. Main, in wissenschaftlicher Sorgfalt nach den Originalen herausgab. Goethes Lili ward fast von keinem Goethebiographen gerecht behandelt, hier ist nun endlich die Möglichkeit gegeben, Lili zu erkennen, wie sie war: nicht eine leichtfertige Kokette, sondern eine kluge, klare, praktische, herzensfromme, zur Schwärmerei neigende, tapfere, treue, selbstlose, liebebedürftige und liebespendende Frau von gesunder Natur. Sie hat kein leichtes Leben gehabt, sich aber im Leben als reiner Charakter bewährt. Von 1785 — also nach Goethes Zeit — bis 1816 laufen die Briefe, die auch kulturhistorisch von großem Werte sind. Wir haben hier die endgültige Publikation über Goethes Lili.

Wie es nicht anders sein kann, herrscht in der Goethephilologie natürlich die Spezialstudie vor. Ein Begeisterter, *Richard Maass*, schaffte zu den Bildern der 14 *Goethe-Freundinnen* (F. Fontane & Co, Berlin) ebenso viel freundlich-anspruchslose Achtzeiler. Ein Heimatliebender *R. Kaulitz-Niedeck*, schildert archivalisch getreu, mit peinlicher und forschender Akribie Goethes Erlebnisse in Trier unter dem Titel »*Die Geele Box*« (ebda.) und vermittelt uns manches Neue in gefälliger Form. *Julius Vogels* nun in dritter Auflage vorliegendes Büchlein »*Goethe in Venedig*« (Klinkhardt & Biermann, Leipzig) wird auch weiter am Lido wie in deutschen Landen dankbare Leser finden ebenso wie *Otto Pniowers* schön gedrucktes, mit 55 Bildern reich geschmücktes Buch »*Goethe in Berlin und Potsdam*« (E. S. Mittler & Sohn, Berlin), das eine Lücke in der Goetheliteratur auf beste Weise ausfüllt. Im Frühling 1778 war Goethe mit Herzog Karl August nach Berlin und Potsdam gekommen: Pniower ist Kenner aller Dokumente, der Zeit und Berlins in so seltenem Maße, daß er uns auf das Zuverlässigste in unserem Wissen um Goethes Wege in Berlin und Potsdam, um Goethes Zusammenhänge mit Preussen bereichert. Auch *Hans Gerhard Graef* ist in seinem im Dienste des Dichters verbrachten Leben vielen Spuren Goethes nachgegangen: wirklichen in Nordwestböhmen, in Berka und Weimar, geistigen in Schweden, mit Erinnerungen, Untersuchungen, Anregungen, Forschungen. Seine gesammelten »Skizzen zu des Dichters Leben und Werken«: »*Goethe*« (H. Haessel, Leipzig) sind ein gewichtiges Zeugnis der besten Goethewissenschaft des letzten Menschenalters.

Zu ihr gehört auch *Georg Witkowski*, der seine Biographie der Schwester Goethes »*Cornelia*« (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) in verbesserter Auflage vorlegt. Das Buch ist jetzt vom wissenschaftlichen Beiwerk befreit worden und nun eine vorzüglich lesbare objektive Darstellung der Wesensart und des schweren Schicksals Cornelias. Seltsam berührt, wie Dunkel und Licht ganz einseitig auf zwei Geschwister verteilt wurden. Die dunklen Elemente des Goetheschen Blutes gewannen im Sohn des Dichters auch wieder die Oberhand: was *Karl von Holtei* mit »*Goethe und seinem Sohn*« von 1827—1831 in Weimar erlebte, löste Robert Walter aus Holteis umfangreichen Lebenserinnerungen »Vierzig Jahre« geschickt heraus (Vera Verlag, Hamburg), schade ist nur, daß der Neuausgabe nicht auch alles wissenschaftliche Rüstzeug beigegeben wurde. Bei Goethe ist der Wunsch nach peinlicher Genauigkeit und Vollständigkeit nun einmal berechtigt. Und über August von Goethe fehlt noch immer ein zusammenfassendes Werk aus jüngster Zeit.

Digitized by Google

Wir haben es jetzt, freilich auch spät genug, über *J. P. Eckermann* durch *H. H. Houben* auf Grund neu aufgefundener Tagebücher und Briefe (H. Haessel, Leipzig) erhalten. Das Problem Eckermann findet hier erst, zusammen mit Julius Petersens Forschungen, seine Lösung. Houben hat im Familienbesitz völlig unbekanntes Handschriftenmaterial aufgefunden und kann uns von Eckermanns Leben für Goethe ein ganz neues Bild entwerfen. Der vorliegende Band reicht bis zu Goethes Tod; ein zweiter Band soll Eckermanns nachgoethesches Leben schildern. In dieser Biographie entwickelt sich die erschütternde Tragödie eines Menschen, der, einem Genie dienstbar, seine eigenen Wesensgrenzen vergebens zu sprengen bemüht war.

Was Eckermanns historisch-philologische Lebensarbeit bewies, wiederholt sich bis auf den heutigen Tag immer neu in der Goetheliteratur: menschliche Unzulänglichkeit versagt diesem Dichter und seinem Werke gegenüber stets, mag sie sich nun, wie in *Albert Ullrichs* »*Wilhelm Meister als Schlüsselroman*« (C. Boysen, Hamburg) freimaurerisch-okkultistisch gebärden oder anthroposophisch wie bei *Rudolf Steiner*. Zweifellos hat Steiner mit seinen 1886 erstmalig erschienenen »*Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*« (Neuauflage Der kommende Tag, Stuttgart) das Verdienst, uns von der Düntzerschen Goethebehandlung zur psychologisch-geistigen geführt zu haben, Steiners Buch hat insofern bleibende Bedeutung, die nicht geschmälert wird, wenn man auch mit *Eugen Wolffs* »*Entwicklungsgeschichtlicher Goethe-Kritik*« (Schulzescher Verlag R. Schwartz, Oldenburg i. O.) den Wert philologischer Textkritik lebendiger Art anerkennt. *Franz Zinkernagels* akademische Rede »*Goethes Ur-Meister und der Typusgedanke*« (Verlag Seldwyla, Leipzig) ebenso wie *Wilh. Loews* Studie »*Goethe als religiöser Charakter*« (Chr. Kaiser, München) enthüllen, wie wir heute bemüht sind, analytisch und synthetisch zugleich uns Goethes Wesen zueigen zu machen. Dazu können pastörliche Einseitigkeiten wie *Frz. Blanckmeisters* nicht genügend objektive Darstellung »*Goethe und die Kirche seiner Zeit*« (Dresden, J. Sturm & Co.) und *Gustav Pfannmüllers* besonders um des strittigen Josephepos willen geschriebene Untersuchung »*Goethe und das Kirchenlied*« (W. Gente, Hamburg), die in Goethe und dem Josephsautor eine Einheit beweisen will, nichts beitragen. *Martin Sommerfelds* Studien »*Hebbel und Goethe*« (Friedrich Cohen, Bonn) sind dagegen eine vorbildliche Arbeit, die dem Erleben und Erkennen von Goethes und Hebbels Wesen mit furchtbarer Kraft mehr dient, als alle Nichts-als-Stoffphilologie.

• • •

KUNSTGESCHICHTE

In ihren Anfängen war die kunsthistorische Wissenschaft auf die Norm eingestellt. *J. J. Winckelmann* ging von der griechischen Kunst aus. Die entwicklungsgeschichtliche Auffassung hat diese Einseitigkeit beendet, dafür aber eine andere aufgebracht: in philosophischer Hinsicht. Winckelmanns großes Verdienst war ja, Kunst immer auf ihr Wesen hin betrachtet zu haben, so betrachtet zu haben, daß ein Teil seiner Schriften auch heute noch von Bedeutung für uns ist, wie die ausgezeichnete einbändige Auswahl aus »*J. J. Winckelmanns Werken*«, die Alexander Dorner im Adolph Sponholtz Verlag, Hannover, erscheinen ließ, beweist. Große Abschnitte aus den »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerei«, aus der »Abhandlung über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen«, aus dem »Versuche einer Allegorie, besonders für die Kunst«, aus der »Geschichte des Altertums« und den kleinen Aufsätzen enthüllen über das scharfe Geschmacksurteil hinaus den Sinn für das Schöpferische, für den Stil, die Stilgeschichte, ja sogar auch Stilentwicklung. Darauf kommt es aber bei aller Kunstgeschichte an: nicht der Künstler, sondern die Kunst ist das Hauptthema.

Die führende Wissenschaft handelt auch von diesem Gesichtspunkt selbst in ihren monographischen Arbeiten über einzelne Künstler und ihr Lebenswerk. In der vorbildlichsten Weise *Max Dvořák* in seinem umfassenden Buch »*Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck*«, mit einem Anhang über die Anfänge der holländischen Malerei (und 68 Tafeln bei Piper & Co., München), das 1904 bzw. 1918 in Jahrbüchern schon einmal erschienen war und nun von Johs. Wilde und Karl M. Swoboda in einem stattlichen Bande breiteren Kreisen

Digitized by Google

dargeboten wird. Hier liegt jetzt ein Meisterwerk entwicklungsgeschichtlicher Kunstauffassung, bisher weder im Thema noch in der Form wiederholt, vor und vermittelt das breiteste Verständnis für die Anfänge der altniederländischen Kunst aus der Gesamtgeschichte der abendländischen Kunst heraus. Die Bedeutung des Gesamtwerkes der Brüder van Eyck nicht nur für ihre Zeit und ihre Kunst, sondern für die gesamte Kunst nördlich der Alpen und die ganze Kunstentwicklung dieses sowie des folgenden Jahrhunderts bis ins Einzelne material- und geistesgeschichtlich zu überschauen, vermag man nur durch Dvořáks Werk. Dvořák geht ins 14. gotische Jahrhundert, die italienische und französische Kunst zurück, um die Wurzeln des Eyckschen Schaffens aufzudecken, scheidet dann Huberts und Jans Arbeiten und Werk und entwickelt dazu der Brüder geschichtliche Stellung sowie das Geheimnis der neuen Kunst, die Abhandlung über die Anfänge der holländischen Malerei fügt sich ebenso ergänzend ein wie die Ausführungen der Herausgeber über die neueren Forschungen zum Thema seit Erscheinen von Dvořáks »Rätsel« und seit seinem Tode. Wesentlich ist uns hier besonders die völlig neue Grundlegung der Anschauung von der mittelalterlichen Kunst: Dvořáks geistesgeschichtliche Art eröffnete uns das tiefere Verstehen ihres Wesens. Doppelt dankbar müssen wir also für den Neudruck des unvergleichlichen Werkes sein.

Die Brüder van Eyck wurden bestimmend für die ganze holländische Malerei in ihrer Treue gegenüber der Natur, bestimmend auch dadurch, daß die Wirklichkeitsbeobachtung der holländischen Meister nie in Naturalismus ausartete, sondern bis zur Höhe eines Rembrandt durchgeistigt wurde. Zweihundert Jahre nach den Eycks hat die niederländische Malerei ihre klassische Reife erreicht: auch im engsten Stoffkreise des Nur-Holländischen wie der neue Atlas zur Kunst »Das Bild«, den Wilhelm Hausenstein bei Piper & Co. herausgibt, mit den ausgezeichnet reproduzierten Bildern *Vermeer van Delfts*, zu dem Benno Reiffenberg das Nachwort, Hausenstein die Anmerkungen schrieb, auf 46 Tafeln erweist. Diese Genre-, Interieur-, Porträt-, Landschafts- und Anekdotenkunst ist ebenso populär wie unvergänglich, weil sich in ihr das Holländische an sich manifestiert, auf künstlerisch unangreifbare Weise, bis zu jener Grenze, wo die peinlichen kleinen Meister des Manierismus begannen, die Vermeer aber weit überragt. Weil Vermeer die Norm, das Holländische, der holländische Klassiker, »die Sublimation Hollands ins Klassische« — nach Hausensteins gutem Wort — ist.

Wie *Raffael* für Italien. Auch *Leopold Zahn* faßt in seinem, besonders dem Zeichner gewidmeten, populärwissenschaftlichen Buch »*Raffael von Urbino*« (mit 20 guten Zeichnungswiedergaben in der Allgemeinen Verlagsanstalt, München), bei aller Lebendigkeit seiner Kritik und modernen Menschlichkeit, die Identität von Raffaels Natur und seinem Werk als die große klassische Sehnsucht nach Harmonie, nach Überwindung des Dualismus von Körper und Seele in der Einheit des Kunstwerks, bei Raffael aus toskanischen Entwicklungen her spezifisch für Italien. Eine gute Ergänzung nicht nur zu Zahn, sondern zu jedem Raffaelbuch, zugleich ein angenehmes Handbüchlein für Romfahrer ist *Ludwig Frhr. v. Pastors* Sonderabdruck aus der berühmten Geschichte der Päpste »*Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stanzen und den Loggien des Vatikan*« (Herder & Co., Freiburg i.Br.). Beschreibung, Erklärung und Entstehungsgeschichte sind hier so ins einzelne ausgearbeitet, daß jeder Benutzer den Wert dieses Büchleins von den Fresken und ihren Reproduktionen erkennen wird. Zugleich wird uns aus Pastors Text der große Gegensatz Raffael — Michelangelo wiederum klar: Raffael der Klassiker des Italienischen an sich, Michelangelo der über Italien in die Welt, ja in die Unendlichkeit hinausgreifende Mystiker, neu in Form und Wesen, wie im Norden Rembrandt oder Dürer.

Man halte nur einmal neben die bei Zahn abgebildeten Raffael-Zeichnungen »*Michelangelos Zeichnungen*«, wie sie *A. E. Brinckmann* auf 106 Tafeln bei R. Piper & Co. in München mit ausführlicher Einleitung, Anmerkungen, Literaturangaben sorgfältigst herausgegeben hat. Wenn man innewerden will, was Größe im Reiche des reinen Geistes heißt, hier ist es zu erleben. Brinckmann richtet sein Hauptaugenmerk auf die Echtheitsfrage, um den Blick nicht zu verwirren und die Schau in Michelangelos furchtbare Tragik zu vertiefen. Das ist ihm auch gegenüber Michelangelos nie ruhender Gestaltungphantasie mit erschütternder Gewalt gelungen.

Neben diesen Zeichnungen unermeßlicher Innerlichkeit und Ausdruckskraft bestehen nur noch *Albrecht Dürers* »*Handzeichnungen*«, die *Heinrich Wölfflin* auf achtzig Blättern im gleichen Verlage veröffentlicht hat (darunter ein ausgezeichneter Farbendruck), obwohl der Zeichner Dürer mit seiner Suche nach der korrekten Form

Digitized by Google

ein Gegensatz zu dem großen Italiener ist, denn diesem entspricht im Wesen bei uns mehr Grünewald. Aber Größe eignete Dürer doch wie keinem sonst, weil er immer und überall die bleibende Form als die ewige Erscheinung in größtmöglicher Klarheit anstrebte. Die mystische Dunkelheit und Tiefe war bei ihm, dem Deutschen, von Anfang an gegeben: so konnte ihm nur Aufgabe sein, das zeichnerische Problem zu bewältigen. Nach diesem Gesichtspunkte hat Wölfflin auch seine charakteristische Auswahl getroffen, er gibt also vor allem den entwickelten klassischen Typ der Dürerschen graphischen Kunst. Ohne, Lippmanns seit 1883 erscheinendes, noch nicht abgeschlossenes, jetzt fünf Foliobände umfassendes Werk hätte auch Wölfflin diese überaus lehrreiche Auswahl nicht treffen können. Wölfflin sieht Dürer, den Zeichner, vielleicht zu sehr aus der Perspektive der italienisch-klassischen Kunst.

Deshalb empfiehlt es sich, daneben eine so stark aus tiefem Verstehen der deutschen Wesenheit herausgeborene Biographie, wie »*Das Leben Albrecht Dürers*«, von *Willy Pastor* (mit 50 Bildern bei H. Haessel, Leipzig) zu lesen. Pastor geht nicht nur, in farbiger, schriftstellerisch fesselnder Weise, auf die Daten von Dürers irdischem und künstlerischem Lebensweg ein, sondern sieht den Künstler auch ganz aus dem geistigen Zusammenhang seiner Epoche heraus: das war die Reformation. Und diese Reformation ist ihm die Erneuerung des deutschen Wesens, ein Sichlossagen vom uns fremden Süden und Dürer stellt sich hier ebenbürtig neben Luther. Man schaut durch Pastor auf einmal Wesenszusammenhänge, die uns nicht so intuitiv arbeitende Kunstgelehrte bisher verdeckt hielten.

Diese deutsche Wesenheit wird uns ganz offenbar, als die deutsche Kunst noch aus eigenem Boden erwuchs, wie in der Frühzeit, bei *Martin Schongauer*, dessen »*Handzeichnungen*« Jakob Rosenberg bei R. Piper & Co. in München zusammengefaßt hat. Schongauer (1445—1491) geht den Weg von der Spätgotik zur ersten Realistik: hier ist seine Bedächtigkeit, Sachlichkeit und Genauigkeit von großem Reiz. Ordnung, Klarheit, Eindringlichkeit, Liebe zum einzelnen und kleinen sind seine weiteren Wesenszüge, die, je länger man sich in die Zeichnungen versenkt, desto stärker unsere Liebe anziehen.

Diese rein deutsche Art treffen wir bis in die jüngste Gegenwart bei kleinen und bedeutenden Künstlern wieder. Der »Katzen-Raffael« *Gottfried Wind*, den wir durch *Adolf Koelsch* in einem mit 8 Lichtdrucken und 4 mehrfarbigen Faksimile-Drucken geschmückten Büchlein (Montana-Verlag, Zürich) als ein seltsames Original (von 1768—1814) und Tierfreund kennen lernen, zeigt sie, wenn auch in schwacher Form ebenso wie etwa in menschheitlich großer Leistung *Hans Thoma*, dem *Karl Anton* ein aus allen Quellen schöpfendes, durch den persönlichen Verkehr mit dem Meister bereichertes, biographisches Denkmal von Wert (Verlag G. Braun, Karlsruhe, mit 50 Bildern und bisher unveröffentlichtem Bild des Künstlers) errichtete. Wundervoll wird hier die Einheit zwischen Kunst und Leben, Werk- und Weltanschauung, Form und Persönlichkeit, Schaffen und Menschentum offenbar: nach unserer Art, nach der nur dort große Kunst möglich ist, wo auch der Schaffende ein großer Mensch ist. Deutsche Kunst ist im besonderen Sinne Ausdruck der Individualität: das gilt auch für Schaffende kleineren Ausmaßes wie *Rudolf Schaefer*, dessen Lebenswerk, von *Konrad Mack* (G. Schloessmanns Verlag, Hamburg) ausführlich geschildert, in der Nachfolge Ludwig Richters und im Bekenntnis evangelischen Christentums beruht, oder wie *Rudolf Sieck*, der die deutsche Alpen- und Voralpenschaft (in »*Von der Landschaft*« mit farbig gut wiedergegebenen Aquarellen und Text von Stifter, Weftenrieder, Thoreau bei Eugen Salzer in Heilbronn) mit frühlingsfrohem und schwermütigem Lyrismus beherrscht, oder wie der köstliche *Karl Stirner* (eine in bestem Buntdruck ausgeführte kleine Mappe mit Geleitwort von Martin Lang bei Eugen Salzer, Heilbronn), ein verträumter Mörike-Schwabe und Idylliker oder wie *Franz Hein*, dessen Landschaften eigenes Blut verraten und dessen Lebenserinnerungen »*Wille und Weg*« (mit vielen bunten und Schwarz-Weiß-Bildern bei K. F. Koehler, Berlin) ein reichbewegtes Leben und ein Stück Kulturgeschichte aus den letzten sechs Jahrzehnten in launiger Weise erzählen.

Das Blut bleibt eben das Geheimnis alles ursprünglichen Schaffens. Keine Schule, noch Nachahmung, kein Stil- noch Zeiteinfluß kann darüber hinweg. Man halte nur einmal drei Zeitgenossen wie *Hercules Seghers*, dem *Wilhelm Fraenger* einen interessanten physiognomischen Versuch (mit 42 Abbildungen bei Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich) widmet, *Jacques Callot*, den *Karl Pollhammer* »als Illustrator« (mit 95 Bildern im Krystallverlag, Wien) behandelt und dessen Zwergen-Reihe »Goppi« genannt, anfangs des 18. Jahrhunderts als »*Callots neueingerichtetes Zwergenkabinett*« (in Faksimiledruck neu herausgegeben von Wilhelm Fraenger

Digitized by Google

bei Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich) nachgeahmt wurde, sowie schließlich *Diego Velazquez* nebeneinander, um zu erkennen, daß die angeborene Natur entscheidet: bei Seghers in etwa siebzig Griffelwerken die holländische Art, die aus Abenteurerindividualität genial über die Volks-Grenze ins Zeitlose vorstößt, aber am Widerspruch gegen das feste Element der Erde, Ohnmacht der Technik, seelische Vagierungssucht scheitert, ehe er zur Form gelangt, bei Callot in den Illustrationen der Franzose, der ganz Gegenwartsmensch, ganz Witz und Eitelkeit das Aktuelle, das Groteske, das Genießerische erfaßt und seinen formalen Ausdruck mit Hilfe der Italiener, der Bühnenmaler, der Festdekorateure ausbildet, voll Phantasie und Rationalismus, halb Genre, halb Klassik, immer aber Mensch der Gesellschaft seiner Zeit, und schließlich bei Velazquez: das große Spaniertum. Niemand hat diese Wesenheit, das Leben dieses Künstlers und sein Werk so meisterhaft und umfassend geschildert wie *Carl Justi* in »*Diego Velazquez und sein Jahrhundert*« (dritte Auflage mit 64 Abbildungen in zwei Lexikonbänden bei Friedrich Cohen in Bonn). Hier wird das künstlerisch-geistige Phaenomen »Velazquez« in all seinen Bedingtheiten, Zusammenhängen, Auswirkungen farbenreich und in bleibender Geltung dargestellt: weiträumig und mit universaler Wissensbeherrschung, in berückender Erzählergabe. A. L. Mayer und Ludwig Justi haben mit Anmerkungen die letzten Forschungen hineingearbeitet, ohne an den Text dieses Standard works über die große spanische Kunst zu rühren, für das keine Empfehlung mehr nötig ist. Denn nur wer dies Werk durchgearbeitet hat, kann über spanische Kunst mitsprechen.

Die Künstler selbst haben stets den reinen Sinn dafür bewahrt, daß das Blut, die Natur des Schaffenden über sein Werk entscheidet. Man lese nur *Caspar David Friedrichs* »*Bekenntnisse*« in K. K. Eberleins guter, reich bebilderter Ausgabe (Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Friedrichs Werk mußte erst mit der Jahrhundertausstellung wieder entdeckt werden. Durch Eberleins Buch werden nun weiteste Kreise instandgesetzt, sich auch mit einer unserer außerordentlichen Künstlerpersönlichkeiten in aller Tiefe und Breite auseinanderzusetzen. Der wesenhafte deutsche Geist offenbart sich hier wie etwa in Feuerbachs »Vermächtnis« und diese Bekenntnisse sollten drum die gleiche Verbreitung wie Feuerbachs Buch erreichen.

Es ist ja eine häufige Erscheinung in Deutschland, daß Künstler erst lange nach ihrem Tode bei uns in ihrem vollen Werte erkannt werden. So erst kürzlich wieder der sächsische Maler *Ferdinand von Rayski*, dem *Otto Grautoff* in einer mit 85 Bildtafeln und 16 Textabbildungen reich geschmückten Biographie (G. Grote, Berlin) endlich ein würdiges Denkmal setzte. Rayski war der Porträtist des sächsischen Adels, der Maler der aristokratischen Lebensform; er lebte unter Jägern, Reitern, Soldaten, Diplomaten, Schloßherren, diese Umgebung gab den Stoff seiner Bilder her. Aber wie sind sie gemalt: mit einer künstlerischen Kultur und Delikatesse ohnegleichen und im malerischen Styl seiner Zeit (Rayski starb 1890, 84 Jahre alt) weit voraus; 1906 wurde er wieder entdeckt, aber erst jetzt konnte Grautoff die erste wissenschaftliche Arbeit über sein Leben und Schaffen mit Bilderkatalog herausbringen. Fortan wird man Rayskis Namen in keiner deutschen Kunstgeschichte mehr unterschlagen dürfen.

Ein jüngerer Zeitgenosse Rayskis, Hans v. Marées, der 1887 starb, ward zwar von seiner Gegenwart auch verkannt, ist seit J. Meier-Graefes großer Biographie aus dem Jahre 1909 aber so stark in das Bewußtsein der Kunstgeschichte wie des kunstliebenden deutschen Volkes eingeführt, daß man überall in Marées den Führer zu dem unserem Wesen entsprechenden malerischen Stil sieht. Darum begrüßt man nun auch jede weitere Marées-Publikation mit lebhafter Teilnahme. *J. Meier-Graefe* schenkt uns soeben »*den Zeichner Hans v. Marées*« (R. Piper & Co., München). Auf zweiunddreißig Lichtdrucktafeln, geführt von Meier-Graefes glänzender, vielleicht nur zu stark zum französischen Impressionismus hinneigender Einleitung, können wir nun den Riesenkampf des Künstlers zwischen seiner Sensibilität und seinem Stilwillen in den Rötel-, Schwarzweiß-, Tusche-, Bleistift-, Kreidezeichnungen mit Erschütterung beobachten. Welche Kompositionen, welche Reinheit und Größe der Erpfindung, welche Klassik, das heißt Harmonie der Schau! Uns ward hier eines der schönsten Werke, das deutsche Kunstgeschichte uns geben kann.

Wird man dies einmal auch von den reichen Publikationen sagen können, die heute lebenden Künstlern oft im Übermaß zuteil werden? Ein Verzeichnis der Illustrationen, Mappenwerke, Graphiken *Max Slevogts* (bei Bruno Cassirer, Berlin) mit einem Vorwort des Verlegers, mit Ausführungen Max J. Friedländers über Slevogts Cellini und neue Slevogt-Bücher oder Karl Schefflers über

Digitized by Google

Slevogt als Illustrator und mit Auszügen Emil Waldmanns aus dessen Slevogt-Buche wird jedem Kunstfreund voll berechtigt und willkommen erscheinen. Auch gegen die »*Berliner Geschichten und Bilder*« *Heinrich Zilles* mit 163 Bildern und einem Vorwort Max Liebermanns (bei Carl Reißner in Dresden) wird man keinen Einspruch erheben, wenngleich es sich bei diesem Illustrator mehr um eine kulturhistorische als künstlerische Angelegenheit handelt und die Tendenz eines George Groß vorbereitet wird. Auch *Hans Baluschecks* Werk, das *Friedrich Wendel* in einer bilderreichen Monographie (J. H. W. Dietz Nachf., Berlin) liebevoll behandelt, erwuchs aus gleicher sozialistischer Weltanschauung und Tendenz und ist von starker zeitgeschichtlicher Bedeutung, in seinen besten Arbeiten erhob aber auch dieser Künstler sich als Maler zu reiner Menschlichkeit und zu geistig klarer Gestaltung der Industrie- und Großstadtwelt. Das Mitleid ist das treibende Element seines bunt-illustrativen, erzählenden Schaffens. Das Lebenswerk all dieser Künstler hat bereits eine gewisse Abgeschlossenheit erreicht.

Anders steht es mit einer Reihe Bücher über lebende Künstler, die selbst noch in der Entwicklung sind. Diese Monographien können nur Diener für die Anerkenntnis und das Weiterwirken der Künstler sein, nicht aber endgültige Denkmäler darstellen. Sie müssen darum so angelegt sein, daß man sich auf jede Weise mit ihnen auseinandersetzen kann und muß. Sie dürfen nichts Diktatorisches und Abschließendes haben. Dieser Monographientypus scheint mir mit dem Buche, das *Curt Glaser, Julius Meier-Graefe, Wilhelm Fraenger* und *Wilhelm Hausenstein* über *Max Beckmann* (mit einer Radierung, 52 Lichtdrucken, 16 Textbildern bei R. Piper & Co., München) herausgebracht haben, vorbildlich verwirklicht zu sein. Schon daß sich hier mehrere namhafte Kunsthistoriker, deren besondere Liebe immer dem Gegenwartsschaffen gegolten hat, vereinigt haben, um Stellung zu einem nun schon über zwei Jahrzehnte hingedehnten malerischen und graphischen Werk, das in bester Reproduktionsmöglichkeit dargeboten wird, zu nehmen, ist trefflich. Denn nun wird dies ganz auf eine brutale, bis ins Letzte vorstoßende Wahrhaftigkeit gestellte Maleropus zu einem Spiegel der zeitgenössischen Kunst überhaupt und erscheint dadurch einerseits klar in seiner ganzen männlich-harten Selbständigkeit und Illusionslosigkeit, andererseits enthüllt es die ganze Leidenschaft des dämonischen Suchens der Kunst unserer Zeit geradezu symptomatisch, geradezu symbolisch. Beckmann ist ganz Visionär und ganz Expressionist seiner Visionen, er gibt darum nicht nur Formen und ein Spiel mit Formen, sondern Inhalt, Seeleninhalt, Bildinhalt, Wesensgehalt: sein Stoff ist der Mensch und die Wirklichkeit, seine Kraft grausame Wahrhaftigkeit bis zum Element des Grausamen. »Kind seiner Zeit sein. Naturalismus gegen das eigene Ich. Sachlichkeit den inneren Gesichten«, mit dieser Marschroute ist Beckmann heute zu einem der Künstler geworden, mit deren Werk man sich auseinandersetzen muß, will man die Mitte unserer Zeit erschauen.

Wie Beckmann gegenüber muß man auch *E. L. Kirchners* Anfänge mehr als zwei Jahrzehnte zurückverfolgen um zu erkennen, daß diese Art Kunst durchaus noch in der Wesenheit der Vorkriegszeit wurzelt und Vorauserleben des Kriegschaos ist. *W. Grohmann* hat in Arnolds graphischen Büchern (Verlag Ernst Arnold, Dresden) jetzt auf 100 Tafeln und mit zahlreichen Holzschnitten im Text eine solche Fülle von »*Kirchner-Zeichnungen*« zusammengebracht, daß nun eine Auseinandersetzung mit dem Schaffen dieses Künstlers in gründlicher Weise ermöglicht ist. Die Stoffe der Zeichnungen Kirchners stammen aus der Welt des Bohèmes, seltener aus Landschaften und Porträts, seit 1917 besonders aus der Welt der Bauern, bürgerlichen Menschen, Tiere und Landschaften. Das Wesen der Kirchnerschen Zeichnung ist Aktivität und Symbolhaftigkeit. Kirchner sagt selbst: die Form des Bildes wird zum Werkzeug im anderen Menschen, das zweite Bild an seiner Seele zu erzeugen auf Grund des ersten, dem der Maler all seine Kraft und Liebe gab. Kirchner sucht und sieht also hinter den Erscheinungen, über die er sich in tausenden von Zeichnungen Rechenschaft ablegt, das Urbild, er will hinter die Oberfläche des Lebens in das Wesen der Dinge eindringen und den Dingen ein neues Leben in den Symbolen seiner Darstellung geben. *Seiner* Darstellung: wie *er* sieht. Es bedarf darum ganz neuer, vorbehaltloser Augen, um Kirchners Zeichnungen zu erleben. Dazu ist Grohmanns umfangreiche Auswahl ausgezeichnet geschaffen.

Frans Masereel, der Belgier, lebt aus dem gleichen Kern heraus. Nur macht seine Holzschnittart in ihrer klaren Plastik und seine Phantasie in ihrer erzählerischen Gegenständlichkeit es leichter, das Sinnhafte zu erspüren. In 25 Holzschnitten gestaltet er »*die Passion des Menschen*« (Kurt Wolff, München), die Geschichte des vaterlosen Proletariers, der von Großstadt und Revolution ge-

Digitized by Google

opfert wird. *Arthur Holitscher* und *Stefan Zweig* haben sich zu einer Biographie »*Frans Masereel*« (mit 80 Abbildungen bei Axel Juncker, Berlin), zusammengetan, um Werden und Wesen dieses ganz sozial und kämpferisch eingestellten Künstlers mit Liebe und Idealismus zu vermitteln. Masereels weitere Entwicklung muß abgewartet werden, da aktuelles Zeiterleben noch nicht über den endgültigen Wert eines Schaffens entscheiden kann.

Mit einem bisher ganz unbekannten Künstler, von dem wir nur erfahren, daß er 1879 in Innsbruck geboren wurde, macht ein Buch des Brenner-Verlages in Innsbruck vertraut: *Erich Lechleitner* »*Bild- und Schnitzwerk*«. Meinem Gefühl nach handelt es sich hier um eine jener merkwürdigen und seltenen Entdeckungen, die die Kunst uns hin und wieder beschert: ein Künstler von hoher Durchgeistigung und Magie tritt uns nahe, dessen Religiosität und Beseeltheit, wenn die Farbe der Wirkung in den Schwarzweißreproduktionen entspricht, jeden ergreifen muß, der Innerlichkeit in sich trägt. Das Buch hat das Verdienst, den Blicken auf einen Abseitigen zu lenken, der doch ein Allseitiger ist.

Die neue Kunst braucht ja immer und immer wieder die Hilfe des Buchverlegers, des Schriftstellers, weil das Trägheitsgesetz gerade in der bildenden Kunst vom Publikum viel langsamer als in der Dichtung und Musik überwunden wird. Für die »*neue Malerei in Österreich*« stellt ein Maler selbst, *Anton Faistauer* (in einem stattlichen Bande mit 42 Bildtafeln im Amalthea-Verlag, Wien), Betrachtungen an, die sich kein Freund und Suchender auf diesem Gebiete entgehen lassen sollte. Faistauer behandelt Gustav Klimt, Egon Schiele, Franz Wiegele, Anton Kolig, Oskar Kokoscha und die Themata: Das österreichische Problem, Zeitgeist, der Expressionismus, Kunstwerden — Kunstwille, Tempo so unmittelbar aus seinem künstlerischen Empfinden heraus, daß dieser Appell gegen das Eindringen des Intellektualismus in die Malerei ernsteste Beachtung verdient. Faistauers Ruf, daß die Kunst wieder die Dienende am Weltgeist werden soll, kann nur Zustimmung erwecken. Eine Auseinandersetzung mit diesen Betrachtungen lohnt sich also in jedem Falle, selbst wenn man zum Widerspruch neigt.

Dazu wird man bisweilen auch bei einzelnen Bänden der von *Paul Joseph Cremers* (bei G. D. Baedeker in Essen) herausgegebenen »*Charakterbilder der neuen Kunst*« versucht sein, ohne daß dadurch das besondere Verdienst dieser Buchreihe angetastet werden könnte. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter vermitteln uns durch Text und reichste Abbildungen das Schaffen neuer Maler in so lebendiger Weise, daß wir wohl wünschten, die Sammlung hätte guten Erfolg, damit sie weiter ausgebaut werden könnte. Denn hier werden nicht nur oberflächliche Kostproben, sondern eben das Werk des Künstlers im weitesten Umfange geboten. *P. J. Cremers* behandelt »*Johannes Greferath*«, der heute schon die Fünfzig überschritten hat und aus seiner noch impressionistisch bestimmten Kunst neben der Schönheit sinnenhafter Heiterkeit reine Beseeltheit herausholte. *F. Adama van Scheltema* widmet seine Kraft *Josef Weiß*, dem Ekstatiker des germanischen Natur- und Göttermythus. *Hans Franck* stellt eines aus Handwerkerblut emporgewachsenen Westfalen, *Eberhard Viegeners* Werk in seiner ganzen Erd- und Heimatbesessenheit, in seiner christlichen Mystik vor. *Johannes Reichelt* wird warmherziger Anwalt *Josef Hegenbarths*, des heute vierzigjährigen Deutschböhmen, eines Bekenners und Gestalters inneren Erhobenseins. *August Hoff* hat sich schließlich *Thorn Prikker und der neueren Glasmalerei* zugewandt und ergänzt sein beachtenswertes Buch noch durch eine weitere große Publikation bei A. Bagel A. G. in Düsseldorf über »*Die religiöse Kunst Johann Thorn Prikkers*«, das auf 43 Tafeln ein umfangreiches Werk des ja längst anerkannten Meisters der Glasmalerei vermittelt. Wer diese Bände studiert, wird inne, daß die neue Kunst ganz vom Innern der Künstler her bestimmt wird. Jede formale, historische Ästhetik ist überwunden. Allein bestimmend ist das innere Leben und Erleben des Künstlers: ihm den adäquaten Ausdruck zu verschaffen, ist das Ziel. Damit ist die Kunst zu ihrer Wesensbestimmung heimgekehrt und ist weiterhin wieder Lebenselement, Spenderin des wahren Lebens an die Lebenden.

• • •

NOTIZ

In der Unterschrift zu dem Bilde auf Seite 242 wurde die Jahreszahl umgestellt, es muß nicht heißen 1912, sondern *1921*. — Bei dem Gedicht »Haus der Julia« Seite 278 beginnt die sechste Zeile von unten mit »Ja«, nicht mit »a«. —

H. M. E.

Verlag: Horen-Verlag, Berlin W 30 / Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57

Digitized by Google

DIE JUNIPERUSPRESSE

gegründet in den Graph. Werkstätten der Württ. Staatl. Kunstgewerbeschule, geleitet von deren Vorsteher F. H. Ernst Schneidler, und jetzt dem unterzeichneten Verlag angeschlossen, veröffentlicht als ersten Druck der Neuen Reihe

THE TRAGEDY OF HAMLET

BY WILLIAM SHAKESPEARE

Gesetzt und gedruckt in der Württ. Staatl. Kunstgewerbeschule im Cicero-Grad der «Deutsch-Römisch» von F. H. Ernst Schneidler. Auflage 225 Stück, davon 200 Stück mit den Nummern 1 bis 200 für den Handel. Das Papier ist handgeschöpftes Zanders-Bütten. In der Buchbinderei der Württ. Staatl. Kunstgewerbeschule wurden Nr. 1 bis 30 in Maroquin oder Pergament gebunden, Preis Rm. 150.– bzw. Rm. 125.–, Nr. 31 bis 80 in vorläufige Decke gehängt, Preis Rm. 80.–, Nr. 81 bis 200 nur gefalzt und mit einer Hülse versehen, Preis Rm. 75.– Näheres über die Neue Reihe der Juniperuspresse sowie mehrere Probeseiten aus dem «Hamlet» in unserem Programm-Prospekt, den jede Buchhandlung kostenlos besorgt.

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT IN STUTTGART

HORENVERLAG · BERLIN

In einmaliger Auflage von 550 numerierten Exemplaren erschien:

WALTER VON MOLO

FUGEN DES SEINS

MIT 8 RADIERUNGEN VON WILLI JAECKEL

In Ganzleder vom Dichter und Künstler signiert . . . . . Gm. 80.–
In Halbleder vom Dichter und Künstler signiert . . . . . Gm. 50.–
In Interimspappband vom Dichter und Künstler signiert . . . . . Gm. 30.–

ZERKALL-BÜTTEN

PAPIERE FÜR GRAPHIK UND PAPIER-AUSSTATTUNG

PAPIERFABRIK ZERKALL BEI DÜREN · RENKER & SÖHNE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YE 19824

696215
AP 30
H7
v.2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google